Literaturkommission für Westfalen – Reihe *Texte* Band 20



Gustav Sack
Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Walter Gödden und Steffen Stadthaus

AISTHESIS VERLAG

AV

VERÖFFENTLICHUNGEN DER LWL - LITERATURKOMMISSION FÜR WESTFALEN

BAND 47
REIHE *TEXTE* BAND 20

HERAUSGEGEBEN
VON DER LITERATURKOMMISSION FÜR WESTFALEN

Walter Gödden, Steffen Stadthaus (Hg.)
unter Mitarbeit von Nele Bargmann und
Christina Grams

Gustav Sack

Gesammelte Werke

AISTHESIS VERLAG
Bielefeld 2011

Abbildung auf dem Titelblatt: Porträtfoto Gustav Sack, München 1914; Gustav-Sack-Nachlass, Deutsches Literaturarchiv Marbach

Redaktion: Nele Bargmann, Christina Grams

Gefördert von der Nyland-Stiftung, Köln

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information: Die Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

LWL
Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Aisthesis-Verlag Bielefeld 2011
Postfach 10 04 27, D - 33504 Bielefeld
Gesamtherstellung: docupoint, Barleben
Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-89528-856-2
www.aisthesis.de

Inhalt

Romane

Ein verbummelter Student 11
Ein Namenloser 131
Paralyse. Romanfragment 239

Die drei Reiter (Gedichte)[1] 291
Widmung 292
Das Hopsassa 293
Frühling* 294
Im Englischen Garten 295
Der Traum 296
Das Moor 297
Der Schuß 298
Der Tote † 299
Vorbei! 300
Paralyse* † 301
Abend* † 302
Der faule Mucker 303
Puerilia* † 304
Vorfrühling 305
Julitag 306
Der Föhn 307
Der Herbst* † 308
Ekstase* † 309
An der Reuß 310
An einen Wacholderbaum 311
Heidebild † 312
Herbst 313
Von Gottes Gnaden I* / Von Gottes Gnaden II* 314
Der Schriftsteller* (†) 315
Der Dichter* 316
Das Genie* 317
Politik* 318

[1] In den Gesammelten Werken 1920 führt Paula Sack an: „Die mit † versehenen Gedichte sind Umarbeitungen früher Jugendgedichte. Die mit * versehenen Gedichte waren von Sack zurückgestellt worden; ich fügte sie, an mir sinngemäß scheinender Stelle, wieder ein."

Litteraten* 319
Bekenntnis* 320
Autumnale † 321
Quark 322
Bagatelle* 323
À la Byron 324
Die drei Reiter 325
Der Sternenteckel 326
Die Maske 327
Der Stein 328
Die Zeit 329
Die Seifenblase 330
Die Sprache 331
Das Leben I / Das Leben II 332
Gott 333
Die Welt 334
Die Sterne 335
Der Tod 336
Mystika 337
Okkulta † 338
Der Tag 339
Die Drossel 340
Die Nacht 341
Die Uhren 342
Der Mondbrunnen 343
Die reine Seele 344
Einsam* 345
Der Tempel 346
Der Prolet 347
Der Morgen 348
Die Klage 349
Das Zauberlied 350
Umsonst 351
Der Findlingsblock † 352
Genug! 353
Am Strand 354
Blauer Himmel 355
Liebe 356
Serenade 357

Frühlingsmorgen 358
Der Schrei 359
Wache Nächte* 360
Auf einem Giftbecher 361
Der Speer 362
AMOR FATI* 363
Der Rubin 364
Das Opfer 365
Der Federkiel 366
Die Flamme 367
PRO DOMO* 368
Der Flötenbläser 369
Nach dem Regen 370
Auf den Weg* 371

Prometheus* † 373

Der Refraktär – Schauspiel 383

Der Rubin (Zwölf Novellen) 451
Der Rubin 452
Die gerade Linie 456
Einsamkeit 460
Großmut 464
Die Flucht 467
Die Dirne 471
Der Teufelszwirn 474
Schummin 478
Das Duell 481
Capriccio 486
Im Gebirge 490
Im Heu 495

Aus dem Tagebuch eines Refraktärs und andere Novellen 501
Aus dem Tagebuch eines Refraktärs 502
Der Flieger 509
Lerchen 511
Eva 515
Der Stromer 520

Hinter der Front 524
Der Igelrücken 527
Der stille Gast 531
Ein Begräbnis 534

Essays und Kritiken 539
Zur Würdigung d. Kunst. Hans W. Fischer 540
Etwas mehr Philosophie 555
Kitsch 557
VIR DOCTISSIMUS 558
Der Zynismus unserer Jüngsten 561
Moderne Mystik 564
Aus Schwabing 568
Denkende Tiere 572
„Das goldene Münchener Herz" 576
Ein Traum nach Mauthner und Karl Ernst von Baer 579

In Ketten durch Rumänien – Andeutungen 585

Anhang 593
Zur vorliegenden Edition und zur Textgestalt (Walter Gödden) 594
Gustav Sack – enfant terrible und Mythos der Moderne. Eine biographische Skizze (Steffen Stadthaus) 603
Dokumente 641

Ein verbummelter Student

(1910 - 13, 1916)

Der Lichtenhagen

In einem flachen Kessel am Niederrhein liegt zwischen waldigen und heidigen Höhen ein Dorf, dessen Signum ein kurzer klobiger Backsteinkirchturm ist und dessen Hauptstraße kurz und gut die Mittelstraße heißt, und die wird zu beiden Seiten begleitet von der Kaffeestraße und Kirchstraße und ist mit ihnen verbunden durch mehrere Sträßlein, deren offizielle Namen man nur in dem heimatkundlichen Unterricht der Schule hört; später vergißt man sie und bezeichnet die Sträßlein nach irgendeinem irgendwie hervorstechenden Anwohner.

Die Bewohner aber neigen ein wenig zum Kretinismus und haben insbesondere vor ihren Nachbarn einen eigentümlichen hämischen und bissigen Witz voraus – sonst leben sie wie diese in den Tag und wissen nichts von der transzendenten Idealität der Zeit, der Verneinung des Willens, dem Pathos der Distanz und wären so glücklich wie ihr Vieh, wenn sie eben nicht den hämischen Witz hätten und so eingefleischte Ebenbilder ihres Gottes wären.

In diesem Dorfe ging gerade der Küster zur Kirche, um das Abendläuten zu besorgen, als ihm Erich Schmidt begegnete, der seinen Abendspaziergang begann. „Erich Schmidt", das hieß für seine Mitbürger soviel wie ein älterer Student, der sich nach seiner, höchst wahrscheinlich doch lustigen, Studienzeit bei seinen Eltern aufhielt, wie er sagte, um sich für sein Examen vorzubereiten, – es war aber schwer an ihn heranzukommen, und deshalb war er ihnen nur ein dankbares Objekt für ihren schiefmäuligen Witz.

Sein Gang war hastig und unruhig, besonders wenn es seinem Abendspaziergang galt: denn der begann erst draußen mit dem „Tiefen Weg", und er mußte zusehen, schnell aus dem Drückenden, Engen, Warmen, Hämischen, Vorwurfsvollen und Ungefälligen – daß er aus alle dem herauskam.

Der Tiefe Weg nimmt seinen Anfang gegenüber der letzten Wirtschaft des Dorfes, führt mit einer flechten- und moosgeschmückten Steinbrücke über den Mühlenbach, geht dann unter alten Roßkastanien, die vor einiger Zeit ihre weißen gelb und purpurn gefleckten Blütenblätter zur Erde gekrümelt haben, den Teich entlang und verliert sich durch Gärten und Felder im Wald.

Es war den Tag über drückend warm gewesen: die Schulen hatten geschlossen und die badenden Jungen zertraten das hohe Gras, die Frauen setzten für die Feldarbeit ihre ungefügen weißen Hauben auf und die Imker hatten volle Arbeit mit dem Einfangen der Schwärme, da ein Hochzeitsflug den anderen drängte – und jetzt hing es blauschwarz im Osten. Doch Erich

zählte eine geraume Zeit, ehe der Donner bei ihm war, oft blieb er noch aus, und es kam als einziger Bote der rasche bleiche Blitz.

Das Gewitter ist noch weit; und wenn auch, mag's mich übereilen – denn weswegen soll der Blitz, wenn er einmal einen Baum treffen muß, gerade den treffen, unter dem ich mich befinde? Und wenn auch – was geht's mich an.

So ging er seinen Weg; am Teich entlang, wo er bemerkte, daß die Kaulquappen am ganzen Ufer eine bestimmte Tiefe bevorzugten und sich derart wie ein zitterndes schwarzes Band dahinschlängelten, an den Gärten vorbei, wo wieder Dornhecken zerstört und ersetzt waren durch starrende Drahtzäune, zwischen den süßlich duftenden Kornfeldern hindurch und kam dann in den Lichtenhagen.

Dieses Wort begreift den ganzen Buschkomplex, der sich nordwärts von dem Gärten- und Felderring eine Wegstunde breit bis zum Königlichen Wald hinzieht. Es liegt dort leichter Boden, Sand über Lehm, und außer Streu und Lehm und Brennholz ist wenig zu holen; so holt man dies und läßt das Andere liegen und wachsen wie es will.

Hier hatten einmal Jungen einen kleinen Waldbrand entfacht – man kümmerte sich nicht um den Nachwuchs und ließ die Birken und Heidelbeeren sprießen; hier war vor Zeiten Lehm gegraben – nun wucherten in den ausgewühlten Löchern die Rohrkolben und quakten die Grünröcke und nebenan, umrahmt von Ginster und Brombeergestrüpp, lag ein Acker mit kärglichem Hafer; auf der anderen Seite, verborgen hinter Haseln und Adlerfarn, schlief eine Wiese und neben ihr kämpfte eine andere um ihr Leben gegen Binsen und Glockenheiden; hier in der flachen Mulde eines Heidestücks, deren Rand düstere Wacholder und Stechpalmen bestanden, lebten Wollgräser und halbmeterdicke Polytrichumpolster und in den trügerischen schwarzen Lachen trieb der Wasserschlauch und hob seine bleichgelben Blüten in die Sonne; und dann wieder weitausladende Kiefern und weiße Birken, Buchen und blitzgetroffene wipfeldürre Eichen – und das Alles wuchs, wie's ihm gefiel; wurde ein Buschstück gefällt oder eine Wiese nicht mehr gepflegt, so konnte die Natur dort selber bauen. Und der Hauptweg war sandig, bald lehmig oder torfig, bei schlechtem Wetter kaum zu gehen.

Da lag zu linker Hand ein junger Eichenbusch abgeholzt am Boden, armdick die Stämme und die jungen Blätter zerknittert und grau; aber zwischen ihnen wucherte der gelbe Wachtelweizen so üppig wie nie in den vorigen Jahren.

Euch, die ihr wachsen wolltet wie für eine kleine Ewigkeit, fällt unsere Unvernunft wie ein Schlag – aber unter euch das schmarotzende Kräutervolk

kommt und kommt wieder und wird nicht schwinden trotz Streuhacke und Spaten. Aber weswegen umhüllt das Wort Schmarotzer ein peinliches Gefühl? Ist es begründet in dem Ahnen oder gar in dem absoluten Wissen von einer Ordnung der Dinge nach Gut und Böse, oder in unserem rücksichtslosen Selbsterhaltungstrieb? –

Er steckte die Pflanzen, die er mit dem Stock ausgegraben und die mit einigen Gräsern verwachsen waren, zu sich, bückte sich zu einer Blume nieder und schaute ihr in die Augen und ging mit ärgerlichen Schritten wieder fort.

Ob nicht bald der blaue Enzian blühen wird? Dort im feuchten Gras unter der Eiche ist sein Ort, die Jägereiche nennt man sie. – Wie eine Blume und ein Baum so seinen Namen hat – und diese Namen sind unsere Welt. Wirklich diese Namen? Oder die Dinge, die uns diese Namen aufzwingen? –

Da prallte ihm plötzlich ein süßer Duft entgegen: ein wildes Geißblatt hatte einen Haselstrauch überwuchert und sandte in den schwülen Abend seinen lockenden Duft; Käfer und Nachtfalter umschwärmten seine fahlen Blüten. – Da schlug dem Einsamen eine heiße Blutwelle ins Gesicht, und eilends drang er vom Wege ab in den tieferen Wald.

Der hohe Farn streifte seine Brust, die Peitschenzweige des gleißend gelben Ginsters schlugen ihm ins Gesicht, ein Kuckuck stieß seltsam laut und sich überstürzend seinen Ruf aus und zwischen den Salweiden und Dornen rief eine Drossel ihr lärmendes Warnsignal, ein Häher trug es kreischend weiter – fort ging es durch Birken und Krüppelkiefern, Sumpflachen und Heidekraut, bis er sich erschöpft auf einen modrigen Baumstumpf warf, und blitzschnelle Vorstellungen, schimmernd aufsteigende Erinnerungen breiteten ihren charakteristischen aufregenden Duft um ihn – –.

Aber die Ruhe des Ortes, die weite Schonung, die sich vor ihm bis zum Hochwald ausdehnte und einen kühlen Luftzug aufkommen ließ, das spielende Betrachten rotköpfiger Becherflechten, die dem Baumstumpf entwuchsen, all das begann löschend und begütigend auf ihn zu wirken – aber da fuhr ein Rauschen durch den Wald, blendete ihn ein Blitz und brach krachend neben ihm ein Donner ein –:

Oh! nun fliegt wieder des Sturmes lose Braut dahin! In Fetzen stiebt ihr Schleier und wird zu wüsten, nachsausenden Gestalten, zu feurigen Schimmeln, die leuchten in den Blitzen wie Silber und Gold – nun flattere ich in ihren Haaren – es reißt mich hin – fort – fort! Eingewiegt im Sturmwind – weit – weit und hoch!

Es war Morgen, als Erich in sein Dorf zurückkehrte. Arbeiter, Bauernsöhne und Handwerker, die ihr kleines Gut vertrunken und verspielt hatten und jetzt in den Gruben des naheliegenden Industriebezirks ihr Brot verdienten, begegneten ihm auf ihrem Weg zum Bahnhof, sahen ihm nach und machten ihre Glossen über ihn, wie er beschmutzt und durchnäßt daherging. – Der will die Nacht über im Wald gewesen sein? Betrunken hat er im Graben gelegen, kopfüber ist er beim Fenstersteigen in den Mist gefallen!

Aber er ging auf sein Zimmer, kleidete sich um und lehnte sich in das Fenster, blaue Tabakwolken in den Morgen blasend.

Erich führte seit einiger Zeit über seine Stimmungen und mancherlei ihn quälende Fragen eine Art von Tagebuch – wie er sich vor sich selber entschuldigte, nur zu dem Zwecke, diese an sich vagen Zustände und Gefühle unter dem Zwange, sie in feste Worte, Sätze und Verbindungen zu pressen, einfacher, begreiflicher und eindringlicher zu machen. Nun war ihm nach den Erregungen der Nacht und mit dem erfrischend kühlen Morgen ein Besinnen auf sich selbst gekommen, das, so leicht und froh wie es zuerst war, nur sein Verhältnis zu den Dingen betrachtend und dieses rätselhafte-interessante genießend, bei der bald eintretenden Ermüdung und der Unbehaglichkeit der durchnäßten und beschmutzten Kleidung immer persönlicher, kritischer und mißmutiger wurde.

Da fühle ich wieder den Draht, der mich mitspielen heißt in diesem Marionettentanz des Lebens; soeben in reiner Anschauung über den Dingen schwebend, von mir und dem drängenden Willen befreit – und jetzt ein armer Teufel, rettungslos in die Zwickmühle geklemmt von Leben-Müssen und Nicht-mehr-leben-Mögen, von Lust am Wissen und dem Wissen von dem Nicht-wissen-Können, von – haha! von Examensangst und Philosophasterdünkel –! –

Und als er, nur für eine kurze Dauer erfrischt durch den Tabaksgenuß und das Bild des erwachenden Tages, schnell wieder verstimmt durch den beginnenden Tageslärm, das hungrige Brüllen der Kühe, das patzige Krähen der Hähne, das Rasseln der Wagen und vermaledeite Knallen der Peitschen – vom Fenster zurücktrat, überfiel es ihn wieder mit aller Macht: Da setzte er sich vor den Tisch, wo auf einer kleinen zierlich gestickten Decke Petrefakten lagen und ein Stein drüben aus der Heide über und über geschmückt mit hervorgeschossenen Kieselkristallen, – und schrieb:

Sie nennen mich, ich weiß es wohl, den verbummelten Studenten, und blicken mit mühsam verhehlter Schadenfreude auf mich und meinen Vater. Daß ich sie wegen dieser spezifischen Primateneigenschaft niedriger schätze als meine verstorbene Katze, ist meine Quittung hierauf. Aber mit ihrem

verbummelten Studenten haben sie insofern recht, als mein STUDERE, meine Willenskraft – zwar nicht durch ein überlustiges Leben, wie sie sich zu glauben zwingen – verbummelt, zersplittert, gehemmt und unselig gestört ist; als ich unfähig bin zu akademisch nüchterner, schematischer und absichtlich begrenzter, einseitiger Bearbeitung meiner Wissenschaften; Analogien, Beziehungen, Verbindungen und Zweifel zeigen sich mir überall und reißen mich über die Schranken des Schemas fort.

Zwar macht es mir wenig Sorge, wenn mich ein Leitfossil aus der Geographie hinüberzieht zur Zoologie, zu Entwicklungstheorien und damit zu denen unserer Begriffe, und wieder ein Bodenbakterium zur Chemie und weiter zur eigentlichen Physik – und damit wieder zur Philosophie: mir ist es eben Ernst mit meiner – Wissenschaft.

Aber das ist schon trauriger, wenn die jahrelang mir aufgezwungene Betrachtungsweise – oder was sonst? – bewirkt hat, daß es mir nicht möglich ist, diese Tatsachen, die mir zwar ihre Verbindungen und Beziehungen unaufhörlich aufdrängen, als einen gemeinsamen Erfahrungskomplex zusammenzufassen und einer philosophischen Ansicht unterzuordnen: denn darauf läuft doch alle Wissenschaft hinaus! – daß so meine Feierabendstunden, in denen ich das philosophische Resultat einer wochen- und monatelangen Arbeit ziehen wollte und deren anspornende Wirkung ich mir so freudig ausgemalt hatte, zu Qual- und Nötestunden wurden;– daß ich schließlich verzweifelt alles über den Haufen warf, bis in mir eine klägliche Leere war und ich mein Leben hypochondrisch ausfüllte mit Journalelesen und Rauchen, Schlaf und Trank und tagelangem trüben in die Wolken Sehen. Dadurch ist mir die Freude zur steten Arbeit genommen; ohne einen mich befriedigenden Abschluß zu erreichen, werden meine Kräfte lahmer und widerspenstiger von Tag zu Tag. Dadurch – und das ist das Böseste – konnten jene Gedanken zu mir kommen und haben sich bei mir eingenistet: alles Wissen sei kein Wissen, sei nur ein zu wissen Glauben.

Lerne ich, um am Ende zu bekennen, all mein Wissen ist nur Glaube, ist nur ein auf geglaubten Grundgesetzen, der absoluten Wahrheit unserer Denkformen, aufgetürmter Begriffebau? Der in absoluter Hinsicht keinen Pfifferling Wert hat? Um mir gegen mein Wissen Brot, Bier und eine Gans zu kaufen – erklettere ich deswegen diesen gläsernen Bau? Arbeite ich, um mit Hilfe jenes Glaubens, jener Lüge mein Leben fristen zu können – das Leben, das ich doch habe, ohne es gewollt zu haben?

Und doch sagt mir eine drängende Stimme, daß es irgendwie und irgendwo ein abschließendes Wissen, eine adäquate Wahrheit gibt –: so war eben der Weg, den ich einschlug, sie zu erreichen, für mich der falsche, und

darum suche ich mir einen neuen Weg, darum will ich von heute an diese wissenschaftliche Bummelbahn, dieses Springen von einem zum andern, weitergehen, ausgesprochener und unbekümmerter als der krasseste Fuchs – mein Geist drängt darnach, er wird schon wissen weshalb. Darum will ich ihn ohne Aufsicht meines wurmstichigen Willens irrlichtern und tauchen lassen wohin und wie seicht oder tief er mag; darum will ich ihn von jenem für andere vielleicht lobenswert praktischen, aber für mich unangenehm spanischen Stiefel befreien und ihn schauen und walten lassen wie er will. Nur die eine Regel soll er nicht ganz aus dem Auge verlieren, alles was er zu sich zieht, mit Ernst zu umfassen, nicht dem mystifizierenden Kirchen- oder Katheder- oder gar dem kuhäugigen Philisterernst, sondern dem stets wachen Gefühl, daß auch das Geringste ein Ausfluß des Urdings, Urgrunds ist, aus dem auch er geflossen, daß das anscheinend Einfachste und Alltäglichste das Würdigste und Bedeutendste ist, da es die Lösung des Rätsels in sich verborgen hält.

Aber nun möchte ich wissen: wie kommt es, daß ich zu dieser paradoxen Selbsthilfe greifen und meinen Intellekt, den ich vergeblich bemüht war durch meinen Willen zu lenken, nun ganz von ihm befreien muß, damit er wieder kräftig und seiner froh wird? Mein Wille ist zu schwach, gewiß; aber wann, wie ist er schwach geworden?

Ist er, ehe er vollkräftig war, geknickt? Daß ich den Kränkling nun zu ewigem Feiertag frei lassen muß?

Ich habe nicht mehr oder weniger als jeder meines Alters und Standes dem Trunk und den Straßenfreuden der Liebe gehuldigt: und die Andern schreiten fort und erwerben sich Amt und Stand, während ich am Wege liege und träume; waren sie stark und robust und habe ich da, empfindsamer als sie, den Knacks bekommen?

Empfindsamer? So ist er als schwaches, morbides Kind geboren, während sein Bruder gesund und leicht ins Leben flatterte? Neige ich, weil es mir angeboren ist, dazu, die Dinge zu betrachten nicht nach dem, was sie mir nützen, sondern nach dem, was sie sind?

Aber es führt zu nichts, einen Fehler als ererbt zu erkennen und ihn bei der Voraussetzung der Unveränderlichkeit des Charakters auf sich beruhen zu lassen.

So gilt es, den Punkt zu suchen, wo und wie und wann ich den Knacks bekommen habe, auf daß ich nicht wie die angeschossene Wildente untertauche und im Schlamm mich festbeiße, um im Dunklen zu sterben, sondern meine Wunde am hellen Tageslicht betrachte und auf Heilung sinne.

Und zu diesem allen trage ich noch ein seltsames Instrumentenmöbel durch mein Leben huckepack, ein Wort, mit der ganzen es umgebenden Hülle des Gefühls, eine immer wache melodische Selbsttäuschung über meine kurze überstürzte Arbeitswut und mein langes, leeres und lässiges Nichts, ein immer bereites fades Objekt für sentimentale Reimereien –: Sehnsucht nennt sich dieses Möbel. Wonach? Wozu! Sehnsucht! Arme Ausbreiten und in die Wolken Träumen!

Doch nun frage ich: wo habe ich sie mir aufgeladen und warum? – Vielleicht damals, als ich den Knacks bekam, habe ich sie mir da als Rezept verschrieben, um nur noch leben, nur noch vegetieren zu können? Mir gar von Poetastern und Schwätzern aufhalsen lassen? das Rezept: Du bist berufen, eine hohe blaue Sehnsucht zu tragen, eine Sehnsucht, die aber ach! nicht erfüllt werden wird, die nicht erfüllt werden kann!

Oder habe ich auch die als Zugabe auf den Lebensweg bekommen? – –

Aber sollte nicht gerade mein leidiger Wille, da doch sein Bruder ungerührt und uninteressiert über den Dingen flattert, in diesem flatternden Drängen und Sehnen verborgen sein? Sollte er nicht so, einmal nicht geschaffen, der Welt als Räuber gegenüberzustehen, mich treiben, die Dinge nach ihrem Sein und Leiden zu betrachten? Auf daß ich mich in Allem wiederfinde? Auf daß ich ihn durch Verneinung von der ewigen Leidenskette zum Nirwana erlöse, der Ruhe, dem Nichts, wo die Winde stille sind –? Sollte dies die blaue Sehnsucht sein?

Haha! Der verbummelte Student als buddhistischer Philosoph! Nur schade, daß er nicht glaubt, was er schwadroniert und – leben möchte!

Ich will baden gehen.

Die Lippe

Den Weg zur Lippe, die von hier aus noch einige Stunden sich durch sandige Ufer windet, bis sie sich in den Rhein ergießt, ging Erich mehrere Male des Tags; und darum sinnierte er sich dann jedesmal einen kleinen Roman zurecht, wie er es auf alten und bekannten Wegen pflegte; es handelte sich da meistens um eine Privatdozentenstellung nebst einer anhängenden blonden Grafen- oder exotischen Fürstentochter.

Und nach dem Bade streckte er sich nackt ins Gras und ließ stundenlang die steile Mittagssonne auf sich nieder brennen –.

Als ich Junge war und auf Vaters Armen das Schwimmen lernte, ließ er mich untertauchen und das etwas salzige Wasser schmecken –: Sieh, so, aber

viel stärker schmeckt das Meer. – Dann streiften wir über die Wiesen, benannten Blumen und sprangen über Bäche und sahen das Wasserhuhn auf dem sandigen Grund unter den Wellen laufen. Im Dorf aber beim Schummerlicht erzählte ich den Nachbarjungen, wie gewaltig tief die Lippe sei und wie dort schwarze Vögel, groß wie ein Strauß, gleich Fischen unter dem Wasser schwimmen, und die rufen so, gerade als wenn ein kleines Kind ertrinkt. – Doch wenn die Fledermäuse kamen und die Glühwürmer tanzten, wurden wir unter dem Wagen, wo wir hockten und erzählten, hervorgeholt und zu Bett gebracht. Dann kam das Gute Nacht, das wohlige Sich-Gruseln und Verstecken-Spielen in den Kissen und dann das Gebet: Da war ein Kaninchen krank geworden – Lieber Gott, laß es wieder gesund werden – ein kleiner Eichbaum gepflanzt – Lieber Gott, laß ihn anwachsen – war ein Feuerchen angezündet, und das wird morgen geklatscht – Lieber Gott, laß mich keine Prügel kriegen.

Da gedachte er – und reckte sich eitel-behaglich in der bratenden Sonne – wie er bei solcher Gelegenheit auf die Frage: Willst du es nicht wieder tun? – nach einigem Überlegen mit Ja! geantwortet hatte, da er sich sagen mußte: Ja, ich will es nicht wieder tun – ist richtiger als die doppelte Negation: Nein, ich will es nicht wieder tun. Die Belohnung für diese erste Probe logischen Gefühls war nicht ausgeblieben. –

Und da mir gesagt war, Amen bedeute soviel wie: Ja, ja, es soll also geschehen – so hängte ich an mein zierliches Gebet einen ungeheuren Amenschwanz; hunderte Male leierte ich das Zauberwort her und zählte es an den Fingern ab –: wenn ich mir soviel Mühe gebe, kannst du mir auch helfen! –

Doch dieses trauliche Bittverhältnis nahm bald ein Ende; er merkte schnell, daß sein Gebet wenig fruchte, im Gegenteil, hatte er im Hinblick auf ein gefährliches Vergnügen heftiger als sonst um Sicherheit gebeten und ging dann umso sorgloser zu Werke – Feuermachen, auf die Bäume-Klettern, Eisschollen- und Nachenfahren auf dem Teich, so traf ihn desto sicherer das Verhängnis; dazu die Belehrung älterer Kameraden, der unverständliche Katechismusunterricht mit Auswendig-Lernen, Prügel und Nachsitzen, wenn die Andern sich draußen tummelten: Das störte bald dieses Verhältnis, das nur auf Bitten und berechtigten Erwartungen beruhte. – Seinen letzten Stoß erhielt es mit dem Tod eines kleinen Mädchens. Noch einmal hatte er während ihrer kurzen Krankheit alle seine Gebetsmacht aufgerufen, hatte sein Amen! so dringlich und unzählig hergeschrien, bis der mitleidige Schlaf ihn in die Arme nahm – aber die Kleine, Zarte starb, still und schön wie ihr kurzes Leben –.

Da streifte ich mir die schwarze Trauerbinde vom Arm und band sie vor die Augen, daß dem kleinen umherstapfenden Jungen die ganze Welt schwarz erschien; des Nachts suchte ich zwischen den Sternen, ob ich nicht doch ihr Veilchenauge fände, des Tages aber sammelte ich Primeln und Hainanemonen – das waren ihre Lieblingsblumen, und legte sie auf ihr kleines Grab. –

Dann brachte die unheimlich losplatzende Liebeszeit Nöte über Nöte. Und da fielen die schimpfenden Worte eines bornierten Pfaffen, der ihn zur Konfirmation vorbereitete und für sein Geld etwas leisten wollte, auf geeigneten Boden; der wetterte von Sünde und ewiger Höllenpein, daß der Scheublickende, Ratlose sich ansah wie ein ganzes Nest von Sünden. Und hatte er so kein Vertrauen und keine Ehrfurcht, geschweige denn Liebe für den wieder aufgetauchten Gott, so doch vernichtende Furcht. – Da fielen ihm die Edda und seltsamer Weise die Dichtungen Shelleys in die Hände; die vertrieben den eifernden Judengott und setzten den Verschüchterten wieder mitten in die Natur.

Da hatte ich auf einer hohen Stange, um die ich eine Türkische Bohne hatte ranken lassen, meine Wetterfahne stehen –: das war eine Schwanenfeder, die auf der dornigen Astspitze einer Schlehe spielte; auf der Ligusterhecke, in der die Wetter-Bohnen-Stange ihren Halt hatte, hockte mein Kompaß –: den hatte ich gebaut aus einer mit Wasser gefüllten Lippmuschelschale, in der auf Holundermark eine magnetisierte Nadel schwamm; daneben ein hygroskopischer Fichtenzapfen und am Fenster das Thermometer waren meine übrigen meteorologischen Instrumente, – aber es waren seltsame Instrumente: um ihre Aufzeichnungen kümmerte ich mich wenig, ihr einfaches Dasein, von mir geschaffen und zusammengestellt und nun lebend in der freien Natur, bei Tag und Nacht, Regen und Sonnenschein – genügte mir. Sie bildeten für mich die Verbindung, den Kontakt mit dem Innersten der Natur – dem Innersten? Haha! dem Innersten der Natur!

Aber als ich Gott Valet gesagt und dem Engländer die Hand gereicht hatte, lebte ich, wenn ich des Morgens zur Bahn ging, um nach der naheliegenden Gymnasialstadt zu fahren, es mit seltsam lyrischem Stolz nach, wie der Sonnenaufgangsäther die rosa Schäfchenwölkchen umarmte, ehe er sie trank, sah in düster seliger Melancholie den Sturm der Raben Scharen wiegen und hörte ihn an den Telegraphendrähten seine Klagelieder pfeifen. Und die Edda bevölkerte meine Welt mit Riesen aus Frost und Reif und dem einäugigen Windegott, wie er neun Tage an der Esche hängt und aus Mimes Quell dicke Weisheit schlürft.

Aber je tiefer ich mich in diese Gestalten flüchtete, je vertrauter mir das Rauschen eines einsamen Wacholders wurde und je bedeutsamer die schwüle Stille des Mittags, wo die Kornweibchen über den wogenden Roggenfeldern geistern, desto tiefsinniger zugleich, rätselhafter und einem innigen Erfassen widerstrebender wurde das, was mich da umgab. Und da kam es, daß ich eines Tages neugierig in einen Garten trat voll hoher Pappeln: doch was Spinoza mir zu Einem Großen einte, zerschlug Schopenhauer mit einem Hieb: ich und das Ding da draußen, das ich doch erraten wollte, ich und das Ding in mir, das ich doch fassen wollte: und da bekam ich ein Wort, ein wüstes wildes drängendes Wort – und so war es denn wieder nichts weiter als der in ein Wort verkleidete hinterweltliche Finstergott und der Junge, der mit seinen schwachen Kräften gegen ihn loszieht.

So warf ich das Große Eine, das ich ersehnte und wofür ich nun die Formel gefunden, und die ewige Zweiheit, die ich fürchtete, deren Formel ich aber nicht widerlegen konnte, zusammen und begnügte mich mit Schlagworten, die ich nur zum Teil verstand.

Aber was mir so an Verständnis abging, ersetzte sich reichlich durch Gefühl. Ich wußte und fühlte mich glücklich darüber, daß ich mit meinem AMOR DEI, meiner SUBSTANTIA COGITANS ET EXTENSA oder meiner Erlösung des Willens durch den Intellekt, meiner Interesselosen Anschauung, meiner Welt als moralisches Problem irgend etwas Tiefes aussagte und jedenfalls den Dingen näher stand als meine Mitschüler und Lehrer, wenn sie mit donnerndem Pathos „die Worte des Glaubens" hinwarfen und nicht ahnten, was sie sagten und, wußten sie es, zu feige waren, aus ihrem Wissen die Konsequenzen zu ziehen. Sie fühlten, wie ich sie kannte und verachtete, und dankten mir mit Spott und gemeinem Hohn.

Und dann war ich eines Morgens Student, war Fuchs und stand unter der kalten Ernüchterungsdusche: Schau, Leibfuchs, jetzt kommt das Leben, Mädel, Schläger- und Gläserklang! Und in den Ferien: bald nächtlicher Wanderer im Wald, bald Sternengucker; bald Mikroskopiker, bald trübsinniger Träumer am Bach – – semester-, jahrelang. – Da tauchte das Wort Sehnsucht auf – es hing so in der Luft, da holte ich es herunter. Und dann? Wo vorher die Sehnsucht gehangen, hing nun das Examensgespenst, wurde größer und größer und hüllte sich in die absonderlichsten Masken. –

Und jetzt liege ich hier und bin ein verbummelter Student. Und suche mir zu helfen, indem ich mich mit klarer Absicht und hellstem Bewußtsein auf dieser Bummelbahn des flüchtigen Naschens fortrollen lasse. Soll denn das Unergründliche, das mich in das bewußte Dasein geworfen, nur sein Spielzeug an mir haben wollen? Ein interessantes Experiment mit mir anstel-

len wollen, was aus solchem Konglomerat aus haltlosem Willen und überwacher Anschauung, hineingestoßen in das rastlos und erbarmungslos rollende Rad des Lebens, wird – um es dann, wenn es zerschellt, in die Rumpelkammer der mißratenen Existenzen zu werfen? Hm, auch mich interessiert's.

Ja, lieber Strom, das ist derselbe Knirps, den du vor zwanzig Jahren das Schwimmen gelehrt – ein wenig größer geworden, ein wenig dummer, ein wenig klüger, ein wenig braun gebrannt, ein wenig zerhauen – – Wie die Sonne brennt! Als ich am Lubminer Strand oben in Pommern lag, zog sie mir die Haut in Fetzen vom Leibe – ah! da war Leben.

Sollte vielleicht das, was ich meine blaue Sehnsucht nenne, die versteckte Wut nach lautem Leben sein? Soll erst dann meine Willenskraft aufwachen, wenn ihm etwas Gewaltiges entgegentritt und nicht dieser elende Mikrokrimskrams von Bücherstaub und Tiftelei – Kampf und Krieg, ein lohendes Glück, ein mich niederschmetterndes, buchstäblich mich mit Füßen tretendes Leid – brausendes riesenfäustiges Leben?

Sehnsucht nach dem Leben? Eine vermaledeite Sehnsucht – schmeiß sie fort! –

Es war spät am Nachmittag, als Erich müde und wie betäubt von der brennenden Sonne zu Hause ankam.

Als es Abend ward, blätterte er in seinem verehrten Byron und las das süße Märchen von dem griechischen Inselkind Haidie. –

Und als er am nächsten Tag vom Bade heimkehrte, ging er auf sein Zimmer und schrieb:

Die Kieselkristalle blinzeln und glitzern mich an – bald fern und still wie ein Stern, bald wie neckische Geister. Über ihnen breitet ein Sauerklee, die hohe, ästige, an Gartenhecken häufige Form, seine Blätter; flach ausgebreitet am Tage, dicht zusammengefaltet in der Nacht – wie liegt in diesen bescheidenen Bewegungen das ganze Rätsel des Lebens!

Man nennt und gruppiert sie unter dem Namen Schlafbewegungen, nyktitropische, und reiht sie unter die durch äußere Reize hervorgerufenen Variationsbewegungen. Das sagt mir nichts: so habe ich Schnitte durch die Blattpolster gemacht und sie unter dem Mikroskop betrachtet. Das sagte mir noch weniger.

Gewiß, wie diese Bewegungen möglich sind und zustande kommen, kann ein Schuljunge verstehn. Aber hiermit begnügen wir uns nicht, wir glauben mit diesen Bewegungen einen augenscheinlichen Nutzen für die Pflanze verbunden und kommen so immer wieder auf die verrufene Zwecktätigkeit zurück. Nun können wir aber nicht ins Blaue hinein den Pflanzen

Empfindungen der Außenwelt und ein zweckmäßiges Reagieren auf deren Veränderungen zuschreiben, doch nicht das Bedürfnis als Grund der Handlung, es zu befriedigen, hinstellen. Sie müßten das Bedürfnis nicht nur deutlich empfunden, sondern klar erkannt haben und darnach unter den verschiedenen Handlungsmöglichkeiten die zweckmäßigste aussuchen und zielbewußt anwenden, um das so erkannte Bedürfnis zu stillen. Und wissen wir überhaupt so bestimmt, ob ein solches Bedürfnis, wie wir es meinen, vorlag? Ob mit der erreichten Handlung überhaupt irgendein Nutzen, und wenn – ob gerade dieser damit verknüpft war?

Und dem Plasma, als der lebenden Kohlenstoffverbindung, allgemein die Fähigkeit der Empfindung und des zweckmäßigen Handelns zuzuschreiben, sagt garnichts; das ist nur eine Phrase mehr.

Und schalte ich die Zweckmäßigkeit und auch einen unbeabsichtigt erreichten Nutzen aus und betrachte allein den nackten Zusammenhang von Ursache und Wirkung, so haben sich vielleicht unzählige Ursachen von irgendwo her an diesem Punkt getroffen und ihr Zusammenstoß war eben die „zufällige" Ursache zu dieser ungewußten und ungewollten Wirkung.

Und diese Wirkung, diese Erscheinung hat sich nun vererbt – und zwar ohne daß in allen Fällen die zufälligen Ursachen, wie sie die erste Erscheinung bewirkt haben, weiter wirkten –, nun komme ich schon ohne Empfindung, Nutzen und Zweckmäßigkeit nicht weiter. Ich muß sagen: Die Pflanze hat den Nutzen der einmaligen Abänderung empfunden, er hat ihr im bekannten Kampf ums Dasein geholfen, und sie hat ihn deshalb ihren Kindern vererbt – denn die Erklärung: Das ist eine spezifische Eigenschaft des Plasmas, die durch äußere oder innere Eindrücke in ihm bewirkten Veränderungen zu vererben, ist keine Erklärung, ist nur eine sehr wohlfeile Beschreibung.

Aber auch schädliche Abänderungen vererben sich –? –

Und nun steckt einmal in dieses Durcheinanderwirken von Ursachen und Wirkungen, Vererbungen und Anpassungen, unbewußten und bewußten Empfindungen, zweckmäßigen bewußten und unbewußten Handlungen, Tropismen, Nastien und Instinkten eure Molekulartheorie hinein, beseelten Stoff und stoffliche Seele, Kräfte von irgendwo her, die irgendwo angreifen – wundert ihr euch dann noch über euer hilfloses Gesicht? – Aber euer Gesicht ist glatt und eure Brillen sind ganz vergnügt – –?

Oder liegt die Erklärung wieder darin, daß wir alle Erscheinungen als in Wirklichkeit auch so seiend aber auch nur so seiend auffassen, wie sie uns scheinen, und sofort sie nach Zeit, Raum und Ursächlichkeit ordnen, schematisieren und erklären wollen, wo unser Intellekt vielleicht garnicht ge-

schaffen ist, die Dinge adäquat zu erkennen? Aber weswegen ist er denn fähig, seine Unfähigkeit zur absoluten Erkenntnis einzusehen? Weswegen muß ich denn wissen, daß ich nichts wissen kann?

So stehe ich denn abermals vor der mit Brettern zugenagelten Wand – es ist so jämmerlich traurig. Oh, es ist wohl besser, dieser vermaledeiten Wand den Rücken zuzukehren, anstatt jahrlang an ihr entlang zu rasen und eine Öffnung zu suchen, von der man sich doch sagt, daß sie nicht zu finden ist, garnicht vorhanden sein kann? Oh, es ist wohl besser, mit einem Sprung, einem tollen, alles überjauchzenden Schrei in das Leben da draußen zurückzujubeln: Es lebe das Leben!

Aber da humpelt wieder die griesgrämige Frage an: Weshalb jubelst du nicht, es lebe die Arbeit? – Herrgott! weil sie doch wieder an die vernagelte Wand führt!

Und die andere, die ebenso griesgraugrämige: Tu's – aber was hast du davon?

Und die teuflische: Tu's – aber meinst du, du tust es, weil du willst? Du Narr, weil du mußt; du kannst nicht anders!

Ich werde ins Freie gehen. Wohin? Ins Bruch? In den Wald? In die Heide? – Soll ich schließlich den zureichenden Grund suchen, weshalb ich dieses Mal ins Bruch und nicht in die Heide gehe!

Das Bruch

Östlich vom Lichtenhagen zieht sich von Norden nach Süden eine Senkung hin, auf der gegenüberliegenden Seite begrenzt von aufsteigenden Ackerfeldern, weiten Heideflächen und Kiefernwäldern. Zwei Bäche sammeln die Wasser dieser auf Lehm und Mergel ruhenden Senkung und tragen sie in trägem Lauf zu Tal, um mit ihnen den Dorfteich zu speisen. Der treibt mit ihnen seine Mühlräder, schafft aus ihnen Badekölke und Eisbahnen für die Jugend, Schwemmen für die Pferde und Waschplätze für die Weiber und gibt dann diese durchtollten und durchwühlten Wasser durch eine andere Senkung in den südlichen Höhn weiter durch Bach und Fluß zum Strom.
In der Mitte dieses langgestreckten, mannigfach eingeengten und verbreiterten Tales liegt ein Heiderücken, der schon seit langer Zeit auf seiner einsamen Höhe ein Hochmoor trägt; das schmückt seinen Rand mit würzigen Gagelsträuchern und Sumpfporsten und dem gelben Beinheil, mit schwarzen Moorkiefern und kümmerlichen Zwergbirken, über seiner Mitte aber wölbt sich ein gewaltiges Sphagnumlager – und unter dem, hier in dem übermoos-

ten See, haben die beiden südwärts fließenden Bäche und ein dritter nach Norden abströmender ihren Ursprung.

Dieses ganze, versumpfte, vermoorte und vertorfte Gebiet nennen die Leute das Bruch und denken dabei an saure Wiesen, oftmalige Überschwemmungen, die ihnen das karge saftlose Heu wie Schiffe und Flöße davontragen, und an Maifröste, die in den wenigen anliegenden Gärten die Obstblüte und die jungen Gemüse regelmäßig zerstören.

Aber auf den torfigen Wiesen, den sandigen Aufschüttungen der Bäche und eisenroten Gräben, an den übelriechenden Sumpflöchern, in den zerstreut liegenden Elsen- und weichhaarigen Birkengebüschen, am Rande der Kiefern- und Eichenkolonien geben sich flammende leuchtende Blumen ihr Stelldichein: Da läuten neben den brennenden Weidenröschen die Purpurglocken des Fingerhuts, gesellt sich zu dem weinduftenden Wasserdost der friedlose Goldweiderich und breitet die gewaltige Bärenklau ihre gastlichen Dolden. Hier leuchtet weit über die Wiesen die hohe Grundfeste und unter ihr nickt die Arnika mit ihrem harzduftenden Blütenkopf, während allerorts die bunten Kerzen der Knabenkräuter brennen und die zartgefransten Blütentrauben des Fieberklees; und allerorts schwellen die Sphagnummoose ihre grünen und bläulichen Polster, zarte Moosbeeren und gleißender Sonnentau haben sich auf ihnen angesiedelt und neben ihnen, wo der wilde Schneeball an zierlichen Schirmtrauben seine Früchte hangen läßt, hockt träge und tückisch das Fettkraut und schaukelt seine Veilchenblüten auf schlanken Stengeln. Aber in der Mitte, dort um das schwarze Erlenloch, in dem der sparrige Pferdekümmel sich breit macht, haben gefleckter Schierling und hohe Brustwurz im Verein mit übermannshohen Sumpfdisteln und Nesseln eine Mauer geschlungen, über die nur noch die braunen Rispen des Schilfrohrs ragen; und von Rispe zu Rispe, von Halm zu Halm und Baum zu Baum klettert über alles und überschüttet alles die Winde mit ihren weißen Trichterblüten. –

Ringelnattern und Kreuzottern haben hier ihr Reich und ihre Beute an lärmenden Froschheeren und mannigfachen Mäusen; Wasserhühner und Krickenten locken aus dem Röhricht und trippeln des Abends auf den taufeuchten Wiesen; polternden Fluges gehen Rebhühner- und Fasanenketten vor dir hoch; gaukelnde Kiebitze wiegen sich in den Lüften; schreiende Regenpfeifer streichen in Scharen dahin; der schillernde Eisvogel huscht über die Bachläufe – während der Reiher steif wie ein Pfahl am Schilfrand steht.

Aber in den Kölken und Lachen tanzen unzählige seltsame Wesen auf und nieder – ein grotesker ungeheurer Kopf, mit zwei Hörnern versehen, der Körper eingeschlagen und nicht viel größer als dieser, mit breiten Borsten

am Schweif – mit einigen zornigen Schlägen ist es unten und steigt jetzt wieder geruhig hoch, stundenlang geht das Spiel, auf und ab –. Doch des Abends schälen sich aus den seltsamen Tauchern Schnaken hoch, diese Lachen und Kolke senden Heere auf Heere aus von sausenden surrenden Mücken, daß das ganze Tal singt und summt und surrt. –

Es ist schön, am glühenden Sommermittag durch dies Alles zu schweifen, sich im Schatten einer Silberweide neben den Bach ins Gras zu werfen, zuzusehen, wie der Grashalm in den kleinen Wellen sich hebt und senkt, wie über ihnen blauschimmernde Gyriniden gleich tanzenden Quecksilberkugeln ihre unermüdlichen Reigen kreisen, wie glänzende Schilfkäfer von Halm zu Halm schwirren, wie dort auf dem trockenen Eichenast ein Sperber aufbäumt, umlärmt von Schwalben und Bachstelzen und anderem scheltenden Volk – um dann seinen Blick an eine einsame Wolke zu hängen und mit ihr durch den blauen Himmel zu segeln, weit fort ins Reich der Träume, der bunten Sommerträume – so weit, daß du plötzlich um dich blickst: was ist das? – wer bin ich? – wo war ich? –

Wie die beiden südlichen Bäche ihr Wasser dem Dorfteich zuführen, so hat auch der dem Nordrand des Hochmoors entspringende seinen Teich zu tränken. Der liegt am nördlichen Ende der großen Senkung. Die Wälder, die in einiger Entfernung das ganze Tal begleitet haben und dann in gewaltiger kompakter Masse sich bis an den Rhein nach Cleve wälzen, senken sich hier von allen Seiten flach und sanft herab und lassen ihre Vorposten, Haseln und Weiden, in den stillen Wassern sich spiegeln. Weiße Seerosen liegen in der Mitte dieser Wasser und träumen in lauen Nächten zum Mond, während an den langgestreckten Ufern der ewig raschelnde und lispelnde Schilfwald schwätzt; bis unter die Buchen und breitkuppligen Kiefern dringt er zuweilen in dem umgebenden Walde vor mit seinen bleichen Schlangenwurzeln. Mehr und mehr sucht er dem Wasser sein klares spiegelndes Reich zu rauben, immer neue spitze Schößlinge läßt er aus dem schlammigen Grund hochschießen, er kann nicht genug sein windiges zerrissenes Gesicht sehen, nicht genug sich rascheln und schwätzen hören. Nach Osten zu hat er schon die beiden Ufer bis fast zur Teichesmitte in seinem festen schwätzenden Besitz, hier und da reicht er sich schon die Hand von Ufer zu Ufer, seine rauschende raschelnde Hand, und die armseligen freien Lachen dazwischen hat er in ein, zwei Jahren zugewürgt, und dann liegt er da, breit und brutal, und neigt schwätzend seine braunen fahrigen Köpfe nach den ewig gleichen Stößen des Westwinds –.

Doch am östlichen Ende dieses raschelnden Waldes liegt wieder ein Teich, blank und rein vom Schilf; Laichkräuter, Froschlöffel und runde Ko-

lonien dunkelgrüner Krebsscheren leben in dem, und purpurne Schwanenblumen und die weißen Blütenwirtel der Pfeilkräuter lächeln von seinen Ufern: und wenn bis hierhin die kleinen Wellen des Baches, die von da oben zwischen den narkotischen Gageln und Porsten heruntersickerten, gekommen sind, dann spielen und glucksen sie an mächtigen Mauern und Pfeilern, ein hoher Turm spiegelt sich in ihnen, dann plätschern und wandern sie rings um eine Wasserburg, das alte Schloß zu Raesfeld – eine Wasserburg, im Tiefland, von breiten Gräben umgeben – wie sie im Norden und Nordwesten Deutschlands träumen und zerfallen.

Nichts weckte in Erich schöner und reiner die schmerzlose Verwunderung über unser hineilendes, verzerrtes, sinnloses und unergründliches Dasein als diese alte, halb zerfallene Burg. Oft wanderte er, vor sich und seinem Überdruß flüchtend, hier hinaus, um auf der flechtenbewachsenen Galerie des Turmes stehend oder in eine der tiefen Fensternischen gelehnt dieses träumerische Bild auf sich wirken zu lassen.

Auf drei Wegen konnte man das Schloß und das nach ihm benannte etwas abseits gelegene Dorf erreichen. Einmal durch das Bruch, an den Bächen entlang, über den Heiderücken mit dem einsamen Moor und den anderen Bach hinab; das war der kürzeste, er lief der Luftlinie gleich und in zwei Stunden war man dort. Sodann im Bogen über die östlichen Höhn, durch Felder und Heideland, über ein Dorf, das berühmt war durch eine uralte Eiche – von dort aus benutzte man den Fahrweg und sah nach einer kleinen Weile die Türme des Schlosses herüber grüßen – drei Stunden ging man hier. Der dritte Weg schlängelte sich westwärts vom Bruch durch den Lichtenhagen und den KöniglichenWald – sandige, nasse und verheidete Waldwege. Es dauerte vier, auch wohl fünf Stunden, bis man mit dem niedersteigenden Wald bei dem Schilfteich anlangte; doch meistens verlief man sich unterwegs und kam nach stundenlangem Umherirren in einer ganz anderen Gegend heraus.

Ein feiner Westwind, der zuweilen an stillen glühenden Sommertagen von den feuchten Wäldern nach der weiten dürren Heide weht, rastet gern auf seiner Fahrt bei dem alten Schloß. – Mit einem leisen Schwung hebt er sich von den Teichen, deren ölig glatte Fläche er nicht zu kräuseln vermocht hat, hoch und streicht, nach vergeblichem Bemühn, die steilen Mauern des Schlosses, seine hochgelegenen breiten Fenster und sein flaches Schieferdach zu erklimmen, längs der Wand des auf jenem Flügel senkrecht stehenden Gebäudes hin, hebt sich langsam bis zu dem spitzen Ziegeldach, um sich aber bald in dem mächtigen Efeubewuchs der Mauer zu verfangen und über ihre dunkelgrüne Mauerraute, ihren Rainkohl und Hauslauch niederzugleiten

zu den niedrigen Trümmern eines runden Turms; er kühlt und tränkt die Pflanzen, die dort zwischen dem Schloß und dem Wassergraben hausen – den Alant, die Pestwurz und das Bilsenkraut, den alten Spindelbaum, der Jahr aus Jahr ein im Schutz einer hohen Esche in scharlachroten Kapseln seine orangegelben Samen trägt, den schwefelfarbenen Eibisch und die über ihm blühenden weinduftenden Rosen.

Inzwischen hat der Graben, der die ganze weitere Nordseite des Schlosses schützt, schon seit Jahrhunderten hinter dem runden Turm einen Arm nach Süden geschickt – und über den eilt nun der Westwind hinüber, quer über den langgestreckten Hof, um aber gleich an der zusammenhängenden Wand der Wirtschaftsgebäude und ihrem steilen Ziegeldach anzuprallen; die werfen ihn wieder über den Hof zurück, sodaß er denselben Graben über einer breiten Brücke überweht und dann in den eigentlichen Schloßhof fällt.

Auf diesem hochgelegenen Hof, den an seinen beiden Wasserseiten eine niedrige Mauer umfaßt, lagert die Luft heiß und leicht und läßt den Wind, wie er von den kühlen Bogengängen vor den Kelleröffnungen zurückfährt, kreisen und steigen, die enge Treppe, die zu der schmalen Tür des Hauptflügels führt, hinaufgehen, auf der Plattform neben ihr seine Kräfte wieder sammeln, in die breiten, der Morgensonne entgegenlachenden Fenster des einen und die schmalen, Schießscharten ähnlichen des andern Flügels blicken – und dann im Bogen auf den hohen Turm zuwehen, der neben dem Schieferdach in eigentümlich ausgeschweiften Linien sich verjüngt. Vergebens versucht der Flüchtige an solchen Tagen die rostige Windfahne, die da oben von der zwiebelförmigen Kuppe ins Land schaut, zu drehen und setzt mit einem eleganten Sprung über die beiden Höfe und den Graben zu dem anderen Turm hinüber, der massiger und weniger hoch als der des Wohngebäudes das Südende der langgestreckten Wirtschaftsgebäude abschließt.

Hier oben auf der steinernen Galerie, über der sich eine schieferbedeckte Kuppel mit kleinem Glockenaufsatz erhebt, umläuft der Wind dann wohl den Turm und blickt ins Land: unten schläft der Burggraben mit seinen Nymphäenblättern und Laichkräutern, schlafen still die roten spitzen Dächer der Tagelöhnerhäuser, ruht die zweitürmige Kapelle und schlummern die holprigen spitzsteinigen Gassen mit ihren windschiefen blaugekalkten Häusern – sie scheiden das Dorf da hinten mit seinen Wirtshausschildern und elektrischen Lichtern, die neue hastende Zeit gegen die Vergangenheit, die hier schläft und träumt – blickt in den Schloßhof, wo zwei Geistliche auf und nieder wandeln, sich auf die Hofmauer setzen, plaudern und den Hahn fortscheuchen, der sich vor ihren Augen den Minnesold holen will – da hängt der Efeu so matt und sonnenmüde über dem breiten Fenster, das auf

die Turmreste blickt – da ragt der Turm so einsam in die Luft, und neben ihm hin und über das gleißende Schieferdach fort schweift der Blick fern auf den sonnenbeschienenen Teich, das sich beugende neigende Schilf und die ruhenden Wälder – blickt über die Anger und Felder weit in die Heiden, wie sie mit dunklem Kieferngebüsch gesprenkelt sich unabsehbar in den blaugelben Sonnenglast verlieren, in dem die Kirchtürme ferner Dörfer auftauchen, zittern und verschwinden –, aber dort über dem Heidesattel lagert grauer schwerer Dunst; da schickt der Industriebezirk seinen Kohlenrauch ins Land und hängen schwarze Punkte in der Luft: die Fördertürme der Zechen, wo das gewaltige Rad die schwarzen Gestalten wieder ans Licht trägt!

Wie lange wird's dauern, daß das Dröhnen und donnernde Hasten von da unten auch hier die Ruhe und den Traum verscheucht, auch hierhin seine tobende, dampfende und rasselnde Zeit trägt? Und wenn die alt geworden und zerfällt, so hängt wieder eine andere dort am Horizont und droht mit ihrer Gegenwart, und wieder – was ist Menschenleben, was ist Menschenlos! Wie eine Stunde fließt es und träumt es dahin, und ihre Werke vereinsamen und zerfallen zu Staub –. Aber sind sie denn anders als ich? Ich komme und vergehe, Stunde für Stunde, bin zeitlos und bin doch immer da. –

Als so der Wind gesprochen, erhob er sich und wehte fort über Dorf und Feld in die glühende Heide, um nach kurzem Schlaf in den Bärlapprasen und Farndickichten zur Nacht wieder zurückzukehren zu den westlichen feuchten und warmen Wäldern.

Am Bruchbach

In jener Gewitternacht war Erich ein Verlangen gekommen, das Schloß wieder zu sehen; er war seit dem Herbst des vergangenen Jahres nicht mehr dort gewesen, da er gehört hatte, es werde wieder bewohnt, – aber heute an einem heißen Junitag war er hinausgewandert, sei es auch nur, um sich an der Geschmacklosigkeit, verfallene Gebäude wieder wohnlich zu machen, zu weiden. Er war den Weg über die östlichen Höhen und das Dorf gegangen und wollte sich auf dem Heimweg durch das abendliche Bruch für den ausgestandenen Ärger entschädigen.

Aber als er schon von der Heide aus eine Fahne auf dem Turm flattern, und als er näher kam, das Geländer der Brücke angestrichen und mit Maien bekränzt und den Torbogen mit Fichtenkränzen und Papierblumen umwunden sah, machte er grimmig kehrt, ging in eine Wirtschaft und freute sich an

seinen Verwünschungen, diesen Überrest aus kraftvollen Tagen in einem Narrenkleid wiedersehen zu müssen.

Dann werden sie dir auch deinen Efeu abreißen, der dich bisher geschützt, und deine entblößten Mauern werden sie mit Zement beklecksen, deinen Alant und Eibisch werden sie dir geraubt, deine Weinrose ausgerodet und dafür Teppichbeete gezirkelt haben, deine hallenden Zimmer haben sie renoviert, deine rauchgeschwärzten Kamine vermauert, deinen Rasen mit unfruchtbarem Kies bestreut – haben dich verhunzt, das Narrenvolk! Zum Brandstifter möchte ich werden: lieber Schutt und Asche, den Pflug darüber und die allmählich verklingende Erinnerung an ein Schloß mit hohen Türmen, das hier einst gestanden, als ein zementbeworfener renovierter Zwitter!

Wie ein Kneifer auf dem Visier einer Ritterrüstung mutet mich dieser Zementbestrich auf den rohen Sandsteinblöcken an – versucht doch nicht zu mischen, was nicht zu mischen ist! Die Zeit ist kein Zusammenhängendes, kein absolut Gegebenes; die da haben in ihren harten Köpfen die ihre geschaffen, ihr schafft euch die eure: wie könnt ihr die Produkte mischen, da eure Köpfe verschieden sind? –

Auf seine Frage erzählte ihm die Wirtin, das Schloß sei zu Ehren der Grafentochter geschmückt worden, die vor acht Tagen – wissen Sie, bei dem großen Gewitter – angekommen.

Weswegen ist denn noch die Fahne auf dem Turm? –

Ja, in der ersten Begeisterung sind die Leute von außen auf den Turm gestiegen und haben sie da aufgesteckt, und jetzt wagt sich keiner mehr hinauf. –

In der ersten Begeisterung? –

Nun ja, sie freuten sich doch. Sie sind ja auch für heute Abend zu einem Fäßchen Bier geladen. –

Freuten und begeisterten sich für eine Puppe, für einen Zieraffen, der von ihrer Hände Arbeit schmarotzt. – Ist denn schon vorher oder erst des gnädigen Fräuleins wegen der Efeu abgerissen und das Schloß mit Zement beworfen worden? –

Das Schloß mit Zement beworfen? Wie kommt Ihr darauf? –

Da zog er die Stirn in Falten, zahlte seine Zeche, grüßte und ging. –

Die wird mich für einen verfluchten Sozialdemokraten halten, – dachte Erich, als er außerhalb des Schloßbezirkes den Bach entlang stapfte – und doch ist mir nichts widerlicher als dies gröhlende Gezänke um Lohn und Brot. Aber ebenso wenig kann ich für den irgendein Gefühl der Hochachtung oder gar Begeisterung hegen, der durch seine Geburt und nicht durch eigene Kraft die Früchte fremder Arbeit an sich reißt und vergeudet. Nun –

das mag mich wenig kümmern – ich muß erst mit mir klar sein, ehe ich mir über das Wohl und Wehe meiner erbärmlichen Landsleute Gedanken mache.

Und wann wird das werden? Kann das werden? – Aber soll sich Natur nicht doch einmal selbst ergründen? – Vielleicht in einer anderen ihrer Erscheinungen und eben nicht in mir – wozu aber bin ich denn da? –

Er blieb stehen und bohrte verbissenen Blicks den Stock in den torfigen Grund –

Ein spöttisches Lachen riß ihn hoch: Es wird Sonnentau sein, Herr Botanikus! –

Es ist böser grundloser Sumpf – was suchen Sie hier? – rief er sich aufrichtend und den Stock, der tief in den schwarzen Moder eingesunken, herausziehend dem noch immer spöttisch ihn anlachenden Mädchen zu, das schlank und schön zwischen den Erlen am anderen Ufer stand.

Einen Weg über den Bach. –

Wohin? –

Zum Schloß – zu Ihnen, wenn Sie wollen.–

Hier ist der Bach breit und seicht – waten Sie doch durch. –

Ich muß zum Tanz! –

Haha! sind Sie das famose Fräulein, das mit Böllerschüssen, Täteretä und wehenden Fahnen kam? –

Dann watete er aber trotzdem hinüber und nahm sie wortlos auf seine Arme und schickte sich an, sie hinüber zu tragen. In der Mitte des Baches blieb er mit seiner Bürde stehen und fragte, ihr nahe in die Augen blickend:

Also Ihretwegen hat man mir das Schloß verhunzt? –

Schätzen Sie mich niedriger als das Schloß? – Tragen Sie mich hinüber, – ich schenke Ihnen morgen eine Rose. –

Ah, so herum willst du – ? –

Warum nicht? Ich schenke dir eine Rose! –

Und wenn ich sie nicht mag? –

Ha! ich heiße Loo – und nun Gute Nacht, mein hübscher Herr. –

Als Erich über die Höhe ging und im Mondschein die fernen Türme und die schlaff herabhängende Fahne sah, duftete der Porst so narkotisch und jauchzte und klagte eine Nachtigall so feurig und traurig, daß er den Kopf schütteln und sich zusammenreißen mußte: Ich will es nicht! ich will meine Sehnsucht – hoho! meine Sehnsucht! aber ich will sie nicht verheddern mit der Brunst!

Aber das Lied, das dort oben in der Nacht schwamm, klebte an ihm und folgte ihm tückisch in Schlaf und Traum; es half ihm nichts: die Welt war

eine schluchzende unaussprechliche Melodie, und ihre sich jagenden Erscheinungen ihr immer gleicher immer wechselnder Text.

Mit einem leichten Blut, aber einem Verstand, der in den Stunden, in denen er dieses nicht zu zähmen hatte, nicht von Langerweile geplagt war, sondern vorsichtig und neugierig in die Welt lugte und sich auf seine Weise bestrebte, in der Bilder Flucht das Beharrende zu finden, und deswegen mit ein wenig Melancholie, und guten blauen Augen: so war ihr Vater auf dieser Welt angetreten. Zu einem Gelehrten zu ungeduldig, zu einem Landedelmann zu regsam und zu einem Beamten mit zu guten blauen Augen beschenkt, war er Soldat geworden und hatte in den drei Kriegen mitgekämpft. Und nun, zu Geduld und Gelassenheit gealtert, hatte er den Rest seines Lebens seinem still neugierigen Verstand zur Verfügung gestellt. Und da er eben geartet war, in den Dingen nur nach einem Dauernden zu suchen und nicht zu fragen nach ihrem wie? und woher? und weshalb so?, ging er gemächlich und mit fröhlicher Traurigkeit an der großen Grenze entlang, und der einzige Blick, den er hinüber tat, war die Ahnung und die zögernde Bewunderung eines Unerklärlichen.

Und hatte ihm bisher das Schloß mit seinen reichen Erträgen aus ausgedehnten Ländereien und Waldungen ein sorgenfreies Leben gewährt, so sollte es ihm jetzt in seiner Stille und Abgeschiedenheit erst das rechte geben. So lebte er seit einiger Zeit zwischen seinen Volieren und Aquarien, seinen kleinen Gewächshäusern und Algen- und Pilzkulturen und war nebenbei bedacht, seine reichen Sammlungen zu vertiefen und zu erweitern. Manchen klugen Blick tat er so in das Leben, seine weitverzweigten Beziehungen, seine Wiederkehr und ewige Änderung – Einblicke und sich klärende Gedanken, die ihm bei einem eigentlichen und polemisierenden oder gar lehrenden fachwissenschaftlichen Studium ewig fern geblieben wären.

Er hatte zwei Söhne und eine Tochter erzogen, so gut wie er wußte, und die waren ihm verdorben: so mochte sein jüngstes Kind seine eigenen Wege gehen; es geht ja doch alles auf das hinaus, wo es hinausgehen muß. – Nun war sie auf ihren eigenen Wunsch hierhergekommen und durfte teilnehmen an seinen kleinen Forschungsreisen und geduldigem Ausharren über Drahtglocke und Mikroskop. Und sollte sie wieder hinauswollen in die Puppenwelt, so mochte sie es tun; vielleicht würde sie eine kleine Sehnsucht mitnehmen nach dem ruhigen Land, in das er sie einen Blick hatte tun lassen.

Als Sechzehnjährige, blauäugig, schön und unbändig lüstern, bei der ersten Gelegenheit das Leben, wie sie es auffaßte, an sich zu reißen, fing sie ihr Leben an. Aber da ihre Ritter dumm oder roh waren, blieb es bei einem

unruhvollen, naschenden, stets um das Ende bangenden Genießen. Und je älter sie wurde, desto weniger war sie befriedigt, desto heftiger, seltsamer und tiefer schien ihre Glut – desto näher rückte der Überdruß, desto greifbarer, drohender stieg in der Ferne magenfarben der Ekel hoch.

Da war sie zu ihrem Vater geflüchtet, um mit Absicht sich in seine stille Beschaulichkeit hineinzuleben, das mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Gedanken wiederzudenken, was sie wahllos über die Natur und ihre bizarren Erscheinungen zusammengelesen hatte. –

Sie stand am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. In dem Efeu zirpten die Sperlinge im Traum, ein Igel schmatzte und prustete unten an den alten Turmmauern, die Wasserhühner im Schilf lockten und riefen sich, drüben zwischen den Weiden quäkte eine Gesellschaft Frösche ihren Hochzeitsgesang ruhelos, eintönig wie eine tollgewordene ins Wasser gefallene Spieluhr – und tief und schauerlich dumpf rülpste von den Teichufern her eine Rohrdommel ihr Ü rump – ü plump pump in die Nacht –; Stimmen gröhlten im Dorf, von dem Bier und Tanz waren die Burschen fortgegangen und machten nun ihren Wünschen Luft in derben Liebesliedern – einige Hunde bellten heulend und klagend zum steigenden Mond – der Nachtwächter ging mit seiner Flöte umher und blies die Stunden ab – ein – zwei – dreimal: Mitternacht.

Der Sommerabend

Als Erich am nächsten Nachmittag wieder hinauswanderte, den Bach hinauf, über das Hochmoor hin und wieder den Bach hinunter und hinkam, wo der Sumpf auf beiden Ufern brütet und in sich den Rasenplatz und den Bach einschließt, umgrenzt von Erlen und Disteln, lag Loo schon im Gras, unter einem Sonnenschirm und die Arme unter dem Kopf verschränkt. –
Lege dich zu mir ins Gras. – Erich heißt du? Ich will dich Heinz nennen. Küsse mich, Heinz! –

Und da sie sich ihm in die Arme gab, berührte er mit seinem Mund den weißen Ausschnitt an ihrer Brust.

Du trägst den Sonnentau? Wo ist die Rose, Loo? –

Laß die Rose. Aber sag mir, woran dachtest du, als du gestern so dumm-tiefsinnig über deinen Stock dich beugtest? –

Ich dachte darüber nach, wozu ich auf der Welt bin. –

Wozu? Sieh die Schmetterlinge! Zwei zusammen! Sieh, sie fliegen dabei! Durch die Blumen geht es hin, über die Gräser, oben, unten – über den

Bach, über die Bäume, hoch in den blauen Himmel hinein! – Wozu du auf der Welt bist? Ach du Dummster! Deswegen! Deswegen! Sieh her, du Dummster! –

Und sie öffnete mit einem Ruck ihr Kleid und schälte ihre weiße Brust hervor. Da hob er sie hoch und trug sie, die Lippen auf ihre kleinen Brüste gepreßt, zum Bach, während sie ihre Zähne in seine Wange schlug, daß ihr das Blut in zwei kleinen Tropfen von den Lippen floß.

Dann ließen sie die Sonne auf ihren nackten glänzenden Leibern spielen und sahen zu, wie ihr Licht auf den Wellen glänzte, die sich im Schilf verloren, schmal, gleißend wie ein Schwert. Und als sie die Wipfel der Erlen berührte, kleideten sie sich an und verabredeten die Stunde für den nächsten Tag.

Erich erschienen die Traumbilder zuweilen in der Hülle von Rhythmus und Reim. In Metren und klingenden Endreimen sprachen und sangen die handelnden Figuren, und ihres Äußeren und zumal der Landschaft, in der sie sich bewegten, ward er sich bewußt, als wenn ein Anderer oder sie selbst ihre Reize in einem Gedicht vortrügen; seine Phantasie zeigte sie ihm nicht, wie sie ihm am hellen Tage entgegen getreten wären, sondern in der abziehenden und verallgemeinernden Form der gebundenen Rede. Irgendein klingender Vers zauberte ihm ein wogenschlagendes Meer, einen mondbeschienenen Schneeberg vor, blieb aber zugleich mit dem vorgestellten Bild im Bewußtsein. Am Morgen war dann nur noch eine wohltuende Erinnerung an tönende Verse und ein verblassendes Bild, aber vergeblich bemühte er sich, der Pracht und Gewalt dieser nächtlichen Verse wieder habhaft zu werden.

Traum, gib mir Rhythmen und tönende Reime, auf daß noch einmal ihre Nacktheit vor mir tanzt! –

Aber weder Schlaf noch Traum wollte ihm nahen. Da streckte er sich behaglich aus und blickte von seinem Bett aus in den schwindenden Sommerabend. Mit der sinkenden Sonne war er heimgekehrt, und jetzt lag er da, faul und liebesmüde. Er sah den Himmel in grünlichen Farben leuchten, eine Schar purpurroter Schäfchenwolken dahinschwimmen, hörte die Leute auf den Straßen plaudern und lachen – ein Wagen fuhr ab und zu, Turmschwalben kreisten schreiend über den Dächern, und ein Windhauch trug Lindendüfte ins Zimmer.

Wie schwer es hält, mich gegen dieses Alles, das mich so träumerisch süß in sich bettet, abzuschließen und es sachlich zu betrachten. Es durchdringt mich, ich nehme es in mich auf und bin selbst der grüne Himmel, in dem wie sonnenbeschienene Porphyrinseln die Abendwolken schwimmen,

das friedliche Plaudern, das da um die Leute schwebt, und ruhevoller Sommerabend.

Diese ruhevolle und, wenn ich sie lange anschaue, herzbeklemmende Schönheit und Harmonie, sind es Begriffe, die wir aus unserem Geist in den Himmel da draußen verpflanzt haben, oder haben wir nicht vielmehr die Dinge da in Jahrtausenden auf uns wirken lassen, haben sie nicht so die Begriffe Schönheit und Harmonie in uns und mit uns gebildet?

Was bewundern wir nun? Bewundern wir nicht die unbeschreibliche Empfänglichkeit und Kraft unseres Geistes, der aus dem, an sich ihm gleichgültigen, Material, das ihm die Sinne gegeben, den Begriff der Form gebildet, und das tätige schaffende Gefühl, das wir beim Anschauen dieser erschaffenen Form in uns warm und tröstend leben fühlen? Wirkt also deswegen der Sonnenuntergang auf die Menschen verschieden, weil die Einen in sich etwas Formendes und Empfindendes haben und die Andern nicht?

Und was tut der exakte Naturwissenschaftler? Er erklärt: er zerlegt den „Abendhimmel" in Strahlengattungen, Brechungen, Absorptionen und physiologische Farben – und die führt er zurück auf die Empfindlichkeit der durch die roten Strahlen abgestumpften Netzhaut gegen deren komplementäre: mit Worten, Zahlen, Zeit und Raum und Ursächlichkeit erklärt er alles und führt alles bis auf sie zurück – beschreibt, so gut er kann, das Bild, das er sich von den Dingen macht, machen muß, nennt's erklären und legt sich schlafen.

So hat er ja immer sein Genügen, alles absolut so sein und sich abspielen zu lassen, wie es der HOMO SAPIENS verstehen kann, alles auf ihn zurückzuführen, durch ihn zu erklären; er strebt darnach, in Allem die Ordnung nach Raum und Zeit und Kausalität, in Allem die Daseinsweisen und Anschauungsformen des Menschengeistes wiederzufinden, sodaß als letzte abschließende Frage die nach der Beschaffenheit dieses Geistes bleibt – und die löst er dann im kecken Zirkelschluß durch die schon nach dessen Denkgesetzen erklärten Außendinge. Eine schöne Wissenschaft, die mit dem Zirkelsymbol! Eure ganze Wissenschaft, mit der ihr alles erklärt, erklärt nur euch selbst, und ist durch das Ergetzen, das dieses Euch-überall-Wiederfinden und Euch-Beschreiben erregt, nur ein verfeinertes und zugleich umfassenderes gewaltiges Gefühl!

Und was sagt der Philosoph, wenn ich die Abendröte meine Schöpfung und mein Eigentum nenne und zusehe, wie andere sich unsägliche Mühe geben, sich durch sich zu erklären? Er nickt mir zu, mit einem melancholischen Lächeln, weist aber schnell mit hochgezogenen Augenbrauen auf ein Unerklärbares hin, das allem Anschein nach, schon weil diese Schöpfung

zustande kam, dahinter steckt. Er nennt es das Ding an sich, ich glaub's, gewiß – aber was soll das Großes sein? Es ist Loo und ihr wilder Mund!

Inzwischen war es dunkel geworden; da kleidete er sich wieder an und vergrub sich in mathematische Formeln, auf daß sie ihm Schlaf brächten. Und sie taten es; fragten aber wenig nach seiner Hoffnung auf Rhythmus und Reim – sondern rächten sich, indem sie ihm die Welt in nichts denn schwingende Atome zerlegten und ihn durch die Ausrechnung ihrer verschiedenen Schwingungselastizität zur Verzweiflung brachten.

Den gleichen Abend saß Loo im Turmzimmer ihres Vaters mit der Bestimmung von Laubmoosen beschäftigt; sie betrachtete und zählte unter einem Präparationsmikroskop die zierlichen Zähne, die das Peristom der Sporenkapsel bilden, und bestimmte hiernach und nach der Gestalt des Deckels und der Haube die einzelnen Pflanzen. Ihr behagte wenig diese peinliche Arbeit, aber gleich nach ihrer Heimkehr war sie in das Zimmer ihres Vaters getreten und hatte zu seiner Freude ihm ihre kleine Hilfe angeboten. Der saß vor seinem Tisch und ließ seine Augen auf einem Enzian ruhen, den er sich aus dem Walde mitgebracht hatte –:

Wo kommst du so früh her? Der Herbst, August und September ist deine Zeit. – Du blaue Blume! Wie oft hat man dich im Walde läuten gehört, aber folgte man deinem Klange, so warst du wieder unendlich fern; und die Sehnsucht suchte dich in Minne und Kampf, in Klostermauern und Einsiedelwald, in Treue und aller Tugend, in ruhelosem Streifen von Burg zu Burg, von Wald zu Wald.

Schön blühst du im Kampf! Im Rossewiehern und Todesdonnern – das Leben ein Rausch und im Rausch es geendet!

Aber heute bist du verwelkt, dein Läuten ist im Winde verklungen und verloren – die große Sehnsucht ist tot. Da reden sie wohl noch von ihrer Sehnsucht, nach einer großen Persönlichkeit, oder gar nach einem großen, deutschen Reich, ergehn sich in gefühlsseligem Gottsuchen oder in brünstiger Erotik – aber es sind Worte, Worte. Wenn die Alltagsarbeit ruht und die Langeweile drohend hinter dem Berge steht, dann reden sie sich wohl ein, sie hörten dein Läuten – andere gar lügen es anderen vor und machen ihre Lüge zu Geld – aber trau ihnen allen nicht, es sind nur Worte, glaube mir, nur Feiertags- und Lügenworte.

Und die, die sich auf alten Schlössern vergraben und sinnend in das drängende Wachsen und Hasten und Blühen da draußen schauen, zuweilen ist ihnen wohl, als klänge von ferne, von ganz ferne ein leises, blaues Läuten zu ihnen, aber so dünn und bang – – ach! ein Mensch, in dem sie noch voll

und tönend läutet, nicht in Feiertagsstunden – Tag aus Tag ein ein großes Sehnen, Locken und Läuten!

Liebe Loo, was denkst du dir von meiner Beschäftigung? –

Vielleicht will mein Vater auf diesem Wege finden, weswegen er eigentlich auf der Welt ist? –

Wie kommst du darauf? –

Ich meine eben, eine Antwort hierauf müßte man zu allererst zu finden suchen, wenn man einmal auf der Welt ist. –

Ja Kind, das ist so eine Frage, die man gerne stellt, die aber zu garnichts führt. – Man kann sie wohl nur, da es mit unserem Intellekt nicht weit her ist, aus der Moral beantworten – vorausgesetzt, daß es eine unbedingte Moral gibt. – Die meiner kleinen Käfer und Algen glaube ich zu kennen, die Käfermoral: friß und wachs, auf daß du nicht gefressen und überwachsen wirst. Da liegt eine Antwort drin – aber für uns? Nicht wahr, hier wird man gerne verlegen.

Ein Anderer würde wohl eine Antwort wissen: zur Entwicklung unserer Persönlichkeit – würde er sagen – oder zur Erkenntnis – wieder einer: um mitzuarbeiten an einer Art geistiger Entropie der Welt, sind wir da – und was sie sonst zu schwätzen wissen.

Wir sind eben einmal da, und das Einzige, was wir können, ist, diese Frage tun, und da keine Antwort folgt, weggehn. Doch da das schon von selber kommt, warum sollen wir nicht auch einmal leben – –.

Sie hat die große Sehnsucht nicht – sprach er vor sich hin, als Loo mit einem Gutenachtgruß das Zimmer verlassen hatte.

Ach, das mag nicht leben und nicht sterben.

Sie streifte die Kleider ab und lehnte sich in die Nacht.

Warum kommst du nicht? Der Efeu ist stark und fest, und Alles schläft. –

Sie warf sich auf ihr Lager, aber auch ihr kam weder Schlaf noch Traum. – Da rudert unter dem Ufergebüsch ein Nachen heran und leise raschelt das Schilf – nun legt er an, unten am Turm – da schwingt er sich hoch –! ah! da sollte er mir König sein, zu dessen Füßen ich säße, Märchen spinnend bis zum frühen Morgen, und wieder die Nächte durch, tausend Nächte durch wie Königin Schehersad ihrem König Scheherban erzählte –.

Die Mücken

Reißend und sonnenfroh flog der neue Tag herauf, doch wie braune Schnecken langsam krochen Erich die Stunden daher – aber die Stunde Wegs den Bach hinauf, den Flügelschlag einer Stunde den Bach hinab –! Das Gras lag noch zertreten und zerdrückt – Tandaradei! – er wühlte sich hinein, kreuzte die Arme hinter dem Kopf und blinzelte wartend ins Licht.

Aber er wartete und wartete, eine halbe, eine geschlagene Stunde ging hin. Da sprang er hoch und blickte umher – nichts, nur der brennende zitternde Mittag. Und wieder verrann eine Stunde und glühte senkrecht die Sonne herab; Wolken blutgieriger Bremsen und pfeifender Mücken umschwärmten ihn, summend, singend, stechend und quälend – er schlug um sich, tauchte abgerissene Weidenzweige ins Wasser und schlug damit um sich, flüchtete in die Schatten der Erlen – aber ganze Schwärme stiegen aus dem kochenden Sumpf. Da warf er die Kleider ab und suchte Schutz in dem Bach, streckte sich über den Sand und ließ die perlenden Wasser über sich rinnen. Nun hatte er Ruhe vor den Stechborsten und haarfeinen Stiletts seiner schwirrenden Feinde; sie stoben fort und suchten sich ein anderes Wild.

Aber jetzt kam ihm der Durst, trocken, zungenklebend. Der trieb ihn hoch, daß er sich ankleidete und ingrimmig scheltend nach dem nahen Eichendorf lief, – eine stöbernde Mückenwolke sang hinter ihm her.

Und dort, in der Wirtschaft Zur alten Eiche, trank er, aß und trank und trank –

Allerhand Volk kam herein, Pfahlbürger und Fuhrknechte, ein Trupp Viehjuden schlurfte herein, schmutzig und kotstinkend, und fuhr in seinem Schacher fort.

Haben sie dem das Gesicht verhauen! –

Hat sich gefecht, hat sich mit's Rasiermesser von die Doktors gefecht. –

Ein Unfug, der sich immer breiter macht – rief ein junger, schwarzröckiger Volksschullehrer – eine Sünde, sich derart den Körper zu verstümmeln! Eine Unmoralität, der verfluchten Eitelkeit wegen mit seinem und seiner Mitmenschen Leben zu spielen! –

Was! einen Unfug, Eitelkeit, eine Sünde – Unmoral! – rief Erich aufspringend und in den Kreis tretend – und Sie schwarzröckiges Pfaffengeknete wagen das mir zu sagen?

Wie? Wenn ich handele, wie mir behagt, nennt ihr das Unmoral? Ja, ihr nennt's so. Ihr duckt euch, ohnmächtig, hassend, vergeltungwartend, und nennt meine rücksichtslose Kraft unmoralisch, böse, weil ihr sie nicht habt,

weil sie euch schadet – was sie mir ist, darnach fragt ihr nicht. Ach, was wißt ihr Gesindel von mir! – –

O, ihr kennt wohl die süße Trunkenheit der Rache, die mir die Klinge in die Hand drückt – aber ihr seid schwach, ihr wagt und könnt euch nicht rächen, sagt uns aber, ihr wolltet es nicht und vergebt. Aber spart ihr nicht ihre Süße dem Siege der Gerechtigkeit auf, auf dann, wann ihr in eurer erbettelten – pfui Teufel! – Ewigkeit und Seligkeit lacht und jubelt und jauchzend und lobsingend euch freut an dem Duft unserer höllegebratenen, schwefelgeschmorten Ruchlosigkeit, Ungerechtigkeit, unserer – Stärke?

Nicht wahr, ihr nennt mich gut, wenn ich euch nicht schade und alles das, was ich mir errauben und in mich zwingen könnte, euch überlasse – nein, mit euch teile – sonst wäre ich ein verdächtiger Verächter. – Und böse, wenn ich lebe, wie ich will, nach meinem Gesetz und meiner Moral, wenn ich sorge, daß mein Handeln meine Eigenart und mein Gewissen nicht beschmutzt, mich mir nicht verekelt, wenn ich meine Lebenskraft nach außen werfe, dem Gegner ins Gesicht, auf daß ich nicht über mich selber herfalle und mich zerschlage, mich zu meiner eigenen Hölle machen muß?

Eure Güte ist Ohnmacht, eure Geduld Warten-Müssen, eure Verzeihung Schwäche, eure Seligkeit Zinsen für erhaltene Prügel; euer Gut das euch Pöbel Nützliche – mein Gut das mir – mir allein Nützliche und Genehme.

Ihr lügt eure Schwächen um in Verdienste, in entsagende hoffende langweilige Tugenden: verlangt aber nicht von mir, daß ich tue und denke wie ihr: ihr habt eure Welt, ich die meine, ihr habt keine Ahnung von der meinen, sie ist euch ewig fremd, sie und ihre „Moral": so schmuggelt nicht eure Welt in die meine, betrügt, belügt und bezaubert und knechtet nicht meine Moral mit der euren!

Moral? Moral? Gut? Bös? Ihr moralisiert mich gut, wenn ihr mich nicht fürchtet, böse, wenn ihr meinen Schlägen entgegen bangt. Meinthalb. Wähnt aber nicht, daß ich deshalb diese Faust, die euch peitschen könnte, böse nenne, unmoralisch nenne – sie ist mir gut, gut und höchst moralisch, weil sie tut, was ich will. Maßt euch nicht an, daß ich euch, die ihr mich aus bangen, müden, dummen Augen anstarrt, gut heiße – ihr seid mir schwach, feig, schlecht und schlecht! Was ich kann, will und tu, ist gut – das ist meine Moral, ist die Moral, ich bin das Maß der Moral – und ihr seid feige Hunde! – –

Wollt ihr nicht? – – Oder wollt ihr lieber eine Runde Bier? –

Sie knurrten und schielten ihn an – die Runde kam, da tranken sie mit – weswegen sollten sie auch nicht mittrinken?

Dann ging er nach draußen und setzte sich mit einem neuen Glas unter den Kastanienbaum.

Er hat Nietzsche gelesen, meine Herrn, und ist dazu betrunken. Gehen wir beiseite. Er wird schon daran zu Grunde gehn. –

Dann sprachen sie noch eine Weile durcheinander, tranken und gingen nach Haus.

Als die Sonne schon schräg über den Dächern stand, trank Erich das letzte Glas und ging. Er ging, den Hut in der Hand und den Rock am Stock über der Schulter getragen, und der kühle Lufthauch, der über den schattigen, hochgelegenen Fahrweg strich, trug ihn in einer leichten wiegenden Stimmung weiter. Von rechts her blinkten die Türme des Schlosses herüber.

Glänzt nur und blinkt! Ich kenne eine weiße Haut in euren Mauern, die tausendmal schöner glänzt und blinkt, – und die gehört mir, mit Leib und Seele mir. Haha! mit Leib und Seele mir! –

Ein Hügelrücken, der aus einem duftigen Birkental aufstieg, lockte ihn mit einem Ausblick über den langgestreckten Bruchgraben, die Wälder und den farbenfrohen Westen.

Sieh, wie ein flacher grüngoldner Weinbecher ist der Himmel über die Erde gestülpt. Dort, wo die sinkende Sonne hinter dem Himmelsglase leuchtet, hängen purpurgoldne Schaumtropfen an der Weinschale, und drüben im Osten, wo der Mond rot und gespenstisch groß durch sie hindurch blinkt, liegt blauschwarz die kalte Nacht hinter ihr und reißt blutrote Risse in sie. – Nun werden die Rotweintropfen im Westen aussehen wie brennender Purpur, die ganze Schale leuchtet und flammt – hörst du nicht, wie sie klingt? Ein klingender, mächtiger Ton, süß und lang, als wollte er nicht enden – laß mich aufgehen, großer Gott, in deinem Farbenklang, selbst du werden und rosenrote klingende Welt! – –

Mit meinen Denkformen arbeite ich meine Sinneseindrücke um zur Welt. Und nehme ich einen Teil dieser Welt heraus, so kann ich von ihm meine menschlichen Zutaten nicht mehr abstreifen, um ihn als ein Ding für sich hinzustellen. Versuche ich, ihn zu erklären, so beschreibe ich meine Zutaten, also mich – durch wen? durch mich – Empfinde ich seine Schönheit, so empfinde ich mich, den Schöpfer des Schönen; und bewerte ich ihn nach Gut oder Böse, so bewerte ich mich, mich den Schöpfer moralischer Werte.

So habe ich eine Ichwelt und daneben, dahinter eine andere Welt, ein Chaos für mich, ohne Ordnung, Zahl und Zeit, Raum und Ursächlichkeit, Gut und Böse, Schön und Häßlich, Sein und Nichtsein, das ich aber in mich umschöpfe, das ich umschaffe zur bunten Wirklichkeit – ich, das kleine Tier

das große wilde Chaos – dieses Himmelsweinglas, das da über mir hängt voll von Wein und Trunkenheit, und das ich an die Lippen setze, durstig, durstig – O Welt! O Gott! O Ich! –

Er stand auf, blickte mit trunkenen Augen in seine Welt und machte sich auf den Weg.

Aber als er die ersten Häuser im Dorf erreicht hatte, leuchtete ihm ein Wirtshausschild entgegen. Leute saßen am Fenster und er meinte, sie nickten ihm freundlicher zu als sonst. So trat er ein, trank und war guter Dinge. Und die Nacht endete damit, daß er mit früheren Trinkkameraden zusammengeriet und – am nächsten Morgen sich nackt vor dem Klavier liegen fand, an dessen Kerzenständern er seine Kleider aufgehängt hatte.

Der dunkelblaue Enzian zum ersten Mal

Am nächsten Tage erhielt Erich einen Brief von Loo, aus dem ihm neben einer gleichgültigen Entschuldigung ein Efeublatt entgegenfiel.

Nun werde ich in der Nacht hinauswandern, denn die Lage des efeuumrankten Fensters ist mir wohl bekannt. Bald Gott und Weltenschöpfer, bald Trunkenbold und Fenstersteiger! – Aber meinen Enzian habe ich gefunden, unter der Jägereiche; träumerisch und dunkelblau, die Glocke schlank und halb geschlossen, wie jedes Jahr. Früh ist er gekommen; es ist in diesem Jahr alles so früh, die Sonnenuntergänge leuchten wie im Herbst, und wir schreiben den 20. Junius. – Ich habe mich neben ihn ins Gras gesetzt und ihn lange angeschaut: wer bist du? was willst du, was bedeutest du mir? Ich habe dir einen Namen gegeben und dich dadurch geschaffen und für mein Eigentum erklärt: was siehst du mich so fremd und seltsam an? Bewegst dich und mich und schwankst hin und her und läutest in mir?

– Weißt du noch, wie du tastetest von Buch zu Buch, wie du schwanktest von Meinung zu Meinung, weißt du noch, eitler Junge, wie du deinen Intellekt trenntest vom Willen, wie du mißmutig warst, gedrückt und gequält, wie du eine Sehnsucht huckepack trugest, wie du littest an dir?

Gib Acht! Man hatte dir eingeredet, du hättest es schwer, dein Leben sei verpfuscht, das Leben sei eine Schuld, sei schlecht, ohne Sinn, ohne Wert; man wollte dich ducken, dich in die große Armee der Leidenden schmuggeln, du solltest bemitleidenswert werden und bemitleiden: und du glaubtest ihnen – wie ungern! – und wieder nicht – wie gern! Denn du bist stark, aber warst krank – wo? wie? was weiß ich. Und deine Sehnsucht war, herauszukommen aus allen diesen müden Verneinungen, diesen törichten

Formeln, die im Nein ihr Ja haben, diesen tönenden Wissenschaften, diesen Worten –. Deswegen sprangst du von Buch zu Buch, spieltest mit ihren Formeln und ließest sie wieder fallen, die Neins und Wenns, um selber eine zu finden, aber ein Ja! sollte sie klingen – denn du wolltest leben! Aber nicht wie der Pöbel lebt – einen Grund, ein Ziel, eine Lebensformel suchtest du. Nun, hier ist sie:

Weißt du: das Himmelsweinglas, das du ausschlürfen wolltest – – nun niete dir die Formel: Die Welt schaffst du.

Du vergeistigst das Chaos zur Welt; das Andere, das Noch-nicht-Du, das alte Ding an sich, ist nur das, was von dir noch nicht geschaffen, vermenschlicht, noch nicht dein Eigentum geworden ist. – Du schaffst die Welt: nun lebe, lebe! –

Die kleine blaue Blume läutete so froh und stark – warum soll ich ihr nicht glauben?

Und dann bin ich baden gegangen – – – und habe stundenlang im Gras gelegen; und während die weißen Wolken durch den Himmel segelten und der Fluß geruhig durch Schilfduft und Ried und schwatzendes Vogelvolk hinströmte, habe ich das Ding an sich, den Intellekt und den Willen verlacht und mir ein Ich-weiß-nicht-was? gewünscht.

Gegen Abend entstiegen Schwärme von Eintagsfliegen dem Fluß, an den Gräsern, Halmen und Pfosten kletterten sie hoch und warfen aus der Hülle sich in die Luft zum kurzen Hochzeitsleben. Die Luft war weiß über den Wassern von den auf und nieder tanzenden Massen – und die sinkende Sonne in dem Höhenrauch, den der Nordwind gebracht hatte, rot wie ein Rubin: das hätte mich fast bezwungen, daß ich schon begann, die stundenkurze Existenz der Imago zu beklagen und daran sentimentale Folgerungen zu knüpfen – aber da hörte ich den Enzian läuten und ich lachte: Das Tier freut sich jahrelang seines Räuberlebens, und dieser Liebesflug ist sein taumelnder Höhepunkt. Es lebe das Leben und seine ewige Brücke: VENUS GENETRIX!

Vor acht Tagen hätte ich ihr geflucht und geklagt: Was ist das Leben? So ist das Leben: es fließt dahin wie Wellenschaum, kommt und geht, quält sich und stirbt – wozu? –

Die ganze Luft ist erfüllt von Höhenrauch, sogar ins Zimmer dringt er herein mit seinem brenzlichen Geruch, und die Luft ist mürrisch und kalt. Das wird heute Nacht ein Weg durchs Bruch! Nebelgeschwader werden dort lagern, Moormannen hocken und frieren an Irrlichtfeuern, und ich sehe mein Schattenbild riesengroß und gekrönt vom Zirkel Ulloas auf den Zeltwänden

geistern – und ü rump – ü plump pump geht die Reveille – in solcher Nacht plaudert's sich süß in den Armen Loos.

Das Efeublatt

Die Nacht flog über den Nebelheeren hin und her; sie lugte durch die Türritzen und Fenster und Spalten, hinter die sich das Getier des Tages vor ihren Kulpaugen geflüchtet hatte.

Nun hockte sie zwischen dem Efeu und den feuchten Mauerresten des Turmes und schielte zu dem Fenster hoch. Da sah sie zwei Menschen stehen, nackt, und ihn ein Tuch über die Blöße seiner Freundin werfen. Und sie schmiegte das Haupt mit dem langen losen Haar an seine Schulter und legte den Arm fest um seinen Nacken, so schauerte der Atem der Nacht herauf. –

Kennst du das Märchen vom fehlenden Reim? fragte sie ihren schweigsamen Freund.

Es war einmal ein großer Magier, der arbeitete Tag aus Tag ein und die stillen Nächte durch in seinem Laboratorium. Die langen Nachtwachen, die giftigen Dämpfe und die furchtbaren Erscheinungen hatten ihm den Famulus geraubt; nun mußte er allein arbeiten, Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Aber eines Tages, am Nachmittag des heiligen Weihnachtsfestes, ließ er die Feuer erlöschen, wusch sich und ging in ein anderes Zimmer, das geschmückt war mit Krokodilpanzern und staubbedeckten Versteinerungen; an den Wänden hingen sie, auf den Tischen und Schränken lagen sie, ja von dem hohen Kanonenofen glotzten sie herab. Er sah mit einem finstern Blick über sie hin, holte aus einem Schrank einen großen Bogen Papier und setzte sich vor einen Tisch: Jetzt werde ich von meinem Leben schreiben.

Und er fing an zu schreiben in einer schweren klingenden Sprache, lauter Reime – stundenlang, bis ihn das heilige Abendläuten aufsehen hieß; er legte die Feder hin und sagte:

Ich will eine Pause machen. Mir fehlt ein Reim – vielleicht finde ich ihn, gewiß, ich finde ihn. – Da läuten sie: was dieses Plasma sich doch für seltsame Häuser baut – und der Muschelpetrefakt auf meinem Tisch, jedes Atom von ihm ein Sonnensystem: wenn diese Dinge einmal sprechen könnten mit Worten, wie wir sie verstehn, ob sie auch das Wörtchen wozu? kennen? Ob sie es auch wenden und drehen werden nach allen Seiten und es dann in heller Verzweiflung von sich werfen – wozu?

Doch mir fehlt der Reim – –. Wie die Glocken läuten! Das ist nun alles für mich vorbei – Glauben und Jugend und Freunde – o ich hatte viele

Freunde, aber ich traute ihnen zu sehr – und dann machte ich Reisen – Reisen – wie ist mir? Fand ich nicht auf einer meiner Reisen den Reim? –

In einem finsteren Geklüfte Karmels liegt eine Höhle und gräbt sich mit ihren ultravioletten Krallen tief hinein in das steinerne Herz des Berges. In dieser Höhle, fern, wo es so still wurde, daß das ungeheure Schweigen mir mit Donnerstimmen in die Ohren schrie, liegt ein kleines Gemach.

Dunkelrote Teppiche rollen von den Wänden, die selber schimmern wie Amethyst, Ambra brennt auf goldenen Dreifüßen, Smaragde, Opale und dunkelgrüne Chrysoberylle blinken, schwellende Diwane ziehen sich an den Wänden entlang – das war die Wohnung einer jungen Fee.

Beim Lesen hatte der Schlaf sie übermannt, daß ihre Hand, die ein Buch hielt, hinabgesunken war, – mitten auf ihrer runden Brust aber saß ein Falter und wiegte mit seinen blauen Flügeln. Und das Schweigen, das draußen mit Donnerstimmen schrie, war hier nicht mehr.

Behutsam ließ ich mich vor ihr nieder auf ein Gepardenfell und stahl das Buch, ein seltsam gebundenes, voller Schnörkel und sich verschlingender Arabesken.

– „als nunmehro der vierundzwanzigste Vers des heiligen Buches Mann geworden war, ging er in die Welt, um sich das schönste Weib, das es gab, als Ehegespons zu suchen. Er wanderte und wanderte, durch alle Fährnisse und Nöte, vergrub sich in Klüfte und Schluchten und stärkte seine Augen am Lichte tausender Sonnen und seinen suchenden Geist an Geweben und Gespinsten von Nichts – dann war ihm wohl, als hätte er die Ersehnte im Arm – doch sie zerflatterte ihm wie der Duft der Rose – du fühlst ihn, er durchdringt dich und macht deine Augen glänzen, aber du weißt nicht wie? und wo?

Da begannen Falten sich in seine Stirn und Wangen zu graben, und seine Augen wurden hart.

Aber eines Tages klopfte er an die enge Tür eines Buches und sprach zu dessen Herrn, der hervortrat, angetan mit einem weißen Seidenkleide: Ich bin der vierundzwanzigste Vers des heiligen Buches, der da heißt: In Allem Ist Und Alles Ist, O Mensch – – – – – "

Als ich bis hierhin gelesen hatte, schwirrte der Falter von der Mädchenbrust herab und verdeckte den Vers mit seinen schimmernden Flügeln – ich blickte auf und sah die Augen des Mädchens in den meinen ruhen, da ließ sie ihre Arme auf meine Schultern sinken und drückte ihren Mund auf den meinen. –

Aber als sie eines Abends in meinen Armen schlief, fiel mein Blick auf das Buch, das ich vor Jahresfrist oder mehr von mir geworfen hatte, und

suchte den Vers – da ergrimmte der Falter und wuchs und schlang seinen Rüssel um mich und trug mich und warf mich – – Unter einem Ginsterbusch, der seine gelben Blüten über mich streute, fand ich mich wieder –

Da trat aus dem Walde vor mir ein Wanderer, staubbedeckt, das Antlitz von glühenden Sommern verbrannt und von beißenden Wintern zerrissen, eine Narbe der ganze Mensch. Der kam auf mich zu und fragte: Habt Ihr sie nicht gesehen? Ich bin der vierundzwanzigste Vers des heiligen Buches, der da heißt: In Allem Ist Und Alles Ist, O Mensch – ich suche das Mädchen, das mir bestimmt ist vom Anfang bis zum Ende der Welt –

Da ging er weiter, über den Bach hinüber, über die Wiesen, die Felder, bis er hinter den Hecken aus Haseln und wilden Rosen verschwand.

Jetzt fiel der Felsen von meiner Brust und ich schrie ihm nach: Ja, ich habe sie gesehen, ich habe sie besessen, ich habe ein Jahr oder mehr an ihrer Brust geruht – sie war der Reim! Sie war der Reim! Doch ihr Bild ist mir verschwunden, kein Bild, kein Laut oder Hauch –.

Der Abendwind tat sich auf, eine Amsel schlug im nahen Waldesrand – dann brach ich meine Reisen ab und fuhr heim. Werde ich sie wiedersehen? Ihr Kuß war sanft, und ihre Lippen waren weich und süß. –

Da sah die Nacht, wie das blanke Weib aus dem schwarzen Tuch sich hochzog zu ihres Liebsten Mund; und hörte es dann leise weiter sprechen:

Als so der Magier gedachte, wie er einstens den Reim besessen, hörte das Geläute der Glocken auf, und erstaunt blickte er hoch. Dann schüttelte er grimmig-traurig den Kopf und ging in das Laboratorium zurück, wo er die Rolle mit den tönenden Reimen fluchend zerriß und mit den Fetzen das Feuer anfachte unter den rußigen Kesseln und Retorten.

Das ist das Märchen vom fehlenden Reim. Kennst du es nicht? Kennst du es nicht? – Wie kalt ist der Wind, o trage mich in meine Kissen zurück. –

Das hörte die Nacht und sah, wie der Jüngling seine Freundin auf die Arme nahm, und sie sich um ihn klammerte wie eine weiße Schlange.

Die Sonne hing schon gleich einem roten brennenden Ballon im Osten, als Erich auf der Höhe stand, wo der Sumpfporst blüht.

Wo hat sie das Märchen her? Will sie, daß ich alles Strebens Wurzel und Krone in ihr und ihrer Liebe finde? Ihr liebes Spielzeug werde, ihr zärtlicher Besitz? –

In den Tälern lag der Nebel wie ein Meer, und die Wipfelgruppen der Erlen und Eichen sind Klippen, um die es brandet – eine steile Insel, ein flacher Himmel und eine brennende Kugel, die aus gelben Dünsten sich

hebt: da ließ er sich auf ein Polster von Rasenbinsen nieder, um sich an dem Schauspiel zu weiden.

Und wie er seine Augen von den leise quirlenden Massen fort auf die Sonne wandte, bemerkte er auf der glühenden Scheibe einen Fleck; er blickte schärfer und sah, daß er eigentümlich zitterte und schwankte –

So wird ein Falke, der über einem Nebelmeer rüttelt, zum Sonnenfleck –

Jetzt fiel der Punkt blitzschnell in die Tiefe –

Wie mancher andere Fleck, der sich so zwischen uns und die Wirklichkeit schiebt, mag so zur Erde stürzen! Wie manches Wort noch, das uns die Aussicht versperrt – nicht jedes Wort?

Ziehen wir nicht mit Worten und Formbildern die Welt in uns und suchen sie dann, wenn sie in unserem Besitz ist, dieser zu entkleiden und streifen die verschlammten Netze ab von dem köstlichen Meeresschatz? Und was haben wir dann: das nackte bloße blanke Ding, das aber dennoch in unseren Gedanken steckt – in uns –?

Denke ich nicht zuerst das Chaos, aus dem ich eine Wortwelt bilde, die ich sodann durch Abstreifen der Worte zum Ding an sich konstruiere?

Muß ich nicht so meine Formel: Ich schaffe die Welt – verbessern in die: Ich bin die Welt? Einmal Chaos, einmal Wortwelt, einmal Ding an sich?

Suche ich also nicht Loo durch meine Vorstellung, meinen Wunsch und Besitz in mich zu verwandeln, sondern vielmehr: denke ich sie nicht erst, schaffe ich sie nicht zuerst in mir, ist sie nicht ein Teil von mir, mit dem ich schalte, wie mir behagt?

Wie könnte ich jemals ihr zärtliches Spielzeug werden! Ist sie nicht ich! Bist du nicht ich, du süßes Märchen?

Ich bin die Welt! –

Aber wenn alles Menschenleben zerstiebt, so hängt doch droben noch düsterrot die erlöschende Sonne – ah! wie nun ihre warmen Strahlen in den Nebel greifen, sie zu langen Locken und Bändern spinnen und in die Höhe ziehen, um aus ihnen die weißen Wolkenbälle zu weben und zu nähen, und dann den Wind rufen und ihre Weberkünste ihn forttragen und weitersegeln heißen durch die blaue Sommerwelt!

Der Bauchhaarige

Wo das Sonnentier ACTINOSPHAERIUM im Grundschlamm des Kosakenkolkes rollt, wo die prachtvoll grünen Desmidiazeen und zierlichen Diatomeen

gleiten und als selbstherrlicher Räuber dieser Welt der Ruderfüßler und Große Wasserkäfer haust, lebt ein rätselschweres, bauchhaariges Wesen, der CHAETONOTUS CHUNI.

Man weiß wenig von ihm, man ist noch mit der Frage der Zugehörigkeit der Gastrotrichen, d. i. der Bauchhaarigen, beschäftigt; kennt man aber die, kann man bestimmt sagen: es ist kein Infusorium, es ist ein Fadenwurm, ganz bestimmt ein Fadenwurm, Herr Collega, so ist das Rätsel, mit dem sich der Bauchhaarige umhüllt, gelöst. – Dieses Rätsel wollte Erich lösen. –

Es ist doch nur ein Wortspaß, murmelte er und schleuderte die Flasche mit dem Rest des Schlammes, aus dem er die Bauchhaarigen gefischt, in den Kolk zurück; hängte das Planktonnetz zum Trocknen an einen Weidenast und etikettierte eine Reihe anderer Gläser –

Ja nur ein Wortspaß. Man füllt eine Rubrik, schlingt einen neuen Knoten, freut sich und damit hat die Sache ihr Ende – mit einem Wortspaß; und damit vertreiben Leute ihr Leben, mit einem Wortspaß. Es mag auch ein Augenspaß sein, ein Trost vielleicht, daß auch diese Plasmawürste leben und leiden – leiden? Gefressen werden! Das Leiden bezweifle ich – das ist unser Privileg. – –

Da kommt ihr Vater! Ein Graf mit Ketscher und Botanisiertrommel! Ein würdiger Nachkomme derer von Raesfeld! Beim Teufel! ein würdiger Schwiegervater! Ich möchte ihn sprechen hören. –

Er trat auf den alten Herrn zu und entschuldigte sich, daß er ihm ins Gehege gekommen sei.

Sie schaden ja nicht meinem Besitz, wenn Sie sich die Mühe machen, ihn zu durchforschen. –

Nun ja, ich gebe Ihnen ein paar Worte mehr – sie stehen zur Verfügung. –

Der alte Herr lächelte und bat ihn, ihm eine Durchsicht der Gläser zu gestatten.

Bitte; aber es sind nur Worte, immer Worte, Herr Graf. Ich suche nur das Rätsel des CHAETONOTUS zu lösen. –

Sie setzten sich ins Gras, und der Graf betrachtete bedächtig kleine Schlammproben unter der Lupe und setzte dann mit einem Grashalm die weißen Striche auf die Glasplatte des Algensuchers.

Der CHAETONOTUS CHUNI, zweifellos. –

Nicht wahr? Man müßte eine Kultur von ihm anlegen. Das Rätsel muß geknackt werden. –

Und zwar bald, sonst kommt Ihnen ein Anderer zuvor. –

Zweifellos. Die Lösung schwebt in der Luft – ein glücklicher Griff, und der Mann hat sein Lebenswerk getan. –

Gewiß. – Wir haben eine viertel Stunde bis zu mir. Begleiten Sie mich? –

Gerne. Aber bedenken Sie, es sind nur Worte; Rätsel und Lösung sind Worte –

Sie fangen wohl nach wortlosen Begriffen? Damit kommen wir nicht weit. Sie wissen, man sagt, unsere natürlichsten Begriffe und Stellungen zu den Dingen seien Irrtum und Lüge von Anfang an. – Bist du toll geworden, Loo? –

Er sprang auf und eilte auf das Sumpfloch zu, in welchem Loo über die Graspolster, die sich um die Erlenstämme gebildet hatten, auf sie zu turnte. Aber lachend sprang sie aus dem gefährlichen Gebiet.

Den Weg hab ich schon tausendmal gemacht! – Ach, gehen Sie mit meinem Vater auf die Schmetterlingsjagd? Haben Sie ein komisches Schmetterlingsnetz! –

Sie ergriff das Netz und schwang es kreisend um sich, daß Erich die Tropfen ins Gesicht flogen.

Da sah sie die Gläser, die neben ihm im Grase standen. – –

Was haben Sie hier? – Der Große Bauchhaarige aus dem Kosakenkolk – was für ein Unsinn! Weg damit! Und das! – Fort mit dem Zeug! – – Laß uns gehen! –

Jaja. Sie kommen doch mit? Gewiß kommen Sie. –

Gewiß komme ich. –

Er nahm sein Netz, zerriß es mit einem Ruck und schmiß es den Gläsern nach, die Loo in den Kolk geworfen hatte. Sie gingen durch den Sumpf, durch den soeben Loo gekommen, sprangen von Erle zu Erle und balancierten dann vorsichtig über einen schmalen Pfad, der unter ihren Schritten wogte wie junges Eis. – So waren sie eine Weile gegangen, wortlos, Loo voraus – als Erich plötzlich einsank und schnell bis zu den Hüften im Schlamm steckte. –

Mit bösen Augen hatte Loo ihm zugesehen, wie er sich an einer Erle, die ihr Vater zu ihm niedergebogen, herauszog, und war dann mit den Worten: Ich werde vorausgehen und für den verunglückten Herrn trockene Kleider bestellen – wütend fortgelaufen.

Bad, Anzug und Wäsche war für Erich bereit, aber vergeblich suchte er nach einem Brief, einer Karte, einem Wort, nur nach einem Zeichen von Loo. Da kleidete er sich um; es schien der Anzug eines Gärtnerjungen zu sein – es

war ihm gleich, aber der Durst quälte ihn. Da stand auf einem Tischchen ein Glas Milch und ein belegtes Brot – .

Er nahm das Glas und setzte es an den Mund, aber mit einem Fluch riß er es zurück und warf es auf die Steinfliesen –

Du Teufelinne!

Da trat sein Wirt ins Zimmer –

Wer stellte Ihnen denn das hier hin? – Aber wie wär's, wenn wir den Bauchhaarigen für heute in Frieden ließen und einmal zusähen, was Raesfeld an Diatomeen besitzt? –

Sie gingen hinab und stiegen in den Nachen; und Erich ruderte, durch den Schloßgraben und den Schilfwald in den langgestreckten westlichen Teich. – Nymphäenblätter, dicke aufgetriebene Algenwatten, ein Schwanenpaar, das wütend das trichterförmige Netz angriff, erschwerten ihre Arbeit; aber als sie genügend Material hatten, gingen sie an Land, siebten, sonderten, glühten und färbten, bis die blendenden Wolkentürme, die vorher ihr schönes Licht in das Mikroskop geworfen, zu dunklen Gebirgen wurden und mit wilden Zacken und schneeglänzenden Gipfeln zu ihnen herüberdrohten. Da schoben sie die Instrumente beiseite und Erich verabschiedete sich, denn es war sicher, daß die nun schiefergraue Bergmauer mit Gewittern ging; den Wagen, den ihm sein Wirt anbot, lehnte er ab.

Auf den Gängen, im Hof oder Garten, an ihrem Fenster – von Loo war nichts zu sehen. Da schlug er den Kragen gegen den in großen Tropfen schon niederschlagenden Regen hoch und eilte ins Freie.

Hier überholte ihn der Sturm, warf ihm den Hut vom Kopf, daß er über die Felder tanzte –

Zwei Monde lang hatte der Himmel gebrannt und geglüht und unendliche Wassermassen hochgehoben, jetzt warf er sie in einem Guss herab, Sturm und Gewitter hinterher. Die Luft ward zu Wasser, klatschenden, schlagenden, gießenden, prasselnden, unheimlich brausenden Wassern, die die Stürme hin und her warfen, dort es als eine kompakte Masse glatt auf die Erde schleudernd, dort es sich in die Hände werfend und als gischtenden Schaum wieder in die Wolken wirbelnd. Hier riß der Sturm, auf weiten Feldern seine Brüder zu einem singenden Keil zusammenschweißend, eine jähe Lücke in die brausenden Wasser und verteilte sich dann heulend über die Wälder, bahnte sich hier, vertausendfacht, seine zusammenbrechenden Wege, um sich drüben auf den Heiden wieder zu eins zu ballen und im Hui! über die Hügel zu tanzen – Wacholder und Heidebüschel hinterher. Da spaltete ein Schlag den Himmel in zwei Teile, und polternd rasselten die Trümmer herab! Da wieder einer! – da! – dort! Ein Riese stand da oben und zer-

hieb den Himmel in Fetzen, und wie Hagelschlag unaufhörlich kollerten die rollenden Trümmer herab. Und aus den zerfetzten Rissen fuhr der entfesselte Sturm und stampfte Wälder und Felder in Grund – Feuerjoh! Feuerjoh! Im Schloß hat's eingeschlagen! – Feuerjohoho! die Scheune brennt, das Schloß brennt! – Brand! Brand! das ganze Dorf brennt! – Hoho! das Fräulein! Fangt sie! Das Fräulein ist toll geworden! Fangt sie! Hussa ho! Fangt sie!

Doch sie war schneller als ihre Verfolger. Von Liebe und Furcht gejagt, flog sie durch den Sturm und Lärm. Fangt sie! Schon hatte sie die Chaussee erreicht – Fangt sie! – jetzt bog sie in die einsamen Waldwege ein – o sie kannte die einsamen Waldwege! Noch zwei, drei beherzte Burschen sprangen ihr nach – dann lockte neuer Feuerlärm sie zum Dorf zurück.

Da kämpfte sie sich wieder durch zum Weg; laufend, kriechend, liegend – die nassen Büsche zerschlugen ihr Gesicht, Regen und Sturm warfen sie hin und her. Dann trieb sie ein jäher Blitz, der spukhaft die Gegend erhellte und polternde Donnertrümmer auf sie warf, wieder auf den rechten Weg. Haare und Kleider flatterten in dem schlagenden Sturm – er warf sie zu Boden – in den Graben – da krachte ein abgerissener Ast neben ihr nieder – sie stolperte, stürzte – doch weiter! nur weiter! immer weiter! Zu ihm! Zu ihm! Zu Füßen will ich ihm liegen – aber mir soll er gehören, mir allein! Mir allein! Jauchzend schrie sie es in den Sturm. –

Du Teufel! Du Teufelinne! Das Lied sang der Sturm und Donner in Erichs Ohren den ganzen Weg; warf ihn hin und her – Du Teufelinne! Süße Teufelinne! Da spellte ein Blitz eine Pappel neben ihm – in zehn, zwanzig glühenden Schlangen fuhr er in den Boden und als leuchtendes Schwert wieder hoch in die Nacht. Schlag sie tot, schlag sie tot, die Teufelinne! Ho! du Sturm schlage sie tot! Da fegte er ihn über den Weg und rollte ihn in den Graben – er watete in ihm fort, von dem der gießende Regen wie ein Schaum und Nebel wieder hochstieg. Er fiel, raffte sich hoch und erkletterte mit Händen und Füßen den Weg. O wie schmerzt der Regen auf dem bloßen Kopf! Als spülte er Haare, Haut und Knochen fort! Da tanzte eine blaue Kugel über dem Weg, da fern über den sturmgebeugten Bäumen, nun hier, jetzt da – O du blauer Blitz, o du tanzende Kugel – tanze sie, tanze sie tot, den Teufel! Da sprang sie mit einem klatschenden Donner auseinander – heißa! Klatsche sie tot! – Der Wind verschlang's, warf ihn hin und her, quirlte und wirbelte gelbe Wolken wie Schwefelstaub durcheinander und schmiß sie hussa ho! in den brechenden Wald. – Du Teufelinne, süße Teufelinne! O du schöne Teufelinne! Was tat ich dir? O schlagt sie tot, schlagt sie doch tot!

Rief sie da nicht? – Oh, die Teufelinne kommt! Da floh er vor ihr her wie ein wolfgejagtes Tier. – Heinz! – Schlagt sie tot! – Heinz! – Da hatte sie ihn ereilt und riß ihn zurück – er stieß sie fort in den Schmutz –. Da umschlang sie seinen Leib und er schleifte sie hinterher –. Schlage mich, Heinz, o bitte, schlage mich! – Da drängte sie sich hoch, umklammerte mit beiden Händen seinen Arm und preßte sich an ihn. – Ich will ja nur dich haben, aber dich allein, ich dich allein! – – Sie halten mich für toll – Heinz! sie wollen mich fangen wie einen tollen Hund! O ich bin auch von Sinnen, bin ja toll – – Der Sturm warf die Taumelnden hin und her – und der soeben eine Pause gemacht, brach mit neuem Ungestüm über sie. Da fegte er ein Meer wirbelnder Blätter hoch über ihnen her und warf es weit in die Heide, die grau und unsäglich wild vor ihnen lag.

Hussa! mein schönes Lieb! Hussa! – Wollen wir fliegen? Kannst du nicht fliegen, süßer Teufel? –

Er riß sie hoch, sprang windgetragen über den Graben und flog mit ihr Hand in Hand über die Hügel – jauchzender Sturm und Blätterwirbel hinterher. Hussa! Ich habe dich lieb, du schöner Engel – Hussa! Du süße Schöne, wir fliegen – o du Wilde, Schöne wir fliegen – fliegen –

Da warf sich der Sturm auf eine andere Seite, wirbelte sie um und rollte sie den Hügel hinab. Dann holte er noch einmal Atem in die brausende Brust und spie ihn aus, daß die Wacholder und Heidebüschel wieder über die Hügel tanzten. – Dann legte er sich stöhnend auf die Seite und sank in Schlaf; die zerfetzten Wolken da oben und da auf Erden die jagenden Blätter und verwehten Menschen mochten sehen, wo sie eine Ruhestatt fänden. –

Auf der Heide wurde es still. Nur droben die Wolken trieben noch ihr Spiel und erzählten sich in ihrer hastigen Weise, daß nun Regen kommen würde, langer wochenlanger Regen.

Der Landregen

Ein Landregen, der nicht weichen wollte, der tagelang seine grauen Eimer trug vom Ozean bis fern zum sommerdürren Steppenland, legte sich über Stadt und Land. In unendlich eintönigem Getröpfel fiel es von den Dächern und goß aus den Rinnen, tagelang.

In einem Regenmantel, den regenschweren Hut tief in der Stirn, war Erich hinausgewandert. Jetzt saß er mit Loo und dem alten Herrn im Schloß, in einem Zimmer, dessen Fenster auf den Hof und die zum Teil niederge-

brannten Scheunen blickten. Sie quälten sich nicht zu einem Gespräch, sie sahen wortlos hinaus in den gießenden Regen. –

Aber trotzdem, unterbrach der Graf die Stille, Sie werden es wohl glauben, junger Freund, ich liebe solchen Regen. Hören Sie, wie das von den Dächern tropft, so selbstverständlich und eintönig, ein Tag wie der andere. Dazwischen die alte undichte Regenrinne mit ihren klatschenden Güssen, unregelmäßig und ungleich stark, das sind so die Episoden, die hohen Tage des Lebens – und alle gehen zu Wasser, alle. Aber hören Sie das Tröpfeln, das Tröpfeln, so müde und eintönig-geschäftig, das bleibt – wird ja auch zu Wasser – aber es bleibt – tripp – trapp. Sehen Sie, das erfüllt mich mit so eigener Freude – und er ging in sein Turmzimmer hinüber.

Du hättest nicht kommen sollen, Geliebter – sagte Loo, die mit verschränkten Händen am Fenster stand, – der Regen ist nichts für uns. Was soll unsere Liebe, was soll das? Weshalb haben wir uns so lieb? – Und das nennt sich Glück – –!

Hör einmal zu, Loo:

Es war ein Tag wie heute, so zwischen Nachmittag und Abend, als ein junger Scholast durch die Straßen Jenas ging. Winkelige, enge Gassen waren das, langnasige Giebel mit großen, unheimlich schwarzen Augen und einem breiten gefräßigen Maul, aus dem die schwarze Zunge wie eine Rolle geformt heraushängt. – Es wird später und später und wird eine stürmische Nacht. Da begegnet dem einsamen Scholasten ein Mensch, dessen Beruf es war, durch seine Dummheit und seinen Reichtum alles um sich unglücklich zu machen, ohne daß er selbst dabei Glück genoß – den packt sich der Scholast, schüttelt ihn und schreit ihm ins Ohr:

Sieh diese stürmische Nacht! Weiße, zerrissene Wolken jagt der Wind von der Rudelsburg her, und blickst du lange hinauf, wie der Mond sie verzinnt und versilbert, dann wird's dir, als flöge der Mond dahin, der Fenriswolf hinterher, und Turmspitzen, Turmhähne mit flatternden Flügeln, die langnasigen Giebel in wilder Flucht mit, die Häuser, die Gassen, die Stadt, du selbst – hui! in die Unendlichkeit! Packt's dich, du Jammermann? Siehst du das Haus dort mit der grotesken Doppelnase am Giebel? Und das Fenster darunter, im windigen dritten Stock, Licht ist drin? Da geht's hinauf, drei Treppen hoch – komm mit! Hoppla, du Jammermann. –

Was? Du siehst nichts? Tränen dir die Augen? Beißt dir der scharfe Tobak sie aus?

Und draußen heult der Sturm, die langen Giebelnasen knarren und wackeln und schütteln den Kopf über das schlechte Wetter und rufen in gespenstischer Zwiesprache bei jedem Nieser Gesundheit! Gesundheit! Euer

Gnaden – sich zu. Und der Kessel singt, der Grog glüht und wir sechzehn sitzen tabakrauchumhüllt am runden Tisch; und unter uns ist einer, der hat eine harte böse Stimme:

Ich habe zehn Tage keinen Wein getrunken, ihr Füchse, keinen Schläger und kein Weib berührt, ich habe mich hier vergraben und habe die Rettung gefunden. Nicht für die Menschheit – was heißt Menschheit? Für mich, für euch, ihr Füchse.

Und ich habe gefunden: So viel Individuen, so viele Welten. Unser sind ihre Erscheinungen, unser ist ihre Zeit, unser ihr Raum, unser ihre Ursächlichkeit: wir sind die Welt.

Seht, jetzt nehme ich die Zeit – er streckte die geöffnete Hand hoch – presse zusammen, was zwischen ihrem Anfang und ihrem Ende liegt – er krallte langsam die Hand zu – und werfe es unter mich – er schmetterte die Faust nieder.

Füchse, Sophistik! heiße Sophistik! Jetzt lösen wir ein Geheimnis! Habt ihr schon über die Möglichkeit nachgedacht? – Wähntet ihr nicht damals in der Zeit, eine Handlung als Ausführung eines Gedankens sei möglich, und die andere nicht? Und weswegen war sie unmöglich: weil sie eurer Erfahrung und Logik widersprach. Und was ist denn Erfahrung? – Die, kausal gedachte, zeitliche und räumliche Verbindung zweier oder mehrerer Erscheinungen. Was erfahrt ihr so? – Euch. Wie könnt ihr denn euch durch euch widerlegen? Füchse, Sophistik! heiße Sophistik! Und was ist eure Logik? Die angenommene Gleichheit gewisser zeitlicher und räumlicher Erscheinungen, und was daraus im Zwange eurer Kausalität folgt. Wie könnt ihr denn abermals euch durch euch widerlegen? – Und wenn ihr die Ausführbarkeit eines Gedankens von einer fernen Zukunft erhofft: haben wir die Zeit nicht niedergerissen und unter unsere Füße getreten? Gedanke und Ausführung sind nicht mehr getrennt, sie sind eins geworden.

So gibt es keine Möglichkeit oder Unmöglichkeit; was ich auch denke, ist nicht nur ausführbar, sondern schon da, ist schon dadurch geschaffen, verwirklicht und da. Ruhig, du Jammermann!

Und nun gebt Acht, wir bauen ein Schiff, ein glückhaft Schiff. –

Da holte er unter einem abgeschabten roten Plüschsofa einen zweiunddreißigeckigen Kasten hervor, in dessen Mitte eine Geige befestigt war, – und sang ein Lied: die Geige gab einen leisen Klang. Und jetzt sang er hart und sporenklirrend: schrillend klangen die Saiten.

Mittönende Schwingungen. –

Nun legte er sein Gesicht in stille Falten, und seine Augen wurden traurig: da klang die Geige auch leise und traurig. – Dann reckte er sich hoch: zornig schrie eine Saite auf.

Ich nenne es übertragende Schwingungen der ersten Kategorie – wovon? worauf? Äther, Luft – was tun Worte!

Dann nahm er die Geige wieder und entriß ihr einen Ton: ein Nordlicht hing draußen in der Luft und warf Flammenspeere und Feuerglorien über den Himmel.

Ich nenne es übertragende Schwingungen der zweiten Kategorie – wovon? worauf? Luft, Äther – was tun Worte!

Und nun schlug er das Fenster zurück und strich einen Klang, der sich wie roter Sammet anfühlte: da ward es stille draußen, der Sturm ward zum Hauch, eine weiße Wolke fiel vom Mond und schwebte wie von einer Sehnsucht durchwogt vor dem Fenster, und die Giebel machten Bücklinge, graziös steife Rokokoverbeugungen, und schnitten ein verliebtes Gesicht.

Doch als er dann den Bogen führte, rasselten die Schiefer zu Boden wie Hagelschlag, die rostigen Turmglocken fuhren aus ihrem Schlaf und schrien dröhnend und schmerzlich auf, und eine Windsbraut lachte durch die Gassen.

Luft – Äther – Luft – ich nenne es kurz die dynamischen Schwingungen. – Seht ihr, wir bauen ein Schiff, ein glückhaft Arche-Howald-Schiff! Seht ihr's nicht schwimmen droben an der Steilküste Samlands, brandungumrauscht, bernsteingeschmückt – rund, zweiunddreißigeckig und eine Geige klafterhoch die Bordwand überragend? –

Ja Loo, denke dir eine ungeheure Halbkugel, neunzig Meter breit, dreißig Meter tief, zweiunddreißigeckig, ohne Mast und Segel, ohne Schornstein und Schraube, ohne Anker und Steuer, statt dessen in der Mitte eine Riesengeige tragend: das war Musarion und unser glückhaftes Schiff.

Und seine Besatzung bildeten sechzehn ganze Männer und ein halber, der war Geheimrat und Berliner und diente uns als Koch.

Unsere Gehirnwindungen, graue und weiße, und damit unsere Welt, stehen in Beziehung zu einem ganz bestimmten Ton, wie er aus Grundton und Nebentönen sich zusammensetzt: erklingt dieser, so geraten sie und ihr Weltbild in frohe, treibende Erregung. Und wie jeder Mensch eine Tagesstunde hat, in der er sich am zärtlichsten liebt, so ist jene Erregung am intensivsten in dieser Stunde. Und was ist denn die Stunde weiter, als der Stand der Sonne über oder unter einer bestimmten Himmelsrichtung?

So entsprach unser Wesen einem Strich der Himmelsrose. Verstärkten wir nun unsere Erregung, indem wir mit dem Grotesken Riesenbogen unse-

ren Leibton über die Stirne strichen, von wo aus wir unsere Gehirnwindungen am eindringlichsten miterklingen hießen, so pflanzten sich deren Schwingungen auf die Saiten der Riesengeige fort und wurden dort aus den übertragenden Schwingungen erster Kategorie in dynamische umgesetzt: Das Schiff bewegte sich in der dem Ton eigenen Himmelsrichtung. Strich Howald E, so fuhr es gen Ost, geigte er CIS, so wandte es sich der Abendröte zu.

Wie der Wechsel der Schnelligkeit mit Hilfe einer Flöte, das Anlegen mit Hilfe einer Pauke bewirkt wurde, wirst du dir selber ausmalen können.

Das war die fremdartige, wie ein Hünengrab oder Brontosaurosknochen in unsere Zeit hinaufragende Besatzung Musarions. –

An einem waldmeisterduftenden Maiabend verließen wir die Bernsteinküste mit dem Kurs zwischen Bornholm und Rügen auf Trelleborg. Dort raubten wir ein schwedisches Mädchen Marga und geigten sodann durch den Sund, Kattegat und Skager Rak, am südlichen Abhang der Doggerbank entlang und durch den Kanal, um am nächsten Abend vor Lizard vor Anker zu gehen.

Ein Paukenschlag! und Wind und Wellen treiben an uns vorbei, die massigen Wogen des Ozeans werfen sich dröhnend gegen unser Schiff, und in den Saiten der Geige pfeift der Westwind, der ozeangeborene, seine klagende Melodie. Ich war abgelöst worden, und der Fuchs Torring übernahm den Dirigentenplatz; so ging ich an Deck, lehnte mich an die Geige und ließ meine Gedanken schweifen – –

Da höre ich ein Toben und Schrein und sehe sie herstürmen, lachend und mit fliegendem Haar –

Eine Riesengeige streicht man mit einem Riesenbogen! – und unter dem jubelnden Zuruf der Gefährten reißt sie den tönenden Bogen über die Saiten:

Als hätte ein Wetterschmied alle Taifune und Orkane und all ihr wildes Geschwistervolk zusammengehämmert, um sie in einem Guß auf uns loszulassen – so flog unser Schiff. Die Wasser bäumten sich wie Berge vor uns hoch, standen als grollende brausende, donnernd in sich einstürzende Mauern zu unseren Seiten, und ihr Wutschrei, wenn sie meilenweit hinter uns zusammenschlugen, warf den Erdball zitternd und pendelnd aus seiner Bahn. Und gleich einer ungeheuren Geschützkugel tönte unser hoch aus den Wassern sich hebendes Schiff dahin, eine Meute bellender, kläffender, heulender Sturmhunde hinterher. Wir lagen am Boden wie vom Beilschlag hingestreckt – aber Marga, die geduckt auf ihren Knien neben mir kauerte, lachte mit funkelnden Augen in die erbosten Wasser – Planken und Menschenleiber tanz-

ten und quirlten vorbei – wie ein Blitz kam's, wie ein Blitz verschwand's – helljauchzend bäumte sie sich hoch und starrte ihnen nach in die grüne gischtende Finsternis.

Als ich das sah, die Trümmer eines überrannten Schiffes und das jauchzende zerstörungstrunkene Weib, kroch ich in meine Kajüte, um in mir das Mitleid und das Grausen zu töten. –

Und dort erhitzte ich drei Tage lang meine Phantasie, mir die grausenerregendsten und bemitleidenswertesten Bilder vorzujagen, und hatte meine prickelnde Lust, die letzten Fäden, die mich in den Bannkreis des Phantoms Gott und „Gut und Böse" ziehen wollten, langsam zu durchschneiden.

Dann eilte ich an Deck, um die Schriftstücke, auf die meine Phantasie ihre Teufelsbilder gemalt hatte, über Bord zu werfen, und warf sie – in den Amazonenstrom, jawohl – in den Amazonenstrom.

Amazonien! Wie lange hat es gedauert, bis die POROROCA wasserwolkenlärmend in deinen Strom sich wälzt! Einmal Meer, das gegen granitene Küsten eines Urlands im Osten brandet, Inseln aus sich hebt, sumpfig und üppig wie nur im tropischen Sumpf, und Insel sich an Insel schließend, dein Meer versinkend und vertrocknend: Land! Dann die Küste wieder eines gewaltigen Meers, auch das zerfällt, versandet und verdünt und verfrachtet seine Wasser in mächtige westliche Ströme, bis die aufbäumende CORDILLERA ihnen den Weg vertritt und mit ihren eigenen Wassern vereint sie einen See bilden heißt, mächtig und breit, überströmend und seine Fluten in gewaltigen Rinnen in den Ozean werfend: da ward dein Amazonas! da rollte der Wasserwolkenlärm rauschend und brausend deinen Strom hinan – Amazonas!

Hochwassergeschwollen, gelb und trüb, verfilzte Pflanzenbarren und umgestürzte Bertholletien tragend, wälzte er sich unabsehbar zwischen seinen Inseln ins Meer. Wo der TAPAJOS sein flaschengrünes Wasser in ihn wirft, wo am Ufer Mumbakapalmen, langarmige Heveen und Bambusse eine schwermütige Linie ziehen und die VICTORIA REGIA ihre grünen Blatteller wiegt – lag still und stumm unser Musarion und ließ die schlaffen Saiten seiner Riesengeige im Morgenwind summen.

Aber ich fand mich allein, die Boote waren fort – so lehnte ich mich an die Riesengeige und spielte ihr auf meiner Fiedel ein Lied.

Das ist nun deine Welt, einzigartig und nie oder immer wiederkehrend, auch wohl schön und wild – aber eine Welt der absoluten Einsamkeit, das ist deine Welt. – –

Am Mittag kam Howald mit den Gefährten zurück, mit Pflanzen und erbeuteten Tieren beladen; in Kiepen, Körben, Gläsern und Netzen brachten

sie die Fauna und Flora Amazoniens an Bord. Sie grüßten mich zerstreut, redeten mit unendlichem Stimmengewirr durcheinander und zogen sich, immer disputierend, in die gemeinsamen Arbeitszimmer zurück.

Marga, an der Geige lehnend und sich aufrichtend und leise dehnend, lächelte mich an – da überließ ich meine Freunde ihrem Treiben und folgte ihr. Nach tagelangem Arbeiten unter Deck tauchten meine Gefährten wieder ans Licht, ruderten sich an Land, kehrten mit den mannigfaltigsten Dingen zurück und verschwanden wieder, immer redend und mit nachdenklichen Gesichtern. Und ich – blieb bei ihr.

Doch eines Tages berief Howald einen Convent und hielt folgende Rede:

Füchse! Zwiefacher Art waren die Ziele unserer Arbeit: einmal, zu erklären die Fähigkeit unseres Wesens, sich bei einem gewissen Ton zu konzentrieren und nach einer bestimmten Richtung hin übertragende Schwingungen zu erregen – ein andermal, dieses erklärte Phänomen mit unserer Philosophie in Verbindung zu setzen.

Was den ersten Fall betrifft, so waren wir bescheiden und haben uns begnügt mit der Beschreibung des geschichtlichen Werdens dieser Fähigkeit, und nebenbei mit einer detaillierten Beschreibung.

Worin bestand also unsere Erklärung? Sie bestand darin, nachzuweisen, daß bei den verschiedensten, einfachsten und differenziertesten, Wesen ein gewisses höchstes, Kräfte auslösendes Wohlbehagen auf Schwingungszuständen beruht – und (wenn auch nicht in der lückenlosen Reihe einer bestimmten Steigerung) festzustellen, daß dieses durch die Wellen eines spezifischen Tones erhöht und sogar in übertragende Schwingungen umgesetzt werden kann.

Diesen Nachweis haben wir geführt, haben den Vorgang selbst bis ins dritte, vierte Glied der Ursachenreihen trefflich beschrieben – und so unser vorliegendes Phänomen erklärt. –

Nun, meine Freunde, was haben wir mit dieser Erklärung eigentlich ausgesagt: wir haben eine Eigenschaft verfolgt, wie sie sich bei verschiedenen Lebewesen in verschiedener Stärke zeigt, so daß wir in der Lage waren, nach den verschiedenen Graden dieser Stärke ihre, in anderen Eigenschaften sich ähnlich verhaltenden Träger in eine Rangordnung einzusetzen; diese betrachteten wir dann in ihrer zahlenmäßig aufsteigenden Linie unter dem Bilde der Zeit – und stellten so die Hypothese des geschichtlichen Werdens, der Entwicklung unseres Phänomens auf.

Nun konnten wir die Betrachtungsart bei allen Dingen anwenden und durchführen, so daß wir eine Welt erhielten, die sich entwickelt, die aus sich

wird – und diese galt es nun, laut des philosophischen Zieles unserer Arbeit, in Beziehung zu setzen zu der, die nach unserer Formel in uns und durch uns ist.

Ihr fühlt alle, daß ein gegebener Verknüpfungspunkt in der APRIORITÄT der Zeit liegt. Und so würde leicht einer sagen: nur im Banne der Zeit sehen wir das als ein Nacheinander und Werdendes, was in Wirklichkeit ein Nebeneinander und Seiendes ist. Dem würde ich entgegnen: wir haben als Menschen die Zeit niedergerissen und nehmen als solche das Nebeneinander an – obwohl in dem „Nebeneinander" noch der Begriff der Zeit steckt –, aber wie stand's mit diesem Nebeneinander, als noch die haarige Bestie – dieses Gürteltier, dieser Amöbenklumpen das höchstdifferenzierte Wesen des Planeten war? Denn nichts hindert uns, dieses für einen Teil der Welt anzunehmen; nichts hindert uns, ihr Füchse, die Zeit räumlich zu setzen, sie als vierte Dimension zu postulieren.

Es bleibt also die Frage: in welchem Verhältnis steht die gewonnene (wissenschaftliche) Formel einer werdenden, oder räumlich nebeneinander geordneten Welt zu unserer alten unerschütterlichen (philosophischen) einer konzentrierten Welt, die sich manifestiert in unserem Schlachtruf: Ich bin das All, ich bin die Welt? Oder offener: wie ordnen wir die erste der zweiten unter?

Du, und jetzt wandte Howald sich an mich, jüngster aller Füchse, wirst die Schwere dieser Frage würdigen – ist doch mit ihr im tiefsten Grunde die Existenz Musarions verknüpft –; aber die Lösung verlangt, insbesondere für dich, einen Ort und ein Klima ohne die fordernden und lockenden Schönheiten dieses tropischen Stroms:

Berghohes Eis und frostblauer Himmel, Schnee und sturmgejagte Wolken, blaue Gletscher und Feuerberge in nordischer Nacht –! Folg uns zum Vatna Jökull! Auf nach Island! –

Auf nach Island! rief ich – Auf nach Island! donnerte es über den Strom. –

Ein Leierkastenmann hatte sich unter dem Fenster aufgestellt und dudelte ihnen seine Freitagnachmittagsmelancholie herauf.

Ach Loo, der Regen regnet jeglichen Tag, such dir einen lustigeren Galan. – Sieh den Gärtnerjungen drüben, er stützt den Kopf in die traurige Hand und blickt zu dir. Weißt du, was er denkt? Er denkt – ach! entriss mir den Kitsch! Hoff nur, du armer Fratz – wer weiß, sie sucht sich einen andern Kavalier. – So ist's. Nur nicht feige, liebe Loo –. Ich werde in die Heide gehn – 's ist just das rechte Wetter. –

Er reichte ihr flüchtig die Hand und ging. –

Der Wacholder

Meine Heide – ein Erdenstück, das sich wälzt durch Licht und Finsternis. –

Meine über sie hinbrausenden Stürme – nichts denn Wellen eines Meers, mitgerissen im lichtüberschütteten, finsternisdurchschauerten Planetenlauf. –

Meine schwarzen Wacholder hier, Jahrhunderte alt – was sonst, als eine Folge von Tag und Nacht, Sommer und Winter, vom unbeschreiblich schnellen Erdenlauf. –

Und ich unter ihnen, ihrem Rauschen und Raunen lauschend, eintagsalt – geworden in der Zeit aus der Algenkugel, die dort grüngolden im Wasser rollt, schaffend die Welt in mir durch die Zeit – kommend und seiend, rollend und fest und dennoch rollend – es ist, um toll zu werden! –

Da wurden die Wacholder auseinander gebogen, und Loo trat zu ihm.

Vergib, ich mußte dir nach. –

Gewiß. Aber komm, es graust mich hier unter dem Gerausch und Geträtsch der buckligen Wacholdergreise und dem verrückten Gelispel der Birke, die da in dem algengrünen Wasser ihre Haut bespiegelt – Komm, wir wollen in die Heiden und Winde gehen. –

Da verließen sie das Kieferngebüsch, das in seinem kleinen Kessel diese Gesellschaft barg, und traten in die Heide, die in langen Hügelwellen nach allen Winden hinwogte. Auf dem höchsten Sattel einer solchen setzten sie sich nieder und blickten mit traurigen Augen ins Weite.

Der Regen hatte aufgehört; nur ab und zu versuchte eine schnelle, niedrig hängende Wolke ihre Eimer auszugießen – doch der Wind blies sie fort und setzte in unruhigen Stößen von Hügel zu Hügel und warf sich mürrisch rauschend in den fernen Wald.

Braunrote Flachsseide hatte die junge Heide zu Boden gedrückt und würgte sie tot, und die rotblättrigen Ampfer- und dunkelgrünen Bärlapprasen zogen sich hügelauf, hügelab und beneideten nicht die beiden, die, die Knie hochgezogen und Wange an Wange gelehnt, dasaßen, als gehörten sie nicht in diese Welt.

Siehst du den Findlingsblock? Der liegt da schon viele Jahrtausende – und dahinter den Muschelhügel? Auster über Auster –: Was mögen sie alles gesehen und erlebt haben? – Nichts haben sie gesehn, nichts haben sie erlebt! Nur wenn der Blick stiller Heidewanderer und sturmverwehter Liebenden auf ihnen ruhte, bildeten sie den Teil einer Welt. – Und jetzt leben sie, jetzt kauere ich hier, und sie küssen dich – und spielen mit deinem Haar –. Was mag nach Jahrtausenden hier vorgehen? Nichts, nichts! Die Jahrtausen-

de sind nur in uns, wir sind nicht mehr, und die Welt ist tot. – – Wie der Wind braust und die Wolken eilen – o Loo, ich habe dich unsäglich lieb. –

Er nahm ihren Kopf in beide Hände und sie preßten ihren Mund aufeinander, als wollte eins sich in das andere flüchten vor sich und der Welt. –

Du, weshalb lachen wir eigentlich nie? –

Lachen? Lachen? Ja, es ist auch zum Lachen. Hör zu:

Wenn die winterlichen Südweststürme der nordatlantischen Zyklonen kreisen, dann werfen sie die grauen Wogen auch in die Risse und Fjorde Islands. Und dahin ging unsere Fahrt. Ein zerfetztes braunes Oval, wie es auf dem tiefblauen Meer der Karte liegt, mit Basalten und Trachyten bedeckt und über ihm mit Vulkanauswürfen und berghohem Eis, inmitten brausender Stürme und in halbarktischer Nacht – dahin ging unsere Fahrt.

Gemächlich geigten wir den alten Seglerweg entlang, ließen die Kapverdischen Inseln und Azoren im Osten liegen und trieben in einer Novembernacht auf Island zu. – In Sturm und Regen lenkten wir in den Faxa-Fjördr und schlugen am nächsten Morgen vor Reykjavik die Ankerpauke. Nun lagen wir da – unser Schiff war gesund und Marga stark und liebesfroh, aber Zwiespalt und bitteren Streit trugen wir mit.

Beim Verlassen des Amazonas hatten wir uns versprochen, die wissenschaftliche Seite unserer Arbeit – die Erklärung Musarions – als beendet anzusehen und uns mit nichts anderem als dem Versuch der Unterordnung jener Erklärung unter unsere philosophische Formel zu beschäftigen. Da trieb uns auf der Höhe von St. Vinzent der Kanarienstrom einen Tamarindenzweig zu, und sogleich begann Howald die „Klangfähigkeit" des Pollenschlauchplasmas der rotgelben Tamarindenblüten experimentell zu vergleichen mit der der Amöben, die er im Schiffswasser fand.

Nun kann ich alles, was ich mir wünsche, mir auch als ausführbar beweisen, noch mehr, es ist in dem Augenblick des Wunsches schon als bewiesen da und ich genieße es. Aber ich darf dann nicht gestört werden durch eines Anderen anzweifelnde Methode, die sich eitel-dumm die exakte nennt.

Und nun kommt mir, der ich auf der langen Seefahrt schon oftmals die erwünschte Unterordnung vollzogen sah, dieser Plumpe und höhnt: Mein Freund, sieh hier den abermaligen Beweis eines Werdens, einer über allen Zweifel erhabenen Tatsächlichkeit der Entwicklung. – Da fährt der Zorn in mich und ich kündige meinem alten Kameraden mit bittern Worten die Freundschaft; und zugleich werden unsere gemeinsamen Freunde uneins, schwanken und ergreifen Partei, der Streit wird „sachlich", vertieft und verbeißt sich – und so setzten wir unsere Fahrt mit zwiespältigem Gemüte fort.

Und Marga, die sich inzwischen aus Langerweile verliebte, gab sich, ich weiß nicht mit wem – mit einem Gärtnerjungen ab. Aber da der ein Töl-pel war und sie erkannte, daß sie in ihm nur eine Laune, meinthalb einen Wunsch ihres Geliebten umarmte, sehnte sie sich in die Arme des Lebendi-gen zurück. Da aber ein in wissenschaftlichen Zank verbissener Liebhaber niemals bei der Sache sei und eine nur persönliche Versöhnung zwischen mir und Howald zwecklos, eine solche aber von Philosophie und Wissen-schaft, wie wir sie hier plötzlich verträten, unmöglich sei, machte sie den Vorschlag, die Angelegenheit als Ehrenhandel zu betrachten und den auf Island auszutragen.

Und damit einverstanden, beschleunigten wir die Fahrt, bis sich im An-gesicht Islands die Frage erhob, mit welchen Waffen unser Handel auszu-fechten sei. Nach einer zerdisputierten Woche vor Reykjavik hatten wir keinen anderen Ausweg mehr als den, die ganze Frage wissenschaftlich anzufassen, d. h. erstens, darzutun und zu begründen, w e s h a l b dieser Streit zwischen exakter Wissenschaft und reiner Philosophie als Ehrenhandel aufgefaßt und ausgetragen werden müsse – und zweitens, aus der Begrün-dung dieser Tatsache zu folgern, welche Waffen zu gebrauchen seien.

Ich gebe das Extrakt unserer Verhandlungen:

Unser, mithin Doktor Erichs und Howalds Wesen und dadurch das ih-res Faches charakterisiert ein Ton. –

Wie legen zwei Dinge ihr strittiges Verhältnis zueinander bei, d. h. wie unterwirft entweder eines das andere, oder wie grenzen sie ihre Gebiete gegenseitig ab, oder schließlich, wie heben sie sich beide auf eine höhere Stufe, auf der ihre feindlichen Seiten sich nicht widersprechen? – Durch ein klares und umfassendes Zutagelegen ihrer Eigenschaften.

Und da die im feindlichen Verhältnis zueinander stehenden Dinge im vorliegenden Falle letzten Grundes Töne sind, wie legen sie ihre Eigenschaf-ten am umfassendsten zu Tage? – Durch Erklingen.

Wie nennt man es nun, wenn zwei Dinge zugleich hervortreten, in der Absicht, durch vollständiges Entfalten ihrer Eigenschaften ihr strittiges Ver-hältnis irgendwie beizulegen? – Kampf.

Präziser und exakter? – Zweikampf.

Wie also beseitigen sie ihre strittige Stellung zu einander? – Durch Zweikampf.

Und was zwang sie überhaupt, ihr unklares Verhältnis zu klären? – Das Gefühl, sich, d. h. ihrer Macht nicht genug zu tun, wenn es bei dem schwächlichen Unklaren bliebe.

Wie nennst du dieses Gefühl? – Ehre.

Was ist also der Zweikampf? – Ein Ehrenhandel.

So legen mithin zwei Dinge ihr strittiges Verhältnis durch einen Ehrenhandel bei. –

Und welche Waffen handhaben sie in diesem?

– –

Welche Waffe benutzt der Stein im Kampf mit dem Wasser? – Die Schwere.

Der Hund? – Den Zahn.

Der Engländer? – Die Pistole.

Also? – Die ihnen charakteristischen.

Und was ist uns, und somit unserem Fach charakteristisch? – Sich in einem Ton zu konzentrieren.

Benutzt werden deswegen was für Waffen? – Töne.

D. h.? – Instrumente.

Was für Instrumente? – Die jedem Ton eigenen.

Was vertritt der Ton? – Ihr Wesen.

Und? – Ihr Fach.

Welche Instrumente sind also zu wählen? – Die jedem Fach eigenen.

Also? – Erich den Dudelsack, Howald die Alarmtrompete.

In ähnlicher, schwierigerer Weise stellten sie den Paukkomment auf, den mir mein Sekundant am Abend nach der exakten Disputation mitteilte.

Folgendes war ausgemacht: Was in der Theorie vonnöten, ist in der Praxis oft Wurst. Dieser Satz gilt auch umgekehrt. – Unparteiische sind Geysir und Oräfa; sie geben das Kommando durch einen kilometerhohen, in der Mittagssonne gleißenden Wasserstrahl und ein unterirdisches Grollen. Sodann dudelt Erich ein Liebeslied, nach ihm Howald das seine. Das Urteil sprechen wieder die beiden Naturburschen: ein höhnisch-unterirdisches Grollen bedeutet Unterordnung des Evolutionisten, eine blaue Dampfwolke Auswischung des Philosophen. Sekundant Howalds ist Merker mit der Bumbumtrommel, meiner ein verkorxter Pfaff mit der Posaune. – Es ist ein Kinderspiel und kommt alle Tage vor.

Dann verließ mich mein Sekundant, und ich legte mich schlafen. Und der Sturm brauste um unser Schiff, und der Wogengott, der tranige, wogentatzige Kerl, saugt ihn ein und speit ihn prustend wieder aus, Eddagepolter auf seinen Lippen und Seemannslachen in seiner verbrannten Kehle. Hoiho! Sturm und böiger Wind. Von Nord und West fährt er her, mein Lieb, und stößt nun über uns hin, ruhelos – was ist Leben, was ist Liebe? Hoiho! Wind und Regen und böiger Sturm! –

Die Nacht ging hin, der Morgen kam, und die Mensur begann. Howald war an Land gegangen, ich blieb auf dem Schiff und sah vor mir die welligen Schneetücher der südlichen Höhn, die Weiden und Birken, die unter der niedrig zwischen gelben Schneewolken herablugenden Sonne dahockten wie phantastische Gnomen und eingepelzte Riesenkinder. Die Unparteiischen gaben das Kommando und ich spielte mein Lied und erzählte vom trüben Winter, von grauen Wolken, die über die dämmrige Erde Flocken streuen, und vom Jüngling, der in diese Flocken, die tanzenden, leisen, blickt und der Liebsten denkt – und sie dann plötzlich dahinfahren sieht, in Pelze gehüllt, die Schellen klingen, die Rosse dampfen, und mit lachenden Augen blickt sie in die stöbernde Weite –

Marga lachte, die Gefährten lächelten, und die verschneiten Weiden und Birken kicherten ihre Schneekapuzen herab: Weshalb springt er nicht auf den Schlitten und nimmt sie sich? Der bange, der dumme, der spezifische Träger der Lächerlichkeit – der Mensch! –

Da paukte Merker, und Howald setzte sein Horn an den Mund. –

Und vor mir sehe ich einen sonnenlosen Julitag, der auf einem Exerzierplatz die Zeit verdöst; aber unter den sieben verkrüppelten Akazienbäumen üben sie unentwegt, rühren sie unentwegt ihre Trommel und blasen im gräßlichen Durcheinander ihr ewig gleiches, ewig falsches Signal sich in die Ohren; in den unwirklichsten Dissonanzen, in den quäkendsten, schreiendsten Wehmuttönen schlingen und knäueln sich ein Dutzend hoffnungslose Versuche zusammen zu einer jämmerlichen Apotheose biderbsten Fleißes und ewigen Nicht-Gelingens – das ewig gleiche falsche Signal: oh wie liebe ich dich, SCIENTIA, MECHANICA, MATHEMATICA, oh wie liebe ich euch, die ihr mir die sieben Welträtsel knacktet, mir dem Zerschmetterer Kants und dem unendlichen Schwätzer und Enträtseler der Welt – es ist, um in die Wolken zu gehen.

Aber Marga lachte, die Gefährten lächelten, und die verschneiten Birken und Weiden kicherten: warum ißt er nicht? warum trinkt er nicht? warum treibt er nicht Unzucht und schläft? Warum bläst er denn? Aber immerhin: ein pläsierlicher Mensch, ein sapienter Mensch – der lustigste Witz der Welt!

Da stieg die blaue Dampfwolke hoch und wischte mich weg. –

Das sind mir abstruse Tölpel! Das sind mir Unparteiische! Wie kann man das lieben, mit dem man kämpfen muß Stunde für Stunde, das man unterkriegen muß und kann es nicht, das unser Leben zur Hölle macht, mehr als Hunger und Qual zum jammervollsten INFERNO macht! Das mir jeden Tag vergällt, mich kein Ding ansehn und genießen läßt, ohne daß ich fragen

muß: was seh ich da? – wie seh ich es? – was steckt dahinter? – weshalb frage ich darnach? – was ist das, wenn ich mich frage? – – Das lieben? Vermaledeite Tölpel!

Als Howald an Land zurück gerudert war, machte er einen Versöhnungs- und Wiederanbiederungsversuch: Philosophie und Wissenschaft gehören nun einmal zusammen; und bedenke –

Bedenke! Erst wischst du mich nach berühmten Mustern aus und zimmerst dann mit deinen dürftigen Experimenten und Begriffsbrocken eine Welt zusammen und rufst mich dann zurück, meinen Segen zu diesem Gebäu zu geben? –

Nicht so, Lieber. Bedenke, sind wir nicht nach Island gefahren, um das Ergebnis unserer exakten Forschung unserer Formel unterzuordnen? Das Probieren, Konstatieren, Registrieren dem reinen Denken? –

Denken? Denken? Ich habe das Denken satt! Ich gehe in die Wüste, auf den Vatna Jökull – Denken? –

Dann steckte ich eine Rolle unbeschriebenen Papiers und ein Paket Zündhölzer zu mir, machte mich auf und ging gen Osten in die Wüste; erreichte nach einigen Tagen den Thorsa, von dessen Ufer aus ich den Hekla seine Rauchwolken in den Himmel blasen und die blauen Gletscher des fernen Oräfa herüberspiegeln sah und langte um die Zeit der Sonnenwende im Lande meiner Sehnsucht an –: auf den Gletschern und Eisfeldern des Vatna Jökull wanderte ich.

Und die Menschen, die mir auf meiner Pilgerstraße oder im Lande meiner Sehnsucht begegneten, verscheuchte ich, indem ich einen Bogen des übrig bleibenden Papieres in Brand setzte und ihn schweigend unter ihrer Nase verbrennen ließ.

Mein Trank war geschmolzener Schnee und meine Speise süßgefrorene Ebereschenfrüchte, Moose und CETRARIA ISLANDICA – mein Lager aber war der Schnee, meine Decke der Himmel mit seinen Stürmen und Sternen, und noch manchen Bogen Papieres trug ich: so war ich gegen die schmutzige Not des Lebens zwiefach geschützt und begann nun ernstlich, die Hydraköpfe meines Denkens totzuschlagen.

O hätte ich einen Gesellen gehabt, der mir bei jedem aufsteigenden und aufquellenden Gedanken eine Kopfnuß oder einen Schlag vors Maul gegeben hätte! – Ich hatte Marga gebeten, mir solchen Liebesdienst zu tun.

Nicht denken – ei ja; deswegen brauche ich aber nicht erst in die Einsamkeit zu gehen. –

So suchte ich mir einen anderen Gehilfen: das Denken ist ein Verbrennungsprozeß, und darum muß er gelöscht werden, wie der Heilige von Padua

seine Liebesglut löschte. Merkte ich also, daß etwas wie ein Gedanke aufflackern wollte, dann –

haha! das will wieder ein Gedanke werden – warf ich mich kopfüber in den Schnee und kugelte mich in der stäubenden Wolke. Und sagte ich mir dann:

Jetzt wird der Gedankenembryo erstickt sein – Haha! Da ist der Schnee!

Und nach langen Wochen war ich soweit gekommen, daß ich nicht mehr dachte! O Loo, nicht mehr denken!

Das letzte Sich-Aufbäumen jenes rätselhaften, grausigen Tiers, das ihr Gedanke nennt, klammerte sich an Marga und ließ sich erst nach schwerem Kampf, tagelangem Hinaufkriechen und Hinunterwälzen auf dem scharfen Gletschereis endgültig niederzwingen.

Warum hast du Marga gepriesen und nicht deine SCIENTIA? Aus Wahrheitsdrang, so prahltest du, und hast doch gelogen. Warum hast du gelogen?

Warum gerietest du mit Howald in Streit? Warum wurde deine Formel schwach gegen seinen Zweifel, daß du zanktest?

Und warum unterlagst du? Warum zerplatzte deine Formel und wurde deine Welt zerstört, daß du das Denken fliehst? Weil du Marga liebst? –

So weit mußte ich das Höllentier beißen lassen, da packte ich es und rang mit ihm, da begann ich einsam in mondbeschienenen Nächten und an kurzen Mittagen am vergletscherten Nordhang des Oräfa hinaufzukriechen und hinunterzukugeln, immerfort – durch die Spalten und Risse, über den Schutt und die scharfen Blöcke weg – die Sterne lachten dazu, und der Schnee knirschte vor Vergnügen. Da zwang ich das Tier, da zerriß ich es Glied für Glied unten im Eiswasser und Moränenschutt – –

Drei fahle Blitze – jetzt liegt es unter dir – jetzt bist du soweit – jetzt hast du dein Glück – lautlos, unfaßbar, bläulich fern – dann wurde es Nacht, tiefste Stille, tiefstes süßestes Dunkel – nicht mehr denken – –

Wie lange das währte? Eine Sekunde, ein Jahr – hat das Nicht-Denken, das Glück eine Zeit? – – –

Oh Loo, der Wind stößt grimmig über die Heide und aus dem Osten klettert grau und unwirtlich die Nacht – laß uns gehen. –

Aber sie warf sich über ihn und hielt ihn so lange fest, bis die Nacht über ihnen war und sie im Regen nach Hause stolperten.

OSMUNDA REGALIS

Im feuchten Gebüsch, auf den Hängen des Landwehrgrabens, breitet der Königsfarn seine gewaltigen Laubwedel aus. Dort hatten ihn Erich und Loo überrascht, wie er aus seiner hohen Rispe die Sporen zur Erde streute. Da hatten sie ein Stück des Lehmbodens, der von den keimenden, ihren chlorophyllreichen Inhalt entleerenden, Sporen wie mit feinem grünen Sammet bedeckt war, ausgeschnitten, um ihre weitere Entwicklung unter einer Glasglocke zu verfolgen. –

Komm mit! – Und sie führte ihn in das Turmzimmer, betrachtete flüchtig ihr Präparat unter dem Mikroskop und bat ihn dann, hineinzusehen:

Er ist reif geworden! –

Die Antheridien des bandförmigen Vorkeims hatten sich unter dem Druck des Deckglases gelöst, und die Spermatozoiden schwärmten aus – drängend, hastend, in einem taumelnden unruhvollen Suchen, bis zwei, drei in den offenen flaschenförmigen Hals eines nahegebrachten Archegoniums eindrangen, um sich mit der tiefgelegenen Eizelle zu vereinigen. –

Hm! –

Hm! Ist das alles, was du hier zu sagen weißt? Sagt es dir nichts? garnichts? –

Nun, das Präparat ist sehr hübsch – alle Anerkennung, liebe Loo. –

Sonst nichts? –

Nun ja, viel und wenig – im Grunde garnichts. –

Wieso? –

Wenn du es wissen willst –: dieser kleine ungestüme Spermatozoid und das offene Archegonium ist das, was wir Liebe nennen. Und dann – wie sage ich es am besten? – kehre den Satz um: die Liebe ist jenes Spermatozoid und Ovum – und die sind Plasmagebilde mit der Funktion der Fortpflanzung. – Es ist ein Schauspiel, ein schönes, gewiß. –

Das ist die Liebe? Das? –

Das ist meine Liebe und deine, ist die Liebe. Frage lieber nicht, was wir aus ihr gemacht haben. –

Nein, nein! Du lügst! Weißt du, du lügst! –

Es ist die Wahrheit. –

Aber ich mag solche Wahrheit nicht. Das ist auch garnicht wahr – du lügst, weißt du – du lügst! Soll ich dir einmal sagen, weshalb ich dich so lieb habe? Weil du mein Leben bist, weil – weil ich dich liebe! Das ist etwas anderes, das ist mehr als das – das da – das ist – – pfui! –

Sie riß die Glasplatte aus den Klammern, warf sie auf den Boden und zertrat die Trümmer mit dem Fuß. Und als er sie beschwichtigen wollte, stieß sie ihn zurück, trat ans Fenster und sah starren Blicks hinaus. – –

Dann lachte sie hell auf, raffte die Röcke und tanzte auf ihn zu:

Heißa, mein Schatz! Gewiß hast du recht. Das ist die Liebe! Wie die Spatzen und Katzen – aber gewiß, das ist die Liebe! Was kann ich dafür, daß ich Mensch bin? Tanze, mein Freund – eins, zwei, drei – tanze! O weh! Was kann ich dafür, daß ich Weib bin? Tanze, tanze – eins, zwei, drei – tanze! Wie die Tagelöhner und Hunde – haha! Oh pfui! pfui! pfui! –

Da fing er sie auf und führte sie aus dem Zimmer, geleitete sie über die Treppe und den Hof, setzte sie in den Nachen und ruderte sie in das hohe Schilf.

Und hier kauerte sie sich zu seinen Füßen, schmiegte den Kopf in seinen Schoß und blickte traurig zu ihm hoch.

Ich sterbe nun bald. Was soll das alles? Das ist ja alles eine große Lüge. Mein Leben ist verpfuscht. – Das Leben ist so schön, o so schön – –

Was redest du, Loo? –

Doch, es ist so. – Weißt du, weswegen ich dir den Farn zeigte? Ach, du weißt es schon. Wenn alles liebt, – nein! Ich darf nicht daran denken. – Das Leben ist so schön, mein süßer Freund – so schön wie die Liebe. – Aber das ist bei uns beiden anders, das ist alles so über mich gekommen – –. Und darum sterbe ich. – Oh, das Sterben ist schön. Du wirst mir dein Märchen erzählen – mich noch küssen – –

Dann bat sie ihn in einer ängstlichen Hast, sie an das Ufer zu rudern; und als sie an Land gestiegen waren und er gehen wollte, trat sie an die Efeumauer, hob sich auf die Zehenspitzen und pflückte ein Blatt; das drückte sie ihm in die Hand.

Jetzt gerade! sagten ihre Augen.

Als es Nacht war und der Vollmond schien, und die Sperlinge nur noch leise in ihren kleinen Träumen schilpten, schlich mit wachsbleichem Gesicht der Gärtnerjunge an die Efeuwand und begann mit ungelenken Fingern auf einer Geige zu zirpen.

Sollte das der blaue Enzian sein? – murmelte Erich, wie er in den Armen der Geliebten lag.

Du lügst – sprach da Loo im Traum, dann erwachte sie und warf sich über ihn.

Der dunkelblaue Enzian zum zweiten Mal

Vom nächsten Tag war in Erichs Tagebuch zu lesen:

Morgen ist Kilian! Drei Tage Kilian! Volks- und Schützenfest auf historischer Grundlage! Meine Herrschaften, das muß man gesehen, das muß man gehört haben – jede Nummer gewinnt! Zehn Pfennige Einsatz! Nur zehn Pfennige! Hau den Lukas! – Holla! Böllerschuß und Tschingdara und Zapfenstreich!

Und auf der andern Seite:

Sonntag, den ersten Kilianstag. Drei Schöne habe ich aufgebracht! Die eine zwischen den Gärten; zuerst stahl ich für sie Birnen, dann knöpfte ich ihre Bluse auf und hinter einer Hecke kam sie zu Fall – Winden knüpfte ich um ihre Schenkel; ich wette, sie trägt sie noch. Die zweite fiel am Nachmittag, beim Tanz; ihre Brüste hüpften wie ein Paar Melonen – da führte ich sie ins Korn. Von der dritten komme ich her – die hatte den Teufel in den Beinen.

Und auf der nächsten:

Montag, den zweiten Kilianstag. Heute werd ich saufen gehn.

Und auf der vierten:

Dienstag, den dritten Kilianstag. Als ich meinen Kater vertrunken hatte, geriet ich an einen Ingenieur. Wir saßen auf dem Thron, er hatte eine Rede gehalten und versuchte uns nun mit einer Erklärung der Kilowattstunde zu düpieren.

Zuerst amüsierte es mich, ihm zuzuhören, dann aber mußte ich einer Erscheinung gedenken, die mich zuweilen überfällt: Es stößt mir wohl zu, daß ich mir plötzlich vorkomme als ein wie aus allen Himmeln Gestürzter, daß ich einen Baum, eine Blume, besonders eine Hecke mit fremden Augen und maßlosem Erstaunen, mit einer betroffenen Bangigkeit anblicke und ängstlich zu mir spreche: was ist das?

Ich liege an dem besonnten Abhang eines Hügels und in der Ferne glänzt ein Strom – da fällt mein Blick von den Wolken und Schwalben fort auf die vanilleduftenden Strahlenblüten einer Fetthenne. – Und plötzlich schiebt es sich wie eine Wand zwischen mich und die geschauten Dinge, daß ich sie nun als etwas Nie-Gesehenes, Unüberbrückbar-Fremdes, nie zu deuten Wunderbares ansehen muß. Die Namen, die wir über sie geworfen haben, verfliegen, und ich stehe nun den Namenlosen gegenüber – einsam, unausdenkbar verlassen, in einer unerhörten Welt, von einem rätselhaften Grauen gepackt: was ist das?

Und da erinnere ich mich, wie wir einmal die fetten Blätter solcher Sedumarten zerdrückt und in dem grünlichen Schleim die Chlorophyllkörner und Kerne gesucht haben:

Und das Graue, meine Herrn, ist jenes Plasma, das uns alle aufbaut. Fügen Sie etwas Quecksilberoxydul hinzu – Sie werden sehen, es färbt sich ziegelrot. –

Da haben sie die Pflanze zerschnitten, zerfasert, zerquetscht und verbrannt und haben gefunden, daß dieses Ding da, das sie SEDUM TELEPHINUM nennen, besteht aus dem und dem, seine spezifischen Eigenschaften sind die und die, und es wächst und blüht dann und dann, und so und so, und da und dort. Derart haben sie es erkannt und als etwas so Erklärtes und Erkanntes ihrem Schema einverleibt; sie kennen seinen Stoff, seine historisch gewordene Form und seine, kausal gedachten, physiologischen Eigenschaften; dieses dann mechanisch-mathematisch geordnet bildet die Wissenschaft über die Knollige Fetthenne, und diese Wissenschaft schließt kühn in sich Philosophie und wenn du willst, Religion, Ästhetik und Politik.

Aber mich trennt in diesem Augenblick eine unüberbrückbare Kluft von dem da vor mir, etwas wie Ehrfurcht und Grauen und das herzklopfende Bewußtsein meiner kläglichen Einseitigkeit, Kurzsichtigkeit, Subjektivität und absoluten Unfähigkeit hält mich gebannt, bis es schließlich mich hinwegstürmen heißt zurück in die schwankend-feste Wortwelt der Menschen. –

Und doch ist dieses Leben und sein Bild, die Gedanken und das Rätsel, die es in mir auslöst, der Ausfluß e i n e r Welt – und doch trennt mich von ihm eine solche Kluft.

Aber ich muß die Wand wegschieben, muß sie überspringen – aber wie? –

Ein Joule ist nun gleich zehn hoch sieben Erg, und ein Erg ist die Arbeit, welche ein Dyn – – höre ich den Ingenieur.

Alles blühender Blödsinn! –

Was? Ich? –

Ja Sie! – Glauben Sie nicht? –

Und zur Bekräftigung und da es gerade Kilian ist, schlage ich ihn ins Gesicht. – Der Thron fährt hoch, die Adjutanten und Kellner springen – doch ich wehre die nächsten ab und verlasse mit dem Gefühl eines genossenen ungeheuren Spaßes das lamentierende Zelt. – Den Abend war ich wieder da, tanzte und trank – der Ingenieur sah mich scheel an und kniff. –

Und auf der folgenden:

Diese vier Tage haben mir gut getan. Keiner wußte, was er von mir denken sollte, da wurden sie beleidigt, und es ward eine große Prügelei. Aber ich fange wieder an, klarer in meiner Welt zu sehen; jetzt noch ein langweiliger Tag und eine tiefe Nacht – dann gehe ich auf Jagd: den alten Gang, nach der Jägereiche zum Enzian. –

Und unter dem Datum des letzten Augusttages schrieb er auf:

Vorgestern war ich unterwegs, und jetzt ist die Beute sortiert. – Es war um den beginnenden Nachmittag, als ich meinen Enzian fand und so lange in seinen dunklen Kelch schaute, bis mir nur noch so war, als sänke hier und da leise ein herbstlich purpurnes Blatt des Faulbaums oder auch das ziegelfarbne einer Zitterpappel zu Boden, als schrie fern vielleicht ein Häher und zögen hoch über mir die weißen Wolken – – –

Mit Hilfe deiner heiligen Dreieinigkeit, mit Zeit und Raum und Ursächlichkeit, du Narr, schaffst du und bist du die Welt.

Deine Zweifel sagen: diese Dreifaltigkeit und die Fähigkeit, durch sie die Welt zu schaffen, ist geworden – folglich dienen sie deinem Bauch und nicht dir, du Narr, um die Welt zu erkennen.

Was aber zweifelt hier, was fällt hier ein Urteil über ein anderes? – Du über die Welt, wie du sie geschaffen hast und bist – du über dich: kann nun ein Ding über sich – und nicht nur über sich – etwas aussagen, das etwas anderes als es selbst ist? Kann der Geist mit Hilfe der Logik, d. i. durch sich über sich urteilen? zumal – wenn er tatsächlich geworden ist – seine Prinzipien höchst wahrscheinlich nicht geworden sind, um ein Organ einer adäquaten Erkenntnis zu werden? – Und sagst du: Gut, aber die Dinge, wie sie sind ohne meine zutuende Vermenschlichung – was weißt du von denen?

Urteile und zweifle, soviel du willst – so sagte der Enzian – du bleibst in deiner Welt. –

Aber es sagt mir jeder Nerv, jeder Knochen – ich bin heraus aus meiner Welt, ich kenne sie nicht mehr, glaube ihr und mir nicht mehr, traue mir nicht mehr – ich bin mir selber fremd geworden! Ich bin nicht mehr der verbummelte Student, ich bin ein Zwitterding, bin nichts –.

Ja, wenn dich die ganze Gattung, die ganze stiere dumme Herde mit ihrem gemeinsten und verrücktesten Triebe packt, wie willst du da noch eine eigenartige Welt sein? –

Wie kann Liebe so große Dinge tun! Liebe ist – –

Nun, was ist sie? – läutete die kleine Teufelsglocke – du wußtest es; Plasmagebilde, nicht wahr, du Superkluger? Soviele Individuen, soviele Welten gibt es zwar, aber jede ist gleichzeitig ein Teil der anderen. Jede ist auf tausend andere verstreut, wird durch tausend andere erbaut und baut mit

an tausend anderen und langsam, ihr selber unmerklich, wird sie einen Teil ihres Eigensten verlieren und sich in ein Produkt der andern verwandeln.

– Siehe den freiwilligen Einsiedler, den eigensten, freiesten Menschen, die in sich harmonischste Welt. Weshalb bist du nicht Einsiedler geworden, Erich? –

Und jetzt sieh Mann und Weib, um die der Geschlechtstrieb sogleich eine gegen andere Einflüsse schützende Ringmauer schlägt – nimm zwei Menschen mit eigenem Geist und machtbegehrlichem Willen und lasse sie in jener Ringmauer zu ihrem Turnier auf einander los: und kommt es nach prickelndem Kampf zur gegenseitigen Modifizierung, verknoteten Abhängigkeit, Zugehörigkeit und schließlichen Unterwerfung eines Teils und haben die beiden an dem Zucken der sie verknäuelnden Fäden ihre Lust – das ist die Liebe.

– Wie konntest du lieben! Du schwächst, auch als Sieger, dein Selbst. Wie sehr bindet der Unterworfene noch seinen Überwinder! – Und die Frage: wer war in eurem Fall der Stärkere? – Du lächelst, aber siehst du nicht schon mit Loos Augen die Welt: liebst du nicht die Welt? Weswegen trittst du deiner Welt gerade mit Liebe gegenüber?

Hier steckt's, HIC HAERET AQUA, hier liegt der Hase im Pfeffer und der Hund begraben – hier wurde deine Welt brüchig und brachen die Mauern deines Hauses ein, daß die Zweifelwinde blasen und wehen und wehe tun konnten.

Was ist aus deiner Sehnsucht geworden? Konnte sie nicht darauf hinausgehen, einmal die Kraft zu erlangen, deine selbstgeschaffene Welt mit kühler Verachtung abzutun? – Und nun Liebe? Was heißt das? Kann ein Ding, wenn nichts außer ihm existiert, sich lieben? Sagtest du nicht: Ich bin die Welt? Die Welt sich lieben? Wo steckt denn das Andere, das sie, um sich zu lieben, von sich scheiden muß? O du Liebender! O du Geliebter! O du Zwitter! O du Hanswurst! –

Uneins ist deine Welt, halb und zerstört, unselig verheddert eure beiden! Da sitzt sie und quält sich mit Sehnen, Seele, Welt und Tod – deinem Spezialfach, mein Teurer, aber unselig lächerlich doppelt verwandelt und verdreht – o hau den Knoten durch, den löst ihr nicht mehr, den löst kein Gott –!

Oder – willst du fliehn? Versuch's. Ein gut Teil von dir, und welch guter Teil, bleibt zurück bei Loo, ist Loo. Willst du als Kastrat in die Wüste ziehn, als Zentaur auf die Berge steigen?

Oder – willst du so weiter leben, taumelnd und wankend in Genüssen, die für dich keine Genüsse sind – aber stagnierende Lachen, in denen die

Frösche vergnüglich quaken, das Herdenvieh! – und in Stunden der Einsamkeit gequält vom Hunger und Durst nach dir, deiner Ganzheit, deiner Welt – mit dem Bewußtsein, ihn niemals stillen zu können, um dann fluchend zurückzutorkeln in die Lachen – Tier, nur Mensch, nur Mischmasch sein?

Ich hau den Knoten durch, ich hole mir im Tode meine Welt, mein Ich zurück, ich vereinige mich mit mir in meiner Vernichtung.

Dann ist die Formel gelöst; die Welt ist tot, ist nichts und wird nichts sein, wie sie ohne mich Schaffenden nichts gewesen; ist zeitlos, raumlos, ursachlos, ist von Ewigkeit zu Ewigkeit tot. O du großer Tod.

Doch noch einmal wollen wir aufflammen wie ein schönes Licht – dann wird die Zeit getötet, die Ursächlichkeit erschlagen und der Raum gewürgt, dann wird die Formel gelöst. –

Und Loo? Reiß sie mit! – Laß sie leben, was liegt an ihr?

So? was liegt an ihr! – Das, daß die Tiere kommen, die feigen, viehischen Weniger-als-Tiere und täppisch, geil und widerlich in meiner Welt, meinem Erbe wühlen: ihr vorschnarren: was Gnädigste ersehnen, bin ich – äh, Assessor Pavian, äh, Graf Schimpanse auf Gabun – – O die Affen! O der Mischmasch! – Loo leben lassen? Reiß sie mit, sie ist deine Welt.

Ich werde auch Loo erschießen. Ich tu's – oder sie mag zusehen, wie sie zur rechten Zeit es selber tut.

Da lachte die blaue Glocke, da nickte der karnevalbunte Herbst mir zu, daß die roten flittergoldnen Blätter aus seinen Haaren stoben – ein Wind tat sich auf, ein Häher schrie – da erwachte ich, riß die Glocke aus und warf sie dem feixenden Alten ins Gesicht: lach du – ich tu's. –

Hagebutten

Als nach dem Bade Erich im Fenster lag und in den Abendhimmel blickte, reichte ihm der Postbote einen Brief herauf. Er öffnete ihn, las ihn, zog die Stirn in Falten und sprach zu sich: Ahnt sie etwas, oder macht sie sich selber daran?

Er sprang aus dem Fenster und ging ins Bruch, wo die Batrachier kantierten.

Was hältst Du, hatte Loo geschrieben, vom Traumorgan? Weshalb soll ein Einwirken Verstorbener auf Lebende nicht möglich sein? und umgekehrt? Sogar mein Vater gab zu, dies wäre A PRIORI nicht zu leugnen – oder vielmehr, es sei ein Auswuchs der Schopenhauerischen Trennung von Willen und Intellekt; hätte es damit seine Richtigkeit, so wäre die Frage disku-

tierbar. Denn das stehe auch ihm fest, daß der Mensch mehr sei als nur eine chemische Verbindung in historisch gewordener Form. Und wie sollte Schopenhauer nicht recht haben: ist nicht die Welt so wüst und traurig?

Wende Dich nicht ab von Deinem blaustrümpfigen Mädchen – o wenn Du alles wüßtest!

Stundenlang allein sitze ich an der Efeumauer oder schaukele in der Hängematte und sehe in den Garten und auf die Teiche mit ihrem Schilf; die Astern beginnen zu knospen, und die Tomaten und Hagebutten werden rot und reif.

An einem solchen Tage – ich hatte Shelley gelesen – war ich in einem Tale Kaschmirs zwischen Rhododendren, Kletterrosen und gewaltigen Primeln – und Du warst da, mein Freund – –. Und wenn das mir Lebenden geschieht, was wird erst kommen – –? Oh, die Welt ist viel seltsamer, als wir gedacht haben. Komm nicht zu mir in der nächsten Zeit. – –

Da stand eine bläuliche Flamme, wie ein Kind groß, an der Erlenbuschecke, still und unbeweglich, und die melancholischen Unkenstimmchen läuteten noch feiner und trauriger – –

Es ist der Kosakenkolk, sagte Erich und die Ufer des Tobol und die tobenden Burane, die einst in dem runden Schädel lebten, spuken jetzt im niederdeutschen Bruch. Auch eine Metempsychose: einmal in einem verfilzten lausigen Menschenkopf, dann in der spitzen Flamme $H_2S + PH_3$ – – Sie nähert sich – sie kommt – sie wächst – spricht da etwas? –

Er riß die Augen krampfhaft auf, dann machte er kehrt und ging und raste in wilden Sätzen nach Haus.

O wie schön ist es, an übergroßer Liebe sterben zu müssen – sagte Loo zu ihrer Seele und blickte mit dem Ausdruck tiefen Glücks in die herbststille Welt – mit einem Lächeln süßer Müdigkeit nach hartem Kampf:

Meine Liebe ist nichts, ist nichts anderes als was die Tagelöhner und Hunde treibt. –

Als so ihr alter Bekannter, der magenfarbene Ekel vor der entwerteten Welt, kam und der Wunsch, ihn zu fliehen, und der Tod mit doppeldeutigem Gesicht lockte und greifbarer und näher wurde, stand er bald als unvermeidlich, als nicht mehr ferne Wirklichkeit vor ihr. Und es galt nun, für ihn Ursachen zu suchen, d. h. das Gerne-Wollen, aber Feige-Sein zu verkleiden in ein übermächtiges Müssen, und dem dann das Harte und Unfreie zu nehmen durch eine moralische oder ästhetische Würdigung: wie gut, wie schön ist es, so leiden zu müssen, so zu leiden. Und die windigsten Ursachen genügen, es genügt eine Phrase, ein kitschiges abgedroschenes Bild:

Wird mir die Brust nicht zu eng und droht mir das Herz nicht stille zu stehen, erfüllt es mich nicht mit unaussprechlichem Glück und kalter Todesangst, wenn er mir seine Liebe gesteht? Wenn er mich mit in seinen Taumel reißt, kommt dann nicht diese Liebe über mich wie ein glühender Wirbelwind, mein ganzes schwaches Leben verbrennend und verzehrend? Bin ich nicht, wenn ich ihn in meinen Armen habe, eine lohende Flamme? Kann sie ewig brennen? – Muß ich nicht darum an übergewaltiger Liebe sterben?

Und dann werden diese „Ursachen" vergessen – man traut ihnen nicht recht – und man ergötzt sich an der Schönheit und Erhabenheit ihres Wertes: O wie schön ist es, an übergroßer Liebe zu sterben! –

Dann greift man zu Dichtern, diese Hausapotheke weiß immer Bescheid. Und der Zufall wollte, daß ihr Shelley in die Hände fiel:

„Welch Wunder ist der Tod,
Tod und sein Bruder Schlaf –"

Eine Seele, die auf Wunsch der Feenkönigin den schlafenden Körper verläßt, frei im Raume schwebt und Vergangenheit und Zukunft schaut –!
Sie träumte in die Weite, wohlig, unbewußt –

Ein Traumorgan – die Fähigkeit, sich entlegener Vorgänge bewußt zu werden ohne Vermittlung der Sinne, ungebunden durch die beengenden Denkformen – befreit von der Zeit! Das hatte der Philosoph gelehrt. Und hier löst sich die Seele vom Körper und blickt in die gewesenen und werdenden Zeiten – ein körperloser Geist empfindet! –

Da entfiel das Buch ihrer Hand, und die schon eine Weile starr vor sich hin gesehn hatte, fuhr erschrocken zusammen und blickte hoch. –

Dann streifte sie mit der Hand über die Augen und sagte laut: Ich habe wohl geträumt. – Und dann ging sie auf ihr Zimmer und schloß sich ein, denn das Schwätzen der Leute und der Wind, der in der Esche spielte, taten ihren Ohren weh.

Eine sonderbare Welt! Ich saß an der Efeuwand und war zur gleichen Zeit in den Bergen Kaschmirs und schlug einem Dichter die Harfe – tat ich das? Ich hatte sie in der Hand und stand vor einem Mann, der im Grase schlief. Wer war es? Er war's! Dann spielte ich auf der Harfe – habe ich wirklich auf der Harfe gespielt? Aber dann wachte er auf und hat mich an sich gerissen. – –

Dann war meine Seele hierher zurückgeflogen, wo ich an der Efeumauer saß; und das Bild des Gartens und der Teiche, das während der ganzen Zeit in meinen Augen blieb, kam mir erst zum Bewußtsein, als meine Seele

zurück war. Und da erschien mir das alles fremd – die Astern, das Schilf und die Tomaten; und als ich es erkannte, mußte ich lächeln, ich glaube, ich habe gelacht.

Und wenn ich dann tot bin – und mein Geist beginnt zu wandern – –

Wenn den „Gründen" und „Ursachen" das Unangenehme genommen ist, und man sich ergetzt hat an dem Guten und Schönen der noch immer mit Schmerz verbundenen Handlung, wird ihr auch der Schmerz genommen: nicht um ihrer selbst willen, auch nicht des Guten und Schönen, das sie begleitet, wird sie begangen, sondern sie ist zum Mittel geworden: Der Tod nicht Flucht, sondern Übergang zu einem körperlosen und als solchem freieren und reineren Leben.

Und jetzt dürfen sich die ersten „Gründe" und der letzte „Zweck" die Hand reichen und ins Bewußtsein treten: Sterben, um dem unfreien und gemeinen Trieb zu entfliehen in ein ewiges, körperloses Land, in ein Land der Seelen, wo nur die Seele liebt. –

Aber sie wußte nichts von der Komödie, die sie sich selbst gespielt hatte, sondern ging still in den Zimmern, dem Hof und dem Garten umher – mit ernsten Augen und mit lächelnden Lippen.

Damals schickte sie Erich den Brief, er möge jetzt nicht kommen, denn die Astern gingen ins Knospen und die Hagebutten würden rot und reif.

Aber nach einigen Tagen schrieb sie ihm abermals, er möge kommen, denn es sei alles bereit.

PHALLUS IMPUDICUS

Auch Erich steckte mitten in seiner Komödie.

Aber in Ruhe und Ordnung soll es vor sich gehen. Nicht daß am Ende die Leute mir in ihrer furchtsamen Weise vor dem Unverstandenen den Verstand absprechen. – Aber was liegt daran! mögen sie es tun und die Glocken läuten.

Meine Schulden betragen zweitausend Mark; hätte ich ihrer mehr, so wären sie das imaginäre Überbleibsel eines Abendessens oder einer Liebesnacht – der Himmel bezahlt's.

Meine Raritäten und Siebensachen, die mir lieb sind, weil ich sie selbst gefunden und gepflegt habe, mitnehmen kann ich sie nicht – zerstören und zerkrümeln wir's. –

Dann setzte er sich hin, um den Abschiedsbrief zu schreiben. Und da sein Blick dabei auf einen Strauß roter Moschusmalven fiel, den er am Mor-

gen gepflückt hatte, bemüßigte er sich zu der Bemerkung: Oh ihr! Ihr werdet faulen – anrühren wird man euch nicht – und den Infusorien ein Heim bieten; das Rad, das öde, rollende Rad! –

Jetzt halt ich es auf – begann er zu schreiben – morgen falle ich ihm in die Speichen, oder es geht über mich hin: es ist eins wie das andere. Drüben in der Heide in dem Kiefernbusch, in seiner Talschüssel, bei dem Birkenmädchen und ihren Wacholdergreisen, da soll's geschehn.

> Blickt nicht auf mich so ernst, so kummervoll,
> kopfschüttelt nicht: ach, unser Sohn war toll –

Nanu! – lachte er – und riß das Blatt heraus. Packen wir es anders an:

Der Himmel blaut und die Sonne lacht, und wenn man Abschied nimmt, muß man hoffnungsvoll und fröhlich sein – –

Auch das ist nichts, murmelte er und zerriß das Blatt. Das Epitaph eines unglücklich Verliebten. Das Grabgebrumm eines durchgefallenen Kandidaten! Wie kann ich denn ihnen meine Gründe so darlegen, daß sie mein Handeln verstehn! Wie können sie meine Gründe auch nur für einen Augenblick von ihren Meinungen über sie trennen! Sie werden immer in ihren Augen zu den ihrigen, und sind dann als solche für sie unzureichend.

Dann warf er seine Petrefakten und Knochenrelikte in den Mühlenbach und ging den alten Weg und geriet mit der Weile in ein dorniges Gestrüpp, in dem krochen ockerfarbige Schleim- und gallertige Zitterpilze auf modernden Hagedornästen, die an anderen Stellen zerfressen wurden von bläulichweißem Schimmelbelag und dunkelhutigem Hallimasch; mächtige Konsolen des Zunderschwamms entquollen einer sturmgebrochenen Buche und grünblaue und orangegelbe Flechten siedelten und hingen allerorts; über allem aber thronte wüst und beschmutzt ein verlassenes Elsternnest, und unter ihm erfüllte alles eine fliegenumschwärmte Stinkmorchel mit ihrem beißend aasartigen Geruch –.

Wie sie um den triefenden PHALLUS gieren und schwärmen –! Ihr Leckerbissen, ihr Ideal – IMPUDICUS! IMPUDICE! IMPUDICE!

Habe ich Recht dazu? Habe ich keine Pflichten gegen Andere? – Pflichten gegen andere sind egoistische Forderungen dieser Andern an mich; nur in diesem Sinne haben sie mir „Gutes getan", und das habe ich nicht verlangt und nur in meiner Schwachheit angenommen, anstatt es zurückzuweisen. Und soll ich für diese Schwachheit jetzt büßen, indem ich in ihr verharre? –

Habe ich Grund dazu? Treibt mich nicht ein Selbstbetrug, eine Täuschung? Die könnte nur in der Art liegen, wie ich meine Welt anschaue. Und daß die Welt meine Vorstellung ist, und daß diese schöpferische Vorstellung ihr Eigenartiges verloren hat, das ist die Wahrheit. Und ebenso wahr ist es, daß ich ohne eine eigenartige, ganze Welt nicht lebenswürdig leben kann. –

Treibt mich auch keine Feigheit? Nicht das Gespenst: ewig mißmutig, nörgelnd und reuegequält, verarmt und hungernd, ein abschreckendes Exempel und leicht zu erreichendes Mitleidsobjekt: ein verbummelter Student? – In einem Jahr könnte mir der Bauchhaarige den Doktor und der Graf die schöne Erbin geben, und wollte ich es anders, so segelte ich noch in dieser Stunde mit ihr und ihrem Geld nach Indien.

Schreckt mich nicht das Bild, in einer verknäuelten und verkrümelten Zwitterwelt leben zu müssen, einer Welt, die nur zum Teil, und auch da nur meine verzerrte Schöpfung ist?

Nun, so etwas wie einen Grund muß ich doch haben, und diese drohende Zwitterwelt fliehen zu wollen, ist eben mein Grund.

Ist das Feigheit? Wo mir ein Zustand winkt, den Tausende mit dem Gefühl, in ihm das Glück zu packen, empfangen würden?

Aber das sind alles nur Gegenargumente für euch. Ich bin das Einzig Eine, das was fest steht, in dem Alles lebt und ist; alle Welt, der Friedlos hier und die Abendwolke dort, der Sternennebel im Haupthaar der Berenike – ich bin Raum und Zeit, in mir ist alles verbunden durch Ursache und Wirkung, ich bin der große Namen- und Sprachenschmied, in mir ist Chaos und Dissonanz, Ordnung und Harmonie, ich bin das große Doppelgesetz, ich stelle die Rätsel und Geheimnisse und löse sie auf – ich bin das X, bin Gott, All, ich bin die Welt!

Und dann? – Dann ist die Welt tot. –

Wer sagt denn, daß zu meinem Ich nur dies Denken nach den drei Formen und vier Prinzipien gehört? Der Körper ist schon gedacht, existiert nur im Denken, jede Zelle ist nur ein ins Sichtbare, „Stoffliche" umgesetzter Gedanke, Wille – woher weiß ich, ob nicht das denkende Ich sich auch einen ätherischen, ich meine immateriellen, Körper geschaffen hat? Oder umgekehrt, ob nicht gerade dieses immaterielle Wesen das Ursprüngliche ist? Das sich ein Organ in meinem Denken geschaffen hat? So, daß mein jetziges Ich und seine Denkweisen seine Sinnesorgane bilden? Deren Mitteilungen es durch höhere, feinere und mehrere „Denkformen" verarbeitet? Wer sagt mir, daß das nicht so ist?

O, dann bin ich erst recht, erst dreifach recht die Welt.

Und wenn dieses höhere, reinere Ich seiner Organe überdrüssig geworden ist – denn es ist nicht durch sie bedingt, es hat sie geschaffen – und frei wird – und dann beginnt zu fliegen, – frei – zu – fliegen – – –

Sieh, es dämmert, und ich finde mich wieder hoch auf dem Moorrücken bei meinen Porsten und Goldweiden, und es wetterleuchtet – o blitzt nur blau, gedankenschnell und fern: wer weiß, ob ich nicht morgen schon blitze wie ihr, schneller als ihr, schneller, höher – höher als der Gedanke –!

Da nach einer Weile das Wetterleuchten unter den Horizont sank, nahm er Abschied von dem moosüberwölbten See und ging heim.

Einen Abschiedsbrief schreibe ich nicht; sie mögen die peinliche Affaire, zumal wir beide den gleichen Weg gehen, einer unglücklichen Liebe aufs Kerbholz schneiden. Und wo und wie sie meinen Leib finden –: fragt die junge Imago nach ihrem Gewand, wenn sie es abstreift und in die Lüfte sich schwingt? In die Lüfte sich schwingt –!

Nach dem Abendessen wanderte er im Garten durch den schweren Duft der weißblühenden Tabakpflanzen und betrachtete lange den massigen Backsteinbau der Dorfkirche.

So ernst und fest wie für Jahrtausende – und alles Trug, ein süßer, verrückter, boshafter Trug, und heute ein Geschäft.

Aber deinen goldenen Clever Schwan will ich treffen! Das Wappentier über dem Kreuz – so gehört's. –

Und er holte die Pistole und zielte in dem matten Licht der Sterne. Hart und laut hallte der Schuß, und in den Fenstern nebenan wurde es hell – –:

Der traf das Schieferdach, von dem an Wintermittagen der Schnee in den kleinen Lawinen niederrollt. –

Und der ging durch das Kreuz, von dem im Frühjahr die Stare ihre Lieder singen. –

Und nochmals! Die Fenster öffneten sich und die Schlafmützen rissen die Augen auf – –:

Und der traf den goldenen Schwan, wie er durch die braune Nacht hinschwimmt. Und die Schlafmützen knurrten und schimpften –. Dann nahm er einen Gartenstuhl und setzte sich dicht neben die weißen Solanazeen, deren betäubenden Duft er stundenlang in sich sog – über ihm, über den dunklen Dächern und dem schwarzen Turm kreisten lautlos tausend Sterne. –

Das Auge ist noch so gut – murmelte er, als er die Waffe gereinigt und sich schlafen gelegt hatte – und die Hand so fest, daß auch ein ferneres Ziel sich lohnt als diese breite Brust. –

Aber kurz vor dem Einschlummern, wenn die Traumbilder beginnen, die müden Tagsgedanken zu überwältigen, und ihnen das Metermaß und Stundenglas aus der Hand reißen, tauchte noch der letzte müde auf: O, sie wird sterben – sie will es ja. Warum soll sie nicht sterben? –

Dann waren die Tagsgedanken tot, und es kam der Traum durch die Mauer, durch das Zimmer, nahm ihn auf seine Arme und wiegte ihn – fort mit ihm! über die Dächer, die Linden, um den Kirchturm herum – siehst du den Punkt im Schwan? Den Kirchturm hinunter! Tiefer – tiefer – – –.

Der Grünspecht

Am nächsten Morgen kam ihr Brief:

Du Lieber, ich habe Dich unsäglich lieb. Ich bin ganz nur Du, denke nur Dich, fühle und träume nur Dich. Ich bin um Dich Tag und Nacht, ich wiege Dich auf meinen Armen in Schlaf und küsse Dich mit meinen Lippen wieder wach. O wie lange haben wir uns nicht gesehen. Aber Geliebter, weißt Du auch, wie lange wir uns schon vorher gesehen haben und gekannt und lieb gehabt, bevor Du mich trugst über den Bach, schon so lange, o wie lange. Wie wir in Indien waren – wie lange ist das her! – ich Dein Page und Du mein Ritter – o wie die braunen Weiber Dich mir neideten! – wie ich Dir sang in dem einsamen Zelt und die Harfe schlug –, weißt Du das wirklich nicht mehr, Geliebter? Ob Du das noch weißt! Und wie lange wir uns darnach noch gesehen haben – und sehen werden!

Wenn ich gestorben bin und Du die alten Wege wieder wandelst, durch die Weidenbüsche, über die Heidehügel, und es Abend wird und die Nebel ziehn –, dann wehe ich leise zu Dir, und Du merkst mich nicht und ich bin doch um Dich, schwebe immer um Dich durch Heide und Wald –, dann setzest Du Dich nieder, müde vom Wandern und trauriger Sehnsucht voll – und ich schmiege vom Rücken her meine Arme um Dich und drücke meine Lippen in Dein Haar – auf Deinen Mund, und Dein warmer Atem durchweht mich wieder –. Warte nur, warte!

Du mußt nun heute zu mir kommen, Vater ist verreist und Alles bereit. Wir gehen zuerst dorthin, wo die Weidenröschen und Erlen stehn; dann wandern wir in den Wald, wo an der glatten Buche der Specht lacht; und dann über die Heide in das Dorf, wo unter der alten Eiche der Champagner wartet. Und dann trägt uns ein Wagen ins Schloß, wo ich zu Dir tanze als Dein Page im schwarzen Pagenkostüm. Und dann – ach dann – ! –

Als Erich kopfschüttelnd den Brief gelesen hatte, schob er eine Patrone in den Pistolenlauf und machte sich auf den Weg.

Auf der Mühlenbachbrücke saß ein Schustermeister und ließ die weißgescheuerten Holzschuhe auf den Zehen baumeln.

Morgen, Examen gemacht? –

Gemacht. –

He is duhn – knurrte er ihm nach und spuckte in den Bach.

Aber Erich ging festen Schrittes weiter und kam nach einer Stunde bei den Schloßteichen an.

Und als er um ein letztes Heckengebüsch bog, flog Loo, dunkelrot gekleidet, wie eine Katze auf ihn zu, riß sein Hemd auseinander und preßte ihren Mund auf seine Brust. Dann hängte sie sich in seinen Arm und führte ihn über die holprige Dorfstraße zum Schloß. Als sie auf der Brücke stehen blieben und den hochrückigen Karpfen zusahen, fühlte sie die Pistole in seiner Brusttasche. Schnell wie ihr Gedanke griff sie zu und zog sie hervor.

Und hiermit will mein Freund sich totschießen? Ach, du dummer Freund! Du hast nur eine Kugel bei dir, und die steckt im Lauf. Soll ich den goldbuckligen Herrn da unten anschießen? Eine Hand darunter, oder zwei –

Da krachte der Schuß und goldgelbe Schuppen schwammen auf den kleinen Wellen.

Und jetzt könnte ich sie hinterherwerfen – aber sie ist so sauber und blank. Ich werde Kugeln holen – wollen wir Karten schießen? Herzen schießen, rote Herzen schießen? – Weswegen wolltest du dich nur totschießen? Ich komme doch wieder. Ich hol Karten und Kugeln – und dann – gehen wir baden, dummer Heinz! –

Sie eilte fort. – Nun, hast du dein Examen gemacht? Sonst mach's hier! Hinunter! und beiße dich fest in die Laichkräuter und Algen! Wie die Wildente, weißt du noch? – Aber dann schüttelte er den Kopf und lehnte sich über das Geländer und blickte in das trübe Wasser, auf dem junge Enten an den Schuppen, die da noch schwammen, ihre Schnäbel versuchten.

Was meint sie mit dem Wiederkommen? Was meinst du mit dem Wiederkommen? –

Er nahm ihre zwei letzten Briefe aus der Tasche und las sie Wort für Wort.

Das immaterielle, über- und vormaterielle Wesen, das sich unser Denken als Organ gebaut – spukt das auch in dir? Nach deiner Art? Weswegen spuken? Und wenn wir gestorben sind und es ist so? –

Da fühlte er, wie sie sich über ihn lehnte und hörte sie an seiner Wange flüstern:

Glaubst du jetzt, daß ich wiederkomme? – Ich habe dir Kugeln mitgebracht. Karten mit roten Herzen gibt's nicht bei uns, da habe ich ein Buch genommen; das wollen wir zerschießen. Tristan und Isolde – ach lache nicht! –

Da wandte er sich um, – mag es sehn, wer will – hob sie hoch und trug sie über die Brücke –.

Es war Mittag, als sie gebadet hatten und zu der Buche kamen, die da am Rand des Waldes wächst.

Jetzt ist das Buch zerschossen, Loo; und Tristan und Isolde sind wieder einmal tot. –

Lieber, ob nicht die beiden wirklich gelebt haben und noch leben? – nicht als Mensch, ich meine: als Geist, umherschwebend, als –

Als ein immaterielles Wesen – nicht wahr, Loo? –

Und die erzählen nun denen, die ein Ohr haben für Geisterstimmen, ihre Schicksale, traurig-süß. Ließe sich das nicht denken? –

Und eben, wie wir ihre Geschichte zerschossen, waren sie um uns; sie haben schon heute Morgen dir ins Ohr geflüstert, wir möchten ihr süßes Leben wieder lesen –

Es ist so einsam in der Geisterwelt. – Was werden sie wohl gedacht haben, Heinz, als unsere Kugeln um sie pfiffen? –

Gelacht haben sie. –

Sie hatten sich auf das spärliche Gras und die Moospolster, die aus der Blätterschicht unter der Buche hervorquollen, hingestreckt, Loo dicht neben ihren Freund. Nun legte sie den Kopf auf seine Brust –

Du bist mir noch dein Märchen schuldig. –

Da nahm er ihre Hand und erzählte:

Du weißt, ich wanderte auf dem Vatna Jökull – –

Da klang es: tra–tra–ruuuh!

Der Evolutionist! rief ich und warf mich in den Schnee.

Tra–tra–ruuuh!

Der Evolutionist! ruf ich und rolle über eine Schneebrücke und stürze mit der einbrechenden klaftertief hinab. Ganz langsam und weich schlage ich auf messerscharfen Eisblöcken auf.

Jetzt fängt das Denken wieder an – sage ich, dann legt es sich purpurn über meine Augen. –

Und wer sagt dir denn, ob nicht deine Prinzipien und deine Anschauungsformen nicht nur geworden, sondern geradezu erlogen sind, lebenbedingte Lüge sind von Anfang an? – höre ich Howalds Stimme über

mir. In einem grausigen Nest von Unsinn und Brutalität endete mein Liebeslied von Reykjavik. Da habe ich den Evolutionisten an den Nagel gehängt und mich verschworen, dir zu folgen.

Denn du hattest recht; aber deine Formel ist halb, mache sie ganz: Die Welt ist das Vergnügen, das Vergnügen ist die Welt! – Das ist der Weisheit allerletzter allerbester Schluß; eine Formel, die in sich schließt eine Wertschätzung alles Lebens, aller Wissenschaft und aller Moral, eine, die Ja und Nein sagt – Wache auf! –

Und unser Schiff bauen wir um; wollen wir die jetztzeitige Litteratur in Ballen unter seinen Kiel heften? Denn ich will urteilen wie der Oräfa, wenn besagte Jetztzeitige unser Musarion nicht in die Lüfte hebt: kraft ihres geringen spezifischen Gewichtes und ihres enormen Auftriebs wird sie es in ein Luftschiff verwandeln – wir steigen in die Lüfte, wir streichen unsere Geige und werden fliegen, fliegen werden wir! –

Und wir bestiegen unser Schiff, nahmen den Grotesken Riesenbogen und geigten längs den Fär-Öer und Shetland Inseln, durch das Skager Rak, Kattegatt und den Sund auf Greifswald zu. Dort schlugen wir dröhnend die Ankerpauke, auf daß wir an Land gingen, und am nächsten Morgen wurde Musarion von den Eldenaer und Wieker Pferden und Schiffern an Land gebracht und vertaut; wir aber begannen mit dem Engroseinkauf der gesamten schönen und philosophischen Litteratur, die die letzten zehn Jahre an das Licht der Sonne gekotzt hatten; dazwischen hurten und soffen wir und schlugen uns die Schädel ein.

Bis es eines Tages in der Gesellschaft ruchbar wurde, daß unser Schiff beschlagnahmt werden sollte. Auf unsere Erwiderung, die Fähigkeit Musarions, als Luftschiff zu fungieren, beruhe auf der Windigkeit der Jetztzeitlitteratur und habe mit dem Staat nicht das Geringste zu tun, ward uns zur Antwort, gerade Dieses träfe den Staat ins innerste Mark – entweder nicht geflogen, oder verstaatlicht und unter Polizeiaufsicht geflogen. –

Da spannten wir einen Droschkengaul vor unsere zwölf Bücherwagen und jagten nach Wiek; und da wir die Saiten beschlagnahmt fanden, stürmten wir auf die Stadtwache und mit zwölf Pickelhauben nimmt Howald es auf –: Ei, wozu habe ich meine Quart gelernt? Und meine Terz? Und meine brillante Prim? – Die Saiten her! Und hussa nach Wiek! –

Die Bücherballen sind festgebunden, sie treiben uns reißend hoch, daß die Haltetaue klingen und singen – Pfiffe gellen, Blendlichter gespenstern über den Hafen und brüllend und übereinanderkugelnd wie ein betrunkener Bienenschwarm stürmt die Horde an – unsere Freunde voraus, ein Sprung, die Taue durchkappt, und wie eine ungeheure Granate heulen wir hoch!

Kugeln schlagen ein, die Wut und Enttäuschung tief unter uns schreit und wimmert herauf, aber wir haben eine Saite befestigt und streichen unsern königlichsten Bogenstrich, und fort fliegen wir, als machten wir Jagd hinter Sonne und Mond. – Am Morgen hingen wir über den südlichen Ausläufern des Ural.

Wohl hatte bei der tollen Flucht sich jeder von uns gesagt, daß es von jetzt an für ihn mit der menschlichen Gesellschaft zu Ende sei: allen Winden und Nöten preisgegeben, sturmgetragen wie der Vogel in der Luft, allein vertrauend auf unsern königlichen Bogenstrich und kriegerischen Paukenschlag würden wir irren durch die Welt, ruhlos von Stadt zu Stadt, rastlos von Land zu Land – ohne einen Gott, dem wir vertrauen und unsere Leiden als liebende Züchtigung, unser Nicht-Wissen als vorsorgliche Huld zuschreiben könnten, an dem wir verzweifeln und dem wir fluchen könnten, ohne eine Wahrheit, ohne ein Ideal, ohne Gut oder Böse, Schön oder Häßlich, Sünde oder Tugend, ohne Liebe oder Haß, ohne Verantwortlichkeit, Gehorsam, Pflicht oder Mitleid, ohne Gesetz oder Willkürlichkeit, ohne Freund und Geliebte, Mensch, Staat, Familie und Gesellschaft, Ding oder Tier – nur uns und unser Musarion und den skeptischen Herrscherblick über die weite Welt; unsere sonnengewöhnten Augen, unsere Flüchtigkeit und wüstenbraune Haut, unser Nicht-Tier, unsere lohende Lust und grüner Ekel würde uns verraten in der alten und neuen Welt, Jeder könnte uns fassen mit seiner schmutzigen Schacher- und stinkenden Alltagsfaust, uns aus seiner verbrannten Kehle anpoltern und mit seinem nervlosen Jargon anhauchen:

Da ist einer! Da ist einer vom Musarion! Ein Musarione! Haltet ihn! haltet ihn! –

Wohl wußten wir das, aber jetzt schwimmen die purpurn und goldnen Morgenwolken gerade unter uns und lassen die Erde verschwinden, und wir selbst sind nichts denn eine goldene schwebende Wolke – Freiheit! Freiheit! –

Was weinst du, Loo? Wenn du weinen willst, gehe ich allein. –

Gleich einem herbstverwehten Ampelopsisblatt liegen im Abendlicht die gewaltigen Seebecken des Lorenzstromes da, wie wir über der steinigen Nordküste des Huronsees stehen. Mit unsern Gläsern sehen wir hoch am südlichen Horizont die Häusermeere Buffalos liegen und glauben als winzigen Silberfaden den Niagara stürzen zu sehen – da meldet Howald: um elfeinhalb treten wir zwischen Sonne und Mond –, und wir bleiben über unserer unwirtlichen Küste hängen.

Die Nacht ist wolkenlos und still, nur die Seen unter uns branden unhörbar an den Gneisblöcken und Basalten. Hoch und mit seinen

Tychostrahlen wie eine geschälte silberne Nagarunga anmutend hängt der Mond über uns, nur der Orion und der Bär sind bei seinem hellen Licht zu sehen. – Unsere Uhren zeigen halbzwölf, da wird der Ostrand undeutlich und verschwimmend, ein flacher dunkler Einschnitt frißt sich langsam ein, ein rostbrauner Kreisschatten saugt die silberne Apfelsine in sich – langsam, geduldig, er hat Zeit –. Und wie eine Stunde verflossen ist, ragt nur der westliche Rand wie eine schmale gleißende Kalotte über den kleineren dunkelrostroten Körper. Hinter ihm flammen leuchtend die Sternbilder in der dunklen Nacht auf, weißgrau und sternenleer ist der Himmel vor ihm; das Auge beginnt zu flimmern, lange rückwärts gerichtete Strahlen schießen von der halbmondförmigen Silberhaube aus – und jetzt strudelt und rennt das dunkelrote weißköpfige Gebilde wie ein riesiger Algenschwärmer mit scheitelständigem Wimperkranz durch die Welt. – –

Aber im Süden hinter den Seen sind Wolken aufgequollen, ein Nachtwind treibt sie unter uns her und wie zerwühlte Kissen, in denen ein Riese schwer geträumt, liegen sie unter uns; und der Algenschwärmer ist enzystiert, eine braune, tote Kugel taumelt er in die Nacht. – Doch um zwei Uhr Morgens ist er vom Rost befreit und lacht wieder mit seiner pausbackigen Bonvivantvisage in die Welt, unschuldig dumm und süß, als wäre nichts geschehn, – und die Wolken unter uns sind glatt und schwellend wie weiße Betten, die auf ein Liebespaar warten. –

Nun treiben wir langsam über die Alleghanis und das PIEDMONT dem Süden zu; am Abend hängen wir hoch über den Baumwollfeldern Alabamas.– Da, wie der Rand der sinkenden Sonne den Horizont berühren will, versammelt uns unser Fuchsmajor.

Wenn das Rätsel der Schwerkraft gelöst ist, und, ihr Füchse, es ist in diesem Moment geschehn, – jetzt haben wir die Schere, sie zu durchschlagen, und die Kappe, uns gegen ihre Strahlen zu schützen – ein Sprung in den Raum –! So reißen wir uns los von der Erde und folgen der unter uns rollenden auf ihrer Grenze von Tag und Nacht.

Ein unverrückbarer Standpunkt im Raum: und es eilt die Sonne davon und ihre Planeten in gewaltigen Spiralen: folgen wir ihren glänzenden Schleifen!

Berechnen wir die Resultierende der drei Geschwindigkeiten und Wege, finden wir den absoluten Weg und die absolute Geschwindigkeit, mit der wir unserer überwundenen Mutter im gedankenschnellen Laufe folgen! –

Vor uns den Tag und hinter uns die Nacht,
den Himmel über uns, und unter uns die Wellen!

Da war der von Abendwolken durchwogte Kessel, in dessen Mitte wir gehangen, herabgestürzt und rollt als buntfarbiger Riesenball auf dem Boden einer ungeheuren nachtschwarzen Kugel. Zu unseren Seiten die Sonne, fern, stechend und kalt, und die Sternbilder des Südens und Nordens sind um uns. – Fliegen wir, rasen wir durch den Raum, oder hängen wir fest wie ein Adler über unserer Erde?

Aber wir wollen ihre blauen Meere unter uns schäumen, ihre weißköpfigen Berge vom gelben Tag durch rote Dämmerung in braune Nacht sich wälzen sehen –! Da läßt unser Fuchsmajor uns wie schlagendes Raubgevögel niederstürzen –:

Die Sterne sind erblaßt, Wolken und Himmel flammen und flüchten, Orkane rütteln an unserem Schiff – aber unter uns spielen die CAÑONS des RIO COLORADO, rosenrote Zinnen, Türme und gewaltig ummauerte Basteien, quirlen, kreisen, flüchten in die Nacht, eine bunt bekleckste Palette reckt sich die Yukawüste ihnen nach –, da schießen die steilen Osthänge der Sierra Nevada hoch, weißfirnig kommen sie an, schlagen unter uns in roten Flammen hoch und versinken als verbrannte, dunkelglühende Schutthaufen im Osten –. Ein Wolkentanz! Göttliche, rosige, tanzende, kugelnde, umschlingende und umschlungene Leiber: Bacchantinnen sind's, Meerfrauen flüchtend weiße wilde – – und nun kommt Er! Wie ein gewaltiger wolkenumuferter Strom – der Ozean! Silberfarben aufquellend aus dem fernen Tag, tiefblau unter uns und in Purpurtodesfarben gehüllt in den Schlund der Dunkelheit sich gießend. Acht Stunden lang trinkt sie seinen wogenden Purpur, acht Stunden lang hängen unsere durstigen Augen über ihm. – Wieder ein Wolkenleibertanz über gelben Ebenen, und der Göttliche ist tot. Berge und Ströme, der Kailas und Ganyri mit ihrem blauen Schmuck der heiligen Seen, Bergriesen, Dschungeln und braune Wüsten fahren dahin; Babylon, Golgatha und den Nil grüßen wir; Wüsten und Meere tanzen, der wolkenstürmende Atlas flammt und erlischt, der Ozean rauscht stundenlang – da kriechen die Brackwasser und Sümpfe Georgiens hoch, die abendlichen Baumwollfelder Alabamas träumen wieder unter uns und ein Tag ist hin.

Die Saiten gerefft! Die Pauke geschlagen!

Halb in braune Schatten, halb in bläuliches Licht getaucht, frißt sich der unter uns rollende Globus in den Boden der sternbestickten Nacht – biegt seitwärts in gewaltiger Spirale – jetzt nur noch ein purpurner Stern – jetzt verschwindend im galaktischen Staub.

Die Planeten –! Und auch sie nur Staub, in die Nacht gestreute Diamanten – Straßenkehricht, den ein Wind aufwirbelt und verweht.

Und die Sonne beginnt zu wandern, zu kreisen – und ist auch nur ein Stern wie die andern.

Fest, fester und ruhender als irgend ein Ding der Welt, Giordano, stehen wir im Raum; silberner flimmernder Schimmelbelag überwächst seine gewaltigen Hohlkugelwände.

Da fangen die kosmischen Bilder an, sich zu verzerren, öffnen sich und treten auseinander, beginnen zu kreisen, zu eilen, zu schwirren wie ein liebestoller Schwarm Leuchtkäfer in einer Sommernacht – und werden größer und gewaltiger, kommen über uns – die Hand am Steuer! – –

Der Sternensturm ist vorbeigewirbelt, verwirbelt, verrauscht – ein silberner Rauchring, den einer in den Äther geblasen – eine leuchtende Linse, die wir in den Raum gerollt – die sich verliert wie ein sinkender Stern.

Das war die Welt, war „das Ungeheuer von Kraft – die feste eherne Größe von Kraft – das zugleich Eine und Viele – das Meer in sich selber stürmender und flutender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, mit ungeheuren Jahren der Wiederkehr – mit einer Ebbe und Flut seiner Gestaltungen – umschlossen vom Nichts als seiner Grenze –" und wir hängend im Nichts, jenseits der Grenze, jenseits der Welt –. – –

Jenseits der Welt? Und nie wieder in der Welt? – fragte Marga und sah uns leuchtend an; dann trat sie an das Fallreep und verließ sausend als ein Meteorit des Nichts unser Schiff.

Horch Loo, der Specht lacht!

Als uns, die wir im Nichts, in grundlosen Abgründen und raumlosen Weiten und Höhen trieben, der silberne Rauchring wieder begegnete, nahmen wir Musarion die Tarnkappe ab und überließen uns den wogenden Strömen der Schwere und fragten nicht: wohin treibt ihr uns? an welcher Sternenklippe spült ihr uns an? – – –

Als wir nach endlosen Jahren Umherirrens und phantastisch-langweiligen Weltenspuks wieder die Erde unter uns sahen, ließen wir unsere Litteratur wie weiße Vögel niederflattern und schaukelten wieder auf den Wellen des Ozeans. –

In einer windig-kalten, regnerischen Augustnacht landeten wir an der friesischen Küste; dort zündeten wir ein Windlicht an und begannen laut aus den übrig gebliebenen Jetztzeitbüchern vorzulesen. Da begann das Schiff zu stöhnen und zu ächzen, da schwoll es unnatürlich zu einer gewaltigen wimmernden Kugel an, da hob es sich gleich dem schwangeren Bauch eines Meerweibs aus den Wogen und platzte, als wir eine viertel Stunde gelesen hatten, mit einem kurzen kanonenschußähnlichen Knall auseinander.

Am nächsten Morgen trennten wir uns. –

Nach manchen verloschenen Herbsten erhielten wir von Howald einen Brief, durch den er uns zu dem Abschluß seines Lebens einlud. Wir eilten zu ihm.

Um den flechtenfarbigen Säulenstamm einer Buche gelagert, sehen wir zu, wie der Sommer verbrennt; wie er die Substanzen, die er unter der Sonne zusammengebraut, in der Flamme aufleuchten läßt, um sie dann dem alten qualitativen Analytiker in die Retorten und Gläser zu werfen: und im leuchtenden Gold verflüchtigt das Buchengrün, blutfarben der Faulbaum und knallrot Ebereschen und Vogelkirschen, während auf blendend weißen Dochten sich die schwefelfarbigen Birkenfeuer wiegen und tiefpurpurn wie ein glummender Aschenhaufen im Sumpf der Schneeball glüht.

Hörst du, Loo, wie der Specht lacht?

Wenn der Stab dort, um den der Kreis gezogen ist, den kürzesten Schatten wirft, dann soll es geschehn. Wir aber sind elegisch und schauen die Buchen an; als aber der Schatten unseres Stabes nur noch wenige Minuten Zeit bis zu seiner kleinsten Länge hatte, fing Howald mit einer Art Gebrüll also zu reden an:

Saufen wir! Reden wir nicht! Denn das Reden ist aller Trübsal Vater von Anfang an. Wären wir verbummelte Studenten, wenn wir nicht reden könnten? Buschklepper wären wir und stellten den Dienstbolzen und Schnapsausschänken nach und wären höchstens zuweilen etwas mürrische Tagediebe – in den Momenten, in denen jetzt unser Lamentieren am pathetischsten sich gibt, höchstens etwas mürrische, querkäuzige Tagediebe. In der Sonne lägen wir und brieten uns die Haut braun und schwarz, und unsere ganze Sprache wäre ein Nüstern-Blähen und eine Art stiermäßigen Gebrülls beim Anblick zweier Brüste oder eines runden Hinterteils, oder wäre ein durch die Nase Schnauben und ein inniges Grunzen wie das einer sielenden Sau. Oh, ihr Füchse und verbummelten Studenten, wir trügen in diesem Grunzen und Brüllen die Lösung der Welt, wir wären das Ding an sich und die Welt bestände nicht aus Ich und Du, wir würden nicht merken und uns nicht einbilden, die Welt sei noch etwas Anderes als Schnapsgläser und Weiberschenkel, der Katzenjammer bliebe uns fern und wir trügen nicht den Buckel der schweifenden Sehnsucht, wir merkten nichts von dem Chaos von tausenderlei Meinung und Lüge, in das wir uns hineingeredet, hineingeschwätzt; da wäre kein Wortefadengewirr, da hätten wir nichts zu entknäueln, keinen Anfang, kein Ende des Wortelügenfadens aufzufinden, da tobten wir uns nicht in metaphysischen Paroxysmen, in abschließenden Formeln und Systemen aus, da brauchten wir nicht wie heute dastehn und unseren letzten feinschmeckerischen Spaß zu haben an uns, die wir die Ori-

entierung verloren, da unser Ich sich in Grammatik und unsere Philosophie sich in atavistisches Geschwätz verflüchtigt hat, da brauchten wir nicht außerhalb und jenseits stehen, da lägen wir da und grunzten und brummten uns mit seligen und kuhäugig dummen Augen zu Grab – oh, ihr Füchse und verbummelten Studenten, saufen wir! Reden wir nicht!

Und nachdem wir noch eine Weile still und unbeweglich dagelegen hatten und den drei, vier Buchenblättern nicht wehrten, die in kleinen spielerischen Spiralen auf unsere Augen und Körper niederfielen, stieß Howald plötzlich einen brüllenden Klageschrei aus und schoß sich eine Kugel in den Bauch.

Horch doch, Loo, wie der Specht lacht!

Als sein Körper erkaltet war, gingen wir in den Wald, um Reisig für den Scheiterhaufen zu sammeln. Hier aber befiel uns eine sonderbar bleierne Müdigkeit, und ein Drängen und Brausen entstand in unseren Ohren, das uns zu unserer Buche zurückkehren hieß. Und hier betteten wir uns um seine Leiche und wühlten uns tief in die gelben Blätter und schliefen ein. –

Oh Loo, horch, wie der Specht lacht!

Da senkte sich vor meine Augen ein Nebel herab und mir war, als habe ich meine Augen fest geschlossen und sähe doch Marga aus dem Nebel treten; und ich fühlte, wie sie mir Augen und Stirn berührte und mich hochzog an ihre Brust. Ein Luftstrom schraubte uns hoch – da holte sie aus ihrem Busen ein Fläschchen hervor, das duftete nach Ruchgras und welkem Thymian, und träufelte Tropfen auf die Schlummernden. Da hebt es sich wie ein Hauch von ihnen, und ist kein Körper mehr, und hängt sich an uns, wispert, lispert und plaudert um uns, und hebt uns hoch und höher, über die Wipfel und Höhn – und werden wie ein Luftzug, ein Wind – und sind Sturm und brausen durch die Lande zum Meer, und dort verteilen wir uns in alle Winde. –

Hell und klingend lachte der Specht auf und wiegte sich in elastischen Wellentälern über sie hin, die nach einer sprachlosen Weile sich mit wahnsinnswildem Ungestüm in die Arme preßten.

Der Rehbock

Wein, Heinz, Wein! Wir gehen ins Dorf – auf die Kirmes gehn! Tanzen, süßer Heinz! Und einen kalten Fasan mit Preißelbeeren! Und roten Burgunder will ich trinken!

Da schwang er sie hoch und sie umpreßte mit ihren Beinen seine Brust und bog sich weit zurück, und so begann er zu laufen, keuchend, Hügel auf, Hügel ab, bis er häuptlings mit ihr in das blühende Heidekraut stürzte. Aber als er sie ganz entkleidet hatte, entriß sie sich ihm und lief nackt auf die Höhe des Hügels – denn sie waren in einer kleinen Mulde gestolpert, in der das Heidekraut mit zähen Zweigen sich bis über ihre Knie verstrickte. Und die Hände über den Rücken verschränkt blieb sie stehen und genoß ihre Nacktheit und die endlos blühende Heide mit ihrem Mittagsschweigen und ihren abertausend summenden Bienen. Als er sich ihr aber nähern wollte, floh sie vor ihm und raste in wilder Flucht geradewegs auf das Dorf zu, dessen Kirchturm hinter einem blauschwarzen Kiefernwald wie eine spitze Lanze in den Himmel stach. Das Heidekraut zerriß ihre langen Strümpfe, aber ihr Haar blieb fest und es währte lange, bis er die Flüchtige, atemlos gegen seinen Schoß Hinsinkende erreicht und wütend zu Boden geworfen hatte.

Als sie sich wieder angekleidet hatten, gaben sie sich die Hand und gingen weiter, wie ein Geschwisterpaar, das sich in einem dunklen Walde ängstigt. – Bei einem kleinen Birkengebüsch stutzten sie und sahen Rehe in dem spärlichen Gras äsen. Da bat sie ihn um die Pistole und schoß, vorsichtig auf den Knien näherkriechend, auf den ihr zunächst stehenden Bock. Das Tier zuckt zusammen, seltsam matt und dünn hallt der Schuß in die Heide und in weiten Sätzen wippen die Aufgeschreckten über die Hügel hin, dann versinken sie hinter der letzten Purpurwelle. –

Er wird schon verenden – dann gab sie ihm die Pistole zurück und sah mit scheuen Augen zu, wie er in den Lauf eine neue Patrone schob. Als sie in das Dorf gekommen waren, fragten sie sich zu der Vogelrute hin, wo auf einer hohen Stange der hölzerne Vogel saß – ein runder unförmiger Kloben, denn Kopf, Flügel und Schweif sind schon herabgeschossen.

Wenn ich den Königsschuß schieße, wirst du Königin, Dorfkönigin, Spaßkönigin. –

Dann ließ er es sich einige Bitten kosten, bis man ihn in die Schützenzunft aufgenommen hatte, tat drei Schüsse und schoß den Vogel herab. Und unter Gebrüll hoben ihn ein Dutzend Kameraden auf ihre Schultern und trugen ihn so unter Hochrufen und Lachen in das Zelt, wo man ihn in einen Gehrock steckte und ihm die Königskette um den Nacken hängte. Loo dagegen blieb in ihrem roten Kleid, ihr wurde ein bunter Georginenkranz aufs Haar gesteckt, Parade wurde vor dem neuen Königspaar gehalten und dann ging der Zug ins Dorf – die Musikanten blasen und die dicke Trommel knallt.

Und das Pokulieren begann, und bald hatte Erich ein Gelüste, seinen drei Hofdamen die Kleider herunterzureißen, bald zuckte es ihm in der Hand, seinen Mitpokulierenden mit einem Säbel die Köpfe vom Rumpf zu schlagen, daß das Blut in Springbrunnen in die Höhe schösse und als warmer Regen auf ihn und seine Königin niederfiele; aber er begnügte sich, mit einer feinen bissigen Ironie seine Untertanen gegen sich aufzustacheln und beim Tanz seinen Damen obszöne Dinge ins Ohr zu flüstern – sie waren es zufrieden und wären auch noch mit Anderem zufrieden gewesen. Dann aber tanzte er lange mit Loo und seine Blicke vergruben sich schmerzlich in ihre traurigen Augen.

Als es Abend werden wollte, verabschiedete er sich und ließ seinen Thron leer. – Der letzte Tag vor dem Nichtmehrsein, jetzt rüstete er sich, hinzugehen zu den anderen, geschwundenen, fern im Westen hinter den dunklen Wäldern. Er putzte seinen Himmel blank und rein und rundete zart seine duftigen Schäfchenwolken und bemalte sie mit Gold und Rot und strich mit seiner weichen Hand noch einmal über seine Sonne; dann ruhte er aus und legte sich klar und weich zum letzten Mal über seine Erde, die närrische Erde, den tollen Stern.

Sie waren in ein Wirtshaus gegangen, das etwas abseits vom Dorf an der Landstraße lag, und vertrieben sich die Zeit und wehrten sich gegen die Zeit, indem sie mit nachdenklichen Augen den Dreiecken und Kreisen zuschauten, die Erich mit einem Stock in den Sand des Gartens zeichnete, bis er plötzlich aufschaute und mit trockener Stimme fragte:

Und nachher?

Aber da er ihre angstvoll großen Augen sah, blickte er wieder fort und zeichnete seine Kreise weiter. Von ferne kam ein Wagenrollen – da nahm er sein Glas und goß es auf die Kreise aus –:

Eine kitschige Symbolik – aber wir müssen gehen, müssen gehen, Loo. –

Der Wagen hielt, mit zurückgehaltenem Atem hörten sie den Kutscher nach ihnen fragen, da traten sie mit zögernden Schritten aus der Laube und stiegen ein. – Die Laube verschwand, die Linde vor dem Haus und das Zelt mit dem hellen Tuch, – einige Häuser, dann waren sie allein auf dem weiten Weg.

Aber der Luftzug und die Sonne, die hier draußen noch nachmittaghell auf den Wegen und Stoppelfeldern brannte, das Getrappel der Pferde und die roten keck aus dem dunklen Laub hervorfunkelnden Beeren der Eberesche und die gelben schwarzscheckigen, um die Räder wirbelnden Blätter der Ahornbäume machten ihr Blut wieder schneller kreisen; die Stoppelfelder

lagen da so prall und grell, die Leute grüßten, und die Sonne funkelte und lachte –:

Oh wir leben! Denk doch, wir leben – leben! –

Donnernd polterte der Wagen über die Schloßbrücke, aber die beiden, trunken vor Lebens- und Abschiedsglück, sahen noch immer nur sich –; da hielt der Wagen.

Wir sind da, Loo. –

Der Gärtnerjunge kam auf sie zu und überreichte eine Depesche ihres Vaters, daß er am nächsten Morgen käme.

Es ist gut so –, sagte Loo, und sie wankten auf ihr Zimmer.

Die Nacht

Als um einhalbneun die Nacht auf ihren Fledermausflügeln aus der Heide kam und ihren Bruder, den Abend, hinter die Wälder verscheuchen wollte, rief der ihr zu:

Halt ein mit deinen Flatterscheuchen, du Garstige! Ich will deine Neugier kitzeln, du Schwarze. Gib Acht auf das Schloß, das da zwischen den Teichen und Rohrdommelwiesen schläft; auf das nördliche Fenster gib Acht, wo der Efeu sich plustert und die Spatzen schlafen. –

Das alte Geschwätz! Wieviel von deinem Neblerleben soll ich dir wieder schenken? Was hast du gesehen? –

Da verkroch sich der Abend hinter das Dorf, wo die Lichter brannten, und erzählte seiner Schwester, die über den Dächern auf ihren Flügeln hing: Als ich vorhinnen bei dem alten Schloß meine Nebel kämmte, sah ich in dem Efeufenster einen Menschen stehen, der mir bei meiner Arbeit zusah. O, ich kenne die Augen der Menschen! Und der – kennst du noch den Moorbrenner, der da oben in Friesland – oder war es am Haarlemer Meer? – in der tollen Wut sein Kind in den Backofen unter dem Schlehdorn warf? Es war um die Zeit, wenn mir der Höhenrauch meine Nebel verdreckt – – nun flattere nicht gleich mit deinen Scheuchen! denn der Moorbrenner machte auch solche Augen.

Da dachte ich, Der da im Fenster hat dir so oft zugesehn, just wie das blanke Weib, das sonst dort steht: du solltest ihn trösten. Darum flog ich hinter die Wälder, wohin die gestorbenen Jahre und Tage gehen, und brachte von dort einen Nußbaum mit und an ihn gelehnt ein altes, hohes Haus, an dem ein Weinstock bis hoch zu dem spitzen Giebel kletterte. In dem Garten auf dem rechten schmalen Beet längs des Weges waren Stiefmütterchen und

Goldlack, links aber standen die Georginen und krausköpfigen Sonnenblumen; und hinter der Weißbuchenhecke kamen die Ginsterbüsche und das Heidebruch, in dem im Herbst der Nebelkönig seine Laken spinnt, und aus dem Heidebruch wurde Buschwerk und märchendunkler Wald. Und da wuchs ein Machandelboom: bei dem hatte er gespielt und eine schöne goldbraune Schlange gefangen. – Dann war er krank, und ich brachte ihm ein helles Zimmer, dessen vier Wände waren weißgekälkt. An der einen Wand gegenüber dem kleinen Bett hing das Bild des alten Kaisers und darunter unter einem Glasrahmen ein vergilbter Bibelvers; auf der Glasscheibe spielte die Sonne mit ihren runden Lichtern, – das sah der Knabe und fragte seine Mutter, die neben ihm am Bett saß: Mutter, was will die Sonne? – Sie will dir Gute Nacht sagen, mein Junge. – Dann küßte sie ihn, faltete seine Hände und ging aus dem Zimmer; das wurde voll von Sonnenschein. – Und dann brachte ich ihm einen Sonntag her – Oh, Schwester, nun scheuche nicht mit den Flatterflügeln! –

Als nun diese Tage und Stunden mit mir gekommen waren, schnitten sie ein traurig Gesicht und wollten Den da im Fenster nicht wiederkennen und gingen zurück hinter die dunklen Wälder. – Als das Der da am Fenster merkte, zerdrückte er eine Träne in seinen gottverlassenen Augen und wollte herabspringen und fliehn. Aber da trat das schwarze blanke Weib zu ihm und warf sich vor seine Füße. Da lachte er. – Aber sie erhob sich und legte den Kopf auf seine Schulter, und nun sahen mir beide bei meiner Arbeit zu mit ihren gottlosen Augen. Aber als du angeflattert kamst, du Garstige, schlossen sie das Fenster und ließen den schweren Vorhang herab.

Gib Acht auf das Fenster, Schwester, da geht was vor! Erzähle mir drüben, was du gesehn, du Feuchte, Garstige, du Fledermausflüglige! –

Da hob die Nacht sich hoch, und als sie mit gewaltigen Flügelschlägen ihren Bruder vertrieben und nachgeholt hatte, was sie versäumt, huschte sie und kreiste sie acht Stunden lang um das Schloß. Bald hing sie auf ihren Flügeln wie ein Alp über den Dächern und Türmen – bald klammerte sie sich mit ihren Krallen in den Efeu und die Mauerritzen und lugte in das Zimmer, während ihre Fledermausflügel die ganze Wand bedeckten, daß die Spatzen im Schlaf die Federn sträubten, so kalt und feucht waren die Flügel der Nacht, – dann hockte sie auf dem Dachfirst und hüllte sich in ihre Flughäute, die nun so feucht waren, daß das ganze Dach troff, und ließ ihr Ohr zu dem Fenster herabschlottern und horchte – ihre Nase aber schnupperte gen Osten, ob dort der Morgen schon käme, der blanke Affe mit seinem ewig faden Lächeln. –

Da plumpste sie wie ein Stein vom Dach und huschte am Boden hin, über die Bachläufe und Ackerfurchen, Ziegenmelker und Käuzchen hinterher: der blanke Affe war da. –

Schatten flattern auf und ab, Stunden, Tage und Jahre und was in ihnen war. Da zischelt es:

Was hast du gesehn? –

Am Schloß, als ich an der Wand hing, daß die Spatzen schauerten und froren? –

Erzähle! erzähle! –

Was soll ich Großes gesehn haben! Kennst du das Menschenweib? – Dieses hatte seine Glieder in ein seidenes Kleid gezwängt, wie die Pagen es trugen, – und seinen Buhlen hatte es vermocht, sich in ein Lederwams zu kleiden, wie die Falkeniere sich kleideten. Dann hatte sie verstaubte Weine geholt und Ambra verbrannt. Und während ihr Liebster sich auf ein Lager geworfen hatte, lag sie zu seinen Füßen und erzählte ihm Märchen, schöne Menschenmärchen –, von Djinnen und Genien und wie sie sich vor Jahrtausenden schon geliebt – o wie geliebt! o schöne schimmernde Märchen. Ihre Augen aber glummten wie die eines nächtlichen Vogels, ihr Gesicht war wie leuchtendes Weidenholz um Mitternacht. – Märchen vom Wiedersehn und Weiterleben als lachendes Spechtpaar im Buchenwald, als Winde und Nebel – oh, schöne Märchen.

Doch er schüttelte das Haupt. Da entstürzten ihren Augen Tränen, sie raufte ihr Haar und zerschlug ihre Brust. Doch dann hob sie wieder Augen und Arme und sang ihm Märchen, o wilde flackernde Märchen! Und willst du es glauben, Bruder? Da nickte der Tölpel ihr zu und zog sie zu sich hoch. Sie aber zerriß ihr Kleid über den nackten Brüsten und warf den Leib über ihn und umschlang und umkrallte ihn, als wollte sie ihn zerpressen mit ihrer Lust. Und ein Taumel kam über sie, eine Wut wie – was weiß ich, ich feuchte uralte Nacht. – Aber siehst du, Bruder, mit einem Male knickte ihr Körper in ihres Liebsten Armen zusammen, und sie fiel von ihm ab wie ein geschlagener Ast – ihre Augen lohten und brannten, dann schlug ihr Haupt auf die Seite – und das schöne Weib war tot. –

Und er? Erzähle, erzähle! –

Als sie in seinen Armen zusammengebrochen war und ihre Glieder sich lösten und ihr Kopf zur Seite schlug, taumelte er und stürzte von dem Lager zu Boden. Als er sich aber wieder über sie geworfen hatte und das was er vorher gesehn, nicht glauben mochte, waren ihre Augen schon gebrochen, häßliche, tote Menschenaugen. Da hob sich seine Brust und zerriß das Le-

derwams über ihr, – – dann sank er neben sie, betastete blind ihren Kopf und drückte dabei ihre Augen zu. –

Und dann? Erzähle! erzähle! –

Und dann? Hast du einen Menschen gesehn, in dem nichts mehr von seinen Göttern und Eitelkeiten geblieben ist, nur der hell schreiende Schmerz, der seinen armen Körper rasen heißt? Ich sah sie oft, wenn ich an ihren Fenstern kauerte, und dann kam es über mich, daß ich meine spitzen Zähne in ihr Fleisch graben wollte und ihnen beistehen in ihrem Schmerz. – Dieser arme Hund kuschte in die Ecke und kroch in sich zusammen, und seine Augen verglasten. – Und als ich auf dem Dachfirst hockte und nach dem blanken Affen ausschaute, und mein Ohr herunterschlotterte, hörte ich ihn nach einer Weile deklamieren:

Nun ja – so sollte es ja kommen – besser konnte es garnicht kommen – jetzt ist es Zeit für dich – –.

Da hörte ich jenes törichte Knacken, wie ich es so oft gehört, und ihn weiter deklamieren:

Was zögerst du? – – Hast du Angst? – – Haha! was Angst? was Mut? Bist du nicht das Maß der Dinge, die Welt? Bist du nicht die Welt? –

Da schlug er ein gellendes Gelächter hoch, wie ich es auch schon oft gehört:

Die Formel! Hahaha! Die Formel! Der Gott! Der Irrsinn! – – Bist du es nicht, die mich hierhin gebracht hat? Wollte ich mich nicht vor dir, vor deiner Tierheit und goldenen Verhurtheit retten? – Aber du hast mich gefangen und vergiftet und hast mich zum Tollhäusler gemacht! – Und nun du mich hast, wo du mich haben wolltest, gehst du deinen Weg, verfluchtes Weib! Du Hure! Du Tier! Schlagt sie tot, die Teufelinne! –

Das Alles muß er in der Ecke deklamiert haben, in die er sich gekuscht hatte; aber bei den letzten Worten muß er aufgesprungen sein, denn ich hörte Stühle stürzen und dann den Knall – und darauf ein Geheul, als hätte ich ihn bei den Füßen gefaßt und zerschmetterte seinen Kopf an den Wänden:

Hussa ho! Den Leichenschänder! schlagt ihn tot, den Leichenschänder! –

Dann brach er durch die Tür mit Fäusten und brüllte in den Flur:

Den Leichenschänder! Schlagt ihn tot, den Leichenschänder! Hussa ho! den Leichenschänder! –

Dann stürzte er über die Brücken und Straßen davon – . –

So? O erzähle! erzähle! –

Dann kroch er in ein Röhricht und kuschte sich in den Schmutz, wie die angeschossenen Tiere es tun – . –

Erzähle, was wird er tun? –

Da kam der blanke Affe – was ist auch dabei? –

Erzähle –

Doch sie hatte sich schon in ihre Fledermausflügel gehüllt und plumpste tiefer, wie ein Stein vom Dach fällt.

Die Kiebitze

Am Bruchbach, in das Röhricht hatte er sich geduckt, wo die Rispen sich beugen und neigen über den unheimlich raschelnden Blätterdolchen, wo der Nebelregen herabrieselt und durch ihn die Kiebitze gaukeln: Kiuwitt! Kiu–witt! –

Wie die Wellen rinnen – wie glücklich sind die Wellen. – – Aber wie sie hasten und drängen – wie gequält sie sind. – – Aber sie fühlen es nicht – wär ich eine Welle. –

Da treiben sie eine tote Katze an, die Haare fließen in Fetzen von der bläulich schimmernden Haut und die Augen hat eine Krähe verspeist. Nun bleibt sie an den Rohrstengeln hängen und hebt sich an ihnen hoch.

Noch einmal! –

Da lud er die Pistole, hob sie und die Kugel platzte in den aufgetriebenen Balg.

Nun? Was hast du getan? – – – O du feiger Hund! –

Inzwischen wälzte sich der Balg träge auf eine andere Seite, kroch um die Rohrstengel herum, und die Wellen trugen ihn fort. – – – Kiu – witt!

Wär ich ein Dichterhund – nun nun, warum denn Hund? Er ist auch nur ein Lügner. –

Kiu – witt!

Und nun? – – Ho! erwartest du denn so viel von ihm, achtest du das Leben denn so hoch, – und jaulst nun und kriechst in die Ecke, wo es sich einmal näher zeigte und dich kitzelte? Packen, unterkriegen, dich mit Füßen treten ho! mit Füßen treten – arbeiten will ich, fressen, schlafen, schwitzen, Steine hauen, um mich schlagen, Berge schmeißen – –.

Nun, nun – also arbeiten willst du? – Vergessen, betäuben – nicht wahr, du feiger Hund? Willst du stille sein!

Also du willst arbeiten? Willst? Du willst? – Du mußt! Wie der Ziegel vom Dach fällt – du mußt! Wollen? Haha! Notwendigkeit, Notwendigkeit, weiser Doktor! weißt du: von unendlichen Ursachen her bedingt – –. Du fluchst ihr? Du mußt ihr fluchen, mußt deinen Spaß am Fluch haben; du

kannst nicht anders – kein Verdienst, keine Schuld – müssen! müssen! liebster Doktor! Du kommst nicht heraus –.

Und dein Ich? Dein stolzes Ich? Weißt du, was dieses Ich ist? Und deine Seele? Deine fliegende Seele? – Willst du stille sein!

Kiu – witt!

Dann mußt du diese notwendige Satanide lieben – Es ist der einzige Weg –Nun, du hast ja immer gelogen.

Und wenn diese Liebe kommt –

Ein Satan hat diese Welt –

Kiu – witt! –

sich zum Spaß gemacht, sich zum Spaß ein Gefängnis gebaut – kein Entrinnen hieraus, kein Nichts, kein Tod – du kommst nicht heraus – in ewiger Wiederkehr nicht heraus, in ewige Kerkergitter gesperrt und ewig kehrt diese Nacht dir wieder – o zerspringe nicht, armer Kopf, o liebe Knochen, haltet fest! –

Stille, still! Das wußtest du ja längst, das nimmt dir ja die Lust, dir die Schuld zuzuschieben, zu büßen, dich wollüstig-tröstend zu zerquälen, zu zermartern, zu zerfressen – –. Willst du stille sein! –

Und jetzt werden sie dich begraben, Erde auf dich schütten, auf deinen Mund, deine Augen, dein Haar – –.

COLCHICUM AUTUMNALE

Als die Morgensonne steiler geworden war und den Regen und die Vögel vertrieben hatte, wusch Erich sich die Stirn in dem kalten Bachwasser und ging heim, an der Mühle vorbei mit ihren zwei Pappeln und langweiligem Rauschen, an den Teichen, in denen vor vier Monaten die Kaulquappen eine bestimmte Tiefe bevorzugt und sich derart wie ein zitterndes schwarzes Band an den Ufern hingeschlängelt hatten, durch den Tiefen Weg über die Mittelstraße und stand plötzlich in seinem Zimmer:

Ein Tag? Monde und Jahre faßt ein Tag? Entfernungen wie Länder weit eine Wegstunde? Was heißt Raum, was Zeit! –

Da lächelte er und sagte zu sich:

Jetzt retten, was noch zu retten ist. Mein Kopf ist schwach und eng – aber meine Sehnen sind stark. Ist denn das Leben – ist denn das Leben nur mit dem Kopf zu kriegen? Das Tier schlägt dich unter sich –: ich will Tier sein und will dich unter mich schlagen.

Darauf legte er einen Zettel auf den Tisch mit der Nachricht, er fahre in den Industriebezirk, um sich selber sein Brot zu verdienen, schlich sich durch eine Hintertür aus dem Hause und gelangte auf Umwegen zum Bahnhof. Dort fuhr er mit dem nächsten Zuge ab, um von der ersten größeren Stadt aus die Strecke zu wählen, auf der er dem heimkehrenden Grafen begegnen konnte. Und als er ihn auf dem Bahnhof eines Kreuzungspunktes in ein Abteil des nach der Heimat fahrenden Zuges einsteigen sah, ging er auf ihn zu, benachrichtigte ihn kurz über das Geschehene und schloß mit den Worten:

So kam es, daß Loo sterben und ich um eine Erkenntnis reicher werden mußte; ich nutze sie aus und werde Fabrikarbeiter. Das ist das Ende dieses Sommers, Herr Graf. –

Daß Sie sich deswegen in den Kittel eines Fabrikarbeiters stecken wollen, ist wohl nicht notwendig. Und daß meine Tochter starb – vielleicht war es ein Glück; sie starb ja im Glück – und was können wir weiter dabei tun, als konstatieren, daß der Mensch einmal so sein fragwürdiges Dasein verläßt und einmal so –: alt und jung, gern und ungern, das gibt vier Zusammenstellungen; wie nennt man's – Permutationen? Eine närrische Welt, zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über sie, sie ist es nicht wert. –

Dann reichten sie sich die Hände. Erich stieg in einen Wagen vierter Klasse unter Polen und Rottenarbeiter, und der Graf in ein gepolstertes Abteil eines anderen Zuges. –

In einem Bergwerk, siebenhundert Meter unter der Erde fand Erich sein Brot; er schaufelte die Kohlen aus den Körben in die Wagen und fuhr sie dann in den niederen Gängen zwischen den gebogenen und geborstenen Holzstempeln, schweißgebadet, durch glühende Hitze und kalten pfeifenden Wind zum Schacht.

Und Loo? Ein Arzt kam und übersah den kleinen blauen Fleck auf ihrer linken Brust, redete von Herzschlag und schrieb darüber sein Attest. Dann begrub man sie; Thujabäume und Trauerweiden standen zwischen dem hohen fruchtenden Gras.

Den Gärtnerjungen, der sich in der nächsten Nacht auf ihrem Grabe entleibt hatte, begrub man dagegen nicht weit von ihr in der Kirchhofsecke.

Stiebende kalte Oktoberregen vertrieben die Klarheit und satte Stille des Herbstes. Wo vorher die melodisch rufenden Zickzackzüge der Kranichheere über die blau-dunstigen Wälder geflogen waren, kreischte jetzt durch Wind und Wolken die Wildgans und zauberte in den Nächten den Wilden Jäger in den Sturm. An einem solchen Tag, dem letzten Oktobersonntag, der Dunst

und stiebende Nebel über die kahlen Felder fegte, kam Erich noch einmal ins Land.

Er war schnell aufgerückt in dem hämmernden, rasselnden und dampfenden Betrieb. Jetzt durfte er achthundert Meter unter der Erde unten im letzten schrägen Flöz die glitzernden Steine hauen, durfte viermal des Tags die steile Leiter hundertundfünfzig Meter auf und nieder steigen, den Griff der heißen Lampe krampfhaft zwischen die dumpf schmerzenden Zähne gepreßt – und hatte er dann atemlos die letzte Sprosse erreicht, so preßte der schneidende Luftstrom ihn zurück und warf ihn mit der zuknallenden Tür gegen den nassen salzigen Stein. –

Nun durchstreifte er, von keinem gesehen, die Gegenden, wo ihn jeder Baum und Strauch an die Verlorene gemahnen wollte, an jedes Wort und jede Liebkosung, die da und dort gefallen. –So kam er zu dem Bach, wo sie sich zuerst getroffen hatten. Der Regen fiel und fiel, daß der Bach über die niedrigen Ufer trat und seine trüben Wasser über die Weidensträucher wälzte. Er warf sich achtlos in das nasse Gras und stützte den Kopf in die Hand. Herbstzeitlosen, die in den letzten Tagen in Menge aufgesproßt waren, umstanden ihn. Er reckte sich aus und pflückte einige, und es durchfuhr ihn, hinzueilen und sie auf ihr Grab zu legen. Aber er entschlug sich des traurigen Wunsches:

Wozu? Da ist ein sandiger, regenzerwühlter Hügel, mit welken Kränzen bedeckt, und darunter – –.

Als seine Glieder kalt und steif wurden, stand er auf –

Die Komödie soll ihres symbolischen Schlusses nicht entraten – und ließ die Blumen langsam in den Bach fallen, der sie in seinen trüben Wassern rasch entführte. Er blickte ihnen nach, solange sie zu sehen waren. –

Du bist ja doch nur ein Komödiant –: Herbstzeitlosen – im schattenbevölkerten Hades ist eure Heimat, und im nebelumbrauten Kolchis kamt ihr durch Zauber auf die Erde, um in unser Land zu wandern, auf niedere feuchte Wiesen, wenn der Oktober seine Nebel braut und aus ihnen seine grauen Regen auf die Erde gießt. O, ihr habt Heimatsinn und wißt, wohin ihr gehört, fremde seltsame Lebenskinder, die ihr eure Liebe selbst unter die dunkle Erde vergrabt und selbst dorthin wieder zurücktaucht, geheimnisvoll und fremd, wie ihr gekommen: so seid nun ihr die Blume meines Lebens. –

Bravo! Bravissimo! Holla ho!

Der Dirne geb' ich die Wege nicht frei,
Wo Männer raufen, da bin ich dabei,
Und wo sie saufen, da sauf' ich für drei!

Halli und Hallo!

Das Bergwerk

Träge kroch der Zug durch den Oktobernachmittag und rollte und rasselte unmutig durch den Regen, der seinen weißen, quirlenden Atem zerfetzte und in weißen Brocken auf die Felder warf. In einer Ecke des niedrigen und schmutzigen, hin und her schwankenden und stoßenden Wagens hockte Erich und sah gedankenlos die regenglänzenden Äcker und verschlafenen Gehöfte vorüberziehen – faul und eintönig kamen sie an, faul und eintönig flossen sie wieder zurück in den Regen.

Alle paar Minuten hielt der Zug, und alle paar Minuten schoben sich neue regentriefende Gestalten in den überfüllten Wagen. In schwarzen Klumpen standen sie um ihn, dufteten nach Schnaps und Tabak, und ein widriger Geruch stieg von ihren durchnäßten Kleidern hoch. Aber sie fühlten sich wohl, es war warm und roch nach Menschen und Fusel, und sie konnten sich reden hören; und als ein halbwüchsiger Bursche eine Harmonika hervorzog und aus ihr den neuesten Operettenquark zerrte, und sie gröhlen und mitsingen konnten und Zoten machen, da war Sonntagnachmittags- ach ja Feiertagsstimmung im Wagen.

Er blickte auf sie hin und sah dann wieder hinaus auf die trüb und grau vorüberziehende Welt. Dunkler wurde es, und heftiger schlug der Regen gegen die Fenster.

Aus der Winkelgröße der Rillen, die die herabfließenden Regentropfen auf dem Fensterglas ziehen, und der Geschwindigkeit des Zuges muß sich die Fallgeschwindigkeit der Regentropfen annähernd berechnen lassen.

Und er fing an, auf einem Bogen Papier, in den er des Vormittags sein Frühstück eingeschlagen hatte, Formeln und Zahlen zu schreiben, bis er sich auf die Lippe biß, das Papier zerfetzte und wieder vor sich hin starrte. Plötzlich öffnete er das Fenster und warf Papier und Bleistift hinaus.

Dunkler wurde es, und wie eine Wolke brütete und lastete der Dunst der zusammengepferchten Menschen in dem Wagen, ein trübes Licht flackerte an der Decke und malte die bleichen und alkoholgeröteten Gesichter, die aus dem Klumpen starrten, zu brutalen und geistlosen Fratzen; sie redeten nicht mehr – was sollten sie reden? sie gröhlten nicht mehr – was sollten sie gröhlen? Sie starrten vor sich hin, und weiter ging es durch die Nacht und den Regen.

Die Arme auf die Knie gestützt und den Kopf in den Händen vergraben, saß Erich da.

Vor einem Jahr, oder war's vor zweien? da ging ich mit einem Mädel, wie hieß die noch? an der Saale entlang; den Giebichenstein, an dessen Wand der Efeu im Winde wogte wie ein Kornfeld wogt, gingen wir hinauf, und als wir uns über die Brüstung lehnten und in den Abend hinausblickten, da sprach sie ein Gedicht – von einem Jüngling, der noch nie die Sonne gesehn hatte und starb, als er sie sah – wie hieß das dumme Ding?

Inzwischen hielt der Zug von Minute zu Minute, rollte und stieß von Weiche zu Weiche, ein Licht nach dem andern huschte vorbei, gelb und verwaschen oder grell und geisterhaft blau – die Industrie nahte. Da wachte er aus seinem Sinnen auf, blickte wie aus einem fernen Traum erwacht im Wagen umher und auf die Lichtkleckse und Regenbogen, die die vorbeihuschenden Lichter auf die Scheibe warfen, dann verdüsterte sich sein Gesicht; er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Die Räder stampften und dröhnten rhythmisch unter ihm hin, Ruß und Regen schlug ihm ins Gesicht, und aus dem Dunkel fuhren ihm Schatten entgegen, glotzten ihn mit glühenden Lichtern an und bäumten sich hoch, als würfen sie sich über ihn, und rissen sich wie ein Blitz wieder zurück in die Nacht und hinter ihnen wälzten sich Schlackenberge, unter deren Kruste es noch glummte und glühte, und Erzhalden, die grau und gelb und seltsam stumpf im Regen glänzten, wälzten sich wie ungeheure gläserne Walfische heran, vorbei und die Seilbahnen, an denen die Wagen wie närrische Kinderspiele glitten, drehten sich und kreisten und fuhren plötzlich himmelhoch in die Luft, in die die Hochöfen mit ihren feurigen Zungen drohten und leckten – ein Knäuel wassertriefender schwarzer Bollwerke und kleiner rundkuppliger Türme, die tanzen einen wilden grotesken Tanz, rote Strahlen zischen jäh aus ihnen hervor, sprühen in schimmernden Feuergarben hoch und in Feuer und Dampf hüllt sich die zischende Bande – das stampft und zischt und dröhnt, das wallt von Dampf und Qualm und Rauch und wirft mit seinen wilden Lichtern in die Nacht, die schwarz und drohend über diesem Allen hängt und selbst wie erbost und zuckend über diesem dröhnenden und gellenden Hexenkessel liegt.

Das schlägt und stört die Stille der Nacht – wenn nur die Narren einsehen wollten, wozu? Einsehn? Einsehn? Hab ich noch nicht genug davon! Das hat mit Einsehn nichts zu tun; das ist Geld, das ist Wille und Macht; das ist der werdende Krieg, hier wird er geboren, der sich selber noch nicht kennt, bis er eines Tages Mann geworden und ausbricht tobend, brüllend, ein höllischer Taifun! Wie das flammt in der Nacht, wie das mit seinen breiten Lichtfäusten in den Himmel schlägt und lacht! Wirf dich hinein, tose und

rolle mit, nicht rechts, nicht links – geradeaus! Ein Zahn in einem Rad dieser brodelnden Höllenuhr, die da Lichter und Donner in die Nacht wirft, ist mehr als der schillerndste Gedanke und die tiefgründigste Erkenntnis. Schlag zu! Werde Eisen und Wille und Zahn! Eisen, das ist's; gefühllos, skrupellos, nicht rechts, nicht links, ein Hieb, ein Schlag, ein Glühen! Eisen, das ist's, Geld, Gold – Krieg!

Bravo, alter Zaubermeister, nun lüge dir wieder vor, daß das, was du nicht ändern kannst, wozu dich bittere Not und Verzweiflung und Flucht vor dir selber treibt, das Allerschönste und Allerwahrste ist. Du bist auf dem besten Wege dazu, du bist und bleibst Hanswurst, du Narr und Wahrheitsfatzke. Was nichts ist als Arbeit und Not, nichts als hetzendes und gehetztes Geld, das – schlägt mit seinen schönen breiten Lichtfäusten in die Nacht, das ist ein Zauberhexenkessel, wie's auf der Bühne und im Märchen steht – o du Schönheitsfatzke und feiger Patron!

Aber seine Augen mochten sich nicht trennen von dem Glühen und höllischen Leuchten. Dann lachte er hell auf und warf sich zurück in seine Ecke und wußte nicht, sollte er sich nachher betrinken oder sich gleich aus dem Wagen werfen. Auf einem schmutzigen kohlenstaubschwarzen Bahnhof stieg er aus und drängte sich robust durch das Geschiebe trunkener Bergleute und Polen ins Freie.

Er hatte nicht weit zu gehen; er hauste mitten drin in dem Dröhnen, dem Qualm und Schmutz. Vor Jahren hatte da ein ärmlicher Kohlgarten um einen noch ärmlicheren Kotten sein verschlafenes Dasein gefristet; aber während das Eisen und das rollende Geld ins Land kam, und seine Nachbarn ihr Stück Boden zu klingender Münze gemacht hatten, blieb der Philemon dieses melancholischen Kohlkottens fest und sah geruhig zu, wie die Schlote und rauchenden Öfen ihm näher rückten und ihn schließlich umkreisten und umqualmten. Und als er starb, ließ man die zusammenbrechende Hütte stehen, man vergaß sie, und hier schlug Erich sein Heim auf. Im unteren Stock hauste eine Polenfamilie, oder waren's ihrer zwei? Er wurde nicht klug daraus; wie er auch nicht klug daraus wurde, zu wem der Haufen dreckiger Kinder gehörte, der da ewig lärmte und sich balgte. Sie wußten's wohl selber nicht, falls es zwei Stammväter und Mütter waren, sie hatten ihre Zeit um zwei Jahrtausende zurückgedreht und lebten in ewig sich prügelnder und ewig sich im Schnapsdusel versöhnender Güter- und Weiber- und Kindergemeinschaft. Die oberen zwei Giebelkammern bildeten sein Quartier und das zweier Bauernsöhne, die ein Jude und ihre Spekulationswut von ihrem Höfchen vertrieben und der Kohle in den Rachen gejagt hatten. Sie hatten sich eines Sonntags eine Polin heraufgeholt, die ihnen Bettgenossin und

Aufwärterin wurde und ihnen des Morgens die Henkeltöpfe mit Kartoffeln und Fleischbrocken füllte – was war dabei?

Es ist Sonntag heute, ach ja Feiertag, und Feiertag heißt Glück, und die Quintessenz des Glücks ist Schnaps, eine Harmonika und, wenn es sich selbst übertrumpft, ein Grammophon. Vielleicht sind sie aber gesunder als ich, dachte Erich, als er die unbeleuchtete und brüchige Leitertreppe hinaufstieg und das Dudeln einer Harmonika und patriotische Krächzen eines Grammophons an sein Ohr klang, vielleicht war ich nur krank, mein ganzes Suchen eine fixe Idee, ein Krampf meines Körpers, dem die Arbeit fehlte und der sich da in theoretischen Paroxismen erging. Die da sind glücklich, sind Tier wie's sich gehört – wohlan! werde ich Tier. –

Als er in das Zimmer trat, sah er auf dem Tisch in einem winzigen Holzbauer einen Kanarienvogel hocken und mit ängstlichen Augen in das Licht blinzeln und auf das Heer von leeren und halbleeren Bierflaschen, die rings um ihn aufgefahren waren; der Schnaps fehlte nicht, und auf der Ecke des Tisches schnarrte neben einem Strauß knallroter Papierblumen das Grammophon einen Parademarsch.

Da feiert einer seinen Namenstag; sie haben auch Gemüt, was willst du mehr?

Er legte einen Taler auf den Tisch, setzte sich zu ihnen und machte mit. O, es ging hoch her; und die beiden Dirnen sahen nicht übel aus, breithüftig und jung und zu Allem bereit. Er redete irgendwas und trank und blickte dann wieder starr auf den verschüchterten Vogel. Was plustert der gelbe Spatz sich auf! Was denkt er wohl von uns! Aber sie lachten ihn aus und die Burschen füllten von neuem sein Glas. Da zog er eine zu sich heran, ihre Bluse war offen, da fuhr er mit seiner Hand hinein und legte sie um ihre kräftige Brust und sang und trank und merkte, wie er betrunken ward und doch nicht vergaß.

Als gegen Mitternacht die beiden Dirnen verschwunden und die beiden Burschen mit ihrer Polin in das Schlafzimmer getorkelt waren, machte er auf dem Sofa sein Lager zurecht, streckte sich hin und starrte ins Licht. Der Kanarienvogel hatte sich noch mehr aufgeplustert und blickte mit bangen Augen bald in das Gesicht des Menschen, der da auf dem Sofa lag, und bald in das blendende Licht.

Sie starrten beide so lange ins Licht, bis Marinka aus dem Verschlag trat, in dem sie sonst mit den Burschen schlief; sie hob wie geblendet die Hand vor die Augen und machte sich nichts daraus, daß ihr das Hemd von der Schulter sank.

Das fehlte noch.

Und er rief sie mit heiserer Stimme zu sich. Da setzte sie sich zu ihm und er streifte ihr Hemd vollends bis zum Rock herab, dann löschte er ängstlich das Licht.

Als er am nächsten Morgen aufwachte, lag der Kanarienvogel tot in seinem Bauer. Da nahm er den Käfig und warf ihn aus dem Fenster –:

Nun mögen die Bälge von unten sich an ihm traktieren. He! Marinka!

Als er dann von ihr zur Grube ging, füllte sie dankbar seinen Henkeltopf mit den besten Stücken. So war ihr geholfen; denn sie hatte nun auch den zum Geliebten, der sich bis jetzt gegen sie gesträubt hatte, und ihm; denn er bekam von den dreien das beste Essen. Er bemerkte es wohl und hinderte es nicht.

Aber nach einiger Zeit verließ er sie und ihre beiden Genossen, da er keine Lust hatte, sich an der Auseinandersetzung über die Vaterschaft an dem Kind, das Marinka erwartete, zu beteiligen.

Ich habe noch nicht den Mut, eventuell meinem eigenen Kinde in die Augen zu sehen, meinte er. Marinka und die andern beiden lachten ihn aus, aber er ging und mietete sich bei irgendeiner Witwe ein und lebte mit ihr.

Denn die Dirne gehört mit zum Schnaps, soll das Glück vollkommen sein. Es ist ja nicht gerade Glück, es ist so, als wenn man einen brennenden Stollen zumauert, damit die Glut nicht ins Freie dringt und Unheil stiftet. Aber hinter den Mauersteinen brennt's noch jahrelang, immerfort – wehe, wenn es die Mauern zerreißt und ins Freie schlägt! Aber ich werde es schon bändigen und eindämmen, ich werde schon Stein auf Stein über mich schütten.

Doch nach einiger Zeit verließ er wieder dieses Weib, er wechselte oft. Denn sie liebten ihn alle. Ich bin noch immer auf der Flucht vor mir, es fällt erbärmlich schwer – und dann schloß er sich in seiner Weise irgendeiner Dirne oder einem Lumpen an. –

Inzwischen ging die Zeit dahin, und der Winter spannte schon wieder gelassen seine sternhellen Nächte über das rauchige Land, das da zwischen Ruhr und Rhein seinen Boden zerreißt und seine Menschen zu Sklaven und Maulwürfen schlägt; er kommt ungern von den Feldern und Wäldern des Ostens hierher, aber jetzt hing Nacht für Nacht sein diamantenfunkelnder Deckel über dem brodelnden und zischenden Hexen-Gold-Kessel. Böse Nächte waren das für Erich, er mochte die Sterne nicht sehen und zog die Stirne kraus oder sang laut ein Hurenlied.

Aber eines Tages hielt er es nicht mehr aus, sondern setzte sich hin und schrieb einen Brief, in dem er den Eltern seine Vermählung mit einer aus dem Arbeitshause entlassenen Dirne mitteilte.

Wahrlich schwer fiel diese Lüge, sagte er, als er den Brief besorgt hatte, aber es soll das Weihnachtsgeschenk sein, das ich mir beschere. Denn jetzt soll die letzte Brücke brechen – wir halten den Damm schon fest!

Dann lachte er vergnügt, pfiff ein Lied und ging seinen Weg.

Und wirklich, wenn er jetzt des Nachts seinen Arbeitsweg ging und über ihm die Sterne blinkten, sah er sie nicht und dachte nicht an sie, die ewigen Versucher und Verführer zu den Abwegen und Abgründen des Denkens, sondern dachte an das Leid, das er durch jenen Brief geschaffen hatte. Lieber grub und bohrte er in seiner Wunde, als daß er des Rätsels der Gravitation gedachte, an das sich für ihn sogleich der ganze Teufels-Rattenschwanz uralter Rätsel und aller Lösung lachender Fragen schloß. Ich halte den Damm schon fest!

Und er hielt ihn fest, bis auch durch diese Welt von Kohle und Eisen und Geld und wieder Geld das Kinderlied von Weihnachten betteln ging.

Um zwei Uhr Mittags war er mit seiner Belegschaft zu Tage gefahren und schlenderte nun am Heiligabend durch die Straßen, von einer bösen Unruhe geplagt. Die Fabriken ruhten, nur in den Hochöfen schmolz der Koks das Eisen, und der Schnee, der am Vormittag gefallen war, blieb auf den Dächern liegen und hing an den Schloten, ohne wie sonst gleich von einer schwarzen Ruß- und Staubschicht bedeckt zu werden. Auf den Straßen ward er zu einer schwarzen glitschigen Masse, aber er gefror schnell und zerbrach dann klirrend unter dem Fuß. Der Himmel klärte sich auf, er hing gelbgrün und von braunroten Wolken durchflogen über dem fremdartigen Winterbild von verschneiten Zechen und Schloten und verhieß eine klare und kalte Nacht.

Vor einem Schaufenster stand Erich, er lachte laut, als er sah, daß es ein Juwelierladen war.

Soll ich ihr was schenken?

Das war ein sechzehnjähriges Mädel, das er für die Tage, die seine Witwe verreist war, zu sich genommen hatte.

Das fehlte noch! Schenken, um sich an der Freude der Beschenkten zu freuen! Einem Andern eine Freude machen, um selbst unter dieser Freude zu leiden, das wär` etwas. Nein, dann würde man sich noch über sein Leiden freuen und sich darauf etwas zugute tun. Man kommt nicht heraus, verflucht.

Und er bohrte die Hände in die Taschen und schlenderte weiter, bis er ins Freie kam; und hier rastete er erst, als er vor sich mitten im Felde die Reste eines Dorfes sah, das wegen Einsturzgefahr verlassen war. Zerfallene Häuser, herausgefallene Fensterladen und eingestürzte Mauern, Schutthaufen und mit Wasser gefüllte Senkungen, und über Allem Schnee und Win-

terhimmel. Die Sonne aber hatte gerade mit ihrem unteren Rand den Horizont erreicht und rosa Schatten über den Schnee geworfen.

Nicht weiter, Lieber! Das spukt und gespenstert hier wieder nach Schönheit und Wehmut, und du weißt, welche Teufel dahinter auf dich lauern. Hüte dich, geh heim, süßer Hanswurst.

Doch er trotzte und lehnte sich an eine Weide, die da stand, und sah der Sonne zu, wie sie unterging, wie der Himmel bleicher wurde und bläuliche Schatten über den Schnee liefen. Ein Hund, den Hunger oder Erinnerung trieb, strich in diesem Augenblick um das verlassene Dorf.

Oh, ich habe nie mit ihr zusammen den Schnee gesehn! Ich habe nie mit ihr – – willst du heim, du toller Hund!

Da machte er kehrt und lief zurück und ward ihr Bild und ihre Augen erst los, als er für einen Augenblick in eine Schenke trat; dann schlenderte er weiter und ging nach Haus. –

Ei, Konkubinchen ist ausgeflogen, das Nest des Weihnachtsprinzen ist leer. Träumen wir von ihr, träumen wir von euch beiden, von der da draußen im toten Dorf, um das der Hund streicht, und von diesem Hürchen, das fortflog wie ein Vogel, den ich mir gefangen. Träumen wir von zu Hause, vom Weihnachtsbaum und Mütterlein, träumen wir von Sonne und Sternen und blinkenden Rätseln. Vom Bergmann wollen wir träumen und von der pfründigen Professur, vom Schläger – ei ja, ich schwang den Schläger gut, doch jetzt wurde ein Schlägel daraus; vom Grafen und Porst und der Nachtigall, o von dem grauroten Schloß und von Sternen und Rätseln, o blinkende Sterne!

Da erblickte er in einem Spiegel, der ihm gegenüber hing, sein Bild und nahm ihn von der Wand und warf ihn gegen den Ofen, und es dauerte nur eine kleine Weile, da hatte er die Töpfe und Gläser, die da zu finden waren, zertrümmert und hatte seinen grimmigen Spaß dabei gehabt.

Jetzt wollen wir dem Konkubinchen Geschenke kaufen.

Und er kaufte ihr ein, soviel er tragen und zahlen konnte, doch wie er seinen Einkauf heimbrachte, war das Nest noch leer. Da machte er sich auf die Sohlen und suchte sie und fand sie in einer Spelunke am anderen Ende der Stadt, wo sie sich einen Spaß daraus machte, zwei junge Burschen gegeneinander auszuspielen und sich von ihnen betrunken machen zu lassen. Er setzte sich an einen Tisch nebenan und sah nur einmal zu ihr hinüber, gerade in dem Augenblick, wo sie ihm zum Trotz den einen ihrer Kavaliere umhalste. Dann bezahlte er sein Getränk und ging. Aber er war noch nicht weit gegangen, als sie ihn eingeholt und ihren Arm in den seinen gehängt

hatte; sie sprachen kein Wort, aber im Gehen fühlte er, wie sie ihre junge Hüfte gegen die seine schmiegte.

Ich will denken, ich wäre um drei Jahre jünger, und sie trüge statt ihres Fähnchens ein blauweißes Kostüm, das ich ihr von meinem Kolleggeld gekauft habe.

Dann spielte er den Verliebten und wurde dabei selbst verliebt, und als er sie die Treppe zu seiner Stube hinauftrug, wußte sie nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Dann zeigte er ihr die Geschenke und war den ganzen Abend wie ein Student, der fern von der Heimat mit seinem Ladenmädchen Weihnachten feiert. Als es kalt wurde und der klingende Frost seine Eisblumen und -Palmen ans Fenster warf, entkleideten sie sich, und es war dabei eine Unruhe und Erwartung, der die Süßigkeit des Verbotenen anhing. Und auch darauf war er nicht der brutale Narkotiker, der Vergessen sucht, sondern es schien fast so, als habe er sich und ihr eine Freude machen wollen.

Aber als sie in seinem Arm schlief, da war zwischen den Wedeln der Farn- und Palmbäume aus der Sigillarienlandschaft, die da am Fensterglas wuchs, eine Lücke geblieben, und durch diese Lücke sah man den Nachthimmel und einen einzelnen Stern. Der lockte ihn von dem warmen Mädchenleib fort in die Nacht. Behutsam schlich er von ihrer Seite, kleidete sich an und ging. Den Stern hatte er verloren, aber an seiner Stelle lockten ihn unzählige. Er eilte, und der Schnee knirschte unter seinen Füßen, er wußte nicht, wohin er ging, und er fand sich plötzlich wieder inmitten der zerfallenen Häuser und Schutthaufen des verlassenen Dorfes, um das am Abend der Hund gelaufen war. –

Der Schutthaufen, der dort aus dem Eis ragt, das die wassergefüllte Senkung überzogen, ist mein Thron und Altar. Einstürzende Häuser lauschen mir, aus Fenstern und Türen der verlassenen blicken Dunkel und Trostlosigkeit mich an. Schnee bedeckt sie und bedeckt das Feld, das diese Verlassenheit und ihren Thron in sich schließt. Es schweigt wie bei Toten, nur der Wind heult und klagt. Wie ein schwarzer Saum dehnt sich im Süden die Stadt und der Hütten und Zechen Gewirr und gleich nie ruhenden Wächtern leuchten die Hochöfen in die Nacht. – Besteig ich den Thron! –

Er glitschte hinüber über das Eis und setzte sich mitten auf die Höhe des Schutthaufens, der von dem Schnee wie mit einem Altartuch bedeckt war.

Die Wolkendecken zerriß und vertrieb der Wind, und schwindelnd blicke ich mitten in das Rätsel des Seins. In Milchstraßen und Sternbildern lodert's an mir vorüber und treibt mich und reißt mich durch seine funkelnden Nebel in Zeitlosigkeit und Raumlosigkeit. O, ich weiß, was ihr wollt!

Ich weiß, wohin ihr mich lockt, wozu ihr mich mit eurem funkelnden Schweigen verführen wollt! –

Lang streckte er sich über das verschneite Mauergetrümmer hin, und sein Auge verlor sich in dem Silberstaub, der da Punkt an Punkt den Himmel überwachsen hatte. Eine Stunde verrann und war nichts, denn ein blauschwarzes Dunkel, in das eine Hand silberne Funken gestreut, war nichts, denn ein sternenbestickter Hohlraum, durch dessen unermeßliches Dunkel eine Erde flog. Dann erhob sich der Einsame auf seinem Schutthaufen inmitten des Eises und hob kniend halb abwehrend, halb flehend die Hände hoch:

Glück und jeglichen Erdengenuß nahmt ihr mir, ihr locktet mich auf Wege, die zum Wahnsinn führen und Fluch, und die ihr Opfer nicht lassen aus ihrem höllischen Zauber. Seht, nun bin ich zum Tier geworden, zum Weniger-als-Tier, das Rettung vor sich sucht in Straßenfreuden und Straßenschmutz. Nun laßt mir dies! Laßt mich Tier bleiben und lockt mich nicht fürder mit eurem blinkenden Zauber und höllischen Rätseln – laßt mich nicht wahnsinnig werden, ihr ewigen Götter! –

Der Wind ist kalt und heult wie ein hungriger Wolf in der Nacht, und wie sie blinken und blitzen, wie kalt, wie kalt – und ihr seid doch durch mich! Seid nichts ohne mich! Blinkt nur – ich blinke in euch. Funkelt nur – ich funkle in euch! –

Da warf er sich vornüber in den Schnee, und da er auf der Höhe des Schutthaufens lag, hing er beiderseits herab wie ein Toter.

Aber als er wieder aufstand und hoch auf seinem Schutthaufen die Faust zum Fluch gegen die Sterne hob, hörte er ein Lachen hinter sich und da er sich umwandte, da tanzte in einer Höhe, die wohl ein Kirchturm hat, ein bläuliches Gewirr von geometrischen Figuren und mathematischen Symbolen. Das schwirrte und raste um sich, sinnverwirrend. Dann wandelte es sich mit einem Male gemächlich in einen phosphorfarbenen Kreis, in dem ein Quadrat hing. Der Wind aber hatte inzwischen sein Heulen unterbrochen und die Nacht schwieg wie erstarrt. Da hörte er es sprechen:

Wir sind durch dich? Sieh her, das hast du geschaffen, ohne daß Auge oder Hand oder irgend ein Außending es dich gelehrt. Das bist ganz du, nun komm und enträtsele dich. – Du Narr! Oho! Du Dreiteufelsnarr!!

Dann knallte es wie ein Flintenschuß und ward eine rollende Dampfwolke, wie die Krone einer jungen Linde groß, und höhnte und lachte und stürzte sich auf ihn – hoho! du Narr!

Er aber zog den Kopf in die Schultern und lief wie ein Hase dem schwarzen Streifen am Horizont zu und hatte ihn in mehr denn Windeseile erreicht. Als er in die erste Straße einbog und den ersten trunkenen Nacht-

schwärmer sah, zerplatzte mit einem leichten Knall die Dampfkugel, die ihn bis hierher verfolgt und bis auf einige Armeslängen erreicht hatte. Er aber raste weiter und kam nicht eher zur Ruh, als bis er sein Zimmer gefunden und sich fest an den jungen Mädchenleib geschmiegt hatte.

Sie hatte sein Fortgehen und Kommen nicht bemerkt und war noch wie im Traum, und da sie sein krampfhaftes Zittern fühlte, spielte sie tröstend mit seinem Haar und sagte:

Denk nicht daran, Lieber; ich weiß, was du verloren hast. Aber denk nicht daran, wir sind allezusamt arme Hunde, ach! wie arme Hunde. Nun weine nur nicht – ach! was sind wir für arme Hunde.

Und diese läppischen Trostworte taten ihm unendlich wohl.

Die beiden nächsten Tage war er ruhig und schweigsam und ließ es zu, daß die Kleine mit einer mütterlichen Sorgfalt um ihn wirkte. Aber er duldete nicht, daß sie sich länger von ihm entfernte, und fühlte sich am wohlsten, wenn sie auf seinen Knien saß und mit seinem Haar spielte. – Aber am übernächsten Tag ging er zur Grube, es war früh am Morgen und schneite. Die Kleine, die ihn verlassen mußte, begleitete ihn bis zum Schacht; hier küßten sie sich, und von da an verloren sie sich. Es war der letzte Kuß, den er von Frauenmund erhielt. –

Als er mit seinen acht Gefährten im Förderkorb stand und ihre verbissenen, vergrämten und verrohten Gesichter beobachtete, mußte er des Bildes gedenken, das ihm vor einigen Tagen der Spiegel gezeigt hatte.

Nein, werde nicht ihr Kamerad! Die haben ein paar Hoffnungen verloren und sind verbittert durch Neid und Haß und Alltagsleid. Die sind fertig mit Allem, ihr kleines Leid und ihr Neid und Haß sind wie ihr Alkohol und ihre Weiber nichts denn ein Stimulans zu ihrem weiteren Fliegenleben. Sie leiden und neiden und hassen, um zu leben, leben, um zu leben. Ich aber lebe dem Leben zum Trotz! Leid gegen Leid! Ich will doch sehen, ob mein Wille weiter geht als Leid und Rätselgeflunker. –

Ein Klingelzeichen klang, und elastisch hob sich der Korb, als zöge er tief Atem ein, bevor er den Sprung ins Bodenlose wagte, dann schwand der Boden, in den Ohren begann es zu brausen, es war, als flögen sie schwindelnd himmelan, Staubregen überfielen sie und Lichter kamen wie ein Blitz – nun fühlten sie, wie sie zur Tiefe fielen – nun wiegte und schwebte und federte der Korb – nun stieß er leise auf, und Licht ist rings.

Im Norden ist Gestein niedergegangen, und es sind Schlagwetter in der Luft, sagte jemand. Er nickte und ging schweigend seiner Arbeitsstätte zu; durch Gänge und Stollen, eine halbe Stunde weit, bis der Stollen auf das schräg aufsteigende Flöz stieß. Eine Leiter führte hinab an die hundert und

mehr Meter tief, da nahm er die Lampe zwischen die Zähne und stieg in das gähnende Dunkel. Über ihm hing der Schiefer glatt und grau, neben ihm surrten, von Drahtseilen gezogen, die Förderwagen auf und nieder; es ist glühheiß, und der Schweiß perlt. Licht kommt von unten – Glückauf! – und er ist angelangt.

Sein Atem geht schwer, die Luft ist dick und drückend warm, und seine Kleider sind zum Auswringen feucht. Da wirft er sie ab und arbeitet nackt. Doch die Hacke liegt heute schwer wie Blei in der Hand und prallt fast wirkungslos von den schwarzen glitzernden Bruchflächen ab. Da setzt er sich hin, lehnt sein Arbeitszeug zwischen die Knie und starrt vor sich hin. Die Grubenlampe hat er auf einen Gesteinsvorsprung gestellt und schraubt jetzt ihr Licht auf einen kleinen Funken herab – da setzt sich eine blaue handgroße Aureole dem gelben Lichtpunkt auf.

Es ist Schlagwetter in der Luft; das Barometer fiel, und im Norden, da hinten unter dem verlassenen Dorf, sind Gesteinsmassen niedergegangen. Dann tritt der Unsichtbare heraus aus seinem schwarzen Stein und schleicht durch die Gänge und Stollen, stülpt hier und da seine blaue Hand über ein Licht, und ein Funken fliegt in ihn, und mit dreizehntausend Kalorien schlägt er durch den Stollen und verbrennt und zertrümmert, was er findet.

CH_4, o ein tückischer Feind. So liegt und lauert der Wahnsinn auf den Gängen und Irrwegen des Lebens und zaubert seine blauen Aureolen und Wunderblumen, aber anstatt aus diesem Stollen zu flüchten, über dem der Wahnsinn hängt, freuen wir uns der Zauberblüten, bis der Funke in ihn fliegt und er unser Leben zerreißt und zerschlägt.

Was soll das in der Nacht und in dem Schweigen! Sieh, wie die blaue Blume da blüht und das Dunkel mich umkrallt und das Schweigen mir zuraunt. Bei der Vermoderung von Dingen, die einst gelebt, wird der Tückische geboren; aber die Deckgebirge, die die Meere über ihn gewälzt haben, halten ihn fest, bis wir kommen und sein Gefängnis lösen. Dann zischt und bläst und brodelt er aus dem schwarzen Stein und schlägt sich in Abbaue und hängt dort oben im Dunkel, hoch im Alten Mann; und kommt dann, wie heute, wo oben der Schnee fällt, aus seinen Schlupfwinkeln hervor und brütet und lauert über uns und wartet auf den Funken und schlägt dann mit seinem rasenden Druck und seinen fegenden Flammen unter der Erde her, schleudert die Wagen beiseite und preßt sie platt wie Papier, biegt und dreht die Fördergestelle zu bizarren Schlangen und Knäueln und reißt sie im blitzschnellen Rückschlag wieder zurück; und sein Bundesgenoß, der trockene Staub, bringt sein Flammen und Rasen von Sohle zu Sohle – die Grube brennt! Dann stehen sie da oben am Tage und ringen die Hände und sam-

meln und senden Depeschen, aber was er und der Brand noch nicht erschlagen hat, das würgt nun der Schwaden – kein Leben mehr zu Berg, denn den Sauerstoff hat Er mit seinen zwei Riesenflammen verzehrt. O, es ist ein braver Feind, o das ist Lust, das ist Reiz! –

Reiz? Der Reiz ist die Dunkelheit, die Grabesabgeschlossenheit und das ewige Schweigen. –

Siebenhundert Meter unter der Erde, im Stein und ewigen Schweigen vergraben – warum kein Grab? Denn es ist nicht Genuß – der blinde frißt sich selber auf; es ist nicht Kunst – die feige scheut die Wirklichkeit; es ist nicht Liebe – die faule will nur Ruh und Rettung vor sich; es ist nicht Macht – die wilde wird zum Knecht des Erstrebten; und es ist Alles zusammen nicht, was mich halten könnte, denn Alles zusammen muß. Es ist das Einzige der Stolz und Wille zu sich und eine Mauer von Eisen um mich und eine Mauer von Stein in mir. Das ist's. Siebenhundert Meter unter der Erde, im Stein und ewigen Schweigen vergraben – warum kein Grab?

Und weiter lauschte er dem Schweigen, fühlte die Wucht des Berges über sich und gedachte seiner Kindheit und Jugend und ihrer unentwirrbaren Narrheit und Sinnlosigkeit – Zwei Mauern, eine von Eisen und eine von Stein, das ist's!

Dumpf schlug das Echo zurück und rollte dröhnend und drohend in das Dunkel, das da oben wie ein Riesenauge auf ihn stierte. Und näher kam es und schlich auf lautlosen Tigertatzen Schritt vor Schritt gegen ihn und – krallte sich mit einem Sprung auf ihn und würgte ihn. Da blickte er sich um, da kroch es fletschend zurück und stierte wieder von oben mit seinem gierigen Auge auf ihn und langte und langte und suchte das Licht zu stürzen – da fühlte er und hörte das Schleichen der Kralle und blickte hin und sah das Licht im Drahtkorb flackern und wogen – das Schlagwetter kommt!

Er nahm das Licht und umhüllte es, dann blickte er dem Dunkel fest ins Auge, ergriff seine Hacke und huschte die Leiter empor.

Er rannte und brüllte, aber als er halbwegs den Schacht erreicht hatte, hob es ihn wie eine Feder hoch und warf ihn krachend gegen den Stein, und eine rote Flamme fegte über ihn und noch eine, und ein Sturm kam und rollte ihn wie einen Wolleflausch zurück, dann ward es Nacht. –

Als er erwachte, sah er sich in einem weißen Saal liegen, sein Kopf war verbunden und sein Rücken brannte wie Feuer, und viel Stöhnen und Jammern kam aus den Betten, die da um ihn standen. Und nach einigen Tagen hörte er, daß jene zwei Flammen, die über ihn gefegt waren und der giftige Schwaden, der ihnen nachgekrochen war, dreihundertundvierzig Mann gefressen hatten. –

Im Frühjahr verließ Erich das Krankenhaus; er war kahlköpfig geworden, und seinen Rücken deckte eine purpurrote glatte Haut. Nach einigen Tagen fuhr er wieder zu Berg und war nun, was er wollte, ein Zahn in einem Rad der brodelnden Höllenuhr, die da Lichter und Donner in die Nacht wirft und in sich den Krieg gebiert. Seine Augen blickten hart, und sein Gang war breit und fest. Der Weiber und des Schnapses bedurfte er nicht mehr, aber die Streiks machte er mit und redete mit in den harten und verbissenen Versammlungen, und freute sich, mit schneidenden und kühlen Worten die Instinkte derer, die da an seinen Lippen hingen, kitzeln und aufpeitschen zu können, seine Macht von neuem zu fühlen und sich seiner Menschenverachtung abermals bewußt zu werden.

So lebte er lange Jahre, zur Heimat fuhr er nicht mehr; nur im Herbst kam ihm wohl ein Sehnen, weiche Herbstzeitlosen in seiner Hand zu halten und sie Blume für Blume in einen regengeschwollenen Bach fallen zu lassen – den Narren, den Komödianten zu spielen! So überwand er es und mit jedem Jahr ging es leichter. Zwei Mauern, eine von Eisen und eine von Stein!

Und die Sehnsucht – – –

Der Affenkäfig

Eines Sonntags im Sommer fuhr Erich mit den Mannen, Weibern, Dirnen und Kindern seines Vereins nach Münster, um die dortigen Kirchen und den Zoologischen Garten zu besichtigen. Und als sie dichtgedrängt vor dem Affenkäfig standen und grinsend dem Treiben der Vierhänder zuschauten, brach er in ein solches Lachen aus, daß die Wärter glaubten, es tobe da ein Irrer, und sie müßten ihn bändigen; und sperrten ihn in einen leer stehenden Bärenzwinger. Dort kletterte er am Gitter hoch, streckte die Zunge aus und lachte, daß es sogar den Leuten, die sich vor ihm zu einem stieren Klumpen zusammengeballt hatten, zu arg wurde. Als sie fort waren, bat er die Wächter, ihn herauszulassen, und gab ihnen ein Trinkgeld. Dann fuhr er mit den Mannen, Weibern, Dirnen und Kindern seines Vereins heim und sang mit ihnen Gassenlieder zum Takt der ratternden Räder.

Aber am nächsten Tag war er wieder der alte. –

Aus der Mauer fiel ein Stein und das Eisen tat einen Riß, da schlug eine Flamme heraus. Aber über Nacht habe ich gemauert und genietet; was soll's!

Und das Rad drehte sich weiter und warf Dröhnen und Lichter in die Nacht, jahrelang. Die Mauern hielten fest, und das Feuer – schlief.

Der dunkelblaue Enzian zum dritten Mal

Aber eines Tages trat in seine Stube ein Bote und überreichte einen Brief von dem Gericht seiner Heimat; in dem war zu lesen, daß er von dem verstorbenen Grafen zum Erben eingesetzt war.

Da schwieg er eine geraume Zeit – Den Anachoreten in der Wüste zu spielen, ist keine Kunst, aber in Alexandrien und Rom! –

Und er trat die Erbschaft an.

Ü rump – ü plump pump rülpste die Dommel am Teich, in dem die Frösche wie eine toll gewordene Spieluhr quakten, ein lauter Vogel sang fern im Bruch – da stand Erich am Fenster und blickte in die Nacht. –

Aber die GENTIANA PNEUMENANTHE habe ich wieder gefunden, unter einer Eiche, die Jägereiche nennt man sie, – er blüht früh im Jahr, mein Enzian.

Ein Menschenalter lang – läutete er – bist du unten gewesen und kommst jetzt wieder her zu mir: was willst du hier? Deinem Narren Zucker geben?

> Dich, dein Verhältnis zu den Dingen
> und diese selbst, so wie sie sind,
> in eine Formel zwingen?

Ho! alter Freund, in einem Jahr tanzen die Lettern vor dir und sind deine müden Augen blind.

Oder will er wieder selber Baumeister sein, selber Philosoph?

Ach! alter Narr, in einem halben Jahr bist du toll. – Da stand der silberbestäubte Klöppel still. – Ich werde mir ein Fernrohr kaufen, einen Achtzöller; und dort oben auf dem Turm soll er stehen. –

Dann zündete er Licht an und repetierte die Grundsätze der Astronomie.

Am nächsten Morgen erhielt der Zimmermann den Auftrag, das Kuppeldach des Turmes drehbar zu machen; das Turmzimmer wurde behaglich eingerichtet, der blanke Achtzöller aufgestellt – nun saß er die Nachtstunden durch im Turm, und in seinem Tagebuch wechselten lange Zahlenreihen ab mit großen, flüchtig hingeworfenen Buchstaben. – Doch trat er müde und mit schmerzenden Augen auf die Galerie und blickte hinab in die stille Nacht oder in den Morgen, wie er gelb und langweilig aus der Heide stieg,

so blitzte wohl das Auge auf, und zornig stampfte sein Fuß die verwitternden Steinfliesen. –

Das sehe ich nun alles, mein Geist durchblitzt unendliche Räume und kann sich bei schwindelndem Gehirn sekundenlang vorstellen, wie es in Wirklichkeit – in menschlicher Wirklichkeit sich darstellt. Und ich empfinde Ehrfurcht.

Wovor empfinde ich Ehrfurcht?

Vor der Ausdehnung des Raumes? Vor meiner Schöpfung, die ich nicht zu Ende bringen kann? – Vor dem schlechtweg Unbekannten, dem X? Das ich selbst gedacht, alias erlogen habe? –: Nein vor dem Raum und dem X habe ich keine Ehrfurcht.

Oder vor der Gesetzmäßigkeit der himmlischen Bewegungen? Wäre sie nicht, so zerfiele das Schauspiel in Wirrnis und Staub –: wie kann ich die Notwendigkeit bewundern? – Und diese „Gesetzmäßigkeit", ist sie nicht ein, wahrscheinlich verlogenes, Bild, das ich mir aus fraglichen Sinneseindrücken und aus Begriffen, die ebenso fraglicher Herkunft sind, gemacht habe? – Ein Wort, durch das ich ein menschliches Nicht-Können in ein tröstend allgemeines Müssen umgelogen habe? Soll ich meine Lügen anbeten? – Und wie steht es im Besondern mit dieser Gesetzmäßigkeit? Da ist noch der Stoff, und an ihm greifen die gesetzmäßigen Kräfte an. Aber wo ein Gesetz herrscht, wird immer ein Widerstrebendes vorausgesetzt –: soll nun das Widerstrebende in der Kraft selbst stecken oder im Stoff, in seiner Trägheit? Eine Kraft im Stoff – zwei Kräfte, die sich um den Stoff streiten, um den Stoff, der wiederum sich, als dem Widerstrebenden, sein eigenes Gesetz aufzwingt, das der Träge –? Darauf läuft es hinaus. Kraft gegen Kraft, eine unentwirrbare, grundlose Einschachtelung von Kräften, und in ihrem ewigen, makroskopischsten und mikroskopischsten, Streit soll es eine Gesetzmäßigkeit, eine Norm geben, der sie alle als Widerstrebende untergeordnet sind? – Wer ist der Gesetzgeber? Nun, dafür gibt es vielerlei Worte, und hinter denen grinst der Vierhänder, der Mensch –: Ehrfurcht vor dem Menschen?

Aber der Mensch ist auch ein Stück der Welt, – und so überkommt mich vielleicht die Ehrfurcht vor ihr, die eine solche anscheinende Gesetzmäßigkeit, ein solches Abwägen zwischen Stark und Schwach, besitzt und in ihm sich dessen bewußt wird? – Vor solchem Bewußtwerden Ehrfurcht? Ehrfurcht vor dem, das unter Anderm den Menschen in die Erscheinung stieß?

So bleibt, wenn ich einmal Ehrfurcht hegen will, nur die vor dem Unbekannten, jenem X; und da ich dieses geschaffen, so habe ich Ehrfurcht vor meiner Weisheit oder meiner Dummheit.

Nun, meine Weisheit besteht, außer jener famosen Schöpfung des X, darin, daß ich weiß: daß da draußen ein Ding steht, von dem ich nur ein Bild habe, – daß meine Sinne zu wenig sind, und deshalb dieses Bild einseitig ist; jedes Tier, jede Pflanze, jedes Atom meines Körpers kennt wieder andere Seiten von ihm: weshalb kenne ich diese nicht? – daß – wenn mir auch tausend Sinne zur Verfügung ständen, – ich das so Übermittelte doch nur durch die drei Denkformen verarbeiten könnte: warum habe ich nicht mehr? – daß diese meine Denkformen geworden sind, garnicht da sind zur Erkenntnis, sondern nur zur Unterscheidung des mir Nützlichen und Schädlichen, ein anderes Organ: warum sind sie nur so beschaffen? warum muß ich dies erkennen? – und zum Schluß, daß mein Denken, meine Philosophie, meine Welt nur Worte sind, daß auch das tiefste Erkennen immer subjektiv, immer Bild bleibt, daß ich nichts bin denn ein unzufriedener, faselnder Grammatiker.

Was bleibt mir da von der Bewunderung meiner Weisheit übrig? Die Bewunderung, die Ehrfurcht vor ihrer Unzulänglichkeit, d.i. die Bewunderung meiner zulänglichen Dummheit.

Soll das meiner Sehnsucht Ziel und Ende sein? – Bedauere ich es vielleicht? Dann hätte ich dreißig Jahre zwecklos Kohlen gehauen. –

Wie ein Licht nach dem andern da unten erlischt – nur die Sterne, ich und die balzenden Bauernburschen sind wach – – und sind alle drei das Gleiche – aber was? Das muß sich doch ergründen lassen!

Dummheit? – schwerlich. Weisheit? – unmöglich. Güte? – wäre Blasphemie. Ruchlosigkeit? – wäre Feigheit. Aber Rücksichtslosigkeit? – augenscheinlich. Zwecklosigkeit? – höchst wahrscheinlich. Aber Sinnlosigkeit? – was wissen wir!

Stoff? – niemals. Kraft? – gewiß. Geist? – wo steckt der Unterschied zwischen Kraft und Geist?

Aber sollte ich ihn finden, muß ich dann nicht fürchten, er wird wieder Bild, Spiegel, nur ein Wort sein? –

Der dunkelblaue Enzian zum vierten Mal

Zornig brauste heute der November durch den Wald, legte – willst du wohl! – die stolzesten Kiefern auf die Decke und schmiß Fetzen auf Fetzen die

hangenden und jagenden Wolken in die Nacht; fegte und pfiff um Dach und Turm, rasselte in den Schiefern, rauschte im Schilf und wühlte in den klatschenden Wassern der Teiche.

Der macht reine Bahn, dachte Erich, der pustet die weißdochtigen Schwefelflammen und die Blutlichter im Sumpf hurtig aus und läßt die Goldtaler der Buchen rollen. – Den Lichtenhagen roden sie aus –'s ist just das rechte Wetter. Da wird die Jägereiche gewesen sein und der Enzian ausgeläutet haben am Niederrhein. – Rauchende Schlote und dröhnende Hämmer und zwischen ihnen das stinkende Gewürm – mich soll's wundern, ob Das nicht noch die Abendwolken und den Himmel beschmutzt; dann gehört ihnen dieser Stern, dann sind sie seine Herrn – o was für Herren! O, 's ist just das rechte Wetter. –

Da kam durch das Pfeifen und Pusten des Sturms der Traum. – Der nimmt ihn bei der Hand und führt ihn zu einer breitästigen Eiche. Die Männer, die dort stehen und ihre Äxte wetzen, sehen sich mit einem seltsamen Lächeln an, sie werfen die Kittel ab und streifen die Hemdärmel hoch und spucken in die Hände und heben die Äxte und – schlagen in den Baum. – Die braunen Holzscheite stieben, ein Zittern läuft durch seine Äste – da neigt er sich, senkt sich, da – schlägt er krachend hin. – Doch zwischen seinen Ästen hoch wächst eine blaue Blume, wird größer und höher und wird eine mächtige dunkelblaue Glocke, übermannshoch, und schwankt leise auf dem biegsamen Stiel. – Nun heben die Holzhacker wieder ihre Äxte –: da beginnt sie ein tiefes und volles Läuten im Wald, der ganze Wald klingt, Luft und Erde klingt – – jetzt kracht sie rasselnd ineinander. –

Da erwachte er, Ziegel polterten von den Dächern und zerrissene Sturmwolken hasteten über den Morgenhimmel. –

Ein Gemälde von den beiden Königskindern hing in dem Zimmer, in dem Erich seine Vormittage zu verbringen pflegte.

– Ein roter Herbstabend, durch den ein Kranichheer zieht –: o wie schön ist die Sehnsucht, aber ihr Ziel ist ihrer nicht wert. Wie habe ich nicht eine Lösung, eine enthüllende Formel des Unergründlichen, das mich umlagert, ersehnt –! Und was habe ich am Ende gefangen: die Erkenntnis einer Unmöglichkeit, eines Unsinns. – Wie das Laub der Bäume über Nacht zerstoben ist, auf den Wellen schaukelt und sich verhaspelt hat in dem rissigen Schilfrohrhaar, ist mein Sehnen zerstoben und zerflogen.

Wie es sich krümmt unter dem Winde, das gelbgraue Rohr, wie die Wellen glucksen und schnappen, wie die Wolken kugeln, wie verkaterte Zechbrüder torkeln sie hin –: wie schön ist diese Welt des Scheins, aber sie ist der Bewunderung und Liebe nicht wert, denn es ist ein sinnlos gewalttäti-

ges Wirken, in das wir die Schönheit, unsere Schönheit, unser aufreizendes Gefühl nach Neuem und Anderm hineinlügen.

Lügen –. Aber wenn es eine Lüge gibt, muß es eine Wahrheit geben, ein Ding besteht nur durch seinen Gegensatz; damit Alles Unsinn ist, muß Alles Sinn sein. – Kann nicht gerade das Bestehen der verschieden großen Kräfte und ihr gegenseitiges Sich-Abwiegen und zu überwinden Suchen der Sinn sein? Überwinden wollen, herrschen wollen, um zu herrschen, der Zweck? Um der Lust willen am Herrschen?

Ja, wenn ich die Natur aus mir erklären will, finde ich tausend Erklärungen. Dann biegt und quält der Wind dort das Rohr, weil er es biegen und quälen will und seine Lust daran hat – wie er mein Schloß in Staub blasen würde, wenn er die Macht dazu hätte. Dann leuchtet dort der Himmel so sehnsüchtig rot, weil er so will; er würde klingen, – o mit welchem Ton! – wenn er könnte, um sein schmachtendes Herz zu hören, um an seinem sehnsüchtigen Leid sein unermeßliches Jauchzen zu haben. – –

Wer sagt mir, daß solche Erklärungen, die ich aus mir schöpfe und über die Natur breite, notwendig inadäquat sind? – Sie sind mit ihren Begriffen und Urteilen geworden, folglich – –. Nun, gilt der Einwand? Doch nur, wenn nur sie geworden, und die Welt, die sie zu erklären suchen, ewig sich gleich und seiend wäre. Aber diese Welt ist selber geworden, ist ein immer wechselndes Ergebnis der sich abwiegenden und ringenden Kräfte, und so mit ihr eng verknüpft sind unsere Erklärungen das geworden, was sie heute sind. Können wir da so plump diese von jener trennen, beide als etwas Grundverschiedenes auseinander halten? Das, was in ewigem Wechsel und Anders-Werden einmal Kraft, einmal erklärender – was erklärender? –: gerade diese und sich erklärender Geist ist, als zwei fremde, feindliche, garnicht in Beziehung zueinander zu stellende Größen setzen? – –

So habe ich ein sich immer anders darstellendes Ding, das sich sich selber anschaulich macht, sich selber erklärt, – weshalb? –: weil es so will, weil es sich erkennen, sich seiner bewußt werden will.

Alles tobende Kraft, alles sich seiner bewußt werden wollender Geist. Wie nenn ich's? – O nenn es nicht! Weißt du, die Worte haben eine trügerische Hülle von Gefühl – Worte sind Fallen. Nenn es das Namenlose, nenne es „Das", „Es" –.

Und wir und unsere Erklärungen nichts mehr, aber auch nichts weniger als eine augenblickliche Stufe der Selbsterkenntnis des Namenlosen?

Und meine Ehrfurcht – wohl vor mir, aber als einem jungen Erklärungsversuch des Namenlosen, und nicht – –. Öffnet sich mir da nicht ein

Tor, so deutung-hoffnungsvoll, so weit, so tröstend – so abschlußverheißend? –

Am Nachmittag schwenkte der Wind nach Norden um und vertrieb vom gelbblauen Himmel die fliegenden Wolkenlappen.

Es wird klar bleiben, sagte Erich und schritt über die Brücke zum Turm, und einige Tage so währen. Wird es frieren diese Nacht? –

Am andern Morgen war die Erde fest geworden; hart und polternd rollten die Wagen, und hell klapperten die Holzschuhe der Jungen, die mit roten Gesichtern und die Fäuste in die Taschen gebohrt zur Schule trappelten und auf dem Pfützeneis das erste Glitschen versuchten. Die hölzerne Brücke knirschte und klang hohl, als Erich über sie zurückschritt.

Die Rispen des Schilfrohrs sind mit Reismehl gepudert, die Gräser weiß bereift und die letzten Blätter fallen ab, schwarz und zusammengeschrumpft.

Und als Erich nach einigen Wochen am Fenster stand, nach der Windfahne und den Wolken sah und seine Instrumente ablas und dann die Wetterkarte erhielt, fand er, daß das Tief über Schottland und Irland in der Nacht eine schmale Zunge über die Niederlande bis in das bergische Land vorgestreckt hatte. Die Temperatur stieg stetig und langsam, die Windfahne tastete unruhig hin und her und ratlos quirlten die Wolken durcheinander, hier und da fiel sachte der spärliche Reif von den Bäumen – da rückte er seinen Sessel an das Fenster und wartete auf den ersten Schnee. Nach einigen Stunden kamen die ersten Flocken an, einzeln, verloren; und jetzt tanzen und wirbeln sie herab und werden mehr und mehr und Luft und Erde wird weiß.

Der Abendstern

Eines Morgens, da ein schneidender Ostwind den Himmel rein gefegt hatte, machte Erich sich auf, um einen Gang in den Schnee und die Kälte zu tun. – Der Wind biß in die Haut, und der Schnee knirschte unter den Füßen und flammte auf den sonnenbeschienenen Feldern blutrot vor seinen übermüdeten Augen. Da ließ er Sonne und Wind im Rücken und wandte sich den schwarzblauen Schatten der Kiefern zu. Nun erlosch die Flamme des Schnees zu sanftem Rosenrot, und die Kiefern streiften die Hülle von ihrem blaugrünen Leibgewand ab; auf ihren Kandelabern trugen sie den Schnee in weichen Wattebäuschen, und hoch über ihnen sang der Wind sein stöberndes Lied.

Als eure Bewußtseinsform, als euer euch erklären wollendes Stammeln wandele ich unter euch – o wie ihr mir glaubt, mir zunickt, mir dankt, o wie ihr mich liebt, meine blaugrünen Brüder.

Und das, was sich Mensch nennt, – an die Stirne zeigt's und die Fäuste ballt's, wenn es mich sieht; nennt mich einen Verächter, schimpft mich einen boshaften Narren – und doch war ihre Art auch einstmals unsere Erklärungsweise, unser Stammeln, meine stillberedten Brüder; aber Jahrhunderte flossen darüber, und das, was sich heute Mensch nennt, gehört nicht mehr zu uns: so halte ich mich an euch, laßt uns zusammenstehn, o meine mich liebenden Brüder.

Da begegneten ihm Jungen, die Fichtenstämmchen auf den Schultern trugen, – ihr fröhliches Geplauder verstummte, und ihre eben noch glänzenden Augen blickten scheu und abweisend auf ihn.

Weihnachten ist es, sagte er zu seinem Herzen, ich aber feiere meine Weihnacht unter Kiefern und Schnee, und gedenke sie heute Nacht unter Sternenbrüdern zu halten. –

Er bog um eine Wegecke – da setzte der Wind mit einem Sprung auf ihn und schlug seine brennenden Zähne in seine Haut; die Schatten des Waldes flüchteten zurück, und vor ihm über dem öden Schneeland flogen lange rote Strahlen und begannen purpurne Lichtwogen zu schwimmen – zu kreisen –, auf den Hügeln, die wie riesige weiße Ameisennester ihn umscharten, standen grinsende, flatternde Feuerfratzen – –

Schneevergrabene Baumwipfel und Holzstapel sind es; und ich bin in die abgeholzten Waldparzellen des Lichtenhagen geraten. Muß ich nicht nahe bei der Jägereiche sein? –

Wie eine schrotgeladene Masse fegte der Wind, wie ein Meer rasender Lichtwogen, ein Karneval zähnefletschender Höllenmasken umbrandete der Schnee seine geblendeten Augen – –

Die Eiche möcht ich wiedersehn, die den Enzian beschattete. –

Er stieg in das Schneegewirr, kletterte mühsam über die Stämme und verstieg sich in dem schneevergrabenen Astgewirr, versuchte mit seinem Stock die flimmernden, knisternden und brennenden Massen zur Seite zu fegen –: aber er fand sie nicht, er gab es auf. Nichts, nur toter Schnee, in den der Wind seine Wellen grub. – Und der stieß immer erboster auf ihn und traf ihn immer sicherer mit seinen nadelspitzen Blizzardkristallen – die Augen rollten wie glühende Kugeln in der hämmernden Stirn – Strahlengarben, Lichtkugeln und Globen tanzten in der Funkenluft, berghohe Glutwogen, auf ihnen der Teufel Alleroberster reitend, brachen über ihn ein –.

Ist denn ein tollgewordenes Polarlicht vom Himmel gefallen? Bohrt sein wahnwitziger Dämon in meine Aughöhlen glühende Kreisel? O meine fernen Brüder, weshalb ist der Weg, den wir gemacht, mit Leiden bestreut wie mit Schneekristallen? Weswegen unsere Straße mit bohrenden Qualen gepflastert? Weshalb? O weshalb, meine fernen schattigen Brüder? –

Und als die Lichtfastnacht sich zusammengeballt hatte zu einem tiefpurpurnen unbeweglichen warmen Meer, und der süße Schlaf kommen wollte und hinter ihm der glasäugige Tod, sagte er zu seinen Füßen:

Wie? ihr habt tausend Sprossen viermal des Tages gezwungen, und verzagt vor einer Stunde Wegs?

Und zu seinen Augen:

Wie? ihr habt das Licht kriechen sehen über die Strudel künftiger Welten wie eine Schnecke, und verzagt vor ihm, wenn es irrsinnt und spukt? –

Dann stülpte er den Hut vor die Augen, hub seine Füße hoch und suchte mit dem Stabe den Weg, und ging nach seinem Heimatsdorf, das er seit jener Zeit nicht mehr betreten hatte.

Dort forderte er in einem Gasthaus einen Wagen und fuhr heim.

Am 24. Dezember dieses Jahres war Venus Abendstern; sie ging rechtläufig durch den Steinbock und Wassermann und tauchte nach Sonnenuntergang als erster Stern am Südwesthimmel auf. Wie ein Auge blickte sie aus dem grünrosigen Himmel auf die beschneite Erde, über der der Wind eingeschlafen war, und deren Menschen sich anschickten, ihr süßestes Fest zu feiern.

Auf der blinkenden Eisfläche, die zwischen den Schilfen und Wäldern wie ein Spiegel lag, um das freundliche Auge des Himmels wiederzustrahlen, trieb die Jugend ihr Wesen.

Aber sie sind nicht so laut wie in den vorigen Tagen, und das Pärchen, das jeden Tag sich hier findet, läuft weniger bewegt und keck. Und bald werden sie heimgehen, einer nach dem andern, und werden im Flur stehen, der schon erfüllt ist vom Duft des brennenden Baumes, und auf das Glockenzeichen warten, das sie hineinstürmen heißt in die große Freude. Und die Alten selbst sind heute milde und schön und freuen sich auf den duftenden Karpfen, den sie aus meinen Teichen sich gebettelt haben.

Und alles das wegen eines Glaubens, eines dummen, fremden, überjährten Kinderglaubens, dessen einlullenden Gefühlszauber sie sich alle, sie mögen sonst zu ihm stehen wie sie wollen, für diesen Tag gespart haben. – Wie lange mag es noch währen, bis dieser melancholische Hebräer, dieser arme Gottessohn endlich gestorben ist? –

Da begannen sich die Teiche zu leeren, der Abendstern verschwand, und im Südosten zeigten Mars und Saturn ihr ruhiges Licht; Geläute erhob sich im Dorf, und Lieder ferner Kindheit wurden laut. Und Stern auf Stern erschien; der Orion flammte auf mit seinem flimmernden Jakobsstab, dem rötlichen Beteigeuze und dem prangenden Rigel; aber sie überstrahlend hing tief im Süden der Sirius und über ihm der leuchtende Alphard –, da zogen die Plejaden ihren stillen Kreis mit der flackernden Alkyone und dem feurigen Aldebaran. Doch über Alles hin und Alles in ihre gewaltige Spirale schließend rollte die Milchstraße daher, Stern an Stern, Punkt an Punkt, Nebel an Nebel – Weltenstaub. Und alles Dies, die funkelnde Silberwelt und das weihnachtliche Erdenland und in ihm mit schwarzen Mauern und grotesken Türmen das alte Wasserschloß, traf sich und einte sich zu einem Großen in dem Geiste des einsamen Mannes, der da im hellen Fenster stand.

Aus dem Osten der Urgewässer
reckt sich des reifkalten Riesen Dorn,
damit der Schlummer die Menschen betastet,
die Müden auf Erden vor Mitternacht.

Die alte Eddastrophe sprach Erich vor sich hin, als er nach kurzem Schlummer wiederum an das Fenster getreten war.

Die Müden auf Erden – müde von Glück, von Alltagsglück – von Alltagsschmutz. – Sieh, der Nord! Sternenleer und dunstig wie immer – was kommst du mir ungerufen mit deinem alten Götterwort?

In meiner süßen Tölpeljugend sah ich hinter deinen Nebelbänken das Rätsel lauern und ahnte seine Lösung in tobenden Asen und rauhreifigen Joten, Kraft gegen Kraft, Wut gegen Wut, Wille gegen Wille – – bin ich im Kreis gerollt, vierzig Jahre lang, und stehe nun wieder dort, von wo ich ausging? Die Welt – ein Gewirr maßlos ringender Kräfte, ihre Gesetzmäßigkeit und ihr Sinn nichts denn ein stetes Obsiegen des Stärkeren? Ein Kampf, der sich seiner bewußt werden will – weswegen? – ein Gedanke, der werden will – weswegen? –

Kann aber etwas werden wollen, das noch nicht ist? Kann nicht nur ein Wachsen, ein Anders-Werden gewollt werden? – Also die Welt ein Gedanke, der sich seiner bewußt werden will – –.

Doch es schlägt Mitternacht, und Jupiter ist heute rechtläufig in der Jungfrau und tritt um Mitternacht über den Horizont.

Vor drei Stunden trat der Erste Mond vor seinen Planeten, so werde ich nun seinen Schattenklecks von Osten heranschwimmen sehen. – Ein rotjunges Judenkind auf Heu und auf Stroh, Fischerknechte und verstaubte Bücher sagen, sein Vater sei ein Gott – aber eine Sonnenfinsternis des Jupiter, in silberner Winternacht vom Raesfelder Schloßturm aus gesehn, von einem andern rollenden Stern zu vorbestimmter Stunde beobachtet – was wird es mir sagen? –

Und als gegen fünf Uhr des Morgens die kleine Schattenscheibe den Planeten verlassen hatte, und alsobald ein zweiter Mond als Lichtpunkt im Osten aufgetaucht war, vollendete Erich die Zeichnung der gelbroten Kugel, ihrer Wolkengeschiebe und ihrer sie umkreisenden Monde und schrieb unter das schwarzumrandete Bild:

Allerdings ist der Gedanke, die Kraft: die denkende Kraft das Absolute. Es besteht nichts außer ihr, und ein absoluter Stoff existiert nicht.

Wie ich soeben den Planeten von seinen Monden umkreist sah, so muß ich mir das Atom ebenfalls denken als einen Mittelpunkt, um den andere Mittelpunkte kreisen. Aber diese Mittelpunkte sind nicht „stofflich": wie die Hohlkugel lückenlos ihren immateriellen Mittelpunkt umgibt, so umgibt die denkende Kraft – um ihr einen Namen zu geben, das Ich – den Gedanken des Stoffs; konzentriert sich vollkommen auf diesen einen Gedankenpunkt, und der „Stoff" ist da.

Und dieser Gedanke des Stoffs ist vielgeteilt, und die Stufen seines Bewußtseins in der Erscheinungs-, Denk- und Bewegungsart der Materie sind mancherlei. – Und sind alle die Erscheinungsarten zu der absoluten Bewußtseinshöhe gelangt, so ist der Stoff, in welche Form der Gedanke verfallen und mit ihm nun ringen und in ihm sich wieder bewußt werden mußte, bezwungen –: die Erlösung ist eingetreten; und er, der der Träger alles Ringens und alles Leidens war, verschwindet spurlos, er wird vergessen, und es ist, als wäre er nicht gewesen.

Und da der Gedanke dann im eigenen Anschaun versinkt, so löst er sich zu einem seligen Nichts, einem anderen Nirvana auf.

Und den Vorgeschmack, die selige Ahnung dieses Glückes genieße ich jetzt, indem ich mich, soweit es meine Bewußtseinshöhe zuläßt, in dem stoffvergessenden Anschaun meines vielgeteilten Ichs verliere – –

So tiefe Ruh in mir,
unendlich tiefe Ruh –
und alle Welt in mir
und woget ab und zu

sich einend all in mir.

Und ich bin ein Gebet –
und bet' mich selber an – –
o still! da ist's verweht –

Geläute klang in sein Zimmer, volltönig brachte es die schweigende Nacht; Lichter flammten auf, und Schritte und Gemurmel wurden auf den Straßen laut.

Die heilige Messe beginnt, schrieb er weiter, und die Freude erhält ihre Weihe. Aber ich halte die meine hintan, denn ich will zuvor den letzten Grund meiner Ehrfurcht finden. –

Wieder ließ er die Blicke durch die Winternacht schweifen, und nach einer langen Pause setzte er sich nieder und schrieb:

Aber weswegen muß der Gedanke den langen Kampf- und Leidensweg der Materie und ihrer Entwicklung zu klarerem Bewußtsein durchmachen? Weswegen kann er nicht sogleich im absoluten Sichbewußtsein dastehen, also nicht sein? Wozu ist der Leidensweg da? Weswegen fiel der reine Gedanke in den des Stoffs? – –

Lag in dem Denken des Stoffs – vielleicht – eine Sünde? – eine Schuld?

Und muß er die jetzt – sühnen?

So liegt vielleicht in dem bangen Ahnen dieser vielleicht doch ehernen Kausalität von Schuld und Sühne der Grund zu meiner Ehrfurcht? – Und die Schuld bestände dann, da nichts Anderes existiert als er, in der einfachen Tatsache seines Daseins, das ja schon den Gedanken des Stoffs, bevor er gedacht war, IN POTENTIA in sich schloß – –

Halt! Halt! Alter Narr, wo fährst du hin! –

Der Jupiter versank mit seinen Monden, Nebel steigt auf, und der Bär hat seinen Kreislauf vollendet – ich bin wieder angelangt, wo ich in meiner Kindheit stand. –

Er löschte das Licht, warf sich angekleidet auf den Diwan und rief eiligst den Schlaf.

Der Tauwind

In dem Nebel, der am Morgen gekommen war wie von nirgendwo und in seine grauen Tücher Himmel und Erde eingesargt hatte, blies ein leiser Wind; der trieb die fallenden Tropfen gegen Halm und Baum und ließ sie

dort in weißen Eiskristallen anschießen. Und als der Erdschatten am Westhimmel verschwunden war und die Sonne stieg, verflog der silberschmiedende Wind und hob sich der Nebel und hing grau und hoch über des Verflogenen köstlichem Werk: in glitzernde Rauhreifketten war die Erde gelegt.–

Siehst du, Alter, diese helmgeputzten Jungen, die auf ihren neuen Schlitten und Eisschuhen tollen, diese Affensoldatenröckchen, diese Säbelchen und neuen Krägelchen, Bändchen und Krawattchen sind das sich seiner bewußt werden wollende Namenlose! Diese Alten, die ihre verkonsumierten Kartoffeln und Biere in Mäntel gezwängt haben, als gälte es einen Zug gegen den Pol, die mit ihren unleidlichen Zigarren deine Luft verpesten, die frech wie Geschmeiß auf Gestorbenen auf deinen Brücken stehen, auf deinen Höfen, an deinen Mauern herumlungern, gebildet sind und weihnachtlich-winterlich gestimmt und reden von der Poesie deines Schlosses und dem Affentreiben ihrer Brut zuschmunzeln – heiβa! das Liebespaar, eine neue Boa hat's und freut sich über den Neid der Andern, wie es hinter die Schilfwände gleitet, hinter die Erlen und Weiden! – ist das sich seiner bewußt werden wollende Ding, der Gedanke, der sich erkennen, sich fassen will, – Das da sucht sich zu finden, Das da findet, Das da hat die Wahrheit – Das da erkennt ehrfurchtsvoll die eherne Kausalität von Schuld und Sühne, Das da geht darauf aus, sich zu erkennen, um sich zu erlösen, sich zu erlösen vom Dasein, vom Dasein, das durch sein Da-Sein schuldig geworden, vom Gedanken, der durch sein Denken in Sünde gefallen – haha! der Gedanke denkt! – Tandaradei! Das da hat die Wahrheit, Das da ist die leibgewordene Wahrheit! – Ach! die Wahrheit! Ach! die Lüge! Ach! das Geschwätz! Ach! die Eitelkeit! Ach! die schwätzende lügende Eitelkeit!

Ein anderes Organ, geboren aus klappernder Furcht, genährt durch Hunger und Not, gewachsen in schwälender Rache, in Wut, Schwäche und Eitelkeit – umgeschwätzt zu einem Organ der Erkenntnis, der interesselosen Selbsterkenntnis des Dings! O Narr, o Kind! Und ist das Mittel ein Gedankending, so ist's erst recht sein Handhaber, ist das Organ Gedanke, wie sollte sein Besitzer nicht Gedanke sein: so ward die Welt ein Gedanke, der sich mit Hilfe des Gedankens denkt, um sich zu denken! Ein Herdenorgan, ein „Bewußtsein" zum Ding an sich gelogen! O du Tausendsassa! O du köstlicher Worteklauber!

Das wußtest du doch alles – und nun? – Ach ja, die Ehrfurcht, die Stimmung! Hege doch Ehrfurcht vor der glitzernden Rauhreifwelt da draußen – aber nicht deswegen, weil sie unerklärlich ist – sie ist weder unerklärlich noch erklärlich – auch nicht deswegen, weil sie so tief, so bedeutung-

schwer ist – deine Unfähigkeit ist tief, dein Fabulieren bedeutungschwer – auch nicht deswegen, weil sie Schein, Bild, Erscheinung eines hinterweltischen Dings ist – wie hangen die zusammen? was heißt Schein, was Ding an sich? Worte sind's, Wünsche sind's, Lügen sind's! – hege doch Ehrfurcht vor der glitzernden Rauhreifwelt, vor den rollenden Sternen, den leuchtenden Abendröten, den reinen Himmeln, deinem gesunden Leib innen und außen! Aber du wolltest mehr, du wolltest Gründe haben! hinterher hinzugelogene Gründe für deine kindische Ehrfurcht, deinen Stimmungsdusel. O ja, Gründe für deine Stimmungen, die suchtest du, und da – fandest du sie, wie leicht, ach! wie leicht. Nun, da sind sie! Schau sie dir an, die schmauchenden Bierbäuche und ihre Affenjungen!

Wahrheit wolltest du, willst nur Wahrheit, das ist deine dunkelblaue Sehnsucht von Jugend an? – Gewiß, du wolltest deiner Stimmung Gründe unterschieben, aber nicht Gründe von da, woher du sie nehmen solltest, aus deinen Augen, deinen Ohren, deinem Magen und Unterleib – o nein! Gründe von hinter den Welten, hinter den Sternen her! Das war dein Wahrheitsuchen.

Du hast schon lange den Glauben, die Wahrheit finden zu können, abgelegt, den Glauben an eine absolute Wahrheit beiseite gelegt? – Gewiß, aber mit Zähneknirschen und grabmüdem Entsagegesicht. Aber weißt du, wenn du einem Ding entsagst, dann liebst du und wertest du auch als Entsagender es noch – ach! wie tief, in wie verborgenstem süßestem Herzen liebt gerade der Entsagende! Die Möglichkeit, dein Zuckerlieb Wahrheit zu gewinnen, schwand dir wohl, aber ihre Wünschbarkeit, ihr Wert schwoll ins Ungemessene, ins Tolle – ins Tolle! mein Alter.

Du hast den Glauben an eine absolute, übermenschliche, dingliche Wahrheit abgelegt und siehst die Dinge nun, wie sie außerhalb der Wahrheit sind. Die Dinge sind nicht wahr: das ist jetzt deine – Wahrheit über sie. Die Dinge scheinen: das ist jetzt deine – Wahrheit über sie. Sind die Dinge nicht in Wahrheit außerhalb der Wahrheit? Streiche doch erst die Sprache aus deinem Kopf.

Und in solchen Aberwitz bläst dein Erzzauberer, der sich Stimmung nennt. Und wie der Klang auf den Schlag des Klöppels folgt: weswegen, woher überfällt mich diese Stimmung? Habe ich Grund dazu? – Gewiß; weil ich Ehrfurcht habe, leuchten meine Augen und schwillt meine Brust. Ein Wort, ein nichtssagendes vielsagendes genügt – wovor habe ich Ehrfurcht? O, davor, daß ich die Dinge sehe, wie sie sind, wie sie in Wahrheit außerhalb der Wahrheit sind, daß ich ihr Erklärer, ihr Deuter, ihr Mundstück bin. O

Hansnarr! Hansdichternarr! O du rohrhalmiger windiger Phantast, o du Stimmungsinterprete, du unfreiwilliger Blähungendeuter!

Aber auf daß sie Ehrfurcht erweckt, muß Schmerz mit der Erkenntnis verbunden sein. Ehrfurcht vor einer beglückenden Erkenntnis – o solche Ehrfurcht laß dem Pöbel, den schmauchenden Bierbäuchen da. Eine Schuld muß erkannt werden, eine schmerzensvolle leidenstolle Sühne muß erkannt, gewollt, muß mit ehernen Stirnen – mit verzückten Wahnsinnsaugen, in autokannibalistischen Wollüsten bejaht werden! Etwas schlechthin Unergründliches, rätselhaft Gegebenes muß dabei sein – o dann kannst du Ehrfurcht hegen! – Nun, sie stutzte zur rechten Zeit, verschluckte den bittersüßen Rest und legte sich schlafen. –

Und jetzt? Wo ist das Tor? Das Ziel? Der endliche Abschluß? Zeig ihn mir, armer Narr: da ist kein Nein, ist kein Ja – ein Mittelding, ein grauer Schatten, ein graues Nichts: was geht's mich an! was weiß ich! – –

Doch siehe, liegt da nicht wieder ein Urteil drin? Eine latente Wahrheit? Und wie bald wird die frei sein, ihren alten Unheilweg gehen und ein System des Was weiß ich! was geht's mich an! aufstellen, – und dabei wird wieder Ehrfurcht verpufft und Wollust verstöhnt – – – o gäbe es Krieg!

Käme der Krieg! In gleißenden Wolkentürmen lauert er rings –: erwachte ein Sturm, der ihn aufjagte aus seiner lauernden Ruh, daß er über uns kommt in seiner schwarzblauen Wetternacht mit seinen Schwefelwinden, seinen goldenen Blitzen –! Volk gegen Volk, Land gegen Land – ein Stern nichts denn ein tobendes Gewitterfeld, eine Menschendämmerung, ein jauchzendes Vernichten –! oh, ob dann nicht ein Höheres – da riß Erich das Fenster auf und rief in den Hof: Herunter von meinen Brücken! Herunter vom Eis! Herunter von meinem Hof!–

Und als sie Gesichter machten und zu zögern begannen und zu murren und zu mucken anfingen, holte er den Krückstock und eilte hinab: Muckt Das? Will Das wohl herunter vom Schloß! – und stürmte auf sie los und trieb sie über die Brücke, daß sie stolperten und glitschten und fielen und sprangen, nicht viel hätte gefehlt, und sie wären geflogen, – und huschte hin – Will Das wohl herunter! – über den Hof – Ich will Das lehren, Gesichter machen! – durch das Scheunentor – Ich will Das mucken lehren! – über die Brücke und die Gasse ins Freie.

Als er zurückkehrte und den Krückstock wie einen Schläger kreiste, fühlte er, wie warm die Luft plötzlich geworden, und sah, wie der Rauhreif allerorten gefallen war, und das Eis stumpf und wässerig wurde, und der Boden begann, glatt zu werden –

Ho! es liegt Tauwind in der Luft – und er ging nachdenklich in sein Zimmer. –

Es will Frühling werden, acht Tage Winterfrühling, Weihnacht-Neujahr-Frühling werden. Das bläst hurtig die Silbergaukelstücke zum Teufel, das macht freie Bahn, freie Luft! –

Freie Bahn! Freie Luft! Und noch einmal Frühling! Sommerkraft! In rote Blumen und duftendes Gras mich wälzen, in den Himmel schauen: o du lügst, aber du bist schön in deiner meiner Lüge, und ich liebe dich! Du unschuldig gelogenes blaugoldenes Himmelsweinglas! O ihr lügt alle, ihr roten Blumen, ihr gaukelnden Vögel, ihr blauschwarzen Schatten und Teiche – aber ihr seid schön, unschuldig schön und bös, und ich liebe euch!

Freie Bahn! Freie Luft! Und noch einmal Frühling! Sommerkraft! Oh, ob ich dann die Kraft zu dieser Lüge habe? –

Aber weißt du, du darfst es nicht Lüge nennen! Sagst du Lüge, so gehe lieber in die Kirche, sie läuten, sie bimmeln-baum-bammeln schon wieder –, das ist folgerichtig. Habe doch die Kraft und sage nicht Lüge! Laß es nicht darauf hinauslaufen! Schlage den alten Gott doch endlich tot! Der ist nämlich noch nicht tot in dir – die alte Hinterwelt und ihr alter Gott und ihre Werte und Wünsche wollen nicht totgehen in mir. – Weißt du, du hast es an der unrechten Stelle angefaßt: mit einer Jugendphrase war es dir genug, mit einem überlegenen Dummen-Jungen-Lächeln glaubtest du den alten Gott totgeschlagen zu haben. Du hast ihn nur geohrfeigt, mit einem Stein nach ihm geworfen, wie freche Jungen es tun, und da duckte er sich und rächte sich und verdarb dir dein Leben.

Du hast den geilen Stamm geköpft, aber seine Wurzel blieb saftig und gesund und schoß Trieb auf Trieb. Und die hegtest und pflegtest du und ranntest mit diesem bösen Ballast auf Suche in alle Welt, bummeltest in allen Ecken und grubst nach deiner lieben, ach! so lieben Hinterwelt: Wahrheit, Abschluß, Ding, Sinn, Ziel, Grund – wie diese gesuchten Schätze anders hießen –: das war der alte Gott. War je einer ein Gottsucher, so warst du's; war je einer in sein Verderben verliebt, so warst du's. Sein Priester bist du gewesen, wie er sich keinen feineren wünschen kann, sein blinder, wütender, sich selbst zerfleischender Priester und törichter Goldgräber. O du – war deine Sehnsucht – Sehnsucht nach deinem mit Dummen-Jungen-Steinen verscheuchten Gott? Deine Bummelbahn – eine Gottsucherbummelbahn? – In der du alt und weißhaarig und einsam und Verächter geworden bist und glücklich verbummelt? O habe doch die Kraft und mache der Bummelbahn ein Ende! Noch einmal Frühling! Sommerkraft! Rote Blumen und blauer Himmel – –!

Und wenn nicht, so grüße deinen Feind und sei ihm dankbar für seine Feindschaft –: ein Feind, der die Macht hatte und ausnutzte, dein Leben zu verpfuschen, ist schon einer grußwürdigen Feindschaft und eines Dankes wert –, hat er mir mein Leben doch interessant gemacht, bin ich doch Bursch geblieben mein Leben lang – heißa! ein verbummelter Student!

Heulend fiel der Westwind her über das Schloß, knatternd warf er Ziegel und Schiefer auf den Hof und platschte sie auf das brechende Eis – und still lag Erich auf seinem Lager und lauschte dem Tauwindtoben. Wie raschelt und rauscht das Rohr, wie schnaubt der Wind, wie brausen die Kiefern, wie stöhnen die Wälder, wie schlägt und wütet der Regen gegen das Glas!

O blase sie fort, mache Bahn, freie Bahn, lieber Wind! Wie du stöhnst, wie du wollüstig stöhnst–! wer umschlingt dich, du Wilder?

Ja, Wind sein, Tauwind sein und über die Lande brausen! Nicht Mensch sein, nicht Seele, nicht Kriechen und Leid – ein tobendes, jauchzendes, stöhnendes Gefühl! Schnaubende Winde, rollende Erden, brausende Sterne – ist nicht die Welt ein tobender Sturm? Blase doch die Menschen fort – ach! nur Sturm sein, nur rollende Erden, nur brausende Sterne –!

In Sturmliedern schlief er ein. Fest lag das Tief über dem Nordkap, und die ganze Nacht durch brausten die Stürme an dem Keil entlang, den es in gewaltigen konzentrischen Bogen nach den Alpen zu schob – von Britannien bis zur russischen Grenze ein Regen und ein schwüler schwerer Sturm. –

Mir hat Sturm geträumt, Sturmglück geträumt diese Nacht. – Das wird ein gesegneter Tag! Wandern will ich. Ins Land der Stürme wandern. –

Dann rief er seinen Verwalter und tat ihm kund, er würde ein Jahr oder mehr auf Wanderschaft gehen. Und als der ihn verlassen hatte, suchte er in seinen Atlanten und Büchern das sturmreichste Land der Erde und den stürmereichsten Weg dorthin.

Und dann nach sturmreichen Jahren zurück in den Sommer, in rote Blumen und blaue Himmel –! –

Die Rosse waren geschirrt und das Ränzel geschnürt, als Erich noch einmal auf den Turm stieg, um Abschied von seiner Sternwarte, seinen Teichen und Wäldern und Heiden zu nehmen.

Lebt wohl! ihr Zahlen und Zahlengespenste. Ihr ein Maß, oder gar eine Norm der Welt? O nur ein Mittel, mir sie denkbar zu machen. Denkbar? Nun ja, so quasi denkbar zu machen. Lebt wohl, ihr krummbeinigen, buckligen, dickbäuchigen Runengespenste.

Und ihr Kreise und Kugeln, ihr Ringe und Schatten und Hörner? Schon nicht mehr nur Mittel, schon Bild und Abklatsch – – fängt das schon wieder an? Lebt wohl, lebt wohl! –

Dann trat er auf die Galerie, über die sich ein dunkler Wolkenkeil gerade in den Westen bohrte, über ihm breit und wulstig und sich im Osten in fliegende Wolkenfetzen auflösend – drei Keile, die sich zu einem gewaltigen ineinander schoben, regenschwer und prallgespannt; aber am runden Horizont standen in Nord und Süd weißgleißende Wolkengebirge, sonnenbeschienen und unbewegt – und vor ihnen und in dem schmalen Streifen blauen Himmels über ihnen jagten und kreisten in ruhelosem Getriebe weiße, bläuliche Wolkenfetzen und vereinigten sich hinten im Osten zu einem übereinander kugelnden und strudelnden Wirrwarr mit den Ausläufern des dunklen dreifältigen Keils – aber den Kopf voraus und den Fuß weit hinten nach strichen gelassen und schnell Hagelschauer fern über die Höhen und Wälder. Da packte der Wind seine Reisemütze, wirbelte sie hoch und trug sie über die Dächer davon.

Hallo! lieber Wind! –

Er lachte der Fliegenden nach, lachte, wie sie fern zur Erde fiel, über die Wiesen und Felder rollte und an den Hecken des Friedhofes liegen blieb. – Schier wagerecht bog dort der Wind die Thujabäume.

Heißa! die symbolische Reisemütze! Leb wohl, süße Loo! Wenn ich wiederkehr', wenn ich wiederkehr' – –. Du, klingt dir kein Märchen im Ohr? Ach! ich will nicht den Reim. Rote Blumen und blaue Himmel –!

Dann wandte er sich, um hinabzusteigen; aber der Wind preßte ihn hart gegen die Pfeiler.

Du möchtest mich nachblasen die siebzig Fuß hinab – nun, das kommt, wann ich will, und das hat seine Zeit. Erst stirbt der Gott da hinter den Sternen und steigt der der Erde hoch, dann – –

Dann? Dann liebt der Erdengott seine Erde – – Lieben? Was ist denn da noch zu lieben? Zu lachen höchst! Lächeln muß er, lachen muß er, muß traben wie ein stolzes dummes Tier –!

Werde ich nicht auch dann in die Welt gestoßen, ohne daß ich es wollte? Muß ich nicht auch dann mich gegen das Leben wehren? mit Lachen und Stolz mich wehren? Und dankbar sein für etwas, das ich nicht gewollt, das ich nachträglich gut gesagt, trotzdem, ja gerade weil es mich quält: weil ich mit einem Ja besser als mit einem Nein leben kann? Muß ich nicht Dankbarkeit, Freude, Interesse, Liebe lügen? Lügen, ich kann nicht anders! – Es ist ein Lügen, das Leben lieben, das Leben, von dem ich nur seine Lüge kenne; es verlachen, wenn ich nicht weiß, worüber ich lache; es erforschen, wo ich

nicht weiß, was ich erforsche; mich an ihm freuen, da ich nicht weiß, worüber ich mich freue; es fortwerfen, wenn ich nicht weiß, was ich fortwerfe; es weiter wollen – wozu? wo ist der Sinn? wo ist der Zweck? wo ist der Grund? – Kein Wissen, kein Sinn, kein Zweck, kein Grund, kein Ziel, kein Entfliehn – verflucht!

Er schmetterte den Fuß gegen den Pfeiler, daß er knackte und zur Tiefe fuhr, und häuptlings flog er ihm nach.

Am Abend hatte man seine Leiche aus dem Schlamm herausgeholt, mit ihm den abgebrochenen Pfeiler – den trugen sie zurück auf die Galerie. – Weswegen? Sie wußten es nicht.

Ein Namenloser

(1912 - 1913)

Etwas Grauenhaftes ist ausgebreitet, klanglos lichtlos – eine finstere Häufung erboster Atome. Hier zu kompakten, ruhlos in sich rasenden Klumpen verfilzt, dort von einander sich reißend, flüchtig, eins des anderen Feind. Wahllos stößt und bebt und kreist und zittert und wirbelt das durcheins in schauriger Sinnlosigkeit. Wohl schlagen die von einander sich reißenden, flüchtigen, die eins des anderen Feind sind, zuweilen in fieberndem Rhythmus hin und wider und als rasende Welle pflanzt sich ihr zitterndes Fieber fort und bringt die kompakteren ruhlos in sich rasenden zu größerem Rasen. Wohl flüchten rollende Punkte, die jene anderen rastlos umkreisen, wie eine gehetzte Schar von hier nach dort, von dort nach hier und bringen den Tanz des Chaos zu größerem Chaos. Wohl stößt und prallt und kreist und rollt und zittert und strömt das in sich unentwirrbar schier, jedes der Kreisenden, der Gehetzten, der Wirbelnden, der Gestoßenen und Stoßenden nach seinem Gesetz und seiner Art. Wohl weiß ich die Formel dafür, wohl kenne ich ihre Geschwindigkeit, ihren Weg und ihr Gewicht und weiß, wie ihr Wirbel und Zusammenhang war und sein wird – aber es ist Finsternis und Schweigen, finsterster, schweigendster Wahnsinn. Und einst nimmt auch dieses, die Mannigfaltigkeit der Schwingungsgeschwindigkeit der einzelnen, ein Ende und es ist nichts denn ein rätselhaft grauenhafter Klumpen voll Gleichartigkeit, von ruhlos gleichartig zitternder Globen, klanglos, lichtlos, zeitlos, der lebende Tod. Denn die Formel weist T = unendlich und die Intensitätsunterschiede sind hin. Die Entropie hat ihr Maximum, zu dem sie strebte, erreicht.

Das ist deine Welt. –

Aber sie genügt mir nicht; denn, abgesehen von der Unbegreifbarkeit der Atome und der Entstehung des Bewußtseins aus der Bewegung dieser Atome, stellt die Mechanik und Atomistik, mittels derer ihr eure Welt eindeutig beschreibt, nur eine Seite des Unergründlichen dar. Ihr benutzt formaloptische und Tastempfindungen – haben die ein Vorrecht vor den Empfindungen des Gehörs, des Geruchs und des material-optischen Sehens? Sie sind ebenso berechtigt, die Grundlage eines Weltbildes abzugeben. Ihr redet vom topochemischen Sinn: wieviel mehrere solcher Sinne mag es geben und damit wieviel mehrere Seiten der Welt? – Und sollte ich alle, sollte ich ihre Unzahl kennen, so bliebe damit meine Welt immer nur eine Sinnenwelt, eine Vorstellung und ein Bild, ein Bild, das meine abstrahierenden und ordnenden – an und für sich aus bestimmten Verhältnissen heraus gewordenen – Denkformen aus dem Material der Sinnesempfindungen geschaffen haben. Und über dieses Bild, über dieses Produkt meiner Organisation und des

ebenso unergründlichen Außer-Mir, komme ich nicht hinaus. Und wer überhaupt berechtigt mich, kausale Beziehungen zwischen diesem Bild und meinen Sinnen und jener Außenwelt aufzustellen, wer beweist mir die Gültigkeit einer transzendenten Kausalität?

Aber ich bleibe bei meinem Phänomenalismus stehen, trotzdem ich weiß, daß er als korrelativen Begriff den der Substanz fordert, des Dinges an sich. Aber dieses Ding an sich ist ein logisches Unding: wenn Alles im letzten Grunde X ist, so kann dieses X nur bestehen durch seinen Gegensatz zu einem Y – aber dieses Y soll wieder gleich X sein. Und versteige ich mich zu jenem extremen Idealismus und nenne das Allem Zugrundeliegende Geist, Wille oder umfassendes Bewußtsein, so begehe ich den gleichen logischen Fehler. Wie komme ich da heraus? –

Aber auch lachend und brausend wälzt sich die Welle mit grünlichem Gischt zu mir, als schimmernder Kegel schleudert sich der Sonne Licht strahlend vom spiegelnden Meer in den Raum zurück, und Klänge, wiegende Klänge, zuckt nicht und tanzt nicht mein Fuß? umfluten umflattern mich, ein Duft überfällt mich, ein betörender betäubender, es knirscht der Sand und ein Leib preßt sich an mich, zwei harte Brüste und ein blondes Gelock, da wende ich mich –

Blitzte das? Brennt die Welt?

Ich will von meiner Liebe schreiben, von meinem Sommer neunzehnhundertundzwölf.

Aber sei stark mein Herz und bleibe kühl mein Kopf, dann taucht sie zu sichtbar wieder auf vor euch mit ihrem Haargezottel von Gold und ihren Augen von Amethyst, dann flutet mein Blut, dann breiten sich meine Arme und meine Augen brennen und bitten – –

Claire hieß sie, war zwanzig Jahr, blauäugig und blond und ihr Gesichtchen geschnitten zart wie das einer Gemme; ich aber trug damals den Rock der Füsiliere. Und der und mein braunes Gesicht hatte es ihr angetan und meine Keckheit, mit der ich sie am ersten Abend dem Anderen nahm. Aber weswegen flackerte ihr Auge auf und brannte sogleich in meinem fest, so fest, daß mein bleicherer Freund mich bat: Sieh sie doch nicht ewig an, du hast doch die Andere!

Die Andere war ihre Schwester, die eine Freundin für diesen Abend hatte mitbringen müssen.

In der Nacht, die diesem in roter Trunkenheit endenden Abend folgte, stahl sie sich den ersten Kuß. Einige Tage später, es war um Ostern, fuhr ich

in die Heimat.

Hier verdrängten meine Brüche und Heiden ihr Bild. Nur, daß ich meinen Bäumen, meinen mürrischen Wacholdern und vergrämten Moorbirken fremder in die Augen sah. War es so, weil ihr mächtiger Bruder, das Meer, mich wieder angesprochen und angebraust hatte, oder zürnten sie mir, weil ich wieder im Begriff stand, mit meiner Liebe zu den Menschen zu gehen? Ich trug so oft mein nacktes Herz ratlos zwischen beiden hin und her und es war viel Zürnens, viel zärtlicher Eifersucht und viel Versöhnens zwischen uns.

Als ich zurückgekehrt war und zu unserem ersten Stelldichein ging, hatte ich das Gefühl, als schöbe hinter mir eine Riesenfaust. Nicht wie nachher, wo ein Seil zwischen uns gespannt schien, an dem wir uns näher, immer näher zu einander zogen, nein zwei Fäuste wie Felsen stießen uns auf einander zu und aus den niedrigen Abendwolken lugte das Gesicht des Riesen. Doch als ich sie kommen sah mit ihrem wiegenden, losen und schlenkernden Gang – siehe! da zitterte schon das Seil und beflügelten Schrittes, liefen wir nicht? eilten wir an ihm auf einander zu. Bis ich, ich nehme gerade die grüßende Hand von der Mütze und strecke sie ihr entgegen, zurückgeschlagen werde. Wie eine feuchtwarme Luft prallt etwas gegen mich und preßt die Lunge – aber sie sieht mich fragend an, da reiche ich ihr die Hand:

Wie schön, daß du kommst. Wie gut von dir.

Stieß mich ihr fahl vom Lampenlicht beleuchtetes Gesicht zurück? Oder war es ihre unfreie Art der Begrüßung? Denn Claire kommt in einem kleinen Winkel auf einen zu und schlenkert mit den Armen und bewegt merkwürdig den hübschen Kopf und sieht, wenn sie die Hand reicht, an einem vorbei. Aber ich will ironisch sein und von meinem warnenden Guten Geist reden – ist doch die ganze Wissenschaft Ironie! Der Gute warnende Geist ist ebenso Forderung und Schöpfung des Gefühls als es Moleküle und Dynamiden sind. Was reden wir von ihnen, als ob wir an sie glaubten, und glauben doch nicht an sie?

Wir sagten ein paar dumme Worte; jedes erste Wort bei der Begrüßung ist dumm: wir wollen Zeit haben, uns in uns zu verkriechen und den Mitmenschen hervorzukehren. Dann nahm ich ihren Arm und ging mit ihr in ein Café. Hier setzten wir uns in eine verschwiegene Ecke, und Claire erzählte. Und erzählte mir, daß ich der zwölfte oder dreizehnte ihrer Liebhaber sei. Und nach diesem Geständnis legte sie ihre Hand auf mein Knie und lehnte den Kopf an meine Schulter und schmeichelte:

Weswegen sollte ich dir nicht die Wahrheit sagen?

Hielt sie mich für unerfahren und war schon so klug, um zu wissen, daß

Mädchen solcher Art auf Neulinge den berückendsten Eindruck machen? Oder kokettierte sie mit der frivolen Weise, mit der sie ihre „Verdorbenheit" eingestand? Oder hatte sie mich lieb und wollte gleich am Anfang reine Bahn zwischen uns schaffen? War es ein Gemisch von diesen Drein?

Aber sie bezauberte mich und sah, wie sie mich bezauberte, und schnitt nun auf und ich ließ es an ähnlichen Beichten und Märchen nicht fehlen und hatte noch größeren Erfolg, denn ich erzählte raffinierter. So zeigten wir uns unsere schlechtesten Seiten, gaben uns interessanter als wir waren und verliebten uns immer mehr dabei.

Es war früh und noch nicht Mitternacht, als ich die entscheidende Frage tat; und mich gleich über meine Plumpheit ärgerte. Es klang so roh in unsere Verliebtheit hinein und sie antwortete nicht darauf, sie ging ja von selber mit.

Ich liebe diese schweigsamen Heimwege mit ihrem kleinen Bangen und zagenden Erwarten. Es liegt ein so prickelndes Gefühl von etwas Verbotenem, von Sünde darin – und wen von uns reizt, isoliert und erhebt nicht das bloße Wort Sünde schon? Hätten wir mehrere solcher angenehmen Atavismen!

Aber als ich frühmorgens, da die Sonne noch schlief, zur Kaserne ging, war mir die kleine Blondine gerade nicht zuwider, ich wußte schon, daß ich nicht so leicht von ihr lassen konnte, aber es war mir, als sei ich etwas enttäuscht. Hatte ich sie noch interessanter erwartet? Doch nach den ersten Turn- und Exerzierstunden sah ich das Ereignis mit anderen Augen an; mein Körper war froh und leicht, ich war ihr dankbar und dachte mit verliebtem Lächeln an sie. Und dieses verliebte Lächeln sah man in der Folgezeit öfter um meine Lippen. –

„Eßt, trinkt und liebt, denn alles andere
ist keinen Stüber wert",

sagt Sardanapal und der Übersetzer schreibt: Tut, was euer Magen euch befiehlt – ihr könnt nicht anders; folgt dem, zu dem die Gattung euch treibt – ihr könnt nicht anders; und dann trinkt, auf daß ihr beides vergeßt. Und alles andere, was keinen Stüber wert ist, das ist auch nur ein vergeistigter Betäubungstrank. Eßt, liebt und trinkt! Das ist eine Welt!

Doch sollte man sie zuweilen nicht fast lieben gerade wegen dieses Betäubungstrankes?

Der Frühling kam und nach beendetem Dienst wandelte ich mit ihr in sein Kommen hinaus. Unter verliebtem Geplauder und verliebteren Dumm-

heiten nahmen wir das Knospen und Drängen, das ahnungsvolle Klopfen und süße Pulsieren des ungeborenen Sommers in uns auf. Je blauer der Himmel und je duftiger der Hauch einer erwachenden Birke, um so verliebter sahen wir uns in die Augen, und je verliebter wir uns in die Augen sahen, um so blauer war der Himmel und um so duftiger der Hauch jener Birke. Wir waren der verkörperte Lenz, wir dachten der Nacht, die vergangen, und sehnten uns nach der kommenden, aber unser Geplauder blieb harmlos wie das zweier verliebter Bachstelzen.

Aber sobald die Lampen brannten und wir unter Menschen waren, war es aus mit unserem Bachstelzenidyll. Dann war sie das kleine Dirnchen, frivol und pervers, und hinter ihren lüsternen Augen saß der – Haß. Das war wie eine schwüle Gewitterluft, wir hatten uns maßlos gern und wußten uns durch Gleichgültigkeit und Eifersucht nicht genug zu quälen; das war ein wollüstiges Schweben zwischen Bissen und Tränen. Wir jammerten über das Leid, das wir uns antaten, aber dieses Leid tat uns so wohl. Und unsere Nächte wurden wild. Da verschwand das verliebte Lächeln, das man in den ersten Dienststunden auf meinen Lippen zu sehen gewohnt war, meine Augen glühten müde und ich dachte den ganzen Tag mit unruhiger Sehnsucht an sie. –

An einem Abend aber, da draußen ein warmer Regen fiel und der Wind von Süden kam, lag sie müde und gebrochen in ihrem Stuhl, ihre Stimme war weich und tief und es dünkte mir, als leuchte auch ihr Haar weniger keck. Sie sah mich mit ihren blauesten Augen an, stützte langsam den Kopf in die Hand und fragte mich:

Sage Liebling, was hast du eigentlich an mir? Weswegen hast du mich so lieb?

Ich habe dich nicht lieb.

Nein, laß das heute. Weswegen hast du mich so lieb?

Nun, ich habe dich eben lieb.

Weswegen?

Weswegen hat man wohl ein Mädchen lieb?

Du hast doch schon mehrere lieb gehabt. Weswegen gerade mich so sehr?

Ich habe dich nicht lieber als andere.

Doch! Doch! Du hast mich über alles in der Welt lieb.

Ich habe dich lieb, weil du unglücklich bist, Liebling!

weil du, versteh mich recht, gerade nicht unglücklich, aber doch anders als die anderen Mädchen bist. Ich denke dann, wenn wir uns länger kennen, kann ich dir sagen, was mich quält, und es tut wohl, einem sein

Herz ausschütten zu dürfen, von dem man weiß, daß er auch nicht immer auf Rosen lag. Vielleicht ist es das, vielleicht auch nicht. Das weiß man ja nie genau.

Doch, das weiß man.

Das weiß man nicht. Wenn ich dich nun lieb habe, weil du oft so widerspenstig bist und dann wieder alles tust, was ich will? Aber vielleicht liebe ich dich nur, weil ich dich einem Anderen weggenommen habe.

Aber sie schüttelte den Kopf und lächelte in sich hinein. –

Wir wollen nun gehen. Und nimm es mir nicht übel, wenn ich dich nicht ganz heim begleite. Ich muß morgen früh zum Dienst.

Du! Ich geh' mit dir!

Da lachte ich und küßte sie und wir – stolperten heim. – –

Es dämmert und die Kompagnie steht auf dem Kasernenhof und der Feldwebel vor ihr und flucht mit meinem Korporal; ich aber bin auf der vierten Korporalschaftsstube, bleich und mit einem verliebten Lächeln um den Mund, noch umhüllt von dem Duft ihres Körpers und versunken in die Liebkosungen der Nacht. Mein Putzer schnallt und gürtet an mir, wir gehen hinunter und die Kompagnie rückt ab.

Wo magst du sein? Schläfst du noch? Nachmittags soll ich dich beim Rückmarsch sehen – wo denn noch?

Aber die Gedanken verwirren sich, werden wirr, verfliegen und Bilder beginnen zu gaukeln. Zerwühlte Kissen und weiße Hüften –. Doch auch die Bilder verwirren sich, werden wirr, verfliegen. Aus den flüchtenden klingt ein Schrei so hell, er echot, hallt matt und matter, schwillt leise aus ferner ferner Ferne an und klingt und stirbt. Und jetzt umflutet ihn das Gefühl, bildlos wortlos – o du süße tief gesättigte Ruh! Ein Duft umflattert ihn noch, ein nicht bestimmbarer, süßer, zuwidrer –. Die langen Reihen der Helmspitzen pendeln taktmäßig hin und her, auf und nieder wogen die Tornister und gelbbraunen Zelte – Helmspitzen, Zelte – o du goldbraune purpurne Nacht!

Da hält die Kompagnie, er prallt auf den Tornister seines Vordermannes, sein Helm kollert zur Erde und er erwacht.

Die Marschpause ist hin, der Marsch geht fort – ja wo geht er denn hin? Wie ein blauschwarzes seidenes Riesentuch liegt zu meiner Rechten die See und trägt braune und silberne Segel, und die Möwenschwärme sind wie weiße auf und nieder tanzende Staubpunkte auf ihm.

Da liegst du unsterblich und selbstgewiß in dir wie ein Gott und bist doch wie ein ruhloses Raubtier über die Erde gebraust. Kein Ort, und wäre es der Mount Everest selbst, auf dessen Schnee die Ewigkeit zu wohnen scheint, wo du nicht einmal in deiner blauen Herrlichkeit träumtest und

glaubtest zur Ruhe gekommen zu sein. Aber eine Stunde einer größeren Weltenuhr schlug und wie ein nicht zu sättigender Feind rolltest du fort und warfst dich gierig über ein anderes Land. Wie nah fühl' ich mich dir! Ich wanderte und wanderte und ruhte hier und dort und träumte für Sekunden einen blauen Ewigkeitstraum, dann riß es mich weiter ruhelos wie der Hunger das Tier. Aber das waren klingende berauschende Worte, in denen ich meine kurze Rast und Ruhe fand, das waren stolze und in die Ewigkeit langende Formeln – und nun vergaß ich mich und in einem Dirnchen verlor ich mich. Ein offener Busen und ein lüsternes Lächeln, das ist nun für mich die Rast und das seidenweiche Faulbett, auf dem ich die Welt vergesse. Ich weiß und lernte es immer gewisser mit der Zeit, daß kein dauernder Rastort für mich gebaut ist, aber ich will mich nicht schlafen legen in einem Proletariertrieb, in einer Herdenlust – ich trenne mich von ihr! –

In Schützenlinien lagen wir und beschossen Kopfscheiben, die sich undeutlich vom Boden abhoben, hinter ihnen gleißte weißer Dünensand und wogte das Meer. Tief sog ich die salzige Meeresluft ein und schoß niemals so gut wie damals in Elsenhorst.

Sandwolken und Spritzer fuhren zwischen den Zielen auf, die Luft ward zerschlagen von dem harten peitschenartigen Geknatter, durch das singend die Geschosse schwirrten, in den Pausen aber wogte und brauste die See. Und Claires Bild sank und sank, ich dachte nicht mehr an Trennung, ich war schon meilenweit von ihr fern.

Eine Barke tauchte am Horizont auf, über die Dünen hinweg hielt ich auf sie hin. Der Knall verschwand zwischen den übrigen, aber hoch über die anderen erhob sich das Geschoß – wo flog es hin?

Wie die Barke an ihrer Stelle stehen blieb still wie ein fernes Gespenst und ich nicht weiß, ob meine Kugel sie erreicht oder wohin sie sich verirrt hat, so steht auch fern wie ein Gespenst das Ziel, auf das mein Sehnen fliegt: sei frei!

Ob mein Pfeil es erreicht, oder vorbei ins Leere schwirrt und kraftlos in die Wasser fällt, – was geht's mich an! Die Richtung war da und meine Sehnsucht flog. –

„Morgen marschieren wir
zu dem Bauer in das Nachtquartier.
Wenn ich werde scheiden,
muß mein Mädel weinen
und wird traurig sein."

Laut und metallisch klingt es und taktmäßig hallen die Schritte. Die Spaten und Seitengewehre klappen, in den Feldflaschen gluckst es ab und zu, taktmäßig ab und zu und die Helmspitzen schwanken nach links, nach rechts, die Tornister wogen auf, wogen ab –

wenn ich werde scheiden,
muß mein Mädel weinen
und wird traurig sein.

Das ist das Schöne auf diesen Märschen, daß man keinen Gedanken halten kann. Immer wieder muß man ihn einfangen, immer wieder entschlüpft er und schließlich ist er fort. Der Tornister zieht und zerrt, der Schweiß tropft, in gleichmäßigen Abständen Tropfen um Tropfen von der Stirne über den Nasenrücken herab. Dort hängt er und schaukelt und gleißt bald wie ein wasserheller Hyalith, bald wie ein gelblicher Karneol. Dann schiebt sich die Unterlippe vor, die Brauen ziehen sich zusammen, die Stirne kraust sich, ein energischer Hauch und er zerstiebt und zersprüht. Und das wiederholt sich fort und fort, die Füße brennen und die Zunge klebt – aber der Gedanke ist fort.

– wenn ich werde scheiden,
muß mein Mädel weinen
und wird traurig sein.

Das geht immer fort, das klingt mir nicht nur im Ohr, das senkt sich durch alle Poren ins Fleisch und durchdringt rhythmisch den ganzen Leib. Und wenn brütende Stille über den schwankenden Helmen und arbeitenden Lungen liegt, nur der schlurfende hallende Schritt, das Knarren und Klappen der Montur uns stumpf begleitet, wenn erst zaghaft einer, dann einfallend laut und metallisch der ganze müde Trupp ein anderes Lied anstimmt, mich durchdringt und durchpulst nur:

– wenn ich werde scheiden,
muß mein Mädel weinen
und wird traurig sein.

Das zaubert in mir zusammen mit Durst und Müdigkeit, dem vorwärts drängenden Gefühl, in das jeder Entschluß körperlich ausklingt, und den Nachwehen der Nacht eine schwermütig-sehnsüchtige, mich mit ihrer Schwermut

und Sehnsucht süß berauschende Stimmung hervor.

Vor uns an einer Wegebiegung blinkt es in der Sonne, stechend prallen ihre Strahlen von den gelb geputzten Hörnern – ein kurzes Halten und ein kurzes Verschnaufen, und weiter geht es, die Musik spielt und die Beine fliegen.

Da steht sie mitten auf dem Weg und weit vor der Stadt; die Zeit wurde ihrem unruhigen Herzchen lang, da kam sie uns entgegen – nun winkt sie und lacht und glüht mich an! Da ist alles verflogen, zerstoben und das Ziel in alle Winde zersprüht. – –

> „Ich weiß nicht, was ich könnte sein, doch fühl ich,
> ich bin nicht, was ich sollte sein."

Dieses Wort, auch von Sardanapal, hing mir, als ich nach dem Bade mich mit der Wollust der großen Müdigkeit in meinen Kissen streckte, an und ließ den Schlaf nicht zu mir kommen. Da nahm ich ein Buch, für das gerade in diesen Tagen die Zeitungen das große Tamtam schlugen, und versuchte zu lesen. Und während ich die Buchstaben mechanisch zu Wörtern und Sätzen zusammenstellte und diese sinnlos und fremd in die Unendlichkeit an mir vorüber trotten ließ, ward ich mir in tiefster Seelenruhe bewußt, daß mein Entschluß von Elsenhorst zusammengestürzt und der Pfeil meiner Sehnsucht wieder in den Wassern versunken war. Würde ich ihn noch einmal aufnehmen und ins Blaue senden? Aber mich bekümmerte das wenig, ich ließ es geschehen sein und war durchdrungen von der Unschuld des Fatums.

Auf der läuferbelegten Treppe glaube ich Schritte zu hören, leise, Diebsschritte, auf Spitzzehn – und ich wundere mich gerade über mich, daß ich ihr Kommen so wenig verwunderlich finde, da klinkt sie rasch die Türe meines Wohnzimmers auf, stutzt und sieht sich in dem leeren Zimmer um und wirft sich dann lachend über mich.

Aber Claire!

Du, ich konnte doch nicht anders! Und du am hellen Tag im Bett?

Als ob du das nicht gewußt hättest.

Sie sieht mich mit einem bösen Blick an, dann streift sie mein Nachthemd zurück und betrachtet ernsthaft die rosafarbenen Ellipsen, die ihre Zähnchen in meine linke Schulter gebissen haben. Und diese, meine Augen und meinen Mund bedeckt sie mit stürmischen Küssen und ich kann es nicht hindern, daß sie sich entkleidet und zu mir schlüpft. Ich will noch schelten und zürnen, aber sie preßt ihren warmen Körper in meine Arme und erstickt mein Zürnen und Schelten in ihrem roten Blut. Die Sonne sah weg und ging

hinter die nächsten Dächer, und als sie mit ihren gelben und meergrünen Pinselstrichen über den Himmel fuhr und braune und goldrote Kleckse auf ihn warf, verließ mich Claire. Ich aber kam mir in dem Augenblick armseliger vor als der Straßenpflasterer da unten, über dessen ruhlos ödes Geklinke wir uns eben noch geärgert hatten.

Dann kleidete ich mich in mein bestes Extrazeug und verließ, eine Zigarette zwischen den Lippen und ein sorgloses Lächeln um den Mund, meine Wohnung. Ich hatte beschlossen, mich am Abend in Likören zu betrinken; die geben den schwersten Rausch und schlagen einen wie mit weichen Beilen zu Boden.

Ich bin so oft berauscht gewesen, wie der Schaum am Champagnerkelch war ich trunken; und war nüchtern wie der Fisch im kältesten Bergbach; ich habe gehaßt mit der Ausschließlichkeit und Wucht des sinnlosen Triebes und habe in wissenden Stunden diesen Haß glühend genossen; ich habe geliebt mit der brutalsten Gier und ein anderes Mal mit dem delikatesten Bewußtsein und Selbstgenuß; ich bin großmütig gewesen wie ein Tor und neidisch wie ein hungriger Hund, ich habe in einigen kurzen Minuten rauschlos in einem purpurnen Strudel des Glücks geschwommen und habe, öfter als ich es wissen mag, in wortloser Verzweiflung vor den Toren des Todes gestanden, und habe mich dann aus all dem Fremden, das mich zerdrücken und zerquetschen wollte, emporgerissen, wie von den braunen Riesenschwingen eines Adlerpaares getragen in einen Himmel der blauesten Poesie, in ein Elysium der süßesten Narkotika; ich habe in allem Wissen umhergetastet und bin an manchen Stellen bis auf den Grund getaucht – ach! die Meere waren seicht – und was ich aus alle dem mitgebracht habe, ist das, daß ich gelernt habe, daß wir in einem Meer von ewigen Rätseln und Unergründlichkeiten schwimmen. Wir sind nichts denn ein Blitz in der Nacht, der einen kleinen Umkreis in ein fahles trügerisches Licht taucht. Was er da fahl und verschwommen und übergrell mit seinem Lichte beleuchtet, mit seinem Lichte schafft, das ist unsere Welt. Wir haben nichts, wir sind nichts als diese blitzartig auftauchenden Bilder. Und in ihnen ist keine Schuld und keine Güte, kein Schön und Häßlich, sie kamen so wie sie kommen mußten. Und daß wir die Fähigkeit haben, wir Schaum vom Schaume der Wellen, diese Bilder in der Erinnerung wieder zu schaffen und an ihnen weiter zu leiden, daß wir nicht vergessen können und dabei von einem wilden Hunger nach dem Wissen eines zureichenden Grundes für alles dieses gepeitscht werden, das ist unser Privileg und grundlosestes Leid.

Es ist einsam um mich und ich muß weiter von meiner Liebe erzählen, Bilder an Bilder reihen – mögen die Menschen sie nennen, wie es ihnen

beliebt, sie sehen sie durch ihre Brille und lügen ihre eigene Schönheit oder ihren eigenen Schmutz hinzu – o meine Bilder! ihr seid jedes für euch eine Welt, ihr taucht auf wie ein Blitz und leuchtet eine Sekunde lang, um dann wieder in die Nacht zurückzusinken, aus der ihr gekommen seid und wiederkehren werdet. –

Während ich mich nun von weichen Rauschbeilen tiefer und tiefer ins Bodenlose hämmern ließ, ging Claire mit ihrer Freundin in ein Tanzlokal; dort fragte man sie, wo ich wäre.

Der ist wie alle, der gebraucht dich nur zu seinem Vergnügen. Seinem Herzen bist du nichts; bilde dir nur nichts ein.

Da starrte sie die Fragerin mit großen Augen an und ging fort, bleich wie der Kalk an der Wand.

Diese kleine Geschichte erzählte mir am nächsten Morgen, an einem Sonntag, einer meiner Kameraden, mit denen zusammen ich auf die Ausgabe der Parole wartete. Da stürmte ich fort und ließ Parole Parole sein, denn Dinge, die mir ans Herz gehen, muß ich mit mir zwischen Bäumen und Wolken abmachen.

In noch jungen Jahren wurde sie von ihrer neidischen Schwester verführt und skrupellos wurde dann die Frucht, die sich so leicht hatte pflücken lassen, fortgeworfen. Aber da sie arm war und keine tröstenden Phrasen und Gefühlchen gelernt hatte, tröstete sie sich weiter durch den Genuß. Und daß sie, als sie vorsichtiger wurde und ein „festes Verhältnis" begann, dem typischen Lumpen in die Hände fiel, ist auch die Regel. Und daß jener, als sie Mutter werden sollte, zu seinen Geschlechtsgenossen ging und sie bat, für ihn den gewissen Meineid zu leisten – wer von uns täte es nicht?

Dann trat sie in unsere Gemeinschaft zurück und ging nun nicht den Weg, den an ihrer Stelle Tausende gehen, sondern schlug sich durch, und hatte nichts als Elend und Arbeit und ihre Rachbegier und ihren Haß. Und fiel sie endlich doch wieder, weil ihr Blut sie trieb und der Hunger, wenigstens für Stunden dieses Elend zu vergessen, so möchte ich sie eine Heilige gegen die nennen, die durch richtig spekulierende Romane oder einen neugierigen Kitzel aus Langerweile dazu getrieben werden. Aber der, dem sie sich gab, war ein patent gekleideter Idiot. Sie will mehr, sie sucht es bei dem, bei dem, sie weiß selber nicht recht, was sie sucht. Sie verliert ihre Stellung und schließt die Augen vor sich – Nun erst recht! – und die Straßen und Tanzlokale haben sie wieder. Aber in ihren Augen ist noch ein Suchen, zuweilen glaubt sie es gefunden zu haben, dann flackern sie wohl auf – aber es war wieder nichts. Und das Suchen und der Glanz erlischt und ihre Augen werden hart und starr. So haben wir sie mit dem besten Gewissen und unter

den allervergnügtesten Scherzen zu einem seelenlosen Ding gemacht, zu einem Geschlechtstier, dem wir nicht einmal die Fähigkeit seelisch zu leiden zutrauen. Es liegt etwas in diesen aufgerissenen und hoffnungslos ins Leere starrenden Augen, das nicht ganz durch eure mechanisch-physiologische Deutung der fischaugenähnlichen Starrheit des Dirnenblicks erklärt wird.

Leise sang der Wind, der von der See her kam, in den Zweigen über mir und ich wanderte weiter bis ich inmitten dunkler Fichten und breitkroniger Kiefern stand, in deren Nadeln die wehende Frühlingsluft seltsam träumerisch rauschte.

PROFANUM VOLGUS –! Sie liebt mich, weil ich sie liebe ihrer armen Seele wegen. Täuschst du dich nicht? O du fragwürdiger Seelenschenker! Sie liebt mich, weil sie glaubt, ich liebe sie ihrer armen Seele wegen. O du Gläubige an den Seelenverschenker!

Und ihre Liebe ist Dankbarkeit und die kann sie nicht anders zeigen als durch Lust. Und ihr Leben hat sie mir sogleich enthüllt, deswegen weil sie helläugig sind und zu oft verbrannt, diese an seelischer Unterernährung Leidenden, sie wollen sicher gehen: sieh, so bin ich – willst du mich trotzdem, glaubst du trotzdem an meine Seele?

O du Seelenschenker! Und war ich's nicht, so will ich's werden und mich der Liebe derer freuen, die darnach hungert, daß auch ihrer Seele ihr Recht geschieht.

Die Bäume über mir wurden unruhig und knackten mit den Zweigen und der leise Wind, der nun stärker von der See her kam, schickte mich nach Haus.

Ich aber glaubte, eine Erklärung gefunden zu haben für das Aufflackern ihrer Augen, da sie mich zum ersten Male sah, für die Tränen, die sie über meine Briefe und dummen Verse vergossen hatte, für ihre eigenen Briefe, in denen sie von einem Glück stammelte, das sie durch mich erlangt und doch nie mehr erwartet hätte, und für ihre ewigen nächtlichen Fragen: weswegen habe ich dich nur so lieb? Ich fragte mich, ob sie jetzt diese Frage sich begrifflich beantworten könnte.

Es war inzwischen Mittag geworden und mein Putzer brachte mir die Diensteinteilung für den nächsten Tag und die Mitteilung, daß die Abfahrt nach dem Truppenübungsplatz für den kommenden Mittwoch festgesetzt sei. Wir hatten uns des Abends treffen wollen, aber jetzt schickte ich einen Boten zu ihr und bat sie, sogleich zu kommen.

Dann wartete ich und versenkte mich in mein Seelenschenkertum. Aber liebe ich sie überhaupt? Und wenn – liebe ich sie wie ein Dichter sein Gedicht? ist Mitleid und Liebe synonym für mich? oder ziehen sich unser bei-

der kranke und müde Seelen an? Ich überlegte und fand es nicht. Doch eines von diesen sollte es sein.

Ah! dieser Rausch wird schon enden wie alle endeten. Aber da einer von uns ihn ernst nimmt, wird der Komödie Schluß tragisch sein. Denn Alles, was wir ernst nehmen, endet tragisch. Auch der glücklichste Erfolg ist die Ursache neuer Anstrengungen und neuer Konflikte und damit weniger wert als der abschließende Mißerfolg. Denn nun hetzt er uns von Stufe zu Stufe, von Klippe zu Klippe und wir verlieren darüber das Glück der Ruhe, das Veilchenglück der ANIMA VEGETATIVA. Wir sind blind über blumige Wiesen gerannt, sind höher und höher gestiegen und glaubten, in diesem Höhersteigen läge unser Glück, bis rings um uns der Abgrund gähnt: hier ist das Dunkel und Nichts und die Blumen und Wiesen sind weit, o du Narr, QU'AS-TU FAIT DE TA JEUNESSE?

Denn die Tragik liegt nicht in der Vernichtung einer wertvollen Kraft durch das Schicksal. Dann wäre die Zertrümmerung der Erde durch einen anderen Stern, da sie doch so viel wertvolle Kraft birgt, tragisch. Tragisch wäre es, wenn ihre Menschheit nach einem jenseits der Erde liegenden blauen Ziele strebte und, wenn sie es erreicht, seine Nichtigkeit und die Unmöglichkeit der Rückkehr einsähe. So war der Weg eines großen Teiles der Menschheit zwei Jahrtausende hindurch nach den Idealen des Christentums tragisch; jetzt haben wir die Katastrophe, jetzt sehen wir die wesenlose Nichtigkeit unserer Ziele und stehen nun da in schauerlicher Ratlosigkeit und können mit allen Mühen und Künsten und Schlichen nicht zurück zu dem festen beglückenden Grund der damals so schmählich verlassenen Erde. – Tragik liegt in der Vergeudung einer wertvollen Kraft.

Krokos und chinesische Primeln blühen unten im Vorgarten, die Schneebeeren und Flieder und greifbar nahe die Ulmen vor meinem Fenster beginnen zu knospen, eine einsame Wolke schwimmt durch den Himmel; sie ist nicht und ist doch, sie fällt und schwindet stetig und hat doch Form und Gestalt. Und ich werfe meine Worte über das Rätseltiefe, Worte, die so schnell verfliegen und doch dauernder sind als das, was sie umhüllen, und doch wieder nichts. Und der Rätsel allergrößtes, der Ort wo sogar die Kausalität einen Sprung zu machen scheint, ist das was sich Liebe nennt – o du Seelenschenker! – und des Lebens Allerschönstes ist der Schlaf.

Von schlaflosen Nächten und Frühlingsluft bin ich müde geworden und das sammetweiche Gefühl, geliebt zu sein, schläfert mich ein.

Eine Spanne Zeitlosigkeit, während der die Welt stille stand und doch nicht stille stand – – da tappen wieder leise leise Schritte auf der läuferbelegten Treppe: meines Putzers dröhnende Kommißstiefel höre ich nie, aber ihre

winzigen Lackstiefelchen wecken mich aus dem tiefsten Schlaf. –

Sie öffnet ohne anzuklopfen die Tür, schließt sie bedächtig indem sie mir den Rücken zukehrt, wendet sich müde wieder um und bleibt nun in halb trotziger, halb verlegener Haltung stehen. Ich liege auf dem Sopha und beobachte ihr Gesicht, auf dem sich Scham und Schmerz mit einer kindlichen Hilflosigkeit streiten.

Das ist eine leidige Unart, die ich nicht ablegen mag, denn sie ist aus Entsetzen und prickelnder Lust gewebt, und ich fürchte, dieses ist der einzige gesunde Zug an mir: Es war an einem Augusttag, an dem die Hitze wie ein tückisches weißes Raubtier auf den Straßen lag, als ich am Fenster stand und zusah, wie man aus dem Nachbarhaus eine Leiche trug. Die Mutter, denn die Leiche war die ihres Sohnes, stand am Fenster und sah dem Sarge nach und preßte das Gesicht gegen die Scheiben und verrenkte die Augen, um das letzte Ende des Sarges, der um eine Straßenecke bog, noch zu verfolgen. Ihr Gesicht war vom Weinen, der engen Trauerkleidung und der glühenden Raubtierhitze rot wie eine Tomate, wenn sie anfängt weich zu werden, und ich beobachtete nicht nur, ich studierte, so gespannt, als ob das tiefste Mysterium sich vor mir enthüllen sollte, dieses Gesicht, wie sich in diese heiße, blutdurchpulste und aufgedunsene Fleischmasse der herzzerreißende Schmerz eingrub. Als der Sarg verschwunden war, brach sie zusammen und schlug mit der Stirn auf das Fensterbrett. Und ich sehe das Gesicht vor mir, daß ich es noch heute zeichnen könnte, so grub es sich mir ein.

Wir wollen uns trennen; es ist besser. Hier bringe ich deine Briefe und die Bücher, die du mir schenktest. Meine hast du wohl schon zerrissen, aber wenn nicht, dann gib sie mir wieder. Du brauchst dich wenigstens nicht lustig über mich machen!

Nun quellen endlich die Tränen vor und die Bücher, die sie steif in den Händen gehalten hat, purzeln auf die Erde –. Da stehe ich auf und lege den Arm um sie und sehe sie lächelnd an:

Glaubst du wirklich, ich habe dich nicht lieb?

Da nimmt sie meinen Kopf in beide Hände und blickt mich an, dicke Tränen in den Augen; dann legt sie scheu ihre Lippen auf meinen Mund.

Nun Claire, jetzt darfst du drei Tage nicht von mir gehn,

Ich gehe nie von dir.

denn am Mittwoch fahre ich auf drei Wochen zum Lockstedter Lager.

Du kommst ja wieder.

Beim Essen überraschten wir uns, die wir sonst nur von uns und unserer Liebe sprachen, wie wir mit einer gewissen Sachlichkeit über fernliegende Dinge plauderten. Dann nahm ich ihren Arm und wir gingen zum Strand.

Der Himmel ist blau, so blau und heiter, als wäre er frisch für uns gefegt. Und der leise Wind, der von der See her kommt, tut es nur, um unser weißes Segel zu blähen und uns fort zu wiegen ins Blaue, Goldne, in träumende Unendlichkeit. Leise legt sich unser Boot und trägt uns so weich und stet, als wüßte es, wie es um unsere Herzen bestellt ist. Die Wellen kommen heran, blauäugig und sanft, streicheln mit weicher Hand unser Boot, murmeln, glucksen und plaudern etwas – das klingt wie: sie haben sich lieb, sie haben sich lieb – glucksen und lächeln und gehn. Die Möwen, wenn sie in unsere Nähe kommen, vergessen ihr mißtönendes Lachen, die Menschen, wenn sie an uns vorüber fahren, sprechen leiser und sehen uns mit stillen Augen nach, während die fernen Ufer mit braunen Schilfsäumen und grünen Saaten und schwarzblauen Wäldern in gewaltigen Kreisbogen gelassen an uns vorübergleiten; über Allem aber hängt der Himmel unergründlich blau und die Ferne glänzt.

Wir sprechen kein Wort, wir sehen uns an und lächeln und können nicht reden. Sie sitzt mir gegenüber und läßt die Wellen durch ihre Hand gleiten; ihr Haupt ist leicht geneigt und sinnend und lächelnd sieht sie den enteilenden nach. Meine Blicke aber haften traurig und fragend auf diesem leichtherzigen Menschen, der – ins Leben gestoßen, er weiß nicht weshalb? wozu? – plötzlich sich bewußt geworden ist, daß er eine Seele besitzt, der allen Schmutz, alle Oberflächlichkeit und alles Elend, womit sie bis heute verdeckt war, vergessen hat und staunt und staunt: ich bin ein Mensch und bin geliebt!

Aber wie lange werde ich deine Seele behalten? Wann ziehst du sie wieder in dich zurück und begräbst sie mit Alltagsschmutz und Leid?

Wird nicht in der Giftluft deiner Freundinnen der Neid an deinem Glücke nagen? Denn sie wollen dich wieder zu sich ziehen und wissen dein Glück dir so zu zerfressen und zu zerspötteln, daß du selbst nicht mehr daran glaubst und aus Leid und Scham und Trotz dich lachend wieder fortwirfst. Ich nehm's ihnen nicht übel, deinen Freundinnen, es ist ihr Selbstbehauptungstrieb. Aber wirst du stark genug sein? Ich fürchte, ich fürchte – –

Du siehst mich so traurig an?

Ich dachte an die Zeit, in der du längst wieder einem Anderen gehörst, in der du längst diese Fahrt vergessen hast, wo du dich kaum meines Namens mehr erinnerst.

Sie sieht mich groß an und eine Träne rollt über ihre Wange.

Ich sah dich, wie du ratlos dastandest, irgendwo in der Welt. Die, die nach mir in dein Herz sich stahlen, haben dir lachend den Rücken gekehrt. Nun breitest du in Reue und Sehnsucht die Arme aus – aber ich bin fern, ich

bin vielleicht schon lange tot.

O quäl mich nicht so.

Und wenn du nun so einsam daständest mit deiner Sehnsucht und Reue, würde ich wohl kommen, wenn ich dein Rufen hörte?

Da verwandelt sich blitzschnell ihr Gesicht und sie sieht mich mit unschuldigem Lächeln an:

Du würdest sicher kommen.

Aber wenn ich inzwischen mit anderen Mädchen –?

Das tust du doch nicht,

Wer weiß!

dazu hast du mich viel zu lieb.

Ja und du?

Das ist ganz was anders.

Ich würde wohl nicht kommen.

Aber als sie mich ungläubig lächelnd ansieht, da reiße ich –

Bei Gott! ich komme nicht! –

das Steuer herum, daß das herumschlagende Segel im Winde knattert und sie zu Boden schlägt. –

Dann lächeln wir uns an: wir sahen wohl Gespenster – und fahren weiter in die Sonne hinaus, und weiter gießt der Himmel sein Gold über uns, nur die Wellen glucksen und schlagen schon lauter an unserem Boot und kühner bauscht sich unser Segel: die See nähert sich.

Da, als ich gerade kreuzend dem Ausgang zustrebe, legt sie ihre Hand auf die meine:

Nein, ich würde zu dir kommen. Aber was du da sagst, kann ja nie geschehn.

Ich glaubte ihr, ich glaubte ihr nicht; dem goldenen Sonnentag zuliebe glaubte ich ihr.

Jetzt hatten wir die Föhrde hinter uns und vor uns wogte das Meer. Bei seinem Anblick, seinem salzigen Atem, seinem ruhelos rollenden Rauschen verflog die träumerische Stimmung. Es ist zu groß, es duldet kein Träumen, das Meer regt auf. Da, als ich gerade eine mächtige Woge nahm und sie dröhnend unter unserem Kiel zerbrach, trieb mich irgend ein Seegespenst –

Würdest du für immer bei mir bleiben, Claire? rief ich durch das Brausen und Lärmen. Sie wendete sich nicht, sie sah geradeaus in die quirlenden und sich bäumenden Wogen.

Ich würde dich unglücklich machen.

Aber du liebst mich doch!

Ich würde dich trotzdem unglücklich machen.

Dann starrte sie weiter geradeaus auf die ringenden und grollenden Ungeheuer. Während ich Woge auf Woge nahm, starrte sie geradeaus, krallte vor Lust die Nägel in die Planken und sah mit aufgerissenen Augen zu, wie die grünen Bestien im wilden Übermut sich rollten und wälzten und bäumten und mit ihrem dröhnenden Lachen und wütendem Gebrüll die Luft zerrissen. Ich sah ihr zu und setzte von Woge zu Woge und freute mich an ihrer Lust. Mögen wir euch auch nie durchschauen, mögt ihr noch immer verborgenere Schlupfwinkel in euch haben, mögt ihr wie das Leben sein, ewig rätselhaft und ewig verlockend: ich liebe euch wie ich die Wogen liebe, die unberechenbaren schönen Bestien. Aber seid nicht zu stolz auf eure Abgründe und Schlupfwinkel und gefährlichen Lockungen, denn daß ihr so unberechenbar seid und so kompliziert und doch in Allem so unschuldig-selbstverständlich wie das Leben selbst, das seid ihr nur unseretwegen und durch uns.

Kompakter kamen die Wogen angebraust, dröhnender bäumten sie sich hoch, wilder nahmen sie uns auf ihre grünlichen Rücken –

Wir wenden!

wie ein Flintenschuß knallte das Segel und gleich einem Vogel flogen wir zurück.

Es war Abend geworden, kalt blies der Wind und blutrot verbrannte die Sonne. Da hüllte ich Claire in meinen Mantel und zog sie neben mich. Durch die grünen aufgeregten Wasser flogen wir, unser prall sich bauschendes Segel begoß die Sonne mit leuchtendem Rot und dein Goldhaar wehte und flatterte. Aber menschenleer war der Strand, ein verfaulter, sandverwehter Strandkorb war unser einziger Bewunderer.

Wir hatten die Mole erreicht und ich vertaute das Boot, um es am nächsten Tage abholen zu lassen. Als wir zum Bahnhof gingen, brauste und dröhnte die See, über der der Sturm erwacht war, uns ihr Abschiedslied zu.

Werden wir sie je gemeinsam wiedersehen? Je wieder auf ihrem grünlichen Rücken ins Unendliche fahren?

Uns fröstelte, eine namenlose Trauer überfiel mich – wir stiegen in den Zug und fuhren heim. In meinem Arm lag Claire, still und mit träumenden Augen – was träumte sie wohl? –, und ich mußte es zufrieden sein, daß dieser Tag, dieser träumerische zweiflerische rätselschwangere lösungsreiche und hellseherische goldene Frühlingstag zu Ende ging.

Wir aßen gemeinsam zur Nacht. Aber die Musik, die uns aufspielte, wollte wenig zu der passen, die uns noch rauschend und brausend im Ohr lag, und die Menschen und verschnörkelten Wände kamen uns klein und elend vor, wo unser Auge noch von blauer und grüner Unendlichkeit träumte. Wir waren abgespannt, wir sehnten uns nach Einsamkeit und Ruhe und

gingen heim.

Hier schmiegte sich Claire fest in meinen Arm, sie versuchte zu plaudern, versuchte noch zärtlich zu werden, aber müde fiel sie zurück und schlief mit einem glücklichen Lächeln ein. Ich spiele noch gedankenverloren, gedankenlos mit ihrer entblößten Brust, dann decke ich sie behutsam zu und betrachte lange ihren Kopf, der fest und schwer in meiner Schulter ruht. Ihr Atem geht gleichmäßig und sanft, das selige Lächeln bleibt und schwindet nicht, kein häßlicher Traum geht über ihre kleine Seele.

Aber vor den Fenstern draußen rumorte und sang der Frühlingswind und lockte mich heraus.

Ich würde eine Stunde mit dir durch Felder und Wälder laufen und Phantast sein, aber dann mich in eine Frage verrennen und am Ende in deinem Singen und Brausen nichts als Rätsel und Sinnlosigkeit sehn. Ich bleibe hier und höre dir zu.

Dann löschte ich das Licht und lauschte seinem Brausen und Toben, bis sie in meinem Arm erwachte und mein Lauschen störte. –

Die folgenden Tage zählen zu den vollkommenen in meinem Leben. Drei Wochen Unbekümmertheit, drei Wochen ein Leben in Heide und Wald, drei lange Wochen goldne Gedankenlosigkeit und drei Wochen das Bewußtsein, geliebt zu sein. Und das Alles durchpulst von dem stürmisch hervorbrechenden Mai, das Alles ausgebreitet über ein reizvolles Stück Erde – mußte mir nicht so das Leben ertragbar sein?

Es ist ein elendes Nest, wohin mich in diesen Nebel- und Regentagen das Leben verschlagen hat. Schiffbrüchig liege ich hier, das wüste Meer spie mich aus, in Nebelländer jenseits der Hyperboreer spie es mich aus und ich weiß mich vor dem Nebel und Regen nicht anders zu retten als dadurch, daß ich der Luftbilder und Inseln gedenke, die da im freien gefährlichen Meer blühn. Kein Leben ist um mich und die Menschen, die hier hausen und leben von Tran und Kohl, das ist eine böse Mischung von Westfalen- und Holländerblut, ein mißtrauisches, hämisches, zanksüchtiges, dickschädliges, zäh an der Erde klebendes unfrohes Geschlecht.

Ich sehe sie nicht, ich meide und fliehe sie, ich lebe unter ihnen unfaßbar wie ein Gespenst, ich bin nichts als eine Vereinigung der von ihnen erzeugten bestimmten Folge von Verdickung und Verdünnung der Luft und der von mir nicht absorbierten Lichtstrahlen – ich bin nichts als mein Name.

Und was bin ich mir selber anders als ein vorübergehender Zusammenschluß der Kreuzungspunkte zahlloser Wellensysteme unter einem einzigen Brennpunkt, den eine transzendente Linse schafft, dem „Ich"? Auch nicht viel mehr als ein Gespenst – das ist noch weniger als der Spuk, den die Leu-

te sehen!

Auf lange Wochen bin ich hier begraben, ohne Licht, ohne Sonne, ohne Meer und ohne Liebe. Wie soll das enden? Wie lange soll der Spuk im Nebelland umgehen? –

Am letzten Abend vor dem Aufbruch saß ich zusammen mit Claire und meinen Kameraden in einem Restaurant. Eine Zigeunerkapelle spielte da und wir saßen zu sieben um einen Tisch; Tabakswolken umhüllten uns, die man bald als melancholischen Zirrusstreif, bald als cholerischen Kumulus oder phlegmatischen Stratus hätte deuten können. –

Ja, was wir nicht alles haben möchten!

Ein Meerweib möcht' ich haben.

Ein Meerweib?

Ein Meerweib will er haben?

Du? ein Meerweib willst du haben?

Ja, ein Meerweib möcht' ich haben. Grün ist ihr Haar und flutet wie der Tang, blau sind ihre Augen wie die See, rank und schlank sind ihre Glieder und voller Kraft, und ihr Sehnen geht dahin, einen Felsen zu finden, an dem sie zerbricht und zerschellt. Sie denkt nicht, sie grübelt nicht, sie redet nicht, sie schreibt keine Bücher und macht keine Konversation – sie sucht den Felsen, an dem sie zerschellt.

Wie sie ihn mit ihren Armen umschlingt, ihr Haar ihn überflutet und ihr schillernder Leib sich an ihn krallt, sich über ihn wirft und wie sie stöhnt und lacht! Zerschellt fällt sie an ihm herab und umschäumt und umkost, umschmeichelt und umlockt seinen störrigen Fuß – sie umschmeichelt und umlockt ihn Tag und Nacht, bis er zerfällt und in ihre weichen weichen Arme sinkt. Ja, so ein Meerweib möcht' ich haben, so ein Felsen möcht' ich sein.

Du, von einem Meerweib kann ich eine Geschichte erzählen. Es war in Saßnitz, da lief mir einer nach, der lief mir nach! sage ich dir. Aber ich mag sie nicht, die einem nachlaufen. Er wollte es nicht anders und da bestellte ich ihn auf Nachts um zwölf zu den Wissower Klinken. Und – hast du Töne? – der ging hin. Und dann mußt du wissen, es wurde schon Herbst und regnete und stürmte und das Wasser lief bis auf die Promenade herauf. Ich habe schön gelacht, wie der da in der Nacht gewartet hat und keine Claire kam. Aber am nächsten Morgen haben sie ihn am Strand gefunden, abgestürzt und beide Beine gebrochen und halb im Wasser hat er gelegen. Was klettert der auch bei den Wissower Klinken herab! – Oder meinst du, daß der da mit Absicht herunter gesprungen ist –? Und als ich ihn im Krankenhaus besuchen mußte, da hat er in einem fort von seinem Meerweib geredet. Keiner

wußte, was er damit wollte, aber schließlich kam es raus. Siehst du, da im Wasser hatte zwischen den Steinen ein toter Seehund gelegen – der war schon aufgegangen – da hat es in der Nacht denn wohl so ausgesehen, als wäre das der Leib von einem Meerweib gewesen. Verrückt. Und – hast du Töne? – wie er nun wieder humpeln kann, kommt er hier angehumpelt und will sich wieder mit mir verabreden! Der – na, ich hätte fast was gesagt.

Aber wo er doch Ihretwegen fast ertrunken wäre –

Der? der hat ja rotes Haar!

Aber herausbestellt haben Sie ihn trotzdem?

Natürlich! der wartet jetzt in Warnemünde vor dem Strandhotel. Laß ihn warten! da braucht er wenigstens nicht abzustürzen und noch einmal die Beine zu brechen. Nicht wahr, mein Liebling?

Ja, so ein Meerweib muß ich haben. Das ist es gerade, was das Weib entschuldigt, daß sein ganzes Sinnen auf einen Punkt zielt. Das ist das Schöne an ihm und erklärt und verschönt alle seine Schlangen- und Teufelsmoral. Und nun pfuschen wir der Natur ins Handwerk und lassen es Ärztin werden und schicken es ins Parlament und – verheiraten es nicht einmal rechtzeitig, wenn es anfängt Bücher zu schreiben!

Und weswegen wir heute so wenig Erfreuliches unter uns finden? Man zeige mir den, der ganz leibgewordener Wille zu einem Ziel ist! Das ist alles geistiger Mischmasch und Kitsch, so daß als die Erträglichen nur die bleiben, die körperliche Fertigkeiten üben und lehren. Der Soldat, der Matrose, der Flieger und Polfahrer, das geht noch an, das Andere ist verkümmert und zersplittert, ist trüber Mischmasch und Aufguß und Kitsch.

Und weswegen werten Sie den Erzieher des Geistes geringer als den des Körpers? Sie trennen ja wie die Unteroffiziere Seele und Leib und stellen vielleicht noch ein Kausal- und Rangverhältnis zwischen ihnen her.

Gewiß, und zwar das von Herr und Knecht. – Der Körpererzieher arbeitet nicht mit bewußten oder unbewußten Lügen, er weiß klar und eindeutig, was er will, und ich kann ihm glauben in dem, was er mir verspricht, und er erklärt mir offen die Gründe seiner Methode. Aber wenn Sie mir versprechen wollten, mir eine künstlerische Weltanschauung beizubringen, ich würde schon vorsichtig sein. Weiß ich doch nicht, ob Sie selbst an die Ihre glauben, ob sie innerlich durchgearbeitet und lückenlos ist, ob sie die restlose Krönung aller Ihrer Gedankenkomplexe oder nur ein Ihnen wesensfremder Eindringling ist, den Sie vergeblich sich zu assimilieren suchen, ob sie mir, die Sie mich nur Ihre eigene, ganz gleichgültig, ob sie Ihnen fremd oder wesenszugehörig ist, lehren können, nicht schädlich ist, ich weiß nicht, ob Sie mit Ihrem Unterricht nicht Hintergedanken verbinden – und die Gründe

Ihrer Methode? Du lieber Himmel! Gewiß, es ist Vielen ernst mit ihrem Unterrichten, wenigstens sagen sie es und das Klappern gehört zum Handwerk, aber wie Viele unter ihnen mögen nur eine Ahnung haben von der Bedingtheit, den Grenzen und Abgründen ihres Lehrgebietes? Und ganz allgemein, was kann er mir denn geben? Doch nur, daß er mich erkennen lehrt, daß ein Abschluß oder irgend ein definitives Können in geistigen Dingen unmöglich ist. Er lehrt mich Grenzen und innerhalb dieser meine Unfähigkeit – das ist allerdings, und gerade heute, wo uns die Lösung der Welträtsel für eine Mark bunt geheftet auf den Tisch gelegt wird, sehr viel wert, aber – was nützt mir das? Verspricht mir aber Mister SUCHAONE, einen guten Boxer, Herr Soundso, einen guten Flieger aus mir zu machen, dann kann ich unbekümmert mich ihnen anvertrauen. Und wenn ich hier keinen Abschluß erreiche, dann weiß ich, es lag an mir und nicht am Unterricht und Stoff. Ich pfeife auf das, was sich Geist nennt! Das ist Lug, Mittel, Dunst – ich freue mich auf unser Lockstedter Lagerleben.

Dann sind Sie auf dem besten Wege, geistig indifferent zu werden und am Ende zu verrohen, – nun, zu vertrauern.

Lieber vertrauert, als vergeistigt.

Und die Kunst?

Ist einmal nichts als eine Anreizung, eine Verlockung und Verführung zu körperlichem Genuß, ein ander Mal eine Tröstung über entgangene oder unerreichbare körperliche Freuden; letzten Grundes nur eine Medizin.

Wollen Sie vielleicht darauf eine Weltanschauung bauen?

Eine Weltanschauung? – Meine Weltanschauung ist mein guter Marsch, mein gutes Fechten und waghalsiges Segeln und diese holde Dame hier.

Das ist eine schimmernde Verbohrtheit, mit Ihrer Erlaubnis ein glänzender Mist.

Und damit denken Sie mich wohl geschlagen zu haben? Eine Verbohrtheit – die könnte diese „Weltanschauung" doch höchstens in Ihrem Gedankenreich sein; was wissen Sie denn, ob sie nicht die notwendige Schlußfolge des meinen ist? Wie kann man eine Weltanschauung überhaupt objektiv beurteilen? haben Sie einen Maßstab, eine allgemein gültige Norm für sie? ist nicht jede für ihren Besitzer zweckvoll, vollkommen und wahr? Meine Verbohrtheit hat soviel Existenzberechtigung und ist so fern vom Absoluten wie Ihre Wahrheit; gleichzeitig ist sie aber auch ebenso ein Ausfluß und eine Erscheinung des Unzugänglichen und ebenso wirklich, ebenso wahr und wertvoll und ebenso fliegennichtig und sinnlos wie jene. Nur für die Unteroffiziere kommt es auf die Dauerhaftigkeit an, und da ist allerdings die Wahrheit, das heißt die verbreitetste geistige Reaktion gegen das Leben, älter

und dauerhafter.

Aber Liebling!

Ach! ich ärgere mich, wenn ich überall und stets und allerorts unseren Kopf gelobt sehe auf Kosten unseres Unterleibes, den jungen Trieb auf Kosten des uralten Stammes, die Gefahr auf Kosten der Sicherheit, das schillernde Schweifen und ratlose Vagabondieren auf Kosten der Ruhe, die geniale Krankheit auf Kosten der philiströsen Gesundheit. Nein, der Geist ist nie Zweck, ist immer Mittel und Organ, und so soll es sein. Zweck ist stets unser Leib; wird aber jener zum Zweck, so ist die Disharmonie und Krankheit da. „Ein Dieb ist der Gedanke am Leben"; genießen sollen wir die Schönheit des Lebens, aber nicht über sie denken, und erst recht nicht über sie denken, um dann über dieses Denken wieder zu denken. O du Welle, die nur lebt, um am Felsen zu zerschellen!

Ich hatte Sie immer für einen extremen Idealisten, in Ihren verrückten Stunden, die wir ja alle haben, für einen Solipsisten gehalten, und nun – –

Praktische Philosophie, mein Lieber. Merken Sie denn nicht, daß ich mich für drei Wochen Lagerleben trainiere? Und merken Sie denn nicht, daß ich – süßer Zucker gesagt habe? Denn wann wäre eine Philosophie nicht „praktisch" gewesen? Sie ist im letzten Grunde doch nichts als eine Trösterin und Berauscherin, mag sie die Erde zu einem Jammertal und das Leben zu einer verneinenswürdigen Objektivation eines blinden Willens machen oder die Welt, so wie sie ist, zur bestmöglichen aller möglichen Welten erklären. Sie rangiert nicht viel höher als Venus und Bacchus und seine spirituösen Untergötter. – Aber wollen Sie wissen, mit welchen geistigen Taschenspielerkunststücken und grotesken Sophismen ich mir meinen philosophischen Haustrank braute?

Stellen Sie sich eine Fläche vor, auf der zweidimensionale Wesen leben, lebende Schatten. Und diese Fläche denken Sie sich im dreidimensionalen Raum bewegt. Dann erscheinen die Punkte dieses Raumes den Zweidimensionalen in der Form der Zeit. Der Analogieschluß ist, daß das, was uns Dreidimensionalen zeitlich, einem Vierdimensionalen räumlich und gleichzeitig erscheint. Dem Einwurf, daß das, was für den Vierdimensionalen etwa noch eine zeitliche Folge ist, einem Fünfdimensionalen räumlich angeordnet dünkt, und so einschachtelnd fort bis in eine Unendlichkeit, begegne ich mit dem Satz, daß etwas Unendliches nicht sein kann, da alles Sein auf der Begrenzung beruht. Einmal müßte eine solche Einschachtelungsreihe ein Ende haben. Und für den Geist auf dieser Stufe, für den „zeitlosen Intellekt", ist die Welt ein festes zeitloses Gebilde ohne Werden und Vergehen. Für eine gewisse Höhenstufe des Intellekts, die wir analogisch erreichen können, sind

alle Formen der Welt, die sämtlichen Stadien dieses Rauchringes, wie die kleinen Gedanken, die die Claire gerade denkt, zeitlos, das heißt ewig, unsterblich. Es ist das starre Sein, die homogene ruhende Kugel des Parmenides.

Wir glauben an die Lehre der ewigen Wiederkehr, an diesen Januskopf, wie man ihn schauerlicher nicht ersinnen konnte. Glauben wir vielleicht gerade deswegen an ihn? Können wir dem Unzugänglichen nicht genug Schauerliches andichten? – Eine gleiche Konstellation der Kräfte, der Ring der Ringe kehrt ewig wieder. Nehmen wir aus diesem Ring vom Standpunkt jenes höheren Intellekts die Zeit und damit die Wiederkehr, so liegt in einem X-dimensionalen Raum die Welt, die nichts ist als formgewordene, sich in der Form uns darstellende Kraft, und alles was in ihr ist und war und sein wird, in ewiger Ruhe da. Das ist die intellektuelle Unsterblichkeit, wie es auf dem Etikett meines philosophischen Haustranks zu lesen – stand.

Ja, mein Lieb, wir sind ewig da. Immer wieder werden wir uns zum ersten Male fragend und aufflackernd in die Augen sehn, immer wieder werden wir an einem goldenen Sonnentag ins Unendliche segeln, immer wieder werde ich dich mit unsäglicher Liebe zu mir ziehen und immer wieder wirst du – –

Ja, die Liebe – begann der Doktor.

Die Liebe, kam ihm ein Anderer zuvor, als ob er das am besten wüßte, die Liebe ist nichts als gekränkte Eitelkeit. Sie erwacht immer erst, wenn man den geliebten Gegenstand verloren hat oder er uns verloren zu gehen droht.

Wenn man den geliebten Gegenstand –?

Nun ja, auf den man ein ausschließliches Recht zu haben glaubt. Daß gerade ein solcher Kümmerling mir, einem Kerl wie mir, das Mädchen weggenommen hat, das wurmt und nagt und beißt. Und vorher, da war sein ganzes heißes Liebesglück nichts als befriedigte Eitelkeit, die aber als solche nur bestehen konnte durch ihr drohendes Gegenteil. Die ganze Sehnsucht, die ganze Liebe – pah! nichts als gekränkte Eitelkeit!

Sie haben wohl traurige Erfahrungen gemacht. Aber Fräulein Claire, was halten Sie von dem, was man Liebe nennt?

Da sah sie mich mit nassen Augen an und lehnte ihren Kopf an meine Schulter. –

Mit einem Sprung setzte die Musik zwischen uns, wirbelte mit ihrer prickelnden Quaste über unsere nachdenklichen Gesichter und zerrte sie wieder in ihre alten Runzeln und Falten zurück.

Jetzt laß das Wasser in deinen Augen trocken werden, es ist der letzte

Tag in der Garnison; liebe mich, lach', quäle, beiße und locke mich, sei wie die Welle.

Der Abend zerflatterte uns unter den Händen. Wir ließen uns treiben – ach! wann habe ich mich wohl nicht treiben lassen! – und ich genoß ihren Abschiedsschmerz wie einen linden Opiumrausch, der den Fragegeist zur Ruhe bringt und das unterirdische gärende Drängen des Willens lähmt und die Welt uns malt wie ein schönes schweigendes Bild. Dann kam die Nacht mit ihrem übervollen Schoß von Zärtlichkeiten und Tränen. –

Auf Morgens um einhalb sechs war der Abmarsch festgesetzt, um einhalb fünf verließ mich Claire. Sie spreitete noch sorgsam mütterlich die Kissen über mich, glättete sie und deckte mich liebend zu.

Und nun komm so wieder, wie du von mir gehst. Du weißt, was du mir bist.

Noch ein Zunicken und tapferes Lächeln und auf drei lange Wochen sehe ich dich nicht wieder.

Ich nehme die Uhr in die Hand und koste noch die letzte Minute der süßen Erschlaffung in Körper und Sinnen aus. Seltsames Leben! Ein wirbelndes Meer von Rätsel und Gefahr und gepeitscht von dem Sturm Notwendigkeit, und doch finden wir Planken und Inseln, auf denen wir den kurzen Traum des Glückes träumen können, und träumen müssen, wenn wir uns nicht aus Überdruß und Ratlosigkeit in die unheimlich lockende Finsternis fallen lassen wollen. –

Nach einigen Stunden stampfte und dröhnte unser Zug in den Mai hinaus und schwenkte seine Dampffahne weit über die Hügel und Wälder. Nach Holstein! nach Holstein! ratterten die Räder.

Als es Mittag war, zog er seine weiße Fahne ein und rollte träg und stoppte und keuchte wie ein müder Gaul. Dann stiegen wir an einem elenden Haltepunkt aus und sahen uns an:

Es geht auf Eins, und des Abends erst sollen wir in Lockstedt sein. Man zu! Das Lagerleben beginnt!

Und es begann bei glühender Sonne und mit Waten in tiefem schwarzem Sand. Und als wir nach mühseligem Marsch und hechtlangen Sprüngen über die endlose Heide die Baracken erreichten, sahen wir aus schwarz wie die Teufel.

In Lockstedt angekommen, ich sehe aus wie der leibhaftige Mohr, schrieb ich an diesem Abend an Claire.

Wir schliefen mit den Leuten zusammen in den Baracken und für die erste Nacht war mir mein Lager zwischen den zwei größten Schmutzfinken der Kompagnie angewiesen. Über mir aber wälzte sich ein „einjähriger Leh-

rer" in seinen pädagogischen Träumen und unter seinem zwei Zentner schweren Gewicht knackten und bogen sich die Bretter. Als aber, da die Lageruhr zehne schlug, ein Unteroffizier das traurige Lämpchen ausblies, erhob sich erst zaghaft und leise, dann anschwellend zum dröhnendsten Fortissimo eine unerhörte Musik. Das schnarchte und sägte und stöhnte, das prustete und fauchte und keuchte, das zog pfeifend wie ein lungenkranker Gaul die Luft ein und stieß sie wie ein zerplatzendes Ventil wieder aus, das röchelte wie ein Sterbender, das lallte im Schlaf, das grunzte in seinem unflätigen Traum, das wieherte krankhaft und schreckhaft auf, das hustete und schnaubte und orgelte – und ein Dunst kroch aus der Finsternis, stieg aus den aufgerissenen Mündern hoch, den Betten, von den im Schlaf entblößten Leibern, das stahl sich aus den Spinden von dem Lederzeug und ranzigen Speck, das sickerte von den zum Trocknen an langen Leinen aufgehängten Strümpfen, das puffte wie ein Peletonfeuer und schwoll schließlich als dämonische Wolke aus den durchschweißten Fußlappen hoch, das wälzte sich und rollte in teuflischen Knäueln vor den verschlossenen Fenstern und warf sich, da es keinen Ausweg fand, auf mich –: da grunzte und schnalzte der Schmutzlümmel zu meiner Rechten als fräße er Speck, ein nackter Fuß schob sich zu mir herüber, schimmerte bleich und verschwommen und krallte vor Lust die Zehen, und ein Geruch löste sich von diesen feuchten Zehen – an einer Linde, deren schwellende Knospen ich in dem bleichen Sternenlicht in einem stumpfen Glanze schimmern sah, lehnte ich wie ein weißes Gespenst und spie die Reste meines Abendessens in die Nacht. Dann stürzte ich in die Höhle zurück und raffte meine Kleider zusammen und kleidete mich im Freien an.

Hier schlich ich zwischen den Baracken umher und umkreiste das schlafende Lager, immer auf der Hut und mich vor den Patrouillen duckend, bis ich mich fröstelnd in einen Strauch verkroch. Ich zog die Knie hoch und schlang die Arme um sie, rollte mich zur kleinstmöglichen Kugel zusammen und suchte über den Doppelbegriff der körperlichen Reinheit ins Klare zu kommen. Es gelang mir nicht, und da es kälter wurde und ein Wind von der fernen See kam und gemächlich gen Osten lief, rollte ich mich noch fester zusammen und legte den Kopf auf die Knie und gedachte des weißen Mädchenleibes, der sich gestern in meinen Arm geschmiegt hatte und trotz meiner und seiner moralischen Verkommenheit selig gewesen war.

Als der gelbe Morgen aus den Heidehügeln gelaufen kam, hing da eine ziegelrote Wolke im Osten, so groß, daß eine Haselnuß, die in Armlänge vor dem Auge hängt, sie hätte bedecken können. Von der fiel ein Reif auf mich und da er auf meinen müden Lidern lag, verdunstete er in ihrer Wärme und

ward ein Traumbild, als schwömme ein Schwan, überhaucht von einem leisen Flamingorot, hoch über die Städte und Wälder. Aber zwischen seinen aufgebauschten Flügeln saßen zwei Menschen und tauchten ihre Hände in einen Korb mit Rosen, der zwischen ihnen stand. Dann lächelten sie und ließen die Rosenblätter auf die Erde flattern. – Wer waren diese zwei Menschen? wer war der Schwan, dessen schneeig weißes Gefieder das zarte Flamingorot trug? Aber die Wolke löste sich auf – der Morgen trank sie wohl? und es schwand mein Traum.

Doch ich fürchte, ich weiß zu gut, was mich zum Weibe zieht. Das ist nicht das Rätsel und nicht die Lust, das ist ganz etwas anderes, das ist vielleicht gerade das Gegenteil von beiden. Ich fürchte, ich weiß es zu gut, aber ich will es nicht wissen und vertusche und verzuckere mir meine bittere Weisheit. – Aber schmeckt dieser Zucker nicht süß, ist die brandende gischtende Welle nicht schön?

Im Lager begann es sich zu rühren und da die Patrouillen eingezogen wurden, verließ ich mein Strauchlager und wärmte und schmeidigte meine steifen und kalten Glieder, dann ging ich in mein Hotel, wo ich mich umkleidete und meinen Körper in kaltem Wasser wusch, und tat dann meinen Dienst wie sonst.

Hügeliges Land war's, das wir in diesen Tagen die Kreuz und Quer durchstreiften. Heide mit vermoorten Mulden und breiten Höhenrücken, auf denen die Kiefern- und Birkenbüsche lagerten wie eine Herde riesiger Dinosaurier und Diplodoken, die sich hier zur Mittagsruhe niedergelegt hat; niedriges Eichengestrüpp, kraus und ineins verfilzt wie das Wollhaar einer Vollblutnegerin; alter, eben sich begrünender Buchenwald, in dessen Schatten man sich freute aus der zitternden Sonnenglut, die draußen über der Heide und ihren Diplodokenherden lag, zu flüchten; und Weiden, hochgelegene und magere, wenn sie von den Heiderücken ausliefen, und überwuchert mit Thymian und duftenden Kleearten; schwarzerdige Sumpfwiesen, wenn sie sich aus den Eichen- und Erlen- und Rotdorngestrüppen herausschälten, düsterrote Sumpfblutaugen glotzten hier und das Schaumkraut warf dort sein lilafarbenes Wogengekräusel. Überreste eines zerschossenen Dorfes lagen in ihnen und ein Bach floß durch seine Trümmer; aus einem ungangbaren Erlen- und Salweidensumpf kam er gelaufen und erzählte sich hier, indem er gemächlich über die Scherben und Ziegelstücke rollte, Geschichten mit einem alten Birnbaum, satyrische Geschichten über die Menschen, die hier einst taten, als wären sie die Essenz und der Angelpunkt der Welt; und wenn sie gut gelaunt waren, so machten sie ihre giftigen Glossen über die Beobachtungsstände, die in der Ferne kauerten wie Riesenpilze oder schwarze

Erdgeschwüre, über die kahlen Stangen, wie sie tagaus, tagein ihre korbgeflochtenen Bälle ins Blaue reckten, über die steinernen Beobachtungstürme, die aussahen als hätte man eine rote Riesentanne in der Höhe ihrer ersten Zweige geköpft, und über die weißen Sandflecke, die die krepierenden Geschosse in die braune Haut der Höhenrücken gerissen hatten – und wollten sie an uns ihre Zunge üben, so dachten sie der ineinander verfilzten Eichengestrüppe, die ich oben mit dem Wollhaar einer Vollblutnegerin verglichen habe. Über dem Allen aber hing während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts ein wolkenloser Himmel, aus dessen Zenit die Sonne ihre brennenden und bräunenden Strahlen auf uns niedergoß.

O dieses Schmoren in der Sonne, dieses Blinzeln ins Licht, wenn wir als Patrouille weitab von der Kompagnie hinter einer Kiefer oder im hohen Heidekraut in Deckung gingen! Diese Lerchen, Tausende eifersüchtiger trillernder Punkte in der Höh, dieser Duft von Thymian, der über der ganzen Heide lagerte und in unsere Sinne einen warmen Taumel von Sorglosigkeit und Heiterkeit warf, o dieses absolute Unbekümmertsein und Aufgehen in nichts als in wohliger Sommerwärme!

Dann erhoben wir uns wohl und äugten umher und beobachteten durch das Glas die ferne einen Höhenrand anstürmenden und ankriechenden Linien – merkwürdig war es, daß ich dann auch das Feuer und Hurrarufen deutlicher wahrzunehmen glaubte; aber bald fielen wir wieder zurück und brannten und schmorten und streckten uns und blinzelten ins Licht.

Der Tornister unter dem Kopf ist weicher als ein Daunenkissen und die struppige Heide elastischer als ein Federbett – dann legt man den Helm auf den Leib und faltet die Hände über der Brust, das Gewehr schläft im Arm und man sieht in den Himmel und schmort.

Aber einmal an jedem Tage beginnen die Hügelheidewellen zu wogen und zu schaukeln, ich schwimme und schwimme auf ihnen hinaus und kreuze und schmeichle um ein winziges gelbes Haus, das da ferne an der Ostsee irgendwo an einem Hafen liegt.

Und wurde Halt! geblasen, klang es aus allen Gebüschen und Mulden, von allen Höhen und sich endlos ins Braungrün verlierenden Flächen, so schulterten wir gemächlich unser Gewehr und gingen dem Lager zu, dessen Wahrzeichen, der Wasserturm, hoch über die Heide blickte. Und da glückte es uns denn wohl, erst bei schon begonnenem oder gar beendigtem Parademarsch, der täglich die Übungen abschloß, anzulangen; immer aber kehrten wir schweiß- und staubbedeckt zurück und freuten uns der täglich wachsenden Bräune unserer Haut.

In unserem Hotel hausten wir zu vieren auf einem Zimmer, dessen Aus-

rüstung aus vier Betten, zwei Kleiderständern, zwei Waschtischen und einem Fenstertisch bestand, auf dem sich alles zusammenfand, was nicht hängen und nicht recht auf dem Fußboden stehen konnte. Als Badewannen dienten die Waschschalen, in die wir uns hineinstellten und aus Kannen und Karaffen das köstliche kalte Wasser über uns gossen; die Bettkissen benutzten wir als Wurfgeschosse und Hiebwaffen, die Gläser als Geschütze, aus denen uns heimtückische Güsse auf den entblößten Rücken fuhren, und auf unseren Betten lagen wir nach dem Essen nackt wie die jungen Götter und freuten uns unserer Nacktheit und göttlichen Müdigkeit; der Fußboden aber war ein Tummelplatz für Stiefel und Brotbeutel, für reine und schmutzige Wäsche und stellte nach den Kissen- und Wasserschlachten einen Ort des Grauens für ein Schock derber Zimmermädchen dar. Unser Getöse empörte zwar das Haus, aber kam uns einer mit offiziellem Blick und energischem Mund, so umflogen ihn Wasserstrahlen und Kissen und so blieben wir denn unbehelligt.

Und vor einem Jahr vergrub ich mich in die dämmernden Irrpfade Buddhas oder wandelte auf den gefährlichen Höhen Zarathustras und sah mir mit einer nicht geringen wollüstigen Verzweiflung zu, wie leicht sich unsere Werte und Begriffe in nichts auflösten, wie die stolzesten Formeln, die sichersten Welten und ehernsten Gesetze nichts wurden als Schall und Rauch und blaue Gespenster, als deren verschämter Vater sich der Wunsch und die Notdurft entpuppte. Und jetzt – sollte man es für möglich halten?

Des Nachmittags aber saßen wir draußen und sahen zu, wie der Mai die Lindenknospen aufbrach und die wilden Kastanien immer verlangender ihre knallgrünen Hände in die Sonne streckten, und unterhielten uns mit einem gläsernen zwei Liter fassenden Stiefel, dessen goldbrauner Inhalt zugleich als der konzentrierende Mittelpunkt unseres sorglosen Geschwätzes diente. Aber um die Stunde, wo alles stiller ward und die Sonne hinten in die Heide lief, ging ich hinauf und beantwortete deine Briefe.

O deine Briefe! In ewigen Variationen rührend unbeholfen, rührend treffend die eine Melodie: Du bist mein Glück und darum habe ich dich lieb, so lieb wie du nie wieder geliebt werden wirst.

Alltägliche Briefe, alltägliche Lügen, alltägliches Geschwätz. Ich war der Fels, den die Welle umbrandet, und die Welle wurde geformt und getrieben von dem Sturm, der einen sehr prosaischen Namen führt. Sinnlos und wild heult er daher und wirft Welle auf Welle hoch – das hat mit „Liebe" nichts zu tun, bei der Welle nicht und erst recht nicht beim Fels – er sucht sie ja nicht.

Aber was gab dir trotzdem diese Gewalt über mich? Zuweilen glaube

ich, das schillernd Unberechenbare und Verdorbene in dir, die Gefahr zöge mich an. Liebt der Fels die Welle und seine Gefahr? – weswegen nur? Liebe ich mein Verderben? – was treibt mich dazu?

Oder – ich bin so müde; sollte das, was mich zu dir zog, auch nur Müdigkeit und Bequemlichkeit sein? Und ich bilde mir – weswegen denn? – deine schillernde Kompliziertheit und Gefährlichkeit nur ein?

Der Nebel liegt draußen, wochenlang liegt er schon da und begräbt mich hier. Es ist, als ob die Welt stille steht – wo ist sie noch? Leise tropft es vom Dach, es ist, als ob die Welt weint – warum weint sie noch? über den Sommer, der nie, nie wiederkehrt? – Es tröpfelt nicht mehr, die Welt trocknet ihre Tränen. Ein Hauch tut sich auf – hofft die Welt? hoffst du, mein Herz? Aber ich wollte von meinem Lagerleben schreiben, von meinen vollkommenen Tagen, und blättere in vergilbenden Briefen. Ich fürchte, ich werde in ihnen blättern, bis du – oder wird es dein knöcherner Bruder sein? – sie mir selber aus der Hand nimmst.

Aber weswegen blättre ich in ihnen? weswegen bohre ich in meiner Wunde? –

Ist die Welt Kraft, dann konstatiere ich in mir eine sinnlose Vergeudung von Kraft. – Wie denn: sinnlos? Vergeudung? Ist die Welt auch Kraft, so hat sie deswegen noch kein Ziel und keinen zu messenden Zweck. Denn legst du, das bedenke doch, an dein Mückendasein überhaupt ein Werturteil, so gilt dieses zugleich dem Universum, das dich hochhob wie der Ozean ein Schaumgekräusel. Und traust du dich, diesen Ozean, von dem du nichts kennst als seine Mechanik, zu bewerten? Der Teil will über das Ganze ein Urteil fällen? Wenn es umgekehrt wäre, das Ganze über den Teil! Und auch dann müßte es erst mit dir einen bestimmten Zweck verfolgen, nach dessen Nützlichkeit für sich selbst es dich bewerten könnte; und glaubst du denn – – Oder wolltest du damit sagen, daß die Kräfte, die sich in dir ein kurzes Stelldichein geben, stärker sind als dein sie betrachtendes und bewertendes Ich? so daß du sie dir nicht einfügen und genießen kannst und sie darum als Vergeudung betrachtest? Soll das heißen: die, welche du liebst, ist deiner nicht wert? soll das heißen: du bist ein Narr mit deiner Liebe? soll das heißen: wirf dich wieder hoch und siehe ein, daß du einen Mißgriff tatest, da du deinen Wacholdern untreu wurdest und mit deiner Liebe zu den Menschen gingest? – Ich glaube, das heißt alles nichts anderes, als daß ich kleiner war als mein Glück – und deshalb verließ es mich.

Es ist der zwölfte Dezember und von frohen Tagen wollte ich schreiben und glaube, wieder einmal konstatieren zu dürfen, daß das Normale das Umsonst und das Leiden und nicht der Erfolg und die Abwesenheit des Lei-

dens ist; oder dunkler gesagt: daß das Normale das Kleiner-Sein des Ichs als es selber ist. Das ist das Leiden und der Zwiespalt unserer Zeit, der aus einer verrückten Laune gerade in mir sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Aber ich will ihn schon kennen lernen, ich will ihm Auge in Auge sehn, er soll schon Hals geben, dieser Hund! –

Mit der aufsteigenden Sonne sind wir heute abmarschiert. Nebel lag noch in den Mulden und hing grau, da hinten ganz fern, wo der Sumpf liegen muß, aus dem der Bach kommt, in den damals die Leute Scherben geworfen haben und der sich jetzt mit dem alten Birnbaum satyrische Geschichten erzählt. Kalt war's und die Wiesen waren weiß. Hin und her sind wir marschiert, stundenlang. Durch die Eichenbüsche haben wir uns gearbeitet, Mann hinter Mann, und die blattlosen Gerten haben uns das Gesicht zerpeitscht. Durch die Kiefernbestände haben wir uns schweigend vorwärts geschlängelt, und kam eine Lichtung, dann ist es Gewehr rechts! im Laufschritt hinüber gegangen, wobei die Tornister mit einem glucksenden Ton auf unserem Rücken getanzt haben, dazu der Schweiß floß. Kanonenschläge durchschlugen die Luft, von irgendwo her; da sind wir irgendwo hin zurückgelaufen und haben uns, ich weiß nicht wo, geduckt, tief in einen Sumpf. Auf Ellbogen und Knien haben wir da gelegen, denn es lebten dort Sphagnummoose, die sich in der feuchten Nacht bis zum Platzen voll gesogen hatten, die Trunkenbolde. Weiter ist es dann gegangen, immer in den feuchten Tiefen, wo der Schweiß nicht verdunsten konnte und unser Körper uns vorgekommen ist wie ein überhitzter Kessel, dessen Ventile geschlossen sind. Immer ging es am Fuß der weiten thymianduftenden Höhen entlang, und immer durchschlugen die dumpfen Schläge die Luft. Seltsam aufregend ist es gewesen und das Reden hat nicht aufkommen wollen in der würgenden Luft. Wieder liegen wir in einem Sumpf, ein ganzes Regiment liegt in dem Sumpf. Großäugige Dotterblumen haben dort geblüht, saftstrotzend saßen sie da und fraßen mit ihren dunkelgrünen Herzblättern die Luft, sie öffneten ihre Glieder und prahlten und lockten mit ihren saftigen, goldgelben Genitalien. – CALTHA BEATA sollte man dich nennen, sagte ich zu der schönsten von ihnen und küßte sie, da sie gerade zu meinen Häupten stand – als schon irgendwo Schützenlinien knatterten. Dann hieß es mit einem Male, wir sollten Kompagniekolonnen formieren, und da hat es denn ein böses Gehaste gegeben zwischen den Rotdornen und Weiden, manches Schimpfwort ist da gefallen. Dann haben wir wieder eine Weile gelegen, die Brust keuchte und der Schweiß troff. Neun Uhr ist es gewesen, wie wir da gelegen haben. Aber wie das Geknatter immer heftiger geworden ist, als es schon angefangen hat, wie ein Uhrwerk zu rasseln und zu rollen, da haben wir uns in langen Linien

aufgelöst und sind gemächlich Gewehr unterm Arm die Höhe vor uns angegangen – da hat es mit einem Male Marsch! Marsch! geheißen und keuchend sind wir oben angelangt und haben uns zu gleicher Zeit lang hingeworfen.

Zwei braungrüne Wellenberge und Heide allerorts. Und auf dem anderen Berg liegt der Feind. Doch das Tal zwischen uns und ihm, die große Mulde, deren Boden nicht einzusehen ist, ist maßlos breit; sehen doch die Kiefern in ihr wie Wacholdersträuchlein aus, und sind doch die roten Flaggen, die oben in dem blauen Waldrand sich eingenistet haben, nur durch das Glas zu erkennen. Da liegt der Feind! Und fünf Kilometer sind es bis zu ihm, die wir mit unseren schnellen Sprüngen zwingen sollen. Glühend hängt die Sonne über uns und zitternd tanzt die Luft über der Heide. Vor uns, weit vor uns knattert es zuweilen, ab und zu huschen Linien auf und verschwinden gleich wieder, als hätte sie die Heide verschlungen. Die Geschütze, die soeben noch dröhnten als wollte ein Knall den anderen einfangen, schweigen; auch das Geknatter da vorne stirbt, nur die Grillen zirpen und die Lerchen trillern und das eigene Herz schlägt laut.

Das Herz – rast! Das war ein Sprung, bei dem hat es nicht viel an einem Kilometer gefehlt! Die Pulse jagen, der Atem pfeift, ich hebe das Gewehr und versuche zu zielen; der Helm schiebt sich hoch und ein Strom braungelben Schweißes gießt von der Stirn; da entfällt es mir mit einem Knall und vor mir stiebt Sand und Heidekraut auf.

Die Lerchen trillern und die Luft rollt, wie ein unendlicher monotoner Donner rollt sie; aber die Lerchen haben sich an ihn gewöhnt – wie sie trillern! Als ob sie ihn gar – überstimmen wollen! Als ob er ihre tolle Eifersucht noch – aufstachelte! – wer weiß! Dort rechter Hand über dem Knick liegt ein hellgrauer Rauch und wie ein angekurbelter Motor rattert das herüber. Da brüllt wer:

Auf das Maschinengewehr rechts schwenkt Marsch! Marsch!

Da ist der hellgraue Rauch verschwunden und wir schwenken zurück und die roten Flaggen wachsen schon, sie wachsen! –

Die Sonne – glüht! O das – verfluchte Getriller! Nun sind wir heran! Da liegen sie! Einen Graben haben sie sich ausgeworfen und – mit Heidekraut maskiert – ha!

Mein Herz – springt! mein Atem – röchelt! Wie die Sonne – glüht! Fünf Kilometer im Sprung, das mache uns einer nach! O das verfluchte Getriller! – –

Allerorten hängen weiße Wolken in der Luft, kleine runde Wolken, und ein Singen und Pfeifen ist über mir. Da wirft einer die Arme hoch und legt sich auf die Seite – so lieg doch vernünftig! Verflucht! was stäubt die Erde

vor mir auf? Allerorten stäubt sie auf. Ach so – 's ist Ernst.

Marsch! Marsch! – träume ich das eigentlich?

Wollen Sie nicht mit?

Ich bin doch verwundet; da bleiben ja Viele liegen. Wie das Getöse wächst! Wie die weißen Wolken antanzen! Das glaub' ich! Wie sie stolpern und purzeln und fallen, wie die Trunkenbolde purzeln sie! – Da pflanzen sie die Seitengewehre auf – da muß ich dabei sein! Hurra, jetzt stechen sie aufeinander los! Wie sie brüllen! Wie die Tiere. Wie die Knäuel sich wälzen! Herrgott, wie die brüllen!

Da richten sich gähnend die Diplodoken und Dinosaurier hoch und wenden und pendeln turmhoch mit ihren Schlangenhälsen und recken ihre Vogelköpfe starr himmelan und beginnen ein Geheule als ließe eine ganze Torpedoflottille ihre Sirenen heulen.

Jetzt haben sie ihn gewürgt, jetzt rasen sie hinterher, wie die Teufel hinterher, den Berg hinab, in den Wald. –

Scheint die Sonne nicht mehr? Das ist, als habe der Mond sich vor sie gestellt; das ist, als habe einer ein braunes Tuch über sie gehängt. Aber was wandern da für seltsame Lichter in der Heide? Was huschen für große Vögel über den Wald?

Schau! was will der einsame Kopf? Was will der Kopf? Da hat ihn nun einer auf der roten Heide verloren. Was! ist das das Schlachtfeld? Ein einziger Kopf?

Was will denn die hier? Was will das Weibs hier auf dem Schlachtfeld?

He! Leichenfleddern?

Was schreit denn das Weibs? Schrei doch nicht so! Blondes Haar hat sie auch.

Was brauchst du blondes Haar? Blondes Haar trägt nur eine, und die ward 'ne Hure.

Schrei doch nicht so! Rufst du mich, tolle Vettel? –

Ja, jetzt kommst du zu spät. Auf dem Schlachtfeld wolltest du mich suchen? Sieh, meinen Kopf haben sie zerschossen, meinen armen Kopf. Erst ward er verrückt, und nun zerschießen sie mir ihn; es hat nicht mehr nötig getan – die Narren.

Was? du willst mich wieder beißen? Ist das hier wohl der Ort? Ja, lache nur, das schlägt nicht mehr.

Oh! nun ist er im Zorn von mir gegangen! – Da nimmt sie das Seitengewehr und stößt es sich bis zum Heft in die Brust. Die Erde sinkt, die rote Heide unter uns fällt, unsere Namen fallen ab, wir sind nicht mehr wir; Tage, Jahre, alles fällt von uns.

Bist du es? bist du es nicht?

Auf einer Wiese gehen wir, du bist so rank, so jung. Du wendest dich zu mir:

Weißt du denn nicht, daß heute mein Geburtstag ist? Ich bin sechzehn Jahr, denk' mal, wie alt! Aber was hast du für eine kuriose Mütze auf?

Das ist meine dunkelgrüne Mütze, die ich damals auf der Sekunda trug.

Komm, gib mir deine Hand; hier sieht uns keiner.

O, was du für kleine Händchen hast!

Wir gehen weiter, ich liege wieder auf der Heide, vor mir leuchtet in der Sonne ein rötlicher Stein; und ich sehe uns beide weit und weiter gehen, senkrecht über mir ins Unendliche. Schaumkraut blüht auf der Wiese, wir werden kleiner, immer kleiner, wir werden ein Punkt – da schlägt das Schaumkraut wie eine lila Woge hinter uns zusammen. Wo sind wir geblieben?

Eine Lerche singt über mir, wird kleiner, immer kleiner, wie ein Punkt hängt sie im Äther und singt und singt – aber wo? wo ist sie geblieben?

Endlos breitet sich die Heide und der Mittag glüht. Im steilen Gleitflug ist die Lerche aus der Höhe gefallen und die Grillen geigen nicht mehr. Das Schweigen geht um und faßt sich an die Stirne: schweige ich? rede ich?

Da bringt ein Hauch von ferne von ferne – etwas Dumpfes, Taktmäßiges, Wiederkehrendes.

Da spielen sie den Parademarsch, sage ich zu mir und blinzele ins Licht. Ich springe hoch und sehe mich allein in der Heide, über der die Luft in zitternden Säulen steht. Als ein schwarzer Punkt blickt der Wasserturm über den Wald – die ferne ferne Musik hat aufgehört – der Parademarsch ist aus.

Das war der elfte Mai, an dem ich an einem heißen Nachmittag allein aus der Heide zurückkehrte und unterwegs meines Traumbildes gedachte, das in mir aufgestiegen war, während ich wie tot in der glühenden Sonne lag.

Aber als ich des Traumbildes vergaß, da mußte ich mit einem Male der CALTHA gedenken. Nicht wahr, man ist auch neidisch auf seine Jugend, in der man eine Fähigkeit besaß, die man später verlor und die nur noch die Blumen haben, die so – dumm und unkompliziert geblieben sind?

Und doch will ich die Unergründlichkeit und Kompliziertheit lieben? – da sitzt ein Haken, und der Haken ist der, daß ich selbst der Komplizierte bin. –

Es ist Mitternacht, und der Hauch, mit dem sich die Nacht vorhinnen die Augen getrocknet hat, ist zum Sturm geworden. Sturm im Nebelland! Ich

kann nicht denken, nicht schlafen – mich treibt es hinaus in die Nacht, ruhlos in die ruhlose Nacht.

Wo magst du sein? Daß dieses Blut nicht ruhen kann! –

Ich bin zurückgekehrt. Doch wie ich vorhinnen unter den jagenden Wolken und zwischen den Wänden, die die Dunkelheit gegen mich schob, wie ein Gefangener lief – hier bin ich sicher, hier bin ich allein, hierhin zwischen Licht und Bücherschränke wagt sie sich nicht, die da draußen wie ein Spuk neben mir stand, ging mit mir, sprach mit mir, koste mit mir, und der Sturm, der über mir heulte und in den Zweigen knackte und die Wolken rollte und sie zu prasselndem Regen zerschlug, peitschte mein Blut – ich bin zurückgekehrt, ich weiß nichts Besseres, als zu schreiben, Worte hinter Worte zu setzen, die Feder eilt nicht so schnell wie die Worte sie jagen – Herrgott! ich schreibe ja nur, um von mir loszukommen! –

Um von mir loszukommen? Alles Objektive beruhigt und leitet ab: ich will mich in objektive Tintenstriche verwandeln – aber auch in diesem Tintenstrichengewirr nach psychologischen Richtlinien suchen! Deswegen schreibe ich, nicht nur um mich zu beruhigen, sondern um einen Weg zu finden, einen Weg aus dem Nebelland zur Sonne, einen Weg zum Ziel. Und dieses Ziel –? –

Eine Nachtübung war angesagt. Wir versahen uns mit wärmenden Getränken und marschierten bei untergehender Sonne ab.

Es ist finster geworden, der Himmel ist bezogen und es weht ein mürrischer Wind. Ich bin mit meiner Patrouille weit voraus, meine beiden Leute habe ich links und rechts von mir postiert und mich selbst hinter einen Knick, der wie eine kreisförmige Wehr in die Nacht ragt, verborgen. Lege ich den Kopf auf die Erde, so höre ich Geräusch und Klirren. Sie buddeln da hinter uns einen Schützengraben aus. Vor mir blitzen ab und zu schwankende Lichtpünktchen, die Taschenlampen feindlicher Offizierspatrouillen, die die Sturmstellung festlegen. Sie haben sich getäuscht, ihre Stellung ist zu weit. Hin und wieder knallt es dort unten im Sumpf, hin und wieder dringt ein fernes Hurrarufen aus ihm herauf – sie schlagen sich um die Übergänge über den Bach – noch vereinzelte Schüsse fallen, und es ist, als ob ihr Knall in der stillen Nacht vor sich selber erschräke – dann rasselt nur noch der Wind im Heidekraut. Ich raffe mir dürres Gras zusammen und knie darauf, dann stütze ich die Arme auf den Knick und blicke in die Nacht.

Es ist rauh und kalt, irgend ein Licht liegt noch in der Luft und färbt die Wolken, die streifig und schwammig den Himmel bedecken, in fahles Leichengrau. Die Birken, die sich auf den Knick gepflanzt haben, sind noch nicht belaubt wie ihre Brüder in der Heide. Denn in den Sumpf, der da unten

liegt, fällt allnächtlich eine dicke kalte Luft, und wenn dieser Kältesee kurz nach Mitternacht beginnt überzuschäumen, so kriechen seine weißen Wellen zäh und kalt an den Höhenrändern hoch – da mögen sie noch nicht grünen. Kalt durchschauert's mich, Trostlosigkeit und Verlassenheit liegt in der Welt und gleich einem hoffnungslosen Wanderer, der einen endlosen Weg vor sich hat und weiß, daß er unterwegs zusammenbrechen wird, stöhnt und taumelt der Wind.

Da fällt mir ein Brief Hyperions ein, den er schließt:

„Ja, vergiß nur, daß es Menschen gibt, darbendes, angefochtenes, tausendfach geärgertes Herz! und kehre wieder dahin, wo du ausgingst, in die Arme der Natur, der wandellosen, stillen und schönen."

Falsch! Falsch! Nicht die Natur ist wandellos, still und schön, sondern nur dein Ideal – vielleicht ein krankhaftes – von dir selbst! Und da du es nicht verwirklichen kannst, gibst du der „Natur" diese Epitheta. O, die läßt sich viele Namen geben. Aber nur die Enttäuschten und Schwachen, die Ausgestoßenen und Erfolglosen und Leidenden, insgesamt die, welche über ihre Kompliziertheit nicht Herr werden, „flüchten in die Natur" und hängen ihr jenes Lügenmäntelchen um, jenes unerreichbare Ideal und beten es an. Aber in ihrer Ratlosigkeit und Flucht vor sich selbst beten sie sich selber an und lieben ihren Feind in sich, den sie nicht bewältigen konnten; sie jagen nach einem Phantom, das sie für unerreichbar halten, und sind es im Grunde doch selbst. Ein grausiger Zirkel, die Schlange, die sich in den Schwanz beißt und wahnsinnig an zu kreisen fängt. – Denn die Natur selbst ist grausam und unerbittlich, sie ist weder unwandelbar noch schön, sie ist garnicht für uns erreichbar, uns ewig fremd, höchstens – als Bild! – ein Haufe sinnlos rollender Atome. Wir sind's, wir, die ihr Glanz und bunte Masken geben.

Und was ist's mit uns, die wir in jenem Flüchten eine Krankheit und ratlose Narrheit erkannt haben, die wir wissen, daß wir nicht aus uns heraus können, mit uns, deren jede Sekunde, jeder Gedanke und jede Bewegung nichts ist, denn der aufblitzende Brennpunkt zahlloser Kausalreihen, und besonders mit uns, die wir uns dieses Allen stündlich bewußt sind und nicht mehr zurück können zu dem unbewußten harmonischen Triebleben des Tiers und glückhaften Philisters?

Zwei Wege haben wir, uns aus der schwarzen Trostlosigkeit jener Erkenntnis zu retten: entweder wir streben darnach, die eherne Unerbittlichkeit zu lieben, und können uns nicht Genüge tun, ihr überall, ihren feinsten und allerfeinsten Fäden nachzuspüren, oder wir sehen von ihr fort und ergeben uns dem Rausch.

Nicht jenem dionysischen Rausch, der sich austobt in hyperbolischer

Bejahung, in ewiger Vernichtung und ewigem Wiederschaffen des Gewordenen – er ist triebhaft und unbewußt –, sondern dem bewußten Wegsehen und inbrünstigen Untertauchen in Mitleid, Musik und Liebe.

Aber das ist ein Symptom von Müdigkeit, Überkompliziertheit und Totgeweihtsein – ist Abendröte.

O diese mürrische trostlose Nacht! O dieser taumelnde Wind!

Und diese Straßen sind diametral entgegengesetzt, sie sind antipodisch von Urbeginn – oder sollte mein hämischer Verdacht berechtigt sein, daß auch jene erste mit der Zeit umbiegt und in die andere ausfließt?

Es ist grimmiger Neid und ein schielender gelbäugiger Verdacht – ich will meine Straße gehen und meinen Rausch trinken, bis zur Hefe will ich meinen Becher leeren und die goldensten Abendröten bauen.

Die Nacht ist mürrisch und der Wind nörgelt und fragt: hast du die Kraft dazu? Wenn dir nun einer den Becher nimmt und du nun dastehst –? Wenn eine schwarze Böe aufsteigt und dir die Abendröten verjagt und vergräbt?

Was will das Gespenst in der Nacht! O, wo bist du, daß du mir mit deinem goldnen Leichtsinn nicht helfen kannst es fortzuscheuchen? O du verfluchte Nacht! Du Grübeltier! Du Unholdsschoß!

Schatten kriechen im Heidekraut, ducken sich, nähern sich, eine ganze Linie von ihnen schleicht und gespenstert heran. Feuer! Feuer! Da sind sie wie weggeblasen. Alarm! Alarm!

Doch da gespenstert's und schleicht's unabsehbar heran, die ganze Nacht schickt ihre Schatten vor – da rollt und rast das Feuer die weite Linie entlang und die Maschinengewehre spucken unaufhörlich ihre feurigen Zungen in die Nacht. – Im Osten beginnt es zu dämmern, ein gelbes Rot huscht über den Himmel – sieh! trillernd steigt die erste Lerche hoch! –

Nebenan in der roten Backsteinkirche schlägt die Turmuhr drei. Die Wolken sind zerrissen, das Dorf schläft und vier Sterne blicken aus der schwarzen Nacht zu mir und um acht oder neun erst geht die Sonne auf. Aber ein trübgelber Klecks in den Nebeln, das ist in Kolchis die Sonne. Je länger ich hier aus meiner Höhle, ich Höhlengrübeltier, auf die toten Dächer und zerfetzten Wolken sehe und in den faulen Schlaf, der da draußen schnarcht, – das will eine Welt sein? ein Spuk ist's, ein Nebel- und Wolkenspuk, wenn viel, ein unnötiger Traum.

Oh die Jenseits-der-Hyperboreer, die kommen nicht zum Bewußtsein, daß sie leben und wie sie leben und zu der aberwitzigen Frage, warum sie leben und zu der bittern Erkenntnis, so fliegenunnötig zu leben. Sie kommen nicht dazu, zu nachtschlafender Zeit sich in Tintenstrichen objektivieren zu

müssen – die Schläfer und steifbeinigen Nebel-Murmeltiere!

Da holt jeder Kristian sich seine Katrine – liebt er sie denn? er denkt nicht daran, er ist gar kein „er", er ist eine Welle, die der Sturm treibt und welche muß, ohne daß sie weiß, daß sie muß – so nimmt er sich eine Katrine, die ihren Leib im Leben dreimal wäscht, und zeugt Junge mit ihr und räsonniert nicht darüber und schreibt nicht des Nachts um halber Vier:

Ich bin kompliziert und suche deswegen das Nichtkomplizierte. So ist's. Deswegen liebe ich den eindeutigen Trieb in ihr, und die Gefahr an ihr ist mir lieb, weil ich im Prädikat das Subjekt wittere. Gefahr, weil ich weiß, daß ich auf diesem Ruhekissen verfaule und immer weicherer Ruhekissen bedarf, und weil ich weiß, divinatorisch weiß, daß ich dieses Ruhekissen verlieren werde, daß sie mir nicht treu bleiben wird, nicht treu bleiben kann, deswegen ist sie ja Trieb und – deswegen liebe ich sie. Eine krause Sache, glotzt mich nur so an, ihr vier Sterne, aber so ist's.

Und wenn ich glaubte, ich liebte die Kompliziertheit, die Wellenartigkeit an ihr, so ist es, daß ich an den Äußerungen dieses Triebes, dem Schaum und den Brechlichtern der Welle, meine ästhetische Freude hatte und mich durch sie hinweg täuschen ließ über den zu Grunde liegenden nackten wüsten Trieb, dem ins Auge zu sehen ich zu schwach bin – ich mag es nicht, will es nicht, ich darf es nicht, ich müßte ihm eigentlich fluchen. Ich weiß, daß ich in ihr eine gewisse Ruhe finde, ich will es aber nicht wissen. Eine seltsame Sache, ihr vier Sterne, aber so ist's.

Ob es mir auch derart mit den Dingen der Welt geht, an deren bunten Erscheinungen in der Form ich mich zuweilen erfreuen, ja ihnen die Unsterblichkeit geben kann, wenn ich ihres rätselhaften Untergrundes, den ich mir bildlich anthropomorphisch am liebsten auch als einen Trieb vorstelle, nicht gedenke? Ihr verschwindet nicht hinter den Wolken, ihr vier Sterne?

Dann darf ich auch diese interesselose, „malerische" Anschauung gerade als mein rigoroses Wegsehen und meinen Rausch bezeichnen und ich mache mir durch ihn die Welt ebenso ertragbar wie die Zärtlichkeiten und spielerischen Launen und Überraschungen mir jenen anderen Trieb verschönern und verhüllen und ertragbar werden lassen.

Wie ich jene Anschauung den Rauschtrank der Erkenntnis, so könnte ich die Liebe das sich berauschen und von sich weg sehen Wollen des Geschlechtstriebes nennen. Ihr leuchtet noch immer, meine vier Sterne?

Und – nun schwindet mir nicht! – haben die beiden miteinander etwas zu tun? Könnte eines die – Bedingung des anderen sein? – Wo seid ihr, schluckte euch die Nacht, meine vier lockenden Sterne?

Nun, so will ich nicht darüber denken, ich will nichts darüber wissen, –

obwohl ich doch schon alles weiß.

Und meine Kompliziertheit – was will ich mit dem Wort? Es steckt in ihm der Versuch einer Selbstentschuldigung. Es wird nichts anderes sein als der Ärger, in dem Hinundhergerissenwerden zwischen dem Wunsch nach einer positiven Erkenntnis und dem Wissen ihrer Unmöglichkeit keine endgültige Stellungnahme treffen zu können: entweder finde dich mit jener Unmöglichkeit ab und lebe dem Nihilismus in dir zum Trotz, oder gehe fort mit einem Fluch auf den Lippen, oder berausche dich, aber mit gutem Gewissen!

Und diese Unfähigkeit, entschlossen, wenn auch mit geschlossenen Augen, Stellung zu nehmen, schiebe ich einer krankhaften, vielleicht ererbten, in der Zeit, in der Luft liegenden, „Kompliziertheit" zu. Meine Kompliziertheit, das ist nichts als Schwäche und – atavistischer – Ärger über diese Schwäche und das Überwinden-Wollen dieses Ärgers dadurch, daß ich mich vor mir selbst entschuldige, indem ich die Ursache meiner Schwäche in einer Vererbung oder im Zeitgeist suche.

Aber ist das Alles insgesamt nicht schon eine Krankheit, ist jede Selbstkritik nicht das Anzeichen des Niedergangs? –

Es ist noch immer nachtschlafende Zeit und im roten Backsteinkirchturm nebenan hat die Uhr noch nicht fünf geschlagen. Ich will in die Heide gehen und dort wie ein Spuk über die Hügel geistern. Dann will ich mich mitten auf einen der braunen Walfischrücken setzen, die da zwischen den Wäldern gestrandet sind, die mittlere Eiszeit warf sie wohl dort hin, und will den Hut auf die Knie legen und dem Wind ins Ohr flüstern: klopf an ein Fenster, hinter dem der vierschrötigste Hohlkopf haust, und dann rufe ihr zu, wenn sie erschrocken aus seinen Armen fährt: er lebt noch! in Nebel und Regen vergraben lebt er und verwandelt sich, da er nichts Besseres weiß, in Tintenstriche, lauter schwarze Tintenstriche. Hörst du?

Ob sie auch still in seinem Arme ruht, ihr Atem leicht und kein häßlicher Traum über ihre kleine – Teufelsseele geht?

Ach! geh' zu deinen Wacholdern und Moorbirken, geh' in die Heide! – –

Ich bin zurückgekehrt, gleich muß die Sonne kommen. Draußen in der Heide wollte ich sie über die Nebelbalken mit ihren langen Strahlenfüßen steigen sehen, aber es ward grimmig kalt, da ich auf meinem Hügel saß und auf sie wartete und ein Schluchzen und Grollen in mir war, da ich des blonden Vierschröters gedachte, der nun in ihren Armen schnarcht, und da ich gedachte, weswegen ich sie verlieren mußte. Um zu erkennen, was sie mir war, deswegen verlor ich sie. Ich verlor sie, um zu wissen, wo mein Glück und wo meine Gefahr liegt – und sollte ich's glauben! meine Gefahr liegt im

bunten goldnen Tag, der so tausend Fragen stellt, liegt im brausenden Leben, das so farbige Rätsel singt. Und mein Glück, mein gefährliches Glück, ihr Sterne, – das habe ich verscherzt, weil ich es verscherzen mußte: die Schwäche treibt mich zu dem, was sich Glück für mich nennt, und die Schwäche ist's, durch die ich es wieder verlor.

Das flüsterte die Heide und raunte der Wind. Von Hügel zu Hügel bin ich gesprungen – die Rehe wurden scheu vor dem Heidespuk – bis ich keuchte, bis ich der Stimme hinter mir entflohn war und ihrem Hohnlachen: so zieh den Schluß und fluche und geh, so gehe fort und zieh die Konsequenz. –

O die Sonne! Wie ein strahlender Brand flog sie damals aus dem Meer, jetzt flüchten die Nebel wie die Heidegeister Ossians vor der glanzlosen Scheibe – des Dämons, der gelassen Rätsel- auf Rätselrunen auf unsere Erde zeichnet, bis wir in den Fäden und wirren Zickzackstrichen, in die wir uns hineingedeutet und hineingelesen und denen wir zweideutige Worte und sich widersprechende, sich in nichts auflösende und ineinander übergehende Gedanken gegeben haben, nicht mehr vor- noch rückwärts wissen und ratlos die Hände zusammenschlagen: was ist das? wozu führt das? könnten wir wenigstens wieder aus diesem Labyrinth heraus!

Darum untertauchen – untertauchen um jeden Preis!

O der Feigheit, o des faulen Schlafs und der Sabbatruh!

Der unnötigen Exaltation! Da lege ich Werturteile an mich, die ein Banause für einen Banausen schuf! Als ob die Arbeit um der Arbeit willen nicht auch ein Untertauchen und ein Rausch wäre! da tue ich einen kleinen Blick in mich und zürne mir und – schäme mich!

Ich will nun einmal müde sein und in einer braunen Wolke von Sabbaten und NARCOTICIS unmerklich unter die Schwelle meines Bewußtseins sinken.

Wieviel Unruhe und Schlaflosigkeit, wieviel Worte um eine untreue Kokotte!

Auch meinem Körper ist elender zu Mute, als vor einem Jahr, wenn er nach der verregnetsten Nachtübung hungrig und durchnäßt und mit wunden Füßen heimstolperte. –

Es ist Nachmittag, wir liegen auf unseren Betten und rauchen und ich lese einen Brief, in dem Claire mir von ihrer Treue erzählt; bis jemand meint, wir müßten beginnen Abschied vom Lager zu feiern. Wir sind es zufrieden und kleiden uns an.

Die Luft ist so weich. Die Lindenknospen hat der Mai schon lange zu flachen Herztellern auseinander gefaltet und die wilden Kastanien zünden

schon seit einigen Tagen ihre Kerzen an. In den schattigen Buchenwäldern, in welche im Osten die Heide übergeht, wächst Waldmeister – und nach einer Weile weicht der goldbraune Stiefel einem dickbauchigen Gefäß, aus dem der komprimierte Mai uns entgegen duftet.

Und während draußen in der Heide die Lerchen trillern und ihr Gesang wie ein ganz leises verlorenes Klingen uns umschwebt, beginne ich von Claire zu erzählen und schütte wie in einer knabenhaften Begeisterung mein Herz aus. Weswegen? Um mein Fliegenglück verstärkt zu genießen, indem ich versuchte, einen kleinen Neid zu erregen, und mich an meiner übertreibenden Schilderung nochmals freute?

Ein verdächtiges Zeichen! Der Renommist glaubt nicht an sein Glück, hat es noch nicht, deswegen phantasiert er von ihm. Ist nicht das meiste, was wir Glück nennen, nicht viel mehr als nur der ehrliche und gläubige Wunsch und die Bereitschaft zum Glück? Denn des echten Glückes sind wir so wenig gewohnt, daß ich wenigstens, vorausgesetzt daß ich es überhaupt könnte, mich hüten würde, von ihm zu erzählen; ich fürchte, schon die Mienen derer, die mir zuhörten, würden es beschmutzen, und dann flöge es mir davon.

Das Leiden dagegen ist das Gewohnte und man spricht nicht vom Alltäglichen, und das Mitleid, das wir erregen könnten, widert uns an. Denn reden wir doch von ihm, so tun wir es in einer spöttischen und zynischen Weise: wir wollen die Mitleidsfanatiker schon fern halten und wollen immer stärker gelten als wir sind. –

Was sagen Sie denn zu unserer Lyrik, die nichts ist als ein illustrierter Katalog unserer kleinen und kleinsten Leiden?

Der Dichter will weniger Mitleid erregen, als sich von seinem Leiden befreien. Schon durch einfache Mitteilung unseres „Kummers" gelingt uns das, mehr noch innerhalb der festen Regeln eines Gedichts, wo wir unser Leiden als ästhetisches oder moralisches Phänomen betrachten und uns als den Typus des Leidenden erkennen; und alles Erkennen ist im Grunde bejahend und erregt Lust. Und ich glaube, alle Dichtkunst derart als Heilungsprozeß auffassen zu dürfen. Denn subjektiv ist sie durch und durch, vom läppischsten Liebesgedicht bis zum objektivsten Roman.

Aber nun seht euch diese Helden an, diese Ichromane die keine sein wollen, diese verschämten Selbstschilderungen mit Schönheitspflästerchen! Dieses verzwickte Steuern zwischen Wohlanständigkeit und pastoraler Pikanterie, dieses verzweifelte Lavieren zwischen Staatsbürgertreue und Fortschrittsdusel, dieses virtuosenhafte Vorgaukeln tiefster Probleme und meisterliche Verhüllen einer grandiosen Nichtssagenheit! Diese Skribler sind feige, sie haben nicht den Mut zu ihren Fehlern und Lastern und Oberfläch-

lichkeiten und zeichnen uns Buch für Buch ihre drei kümmerlichen Tugendideale und als Paprika vielleicht noch ein Lasterchen dazu.

Schämen sie sich ihrer Schmutzigkeit und Nichtigkeit, ihrer Faulheit und unglaublichen intellektuellen Gewissenlosigkeit? Als ob sie schuld an ihnen wären! Sie sollen sie zeichnen so nackt und wahr sie können, denn dadurch überwinden sie sie vielleicht und wir – lernen durch sie. Das sollte das einzige Motiv sein, wenn sie schreiben um zu schreiben, wenn sie mit ihrer Feder hausieren gehen.

Und das Schauspiel?

Das soll nichts sein als eine psychologische Studie.

Und wo bleibt die Poesie?

Wo der Pfeffer wächst! Sie hat ihre Aufgabe als Rauschbeere und Wegweiserin zum Rausch erfüllt. Ich weiß jetzt, welch betäubender Genuß in dem In-sich-Aufnehmen fremdartiger Schönheiten liegt, aber ich weiß auch, daß dieses fortwährende In-sich-Aufnehmen eine Krankheit ist. Will man aber von diesem Gift nicht lassen, so tue man es auf eigene Gefahr und empfehle und verbreite dieses NARCOTICUM nicht weiter als die höchste Manifestation des menschlichen Geistes. Wir wissen nun, wie wir zu diesem süßen Rausch gelangen können, und damit wollen wir es genug sein lassen. Aber – wer noch von diesem Rauschzustand zu reden weiß, der ist noch nicht ganz berauscht. Will ich mich einmal in der „Natur" berauschen, dann will ich das schweigende Hochmoor s e h e n, und keiner soll mir von der Schönheit dieser Trunkenheit reden, ich am allerwenigsten, denn dann fliegt mir mein – Glück davon.

Ich begreife nicht, wie ein „Dichter" von der Pracht eines flammenden Sommertages, von der Schönheit seiner Geliebten und der Tiefe seines Glückes reden kann. Wer etwas glühend beschreibt, der hat es noch nicht, der ist noch nicht ganz trunken von ihm. Ich würde den Nebel, das gramgraue Elend und die Wintertage, die uns wie ein Katakombengewölbe einschließen, und nur dieses „besingen", um – es zu überwinden. Mein ganzes Dichten dürfte nichts sein als ein Objektivieren und Zu-überwältigen-Suchen trüber Stimmungen – aber, will und muß ich mich einmal berauschen, dann bin ich im Sommer selber Sommer, dann gehe ich in der Schönheit meiner Geliebten und der Tiefe meines Glückes restlos auf, dann genieße ich ein rauschendes Meer und einen glühenden Sommertag bis in die feinsten Fasern, da bleibt gar kein Raum, sie durch Worte, die jeder Oberlehrer in den Mund nimmt, zu profanieren.

Wenn ihr wüßtet, wie ich mich betrinken kann!

Was sind mir dagegen eure Reime und Rhythmen und eure klimpern-

den Wortpoesien! –

Und wo sie sonst noch als Heilerin und Trösterin gespenstern mag, da empfehle ich an ihrer Statt die psychologische Selbstanalyse. Die läßt uns klar über uns werden, sie zeigt uns, wohin wir gehen, und läßt uns diesen Weg, wenn wir nicht einen anderen einschlagen wollen, schneller und konsequenter gehen. Und alles Andere, was der Tag und die Straße Poesie nennt, alle Dichterei um der bloßen Form willen und der Zurschaustellung des eigenen Könnens, das ist Handwerkerware, das benebelt nur und schlägt die Langeweile tot, das berauscht ja nicht, denn es ist nicht aus dem Rausch geboren.

Dann ist auch die Liebe, wie Sie sie pflegen, ein Rausch. VACCINIUM ULIGINOSUM, nicht wahr? Wächst in Mooren und auch an den finnischen Seen und die Finnen brauen sich einen Rauschetrank draus. Aber weswegen suchen Sie sich zu diesem Kult eine – Heerstraße, warum kein Hochmoor und Meer?

Sie dürfen sie gerne eine Heerstraße nennen. Jedenfalls suche ich auch hier wie im Moor und Meer das Eindeutige und Unverhüllte, unverschnörkelt, unverkümmert, unverkünstelt durch Bildung und nicht krank und unsittlich gemacht durch eine haarsträubende Moral.

Die Verdrehungen und Krankhaftigkeiten, die jene Moral verschuldet, blasen wir schon fort, und gerade dieses Fortblasen und Entkleiden ist vielleicht der prickelndste Reiz. Was heißt denn verdorben und rein? Das ist nichts als Folge des Temperaments und der Umgebung – da genügt eine rote Nacht, um aus dem besterzogenen Geheimratstöchterchen das süßeste Dirnchen zu machen. Und verdamme ich sie deswegen, so müßte ich mit ihr Alles verdammen, finde ich sie deswegen meiner nicht würdig, so dürfte ich nichts meiner würdig finden.

Und die Bildung? Ich habe noch keine Frau getroffen, vor deren Bildung ich nicht fortgelaufen wäre. Ich habe noch keine Frau gefunden, die metaphysische Probleme verstanden hätte, geschweige denn, daß sie ihr das Herz verbrannt hätten. Die Frau ist der typische fadeste Positivist und weiß es nicht und glaubt es nicht, sie ist in geistigen Dingen das Faseltier PAR EXCELLENCE, sie verhimmelt Spinoza, schwärmt für Carlyle, liest mit prickelnder Wollust Nietzsche, schreibt über alle drei ein Essay und betitelt es Goethes Christentum und bricht darin eine Lanze für das einjährig-freiwillige Dienstjahr der Frau.

Das sind wieder Ihre bekannten Lagerhyperbeln.

Hyperbeln? Nur in Hyperbeln steckt Wahrheit. Daß wir übrigens mehr lügen als es nötig ist, und feiger sind als es erträglich ist, und nachsichtiger

als es klug ist, werden Sie mir zugeben.

Das gebe ich zu. Aber wissen Sie, Ihre Verteidigung der Heerstraße sieht verteufelt nach Augenzudrücken und verzweifelter Selbsttäuschung aus.

Mit anderen Worten: ich bin ein Waschlappen! Aber das macht nichts, mein Lieber, das macht nichts. Übrigens gibt es auch eine Konsequenz der Waschlappigkeit, die abgesehen von ihrem Wert für mich ein souveräneres Hinwegsetzen über die Affenmeinung der Masse verlangt als die der heroischen Dickköpfigkeit!

Nun möchte ich aber die Wurzel Ihrer Paradoxien kennen lernen. Sagen Sie mir, hat das Leben für Sie überhaupt einen Wert?

Als ob das Leben etwas über sich aussagen oder gar sich selbst bewerten könnte! Dann müßte es doch seine eigene Wertung wieder bewerten. Den Wert unseres Lebens könnte nur der bestimmen, dessen Teile oder Tätigkeiten wir wären, der also den Zweck unseres Lebens kennte.

Und da wir eben diesen außer ihm liegenden Zweck des Lebens nicht wissen, müssen wir es aus seinen eigenen Äußerungen, d.h. aus seinen Tätigkeiten bewerten.

Der Wert des einzelnen Lebens kann nicht nach seinen Tätigkeiten bestimmt werden; wir können nur die einzelnen Tätigkeiten eines Lebens in sich nach ihren Zwecken bewerten. Mit der Rangordnung der Zwecke kann ich dann eine Rangordnung der Tätigkeiten festsetzen – nicht der Existenzen, nicht eines Lebens überhaupt. Das Leben selbst kann sich nicht bewerten, ebensowenig wie ich den Wert eines anderen Lebens bestimmen kann. Ich kann höchstens von mir ausgehend durch Analogie die Tätigkeiten eines anderen Lebens nach ihren Zwecken einschätzen: wie wichtig ist dieser Zweck für das Leben des Andern und wie weit erreicht die darauf gerichtete Tätigkeit ihr Ziel? mehr kann ich nicht fragen.

Aber die Tätigkeiten eines einzelnen Lebens insgesamt müssen doch einen Wert haben, nach welchem ich es einschätze.

Einen Wert – für wen? Für das Leben selbst, oder für die Anderen?

Nicht für das Leben selbst und nicht für die Anderen, sondern in sich.

Damit kommen wir nicht weiter. Jedes Ding hat seinen Wert in sich, kein Ding hat in sich einen Wert. Zum Begriff Wert gehört die In-Beziehung-Setzung eines Dinges zu einem anderen. Wir müssen einen Maßstab haben.

Nehmen Sie den der Zahllosen: den Nutzen des Einzelnen für die Gesamtheit.

Es gibt nun aber keine organische Gesamtheit der Lebewesen, für die

das einzelne mit Bewußtsein und Absicht tätig wäre; jedes ist eine abgeschlossene Welt für sich und nur tätig für sich; die Gesamtheit ist sekundär, nicht viel mehr als ihre Zahl. Allerdings können die Äußerungen des einzelnen Lebens mittelbar für andere mehr oder weniger nützlich sein.

Darnach wäre es denn „nützlicher, einen Morgen Land mit Weizen zu bebauen, als eine Ilias zu dichten; denn ohne Poesie kann man leben, ohne Brot nicht".

„Folglich ist ein Hufner mehr wert als Homer", wollen Sie schließen. – Wir haben nichts anderes, von wo aus wir den Wert einer Tätigkeit bestimmen können, als ihren Zweck. Und da nun auch die Schwierigkeit, nach der vielleicht einer eine Handlung messen wollte, ein subjektiver und damit unbrauchbarer Maßstab ist, – betrachten wir Ihren Dichter. Für ihn ist die Tätigkeit, die auf die Beruhigung seines aufgewühlten Gemütslebens hingeht, – und diese Beruhigung erreicht er durch die Darstellung seines Leidens – wertvoller als die auf die Befriedigung leiblicher Notdürfte gerichtete. Ist sein Geist vom Übermaß eines Leides zerstört, so nützt ihm auch die reichste Kornkammer und der gefüllteste Geldbeutel nichts. Goethe wäre zugrunde gegangen, hätte er nicht den Werther schreiben können. Und diese Tätigkeit war nützlich, weil sie ein sehr begründetes Bedürfnis befriedigte. Die Nützlichkeitswertung macht keineswegs die Menschen gleich. Jedes Leben wirkt für sich, und dort wo die stärksten Reaktionen vor sich gehen zur Wiederherstellung eines gestörten Gleichgewichts, fällt sorglos eine Menge Segen – und Unheil – ab für Andere. Diese Wertung schafft keine Demokratie, aber auch keine Aristokratie, sie schafft überhaupt keine KRATIE. Denn wenn jedes Leben sich auf seine Weise gegen die Außenwelt wehrt, und gerade sich so und nicht anders wehren muß, und nun eines so geworden ist, daß seine Abwehrhandlungen auch anderen zugute kommen können, so ist dessen Träger für mich noch kein ARISTOS, er ist feiner organisiert, er ist empfindlicher und – kranker als das Mittelmaß, weiter nichts. Aber er ist dadurch nicht weiser und klüger und willensstärker, oder gar wertvoller – er ist krank, und die Anderen sind gesünder. Das ist die letzte Scheidung.

Ich sehe, wo Sie hinaus steuern, aber ich folge Ihrer Bahn nicht, die am Ende in eine Negation sämtlicher Werte zugunsten der „gesunden", triebhaft hinvegetierenden Masse ausläuft. Ich setze eine objektive Wertung und prinzipielle Scheidung fest und zwar die nach dem „Ausdruckswert der Leistung des Einzelnen, und Ausdruckswert ist nur vorhanden, wenn der Mann das, was in ihm steckt, aus sich heraus gestalten kann. Wer das nicht vermag, gehört – winzige Abstufungen zugegeben – zum Pöbel."

Eine Leistung – für wen? frage ich. Sie wollen mich nicht glauben machen, daß irgend eine Leistung, eine Staatsgründung, eine Parkeinrichtung, eine Statue, ja das simpelste Liebesgedicht, um ihrer selbst willen geschaffen werde? Um seiner selbst willen werden, ist willkürliches Werden; alle Leistungen geschehen, weil sie notwendig so geschehen müssen. Aber ihre Notwendigkeit liegt nicht in ihnen selbst, sie geschehen nicht notwendig um ihrer selbst willen – hier fehlt mir der zureichende Grund! Sondern das Leben bringt sie notwendig hervor, um sich zu erhalten. Damit fällt die mystische Sonderstellung, die Sie ihnen geben. – Wissen Sie das: auf den Kasuarinen Madagaskars bäumt sich ein seltsames Wesen vor Ihnen auf. Armlang, kakhifarben, mit mattgelben Binden und palmgrünen Pusteln geziert – so sieht es aus, wenn es schläft. Gelber die Binden und breiter, die Kakhifarbe vertieft in ein dunkles Olivengrün und durchzogen mit hellen Netzen und gesprenkelt mit schwarzen Punkten – so sieht es aus, wenn es wacht. Und das dunkle Olivengrün verstärkt zum Schwarz, die palmgrünen Pusteln umgewandelt in leuchtendes Weiß und die Binden glühend in sattem Dottergelb – so sieht es aus im Zorn. Aber eine ovale weiße phantastische Riesenscheibe mit senkrecht zum Kopf gestellten Hinterhauptslappen – wie die aufgerichteten Ohren eines zornigen Elefanten! – bebend und zitternd am ganzen Leibe, den Rachen weit aufgesperrt und fauchend und zischend – und nun hebt sich diese groteske Masse Lebens auf den Hinterbeinen hoch und streckt Ihnen, den Leib wie von Fieber geschüttelt, die Vorderbeine wie flehende Hände entgegen – das ist das CHAMAELEON MELLERI, wenn die Liebe es toll macht, und es geht zugrunde, wenn es nicht zur Begattung gelangt. Denn das Sperma ist ein dem Organismus fremdes Element, und es stellt doch konzentriert bis ins feinste die Eigenart seines Wirtes dar. Jede seiner Zellen drückt in die winzigen Chromosomen ihre Einzigartigkeit ab, und doch ist es dem Ganzen fremd und drängt mit heißer Notwendigkeit aus ihm heraus. Und wie die Begattung nicht erfolgt ihrer selbst wegen, nicht um der neuen Generation willen, nicht um die Persönlichkeit des Liebenden im Kinde außer sich darzustellen, sondern nur um fremde quälende Elemente auszustoßen – so ist es mit dem Kunstwerk. Das ist die Notwendigkeit der Zeugung gereinigt von jeder mystischen Verdeckung und das ist die Notwendigkeit auch des künstlerischen Schaffens gereinigt von jeder mystischen Sonderstellung. – Als ob das Leben seine Rechtfertigung finde nur in der – objektiven – Hervorbringung einer Leistung! in dem unvollkommenen Abklatsch von sich selbst! Die Rechtfertigung des Lebens, wenn wir dieses hochmütigste Wort, das je geprägt worden ist, überhaupt in den Mund nehmen wollen, besteht in seiner harmonischen Befriedigung, und weiter nichts.

Und die sehe ich darin, daß jedes Ereignis, jedes Glück und jedes Leid und jedes von außen herantretende Problem, restlos und harmonisch im Organismus sich einfügt, sich auflöst, ohne sich in ihm zu schwärenden Herden anzusammeln. Wie bei den produktiven Naturen, in denen sich eine Empfindungs- oder Gedankensumme ansammelt, bis sie zur unerträglichen Qual geworden als wesensfremde Masse ausgeschieden wird in der objektiven Darstellung. Der starke Mensch wird mit Allem fertig, er verdaut alles, die schwächere, angekränkelte Natur ist dyspeptisch, sie wird mit nichts fertig und – produziert. Das ist die Leistung. Sie ist durchaus nicht der Extrakt des Lebens, sie sammelt durchaus nicht alles, was in einem Menschen eigene Kraft war, durchaus nicht alles, was ihn persönlich und einzig machte – sie scheidet heterogene Elemente aus und scheidet sie um so gründlicher aus, je klarer und eindringlicher sie darstellte, wie der Betreffende ein Leid oder Problem anfaßte. Das ist das Eigenartige und Persönliche eines Werkes, daß es völlig und erschöpfend die Durchtränkung, die ein Ereignis gedanklicher oder gemütlicher Art in seinem Schöpfer annahm, behält. Es gibt kein allgemeines Problem, jedes Problem nimmt in verschiedenen Geistern verschiedene Gestalt an, und ich scheide es, wenn es mir wesensfremd ist und in mir nicht aufgehen will, um so restloser aus mir aus, je reicher ich alle seine Beziehungen zu den anderen in mir vorhandenen Gedankenkomplexen darstellte, je tiefer ich seinen letzten Wurzeln folgte, die es versuchte in mein Seelenleben zu schlagen, je – persönlicher ich es gestalte, je mehr – Ausdruckswert ich ihm gebe. –Und die „Nichtskönner" sind entweder Leute mit gutem Magen, Leute die mit allem fertig werden, ohne daß es sich zu eiternden Massen anhäuft, oder Dickhäuter, Oberflächliche, denen jedes Leid und Problem nur die Haut der Seele zu ritzen vermag. Würde sich in diesen beiden ein solcher Fremdkörper bilden können, so würde sich das Leben schon gegen diesen wehren und – zum produktiven Künstler oder Philosophen oder Heroen werden. Kunst ist eben nicht um ihrer selbst willen da, ihr Zweck besteht nicht darin, „die letzte Tiefe und die ganze Fülle des Mannes kondensiert und sinnfällig" – für wen? – „darzustellen", sondern sie ist ein pathologischer Prozeß, Krankheit und Medizin zugleich. Und wenn wir noch einmal unterscheiden wollen, so könnte man mich fragen: bist du pachyderm? das wünsche ich dir von Herzen! oder zählt man dich zu der Unzahl der Dyspeptiker? nun, es ist eben eine Unzahl! oder aber darf man dich eupeptisch nennen? man mag es tun, aber weißt du, ich traue dir und deinen Lobrednern in diesem Fall nicht recht – du siehst mich ungläubig an? nun, bist du denn von gestern oder übermorgen? lebst du nicht heute?

Das mag ja nach etwas klingen, und so weit ich Sie kenne, stellen Sie

Ihre Sätze auch nur des Klingens wegen auf.

Und berausche mich an meinem eigenen Klang?

Das würde wenigstens nicht im Widerspruch stehen mit Ihrem Liebesrausch und Ihren anderen braunen Getränken; ich wüßte auch für diesen schon ein apartes Wort – – vorhinnen übrigens bezeichneten Sie die Poesie als Rauschbeere und Wegweiserin zum Rausch und wünschten sie dahin, wo der Pfeffer wächst. Und jetzt wird sie zur notwendigen Medizin!

Und ich glaube, mit Recht. Zum Teufel aber wünsche ich sie, weil wir in der Selbstanalyse eine schnellere Heilerin haben als in der anscheinend objektiven Darstellung des Leidens, wozu ich auch das Überwältigtwerden von Problemen, Ideen und heroischen Trieben rechne. Nur ist das Begleitgefühl dieser Prozedur anderer Art als das der objektiven Darstellung; ist dieses warm und berauschend, so ist jenes kalt und deprimierend; allerdings mag ihm auch ein kleiner Rausch der Erkenntnis beigemischt sein; denn ohne diesen süßen Nebel scheint es einmal bei uns nicht gehen zu können – ich möchte überhaupt wissen, wieviele Stunden wir im Leben völlig nüchtern sind.

Dann sollte aber auch die Kunst eine Rauschbeere sein, deren betäubenden Saft der Kranke, also Ihre produktive Natur, immer wieder zu sich nimmt. Er sollte doch froh sein, den Fremdkörper ausgeschieden zu haben: weswegen schafft er sich mit Absicht einen neuen an?

Ich möchte hier unterscheiden zwischen akuten und chronischen – Künstlern. Zu den akuten zähle ich Goethe; er erkrankte oft, fand sich aber immer wieder zu seinem kräftigen Gleichgewichtszustand zurück; zu den chronischen, die große Überzahl, das sind die typischen Dichter, die ganze romantische Bande von Calderon an über Shakespeare bis zu unseren heutigen Litteraten, die fast durchweg krank sind. Aber das ist das Groteske dieser Sache, wäre ich Dichter, ich müßte mich ebenfalls zu jenen zählen; denn ich bin meiner selber satt und berausche mich gern. Und hier ist der Punkt: jener Heilungs- und Ausscheidungsprozeß ist mit einem ängstlich-süßen Rauschzustand verbunden, den alle die, deren seelisches Gleichgewicht durch jenen ersten Krankheitsfall, oder schon von Geburt an zerstört ist, sich immer wieder zu verschaffen suchen. Sie wollen nicht mehr zur Besinnung und zu sich selber kommen, sie sind ihrer Zerrissenheit müde und nehmen nun fortwährend Fremdkörper, eben jene Probleme und Gefühle, in sich auf, durchtränken sie schmerzlich-wollüstig mit ihrem Blut und scheiden sie mit dem gleichen ängstlich-süßen Rauschgenuß wieder aus, nur um diesen zu genießen und wieder Raum für neue zu schaffen. Sie sind eben ihrer selber müde, sie wollen nicht zu ihrer zerrissenen Nacktheit zurück, sie wollen

nicht nüchtern sein und betrinken sich. Führen Sie von diesem Wort aus den Vergleich durch, so haben Sie auch meine Würdigung der ganzen Sippschaft, deren Mitglieder sich in ihrem Delirium für Hammernaturen und Schöpfer neuer Werte ausgeben, während sie im Grunde arme Narkotiker sind. Ich negiere in den Grund Ihre Wertung der Ausdrucksleistung, denn sie ist eine metaphysische Wertung! Ebenso wie jene unbekannten Kräfte und Gründe transzendente Gespenster sind! Metaphysische Ausdrucksgesetze! Transzendente Ausdrucksnotwendigkeiten! Ihre Wertung ist ein Postulat, und in ihm sehe ich – den Schatten des toten Gottes! Des Gottes, den ich mühsam in mir erwürgt habe, und dessen andere Schatten und Verwesungsdünste als Ding an sich, als Substanz und als die definitiven Wahrheiten mir noch immer den Horizont verdüstern. Ich will mir keinen neuen Gegner schaffen in dem transzendenten Wert der künstlerischen Leistung! Das ist der tiefe allerpersönlichste Grund, weswegen ich Ihre Deutung, die keine Deutung sondern eine kategorische Setzung ist, und Ihre Wertung, die keine Wertung sondern ein Postulat ist, ablehne. Ich will es Ihnen verraten, Sie schmuggeln mir in die Notwendigkeit der Leistung eine höhere Kausalität ein, und haben wir deren zwei, so haben wir eben keine! Wenn das gelten sollte, daß hier andere – notwendigere, höhere, tiefere, göttlichere – Gesetze walten, so wäre damit eine gottlose Wissenschaft unmöglich. Ich weiß wohl, leider weiß ich es zu wohl, wie kläglich es mit dieser Wissenschaft, insbesondere mit ihrem Hauptorgan dem Kausalitätsgesetz bestellt ist, aber sie hat doch das eine große Verdienst, daß sie die Erscheinungen insgesamt ordnet und eindeutig ohne Zuhilfenahme metaphysischen Spuks beschreibt. Stellen wir aber die Persönlichkeit außer dieser Reihe und geben ihr andere Gesetze und ihrer Leistung einen anderen Wert als den natürlichen aus dem kausalen Zweck bestimmbaren, so tappen wir wieder im dicksten metaphysischen Nebel. Bleibt mir mit euren Vergöttlichungen vom Leibe! Putzt mir eure Eintagswerke, die ihr schaffen müßt aus der gleichen Notwendigkeit, die die Drüse die Sekretion vollziehen heißt, nicht zu selbstherrlich funkelnden Sternen auf, die hoch und unberührt über dem trüben Strom des Kausalitätsgesetzes schimmern! – Übrigens möchte ich wissen, wie Sie die Frau werten wollen! Sie fahren hier einfach fest; denn die Wertung der Frau nach der erziehenden und in ihren Söhnen ihre Eigenart ausprägenden Mutter können Sie nicht durchführen, und so bleibt Ihnen nichts übrig als die Absurdität, das einzig wirklich fertige und erfreuliche, das Meisterstück der Schöpfung zum Pöbel zu rechnen, denn eine Frau, die ihre letzte Tiefe und ihre ganze Fülle außer sich in Begriffen darstellen wollte, wäre nichts als der Gegenstand eines unauslöschlichen Gelächters.

Es ist möglich, daß Ihrer Eigenart diese Auffassung angemessen ist, sollte sie aber auch allgemeine Berechtigung haben, so werden Sie mir doch den Wert einer ausgeprägten Kultur gegenüber der unfertigen Formlosigkeit und bloßen Zivilisation zugeben. Und wer sind die Schöpfer der Kultur? Die sich in ihren Werken ausdrückenden Männer der Tat, Kunst und Philosophie. Darin muß ihr Wert liegen gegenüber den Massen, die ihre Prägung annehmen.

Wenn der Begriff der Kultur in der Durchdringung und Beseelung des Wissens und der Erzeugnisse der Zivilisation mit einer bestimmten Weltanschauung, Sitte und Kunst – oder anders gesagt, in einer gewissen festen Gleichförmigkeit aller Lebensäußerungen und Erzeugnisse einer Zeitepoche und in einem sie alle durchdringenden eigenartigen Zuge liegt, der mit einer Art souveräner Selbstherrlichkeit auftritt, so ist es allerdings gerade dieses Zuges wegen, dieses gewissermaßen Persönlichen einer ganzen Epoche, verlockend, eine bestimmte Kultur als das Werk einer bestimmten, oder mehrerer gleichgesinnten Persönlichkeiten aufzufassen. Wäre dem so, dann stünde der überragende Wert dieser Männer und ihrer Leistungen fest, ganz gleichgültig, welcher selbstische Zweck diese Leistungen geboren hat. Aber dem ist eben nicht so. Jene „großen Männer" sind nicht die Schöpfer, sondern die glänzenden Vorläufer einer neuen Kultur. Sie nehmen die da und dort aus der verwesenden alten aufsprießenden jungen und darum frischesten und gehaltreichsten Keime der neu sich bildenden Epoche in sich auf und scheiden das ihnen so Wesensfremde in glänzender Darstellung aus; während jene Erstlinge außer ihnen langsam und verborgen in und mit der großen Masse weiter wachsen und sie mit der Zeit durchdrungen haben, ehe sie es selbst gemerkt hat; bis jetzt sind alle größeren Kulturen unbewußt aus der Masse, aus dem Stamm der Nation hervorgewachsen und das bewußte und beschleunigte Aufbauen einer neuen Kultur ist darum immer ein sehr mißliches Unternehmen. – Glauben Sie wirklich, daß Jesus das Christentum geschaffen hat, daß das Christentum das Extrakt seines Lebens darstellte? Allerorten tauchten damals jene Ideen auf, und die Zeit schuf jene nach ihrem ersten – Opfer genannte Weltanschauung und Lebenspraxis. Denn jene Ideen drangen in seine zu kleine Seele, die wurde nicht mit ihnen fertig und so richteten jene sie zugrunde. Die Schöpfer der Kultur sind das Wissen und Empfinden – zuweilen einer kleinen abgesonderten Kaste – zumeist aber der großen Masse; aus ihnen, aus der erdgeborenen Masse, dem Erzeugnis von Temperatur und Barometerstand und der geologischen Eigenart ihres Landes, kristallisiert sich die Kultur heraus. Als ob der epileptische Phantast von den trockenen Hochebenen Arabiens der Schöpfer der sizilianischen Kultur

unter dem großen Hohenstaufen gewesen wäre! Als ob in dieser Kultur nur ein Hauch von seiner finsteren Eigenart steckte! – Und stehen die Richtlinien einer neuen Kultur einmal fest und geht sie dann in ihnen ihren Lauf, glauben Sie, daß jene produktiven Naturen ihn vielleicht fördern und beschleunigen oder ihn gar in abzweigende Wege leiten könnten? Daß sie dann doch die Marksteine und Förderer und Beschleuniger ihres Siegeslaufes wären? Sie stehen abseits und nehmen von ihm auf, soweit sie ihn sehen und soviel sie von ihm fassen können und traben dann schreiend wie die Gassenjungen neben ihm her: Seht! Seht! Sie kommt, sie kommt, unsere neue Kultur! In einsamen Nächten haben wir sie mit Hämmern geschmiedet, und unser Blut, unser blutiges Blut war es, das wir gehämmert haben! Seht! Seht! sie kommt! Aber

„Kennt er die Zeit, so kenn ich seine Laune.
Was soll der Krieg mit solchen Schellennarren!"

Und das will sagen: was der da vom ehernen Gang der Zeit mit seinem Sperlingskopf zu fassen vermag, das muß er wieder von sich geben unter seinem Narrenschellengeklimper. Das ist der Ausdruckswert, das ist die Leistung, das ist der produktive Mann, das ist der Poet – eine Narrenschelle! Und das hat Shakespeare gesagt, und der weiß, was er sagt, besonders wenn Brutus spricht. – Aber Sie sollen mich nicht ganz zu Ihrem Pöbel zählen, ich bin auch zuweilen so eitel und angenehm einseitig, eine prinzipielle Schranke aufzurichten. Soll ich sie Ihnen verraten? – Zum Pöbel gehört für mich der, der sich nicht selbst Gegenstand werden kann, der nicht zu trennen weiß zwischen seinen Wünschen und Begierden und der Idee von sich; der sich nicht jeden Tag einmal bewußt wird des ungeheuren Rätsels, in dem er wie der Nebeltropfen im Raum hängt. Alles Unbewußte und Triebhafte ist pöbelhaft – nun wächst schon der Pöbel wie Sand am Meer und eine große Zahl Ihrer Produktiven rollt mit in den trägen Dünen. Und jetzt halte ich nur noch die des Ehrentitels der Freien und Vornehmen würdig, die das Herz voll Staunens und Fragens, doch sorglos und heiter über das große Rätsel dahinwandern, wie über jungem elastischem Eis, unter dem das Grauen, das Dunkel und der Tod lauert. Aber auch sie taumeln zuweilen zu den Milliarden Sandkörnern am Strand, dann wenn ihr Herz übervoll des Wunderns und Leidens und Fragens geworden ist und sie – produktiv werden; denn allem Schaffen hängt Triebhaftes und Unbewußtes an und ein pöbelhaftes Verallgemeinern und Hinwegsehen über Vieles. Aber dann eilen sie wieder zurück und gleiten sorglos über der elastischen, leise klingenden Decke, leicht und

frisch wie der junge Morgen, der aus dem purpurnen Osten steigt. – Aber das ist ja alles dummes Zeug. Wißt ihr, was Claire mir gestern geschrieben hat?

Sagen Sie, ist das Ihre Überzeugung?

Meine Überzeugung? Wenn ich eine Überzeugung hätte, dann würde ich einmal sie hier nicht auf der Straße vortragen und zum andern – würde ich Ihnen nichts von dem kleinen Herzen einer Claire erzählen können.

Dann weiß ich aber, weswegen Sie meine Wertung bekämpft haben; soll ich Ihnen den Grund sagen? Er war wohl persönlicher als jener allerpersönlichste! Oder sollten Sie auch den schon wissen?

Lassen wir das, mein Lieber; ich kenne ihn sehr gut. Aber jetzt hört einmal zu. – –

Es lief gerade die Sonne hinten in die Heide, aber ich schrieb heute keinen Brief, sondern las aus ihrem Brief und erzählte weiter von ihr und ihrem kleinen Herzen. Von irgendwo her kam schon Fliederduft, der machte uns mehr trunken, als es sieben Bowlen vermocht hätten. Drei lange Wochen waren wir hier, der Mai lag uns im Blut und der Flieder duftete – was werden wir an dem Abend noch für närrisches Zeug geredet haben! –

Wenn der wilde Denker einen Baum seine Blätter bewegen läßt, so hat er ihm eine Seele eingelegt, oder er hat eine Introjektion vollzogen. Eine spätere Zeit hat dieser Seele, die zuvor nichts war als ein feinerer Baum, die Gestalt der trauernden Dryas gegeben: sollte ich der Heide, die wir drei Wochen lang bei glühender Sonne und in dunklen Nächten durchstreift haben, eine Seele introjizieren müssen und der dann eine Gestalt geben, so soll es die der Lerche sein. Eine kleine sorglos und verliebt in den Himmel hinauftirillierende, dann atemlos schweigende und des Nachts sich müde und verträumt auf die Erde duckende Lerche.

Was sang das Lied, das sie in das ewige Blau tirillierte? Welcher atemlose Gedanke durchzitterte ihr Schweigen? Welcher heimliche Traum geisterte durch die Nacht? – Ein kleines Wort, sechs Buchstaben nur – ich glücklicher Narr!

Wieder stampfte und dröhnte unser Zug und ließ seine weiße Fahne über die Hügel und Wälder rollen – aber zu ihr! zu ihr! ratterten die Räder. Zu dreißig saßen wir in einem Güterwagen, frisch fegte die Luft durch die offenen Türen, voll schien die Sonne herein, und er stampfte und stieß und dröhnte und schaukelte und rollte, er ächzte und stöhnte in seinen Fugen, aber – fahr zu! fahr zu! sie wartet! sie steht ja schon lange da! Herrgott, ist das eine süße Geschichte!

Des Nachmittags langten wir endlich an und zogen gebückt unter der Last des Tornisters und steif von der langen Fahrt im hallenden Gleichschritt durch die Straßen; aber ich ging an ihr vorbei und sah sie nicht. In Aufregung und hastigem Suchen sah ich über sie hin, die mich mit der Hand hätte berühren können. Ein Sonnabend war es, ein solcher wie er sich für den Pfingstsonnabend gehört, unter schattigen Bäumen marschierten wir, sahen Blumen und lachende Mädchengesichter und der Urlaub winkte – aber weswegen wartete sie nicht auf mich? weswegen hält sie nicht ihr Wort?

Die Schenken und Quartierwirte haben in unserer Straße geflaggt, Wirte und Kellner und Dienstmädchen stehen vor den Türen, unter den dichtbelaubten Ulmen geht es sich wie unter einer Laube und wie zwei Mauern umsäumt uns der liebe Pöbel; mißfarbig und grau hat er ausgesehen als wir fortzogen, jetzt leuchtet und lacht er mit seinen hellen Hütchen und Fähnchen und die Musik tobt und schreit – aber weswegen war Claire nicht da? Nachdenklich suchte ich meine Wohnung auf.

Wo früher am Nachmittag die pralle Sonne gelegen hatte, empfängt mich jetzt ein grünes Dämmern, seltsam traut und anheimelnd sind meine Zimmer und mein Wirtstöchterlein hat Fliedersträuße aufgestellt. – Aber weswegen wartete sie nicht auf mich? weswegen hält sie nicht ihr Wort?

Auf dem Tisch liegt ein in Seidenpapier eingeschlagenes Bukett und aus den Maiglöckchen fällt mir ein Kuvert entgegen, das ich aufreiße und lese –

Herzlich willkommen! ruft dir deine Claire zu.

Da fällt alles, was mich mit der Welt verbindet und sie mir unerträglich macht, von mir ab: ihre Herzlosigkeit und eisige Gleichgültigkeit, ihr unüberwindliches Mißverstehen und ihre viehische Lust an der Anderen Leid und hilflosen Ratlosigkeit, ihre unbedingte Vielheit und nie zu heilende Zerrissenheit, ihre nicht auszudrückende Nichtigkeit und nicht zu beschreibende Sinnlosigkeit, all ihre Fragwürdigkeit, all ihre Rätselhaftigkeit, all ihre Qual sinkt ins Wesenlose, ein warmer roter Schauer strudelt in mir und ich fühle, als wäre ich neu geboren, meine makellose Reinheit und dann ist es, als drückte der Konvallarienduft mich weich und süß in einen Sessel und raunte mir zu: das ist das Glück.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen habe. –

Dann habe ich ein Bad genommen und bin lange bei meinem Friseur geblieben und dann – wir haben nicht die Zeit verabredet noch Ort, fliegen wir aufeinander zu. –

Da haben sie einen Klub gegründet, sie nennen sich die Positivisten. Die haben auf ihre Fahne geschrieben und haben viel Lärm dazu gemacht:

die Welt ist unsere, d.h. des gewöhnlichen Mannes Wirklichkeit, die uns nichts Anderes zeigt als Beziehungen der Dinge zu einander, und diese Dinge sind Eigenschaften, die sich gegenseitig tragen ohne einer stützenden materiellen Substanz zu bedürfen.

Das ist wie ein Meer, ohne Ufer und ohne Grund; wer mag in ihm schwimmen!

Und sie zerblasen dir die Substanz und das Ding und die ganze Metaphysik und lassen sich nicht widerlegen, wenn du an die Logik glaubst – das ist wie das Meer! das ist wie ein Blatt im Orkan!

Da habe ich einen Riß durch mein Leben getan und bin gläubig geworden und glaube an die Substanz und lache über meinen Glauben, und glaube an die Welt als Vorstellung, trotzdem ich weiß, daß das Ding an sich Chimäre ist, und glaube an die Materie als an die Schöpfung meiner Sinne und des Dinges an sich, trotzdem ich weiß, daß es dreimal bewußte Lüge ist. Aber ich muß die Lüge glauben, ich muß eine Insel im Meer haben, will ich nicht der ratlose Schwimmer und das Blatt im Orkan sein.

Denn – obwohl ich skeptisch bin wie es sich gehört, bin ich doch zu schwach, die Konsequenz meiner Skepsis zu ziehen; und seh ich sie gezogen, so flüchte ich wieder in die Schatten Gottes, die ich vorher bekämpfte, zurück und – sehne mich wieder aus ihnen heraus.

Ich glaube an die Substanz, mag ich sie kraftbegabten Stoff, Energie oder Geist und ihre Einheiten Atome, Dynamiden oder Monaden nennen: in jener unendlichen Nacht, in jenem schweigenden Ozean pendelnder Atome ballt sich eine Anzahl Einzelheiten zu einem Komplex zusammen. Die Wellen, die dieser ewig in sich zitternde und pendelnde aussendet und empfängt, dieses Wellenbad, in dem er stetig schwimmt, das ist seine Welt. Da kommt von irgendwo auf jenem Ozean ein anderes Gekräusel und die beiden Wellensysteme, diese zwei zitternden und schlagenden Etwas um einen kompakteren Kern, berühren sich, durchkreuzen und verfangen sich – zwei Welten, so bunt und märchenhaft, nähern sich und gehen ineinander über und flammen zu einer lodernden Fackel hoch und leuchten und glänzen, um schnell wieder in die ewige Nacht zurück zu fallen.

Und wir spielen mit diesem Außerordentlichen, wir werden uns dieses flammenden Wunders nicht einmal bewußt, wir Kinder und blinde Augenblicksnarren nennen es Liebe und lüsteln und spielen damit. –

In dieser Stunde haben wir nicht viel reden können. Claire hing schwer in meinem Arm, ihr Gesicht war bleich und sie schwankte und kam mir vor, als habe ihr Körper Halt und Kraft verloren. Ich hatte Mitleid mit ihr und mir. Und von dem Abend weiß ich nichts mehr, als daß sie mir erzählte, sie

habe sich sagen lassen, in welcher Himmelsrichtung unser Übungsplatz läge, und sei dann des Nachmittags, wenn die Sonne schon hinter die Linden ging, täglich weit nach Westen hinausgewandert.

Oh, ich war nicht bei Sinnen, ich wollte zu dir!

Gern aber möchte ich wissen, was wir an diesem Abend gedacht haben ohne daß es uns zum Bewußtsein kam, wir Kinder und Narren, wir Fackel in der Nacht. Oder schlief auch unser Denken an dem Tag und wir waren nichts als eine rote Flamme Glück?

Denkst du an diesen Tag? Leuchtet er nicht wie ein schönes Licht durch dein armes zerfahrenes Leben, du schöne gischtende Welle, du Leben ohne Seele, du Sehnsucht nach einer Seele?

Ich denke an ihn, und in der Flamme, die da in der Nacht tanzt und zuweilen so märchenschöne Welten in sich baut, glüht nur noch der Gedanke an die, die einmal ihre Welt mit der ihren mischte. Dann flackert sie nicht mehr, dann brennt sie ruhig und stet, denn sie hat ein Ziel.

Und wie dieses Ziel zu mir kam und der Wille zu diesem Ziel? – Gestern war es, als ich in den Nebel sah, der wieder da draußen hängt – o ich weiß, weswegen er da hängt, dieser Bauch der Schwermut, dieser lauernde Sarg – da hörte ich, wie die Stille, die um mich war, eine absolute Grabesstille, immer näher und drohender gegen mich rückte, so daß ich kleiner und kleiner wurde und es mir war, als schrumpfte ich zu einer braunen Fratze zusammen, die aus weiten entsetzten Augen ins Leere stierte – und da flüsterte die Grabesstille mir zu:

Siehe, so wirst du nun immer und ewig wieder hier sitzen und in den Nebel sehen, du wirst immer wieder in deinen Erinnerungen graben und immer wieder an deine Schläfen fassen – o setz' dir ein Ziel! Es gilt die Ewigkeit!

Ich sehe mein Ziel.

Und das für alle Ewigkeit?

Ja, das für alle Ewigkeit. –

Siehe, unter Nebelwolken, unter dem Bauch der Schwermut, unter einem lauernden Sarge kam mir mein Mittag. –

Flieder- und Maiblumenduft liegt in meinem Zimmer, es geht gegen Morgen und das Licht ist unnötig geworden. Zwischen Schlaf und Wachen liegst du mir im Arm, du küßt mich wohl und beginnst zu plaudern, dann lächelst du und schmiegst dich wie eine schnurrende Katze an mich. Da hebst du dein Gesichtchen mit dem wirren Haar:

Du! Was ist das?

Das sind die Ulmen, sie sind grün geworden und nun rauschen ihre

Blätter im Wind.

Da schlingst du wieder einen Arm um mich und legst dein Raubtiergesichtchen an meine Brust.

Dann habe ich dich heimgebracht, durch den Duft und Gesang des Pfingstmorgens brachte ich dich heim. Weißt du, wie wir am frühen Morgen durch den Jahrmarkt strolchten, der da am Strand aufgebaut war? – Als ich zurückgekommen war, lehnte ich mich ins Fenster und sah dem Blühen da draußen zu und lauschte den Amseln, die unaufhörlich von ihrer kleinen Liebe in den Morgen schrien. Auf der Straße gingen Leute meiner Kompagnie vorüber, sie fuhren auf Urlaub und winkten zu mir herauf, ein wenig bedauernd, ein wenig schadenfroh, denn mir waren wegen wiederholter Dienstversäumnis zwei Tage vom Urlaub gestrichen worden. Ich lächelte ihnen nach und hörte weiter den Amseln zu und konnte an diesem Morgen des Wunderns und Staunens nicht satt werden über meine farbige klingende Welt. Mir war wie dem Schwimmer, der ein bergendes Gestade gefunden hat und zwischen Blumen und Gräsern liegend in das Branden und wilde Wogen schaut.

Es ist Abend und wir sitzen in einem Garten am Strand. Die Wellen plätschern dicht an unseren Fuß und die Boote kehren zurück. Müde rollen die Segel herab, träge schaukelt der Kahn, aber die Augen der Heimkehrenden leuchten nach See und Unendlichkeit. Es ist kühl geworden und die letzten Gäste gehen. Da setze ich mich neben dich und fasse deine Hände und du lehnst dich an mich, müde und schwer. Wir blicken in den Abend hinaus, in den goldbraunen Himmel und die schimmernden Wasser, über die wie große traurige Schwäne die letzten Segel gleiten; von ferne, von irgendwo ferne über den Wassern kommt ein weicher Gesang und da beginnen wir von unserer Liebe zu reden. Die erste Freude, die uns lähmte und sprachlos machte, ist vorüber und jetzt können wir die Fülle unseres Glückes nicht mit Händen fassen und möchten weinen vor Seligkeit. Kühler wird es und dunkler wölbt sich der Himmel über den dunkleren Wassern.

Du weißt nicht, was es heißt, wenn unser Gott das Nichts wird und dann in unser Leben die Liebe fällt. Wenn die Worte alle zerfallen und die Grenzen alle verschoben sind und es uns im Haltlosen umhertreibt und wir nicht wissen wohin? wozu? Wenn Alles Lüge wird und Sinnlosigkeit und Fragwürdigkeit und Nichtigkeit und Alles weniger als Staub – nur du! nur du! Du weißt nicht, was es heißt, den Grund unter sich verlieren, über dem Bodenlosen hängen, wo das schwarze Nachtgevögel der Zweifel und Rätsel um uns huscht, kein Grund, kein Ziel – nur du! nur du! Du weißt nicht, was es heißt, vor sich selber fliehen müssen, du weißt nicht, was Zerrissensein

heißt, nicht glauben können und doch mit hungerndem Herzen glauben müssen an ein Festes in diesem wüsten Meer, das Urälteste und Gewisseste, das was stand wie Granit, herabgerissen und an seiner Stelle ein grinsendes Rätsel, ein schauerliches Nichts sehn müssen – nur du! nur du!

Da schwindet wie durch Zauber das Grauen und entsetzliche Verlassensein, die Fragwürdigkeit und das ewige Rätsel sinkt, der Abgrund, das gähnend Bodenlose, das schwarze Nachtgevögel ist nicht mehr, die Flucht hat ihr Ende erreicht und ich bin geborgen, ich habe Grund und Ziel und suche nicht mehr. Ich bin nicht mehr ich, ich bin vielleicht du? oder ein seliges Nichts? ich bin verloren in schluchzender Glückseligkeit, ich bin ein Hauch, der dich umspielt, der nichts weiß als dich zu umspielen und ewig zu umgaukeln. O du! O du!

Du weintest leise an meiner Brust, am Himmel begannen die Sterne zu funkeln und zu unseren Füßen plätscherte und schmeichelte das Meer mit seinem schwarzen Wellengezottel. – –

Aber am nächsten Morgen – zweifelte ich plötzlich an meinem Glück, ich zweifelte plötzlich an meinem Rauschtrank. Ich hielt es mit einem Male für Genuß und dessen höchste Stufe für erreicht, so daß ich mich jetzt von ihr trennen müßte, um die Schönheit der Erinnerung zu bewahren. Denn wenn sie auch ein Weib war, das sich herzlich geliebt glaubte und das der Neid der Anderen zu immer neuer Liebe trieb, dauern konnte ihre Liebe doch nur, wenn ich täglich einen neuen Fels, einen kleinen neuen Eigenwillen und Stolz, eine trotzige Gleichgültigkeit und Untreue aus mir wachsen ließ, die sie mit ihrer Liebe bestürmen und in sich begraben könnte. Aber ich war schwach und müde und weich, ich wollte den stillen Ruheort, ich war einmal von der Welle niedergerissen und wollte nun weiter in ihrem weichen Schoß ruhen.

War das Rausch, war das Genuß? Ich glaubte mir nicht und traute mir nicht und wollte ein Ende machen. Und zudem war es mir, als sei trotz unserer Zärtlichkeit etwas Unwahres an unserer Liebe, als stehe sie auf einem falschen und morschen Grund.

Aber am Abend, da ich in einem obskuren Tanzlokal Patrouille stand, kam sie plötzlich und setzte sich still in eine Ecke und half mir bis Mitternacht über die drei Stunden in solchem Lokal und unter solchem Pöbel hinweg.

Mein Mißtrauen raunte mir zu:

Weswegen kommt sie? Hat sie Furcht vor sich, sie könnte mir untreu werden und mich dadurch verlieren?

Weswegen fürchtet sie es? Des angenehmen Neides der Anderen we-

gen, den sie damit einbüßen würde? Weswegen liebt sie denn sonst gerade mich?

Aber ich mochte meinem Mißtrauen nicht trauen, und war doch plötzlich schwankend, und als ich dies merkte, befangen und ratlos geworden.

Weil ich aus irgend einem Grunde mich von ihr trennen wollte und doch meine Unfähigkeit dazu fühlte? Und nun einen Trennungsgrund suchte?

Am Ende aber kam aus meiner Ratlosigkeit, meinem Mißtrauen und meinem Ärger über dieses Mißtrauen, meinem Entschluß, mich von ihr zu trennen, und dem Gefühl, ihn doch nicht ausführen zu können, und meiner Dankbarkeit, daß sie ungebeten mir hier Gesellschaft leistete, ein merkwürdiges, aufregendes Stimmungsgemisch hervor, das sich nach außen in einer närrisch lauten Verliebtheit zeigte.

Den Anlauf aber zu einem Versuch, mich von ihr loszulösen, habe ich doch getan. Mich von ihr loszulösen, aber nicht durch eine einfache Trennung, sondern durch eine Überwindung. Welcher Art jedoch diese Überwindung werden sollte?

Als wir kurz nach Mitternacht jenes Tanzlokal verlassen hatten und zur Kaserne gingen, um uns auf der Wache abzumelden, ging Claire auf dem Bürgersteig nebenher; sie wartete vor meiner Wohnung, bis ich mich in Ruhe umgekleidet hatte, und darauf machten wir einen Rundgang durch die Restaurants und Cafés der Stadt, und kamen erst nach einigen Stunden heim.

Und in dieser Nacht war es das erste Mal, daß ich ihre übergroße Zärtlichkeit beobachtete; daß sie mir, wie ich sie beobachtete, peinlich wurde und ich mich ihr zu entziehen suchte. Es war nicht ein körperliches oder ästhetisches Mißbehagen, das mich dazu trieb, sondern der schlichte Gedanke: du bist nicht wert, ganz das Sinnen und Denken eines Menschen auszumachen.

Aber da sah sie mich mit einem seltsam halb fragenden, halb drohenden Blick an und fiel, als ich mit Absicht eine kalte und abweisende Miene aufsetzte, mit einer mänadischen Wildheit über mich. Ich aber lag gelassen da und ward – traurig ob ihres leidenschaftlichen Tobens und zärtlichen Rasens. Dann nahm ich sie in meinen Arm und sie legte ihren Kopf wieder in meine Schulter und begann mit offenen Augen zu träumen, während ich in einer wundersamen Melancholie ins Licht starrte, die sich rasch verstärkte zu dem Gefühl eines namenlosen unermeßlichen Leidens, das mir Tränen in die Augen trieb.

Draußen raschelte und rauschte der Wind in den Ulmen, ein einzelner Stern flackerte unruhig durch das Laub und ein verspäteter Zecher taumelte

und sang durch die Nacht – wie traurig klang mir das einsame Gegröhle dieses Trunkenen! Da schwand der Stern, der Pfingstwind atmete leise und leiser und der Zecher hatte sich irgendwo hin verloren – – das Fenster klinkt! Etwas Schattiges steigt vor ihm hoch, etwas Faltiges, Nächtiges – es steigt und steigt, es klinkt gemächlich das Fenster auf, es schiebt bedächtig die Flügel auseinander – jetzt steigt es vom Fenster herab, stützt sich auf den Stuhl und – sieht mich an! Da reiße ich dich schreiend an mich und berge meinen Kopf an deiner Brust. – –

Die Einsamkeit hatte mich angesehn.

Als ich wieder aufblickte, brannte die Lampe fahl und gelb, aber die Ulmen raschelten und rauschten wieder und ein gelbgrauer Morgenhimmel schimmerte durch das Laub. Da faßte ich mit beiden Händen in dein Haar:

Nun lösche das Licht! Deine Haut sieht im Dämmern am weißesten aus, nun lösche das Licht und hab mich lieb! –

Nein, wie ich nicht zur Erkenntnis tauge, tauge ich auch nicht zur Liebe und zum Genuß. Es ist weder Liebe, noch Genuß, es ist Flucht und Vergessen-Wollen.

Wäre es Liebe, so hätte ich die Kraft gehabt, sie durch eine Art Selbstüberwindung zu vertiefen, dadurch daß ich mich von der Geliebten trennte. Denn Liebe, wie ich sie will, wird beschmutzt durch den Genuß und sucht das Geliebte auf einem himmelstürmenden Gedanken-Staffelbau unerreichbar hoch zu heben. Und gerade der Blick auf die blendende Höhe und die unendliche Entfernung, die ich selbst zu ihr gebaut habe, das ist das, was für mich der Rausch der Liebe sein könnte.

Wäre es Genuß, wäre ich ein Lebenskünstler, ein Genießer, wie er sich gehört, dann hätte ich jetzt eine Trennung herbeigeführt, ich hätte meinen Schmerz und um des Schmerzes willen acht Tage lang brennen lassen, um ihn dann in den Armen einer Andern zu vergessen. –

Als sie mich um elf Uhr des Morgens verließ, verabredeten wir, daß sie mich nach dem Essen wieder treffen sollte. Ich mußte bei ihr sein, ich mußte ihre blauen Augen mich streicheln fühlen, ich mußte mich weiter von ihr lieben lassen.

Aber worin bestand mein Rausch? Ich finde nichts Anderes, als in dem Bewußtsein von ihr geliebt zu werden und der Ruhe in Geist und Gemüt, die damit über mich kam.

Hätte ich sie geliebt und meine Liebe bis zur Selbstüberwindung der Liebe gesteigert, so wäre das auch ein Rausch gewesen, aber aktiver Art. Wie der Gläubige sich berauscht an seinem Gott, der nichts ist als sein in immer weitere Ferne projiziertes Ich. Aber ich bin passiver und nicht aktiver

Natur, ich bin ein Höhlengrübeltier eigener Art; ich flüchte in die Höhle, nicht um mich meinem Grübeln und meinen Meditationen ungestört hingeben zu können, sondern um in ihrem Dämmerlicht das Gefühl zu genießen, von ihnen befreit zu sein, und mich kindlich freuen zu können: nun bin ich dem bösen Tag da draußen endlich entflohn! Nun lockt er mich nicht mehr mit seinen schillernden Rätseln und funkelnden Fragen, der gleißende Versucher, der lockende Verderber, der böse leuchtende Tag!

Sie und ihre Liebe, das sind für mich Weihrauch und Klosterzelle und einlullende Litanein. Ich bin ein moderner Anachoret, und meine Zelle und mein Gott ist der Leib und die Liebe eines Dirnchens. Seltsame Sätze, aber wegen ihrer Seltsamkeit wahr, wenigstens für mich – nun, das versteht sich von selbst, du Narr. –

Auch in der Nacht, die diesem Nachmittag folgte, schliefen wir zueins. Aber es lag eine eigentümliche Trauer und Scham über unserer Lust, und als sie mich des Mittags verließ, meinte sie:

Du bist so seltsam zu mir. Du hast mich nicht lieb. –

Zwei Tage darauf betrog sie mich, ich aber reiste zu Verwandten und schrieb ihr von da aus einen Bettelbrief. –

Wenn der Nebel noch länger so vor meinem Fenster hängt, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf. Alles was mich von Claire ablenken könnte, habe ich fortgetan. Ich fasse kein Buch an, ich halte meine Gedanken im Zaum, nur in jenem Sommer dürfen sie mir grasen; ich richte meine Spaziergänge ein, daß ich den Menschen nicht begegne, ich spreche in diesen acht Wochen kein Wort, ich bin in diesen acht Wochen stumm, in Heiden und Moore nur gehe ich und auch nur auf Schleichwegen in einen dichten Fichtenbestand, durch den ein Moorbach fließt, den ich liebe, weil er mir mein tägliches Bad gibt. Ich grabe mich wie eine Wühlmaus in meine Erinnerung ein, denn in ihrer Liebe und der Art, wie ich sie verlor, muß auch der Weg vorgezeichnet sein, wie ich sie wiedergewinne. Aber der Nebel soll fort! Das ist, als rückten seine Wände näher auf mich von Tag zu Tag, das ist, als sarge es mich schon bei Lebzeiten ein, das ist, als hörte ich schon die Hammerschläge! Ohne Form und Bild, ohne Grenzen und Ruhepunkte liegen sie um mich, diese Nebel-Leichentücher. Darin mag es einem weisen Winkel-Grübelwesen behagen, dessen Rausch ein abstrakter Begriff und eine blutose Formel ist, aber das ist Gift für mich, der ich darnach dürste, den wildesten wütendsten urwüchsigsten Trieb, den Sturm, der die Wellen formt und vorwärts peitscht, wieder auf mich zu lenken, damit ich – in ihm Ruhe finde. O wenn dieser Nebel nicht bald vor meinem Fenster schwindet, jage ich mir eine Kugel durch den Kopf.

Ein wolkenloser Sonnentag lag schläfrig über dem uckermärkischen Landstädtchen, das mich für einige Tage beherbergte. Ich hatte mich soeben in Helm und Mantel bei dem Reiterregiment angemeldet, das dort liegt, hatte mir das Schloß angesehen, das inmitten seiner altertümlichen Gartenanlagen eingeschlafen ist und von selbstherrlichen Markgrafenvergangenheiten träumt, war in den schattigen Laubengängen des hundertjährigen Gartens umhergewandelt und saß nun träumend und still wie das Schloß und sein hundertjähriger Garten auf einer Bank. Vor mir floß breit und vom Schilf umsäumt die Oder, so ruhig und träg, daß man im Zweifel sein konnte, wohin sie floß. Am Horizont aber räkelten sich weiche Höhen und blinzelten verschlafen und sonnenmüde aus weißen Sandflecken herüber und stachen mit ihren Kirchturmspitzen wie mit kleinen neugierigen Fingern in die Luft und rings im stillen Garten schmetterten die Finken – ich aber hatte nichts zu tun als geruhsam meine Zigarette zu rauchen und mich auf ein gutes Mittagessen zu freuen.

Und nach dem Essen wird zur besseren Verdauung geschlafen und nach dem Schlafen wird der Kaffee getrunken, und nach dem Kaffee wird Konversation seichte seichte gemacht und darnach – gehen wir zu Geheimrats, wo ich ein junges hübsches Mädchen kennen lernen werde. Aber da darfst du nicht wieder von solchen philosophischen Sachen reden – hast du nicht gestern gesehn, wie der Oberlehrer ironisch lächelte, der arbeitet nämlich in Philosophie und macht vielleicht sogar seinen Doktor darin! Und morgen früh gehst du dann mit Vetter in den Park – in die Kirche gehst du Schlingel ja nicht – und da bestimmt ihr Vögel; es gibt so viele Vögel in dem alten königlichen Park. Und Mittags gibt es denn – –

Ach ja. Das ist aber auch ein Rausch, nur ist er behördlich und kirchlich empfohlen, erlaubt und kultiviert! Und die Oder fließt so ruhig und träg, man weiß wahrhaftig nicht, wohin sie fließt.

Aber ich passe nicht in eure Welt und mir widersteht euer Rauschaufguß. Ich sah mit zu hellen Augen ins Leere und Haltlose, ich brauche einen schärferen Trank, einen der etwas nach – Hautgout und Laster? riecht.

Ist das ein neuer Faden in meinem Tintenstrichgewirr? Untreu ward sie mir schon und ein Dirnchen ist sie immer gewesen, aber deswegen brauchte ich unsere Liebe, vielmehr mein notwendiges Behagen an ihrer Liebe, nicht Laster nennen. Ich tat soeben nur, nachdem ich alle Kultur und herkömmliche Sittlichkeit von ihr abgestreift und das triebhaft-unschuldige Tier habe so wie ich es brauche, als Würze zu meinem Trank einen Tropfen Lasterbegriff, eine kleine abschreckende Dosis Lasterchen hinzu. Um den meinen

ganz von dem euren zu trennen? Um ihm das Air des Verbotenen und Absonderlichen und – Krankhaften zu geben? Und tat ich das – aus Schamgefühl?

Dann müßte ich ihr den Seitensprung schon verzeihen und, wollte ich konsequent sein, sogar mich über ihn freuen.

Schweigen nicht die Vögel in dem stillen Garten? Sie sollten mich auslachen, daß ich mich durch die alten Jahrhunderte, die hier noch zwischen den Bäumen hängen geblieben sind, habe düpieren lassen und mich meines Rausches und meiner Welle habe schämen wollen.

Nun nun, ich verzeihe dir schon, denn eben war ich feige. Aber wer wird nicht feige, wo so ehrwürdige Gespenster über einem in den Bäumen hängen!

Als ich den Brief geschrieben hatte, einen Brief, von dem mir ein Bekannter sagte, ich hätte mich in ihm prostituiert, blieb ich noch einige Tage in dem uckermärkischen Städtchen und saß jeden Vormittag in dem stillen Garten, an dem die Oder vorbeifließt, so träge, daß man nicht weiß, wohin sie fließt.

Und als ich ging, blieb, ich hätte es nicht geglaubt, eine kleine Wehmut zurück und ich mußte an die Jahrhunderte denken, die da zwischen den alten Bäumen hängen.

Wie es einem Opiumraucher und Äthertrinker zu Mute ist, wenn er einen Musensohn seinen Kummer im braunen Bier ertränken sieht, habe ich mir erzählen lassen, aber daß ein christlicher Missionar nicht mit der gleichen Wehmut sondern mit Entrüstung den Fetisch betrachtet, der auf der braunen Haut seiner Jüngerin hängt, verstärkt mich in meiner Verachtung der Lehre, die zerlumpte Fischerknechte und epileptische Fanatiker asiatischen Auswurfs auf die Akropolis und das Forum Roms zu tragen wagten. –

Aber als die Dampfbahn wieder über die Felder rollte und die Räder wieder ratterten, schalt ich auf den stillen Garten und die Oder, die so träge fließt, und fragte mich nur, ob ich sie wiedergewinnen würde.

Im Jahrmarktstrubel war sie untergetaucht und mitten in ihm erreichte sie mein Brief. Da hatte sie sich losgerissen und sich eine Stellung besorgt. Hinter dem Bahnhofsbüffet stand sie, zierlich und blond, eine Glutwelle stieg ihr in die Wangen, als sie mich erblickte. Da atmete ich auf und zu Hause fand ich Briefe von ihr mit Bitten und Beteuerungen. So hatte ich sie wiedergewonnen und sie hatte mich lieber als zuvor.

Weil sie mir ein Opfer gebracht hatte, da sie sich ihrer Freiheit begab und die Nächte hindurch in einem rauchigen Wartesaal stand?

Weil ihre Untreue ihr die Gefahr, mich zu verlieren, deutlicher gemacht hatte?

Jedenfalls nicht aus Reue, und sicherlich nicht, weil ich ihr verziehen hatte.

Sie hatte mir ein Opfer gebracht und die Stellung genommen, aus Furcht, anderenfalls mir wieder untreu werden zu können. Das war's. Und ihre neue Liebe beruhte auf dem Glauben, jetzt ein gewisses Recht auf mich zu haben.

Und daß dem so war, fühlte ich bald und – fühlte mich so wohl dabei: ein Ding sein, das einem Anderen gehört, das ist das feinste Untertauchen und der feinste Rausch.

Jetzt gehörst du mir! Daher ihre Eifersucht, ihre täglichen Briefe und stündlichen Karten, daher die Glut von Zärtlichkeit, in die sie mich hüllte. Ich war ein eigenartiges Spielzeug, das sie sich erworben hatte und das sie Tag und Nacht nicht aus den Händen ließ.

Bis sie es in- und auswendig kannte, bis sie sich bewußt ward, daß es ihr Spielzeug war und nichts weiter und ihr nichts Neues mehr sagen konnte? Bis die Welle den Felsen zermürbt hatte und er weich in ihrem Schoß lag, und sie dann ausging, einen anderen zu suchen, an dem sie wollüstig zerschellte und den sie wieder zerreiben und in sich begraben konnte?

Jetzt aber noch rankte sie sich so an ihrer Liebe hoch, daß wir die Rollen vertauschten und sie die Gebende wurde. Sie legte Gefühl und Innigkeit in unser Verhältnis, sie träumte Tag und Nacht von den wenigen Stunden, die wir wöchentlich zusammensein konnten, und spielte in diesen mit mir wie ein Knabe mit einem blanken Kiesel, ein Mädchen mit seiner geliebtesten Puppe, eine junge Mutter mit ihrem Kind spielt. Ich wollte einmal Seelenschenker sein und ich weiß jetzt, weswegen ich es sein wollte, und noch besser weiß ich, was ich ihr damals geschenkt habe: ich gab ihr das Selbstgefühl und die Spannkraft zurück; die Welle wurde elastisch und schön – aber würde sie, wenn sie mich überwunden hatte, nicht wieder aufschnellen und einen anderen Felsen suchen? Es war ein gefährliches Geschenk, was ich ihr und mir da gab. – Aber jetzt hatte sie zu verzeihen, denn ich ward gleichgültig und begann, die Äußerungen ihrer Liebe hinzunehmen wie jeden anderen Genuß.

Nur der Augenblick und die intensive körperliche Lust beglückt und Maßhalten ist nur soweit erlaubt, als es zum Zweck der Erhaltung der Genußfähigkeit erforderlich ist. – Es wird zwar nur so sein, daß jeder unserer Zustände, mag er relativ noch so leidensvoll sein, den höchstmöglichen Genuß darstellt, den der Körper in diesem Augenblick erreichen kann, weil er ihn erreichen muß. Aber – eßt, liebt und trinkt! Ja, ich bin wieder in der Garnison und „spiele den Lustigen, den Trinker, den Possenreißer, den Bon-

vivant, den Narren, den Pousseur, treibe mich in verliebten Abenteuern umher und mache Schulden, gelte als Nihilist und bin Nihilist und habe im Grunde auch alle zum Narren" – aber NITSCHEWO! das macht nichts.

Woher kam dieser Umschwung in mir?

Weil ich sie nicht liebte, sondern nur von ihr geliebt sein wollte und mich über die Maßen geliebt sah. Und was ihr Gleichgültigkeit und Nicht-Liebe schien, war, daß ich ihrer Liebe aus Sinnlichkeit und Trieb höchstens eine solche aus Dankbarkeit entgegenbringen konnte, die nicht in dem Maße wie jene nach der Lust strebte, die für sie die Krone der Liebe, die Liebe an sich war. Sie merkte es wohl und ward oft traurig darüber.

Und ich trank und würfelte und spielte den Narren und überfiel sie zuweilen mit stürmischen Forderungen meiner Sinnlichkeit, weil ich – meinem Rausch noch immer nicht glauben wollte; ich – schämte mich seiner und betäubte mich über meinen Rausch. Nur wenn die Gefahr kam, sie zu verlieren, mußte mein Wille, sich diesen Ruheort und Ruhegarten zu bewahren, wieder erwachen, das heißt: für sie meine Liebe wieder sichtbar werden.

Meinem Stabilitätsbedürfnis war genügt, ich schämte mich meines Genügens und vertrank meine Scham. –

Die Hammerschläge sind verklungen, der Nebel-Sargdeckel fiel dröhnend zu und die Schwermut hämmerte ihn fest. In ihm trieb ich über die Schwelle des neuen Jahrs und merkte es nicht – war doch ein Tag so neblig wie der andere. Und ich zerpflücke und zerdeutele mir meine Liebe, es tut so wohl. Ich bin ja nur mein eigener Anatom, um den größeren Schmerz der bunten Erinnerung zu fliehen, ich suche ja nur objektiv zu sein, um nicht subjektiv bleiben zu müssen.

Aber heute hat es der Nebelsarg und Regen da draußen, der aus den feuchten Sargdeckeln tropft, darauf abgesehen, mir so bunte Liebes- und Sonnentage heraufzubeschwören, daß ich die quälenden Zauberinnen nicht anders überwinden kann, als dadurch daß ich sie in Tinte verwandele, nur müssen es helle farbige Kleckse sein und nicht die schwarzen Striche, in die ich sie sonst zu zerlegen pflege.

Der zweite Juli war es; am Morgen machten wir einen Marsch über Warnemünde und Doberan, und jetzt saß ich im Vorgarten meiner Wohnung und blätterte in einem Seglerhandbuch. Das waren mir damals die liebsten Bücher; Skifahrer-, Luftschiffer-, auch wohl solche rein technischer Art. Ich erinnere mich, in der Zeit ein Buch über Wasserkraftmaschinen gelesen zu haben. Und da es gerade an dem Tag ein Segelwetter war, wie es sich gehört, vertiefte ich mich in die Theorie und die mechanischen Grundlagen des Segelns. Dabei trank ich, denn soeben hatte mich Claire durch ein Tele-

gramm gebeten, sie des Abends zu erwarten, und ich hatte mir angewöhnt, angetrunken zu unserem Stelldichein zu kommen.

Wollte ich verhindern, daß ich Einzelheiten sah oder hörte, Kleinigkeiten, die eine – Illusion zerstören konnten? Ist es denkbar, daß ich, so sehr ich sie gerade so haben wollte wie sie war, doch einer Illusion bedurfte? Das klingt paradox, das ist es deswegen aber noch nicht.

Es ist acht Uhr Abends und das Seil zittert durch die Straßen; unsichtbar, unstofflich? wer weiß! aber es hängt da und zittert und wartet, elastisch wie ein Gummiseil. Nun schlägt es seine Angelhaken in uns und zieht und zieht, bis ich sie kommen sehe, wiegend, ein wenig schlenkernd, im weißen flachen Hut. Acht Tage haben wir uns nicht gesehn! Wir geben uns nicht die Hand, aber wie wir uns erreicht haben, schmiegt sie sich mit Schulter und Hüfte an mich, für einen Augenblick nur; das war auf der belebtesten Straße, aber ich weiß, es hat keiner gesehn, denn es konnte keiner sehn, das war schnell wie ein Blitz und durchschlug uns wie ein warmer roter Schlag. Dann gehen wir ins Freie und gehen unter Linden, die in ihrer letzten Blüte stehen.

Du hast wieder getrunken, Liebling.

Verzeih! aber der Nachmittag wurde so lang – –

Sieh! nun hattest du doch keinen Dienst und wir treffen uns am Abend erst. O du, das ist nicht recht von dir. Ich freue mich so unbändig auf dich und nun knauserst du mir noch von den paar armseligen Stunden ab. – O, du bist gar nicht wert, daß ich dich so liebe. Ich weine oft die ganze Nacht um dich. Warum weine ich nur immer, wenn ich an dich denke? Ich bin überhaupt immer traurig, wenn ich mit dir gehe. Warum nur? Du! warum? Du hast mich doch so lieb, da brauchte ich doch nicht traurig sein. Aber ich glaube, wenn man einen so recht lieb hat, dann ist man eigentlich traurig. Komisch.

Vielleicht bist du traurig, weil ich traurig bin.

Du und traurig! Aber weißt du, was ich wohl möchte? Wenn du mich so ganz lieb hast – du weißt! – dann möchte ich mit einem Male sterben.

Wollen wir uns heute Nacht totschießen, Claire?

O ja!

Wäre es aber nicht schade um uns beide?

Nun, wenn wir beide zusammen tot sind, dann ist es doch gerade so, als ob wir lebten. – Aber wenn wir aufhören uns lieb zu haben, nicht? Bitte, bitte!

Aber sage mir, weswegen denn jetzt schon?

Ich fürchte, ich bleibe dir nicht treu. Ich weiß nicht, woher das kommt.

Du bist so merkwürdig. Ich glaube öfter, du hast nur dich lieb und mich hast du lieb, weil ich dich lieb habe. Du hast mich eigentlich garnicht meinetwegen lieb, sondern nur deinetwegen. Aber das ist ja Unsinn! Denn wenn du mich deinetwegen lieb hast, dann hast du doch auch mich meinetwegen lieb. Du? – Sieh, auf so dumme Gedanken kommt man. Ach! das kommt von den dummen Bäumen, die riechen so. Und dann habe ich immer eine reine Angst, daß ich dir wieder untreu würde. O, es ist so traurig, daß ich dich nicht so lieben kann, wie ich möchte. Ich glaube, du bist zu gut zu mir. Aber ich bin schlechter als du denkst, und ich – will auch schlechter sein!

Komm Claire, die Linden machen uns toll.

Aber einen Zweig laß uns für die Nacht mitnehmen.

Wozu denn?

Das ist so ein schönes Gefühl, wenn Nachts welke Blumen auf dem Tisch liegen. –

Wie? ist sie auch kompliziert? Es wird der Lindenduft gewesen sein. Es hört sich so an, als ob sie etwas Richtiges ahnte, aber es war nur eine sentimentale Plauderei. Es wird der Lindenduft gewesen sein. –

Siehst du, sagte sie, als sie des Nachts sich über mich geworfen hatte und mein Gesicht in beide Hände nahm, wie sie es gern tut, ich möchte nun so anfangen, dich aufzuessen. Zuerst deine Augen; nein, nicht deine Augen! Oder noch lieber, du wärst mein Kind, wenn es noch nicht geboren ist. Dann gehörtest du ganz mir.

Aber Claire!

Was ist denn dabei? Das kann man doch ruhig sagen. Oder darf man das nicht?

Das dürfen nicht alle sagen; das darfst nur du sagen, mein kleines Lieb.

Nicht wahr? Und wenn du dann geboren wärst, siehst du, dann dürftest du mir nur denken, was ich denke! Dann würden wir beide nur über dich denken. Ach du! –

Und als sie des Morgens um Sieben, da die Sonne schon heiß auf den Straßen lag, ging, verabredeten wir, daß sie zu den Schießständen hinausfahren und mich dort treffen sollte.

Dort wollten wir uns ins Gras und in die Sonne legen. –

Die Sonne glüht und hebt den Horizont, in dem wie ein weißer Strich der Leuchtturm von Warnemünde steht. Ein kühlender Wind kommt von der See und über ihm und ihm entgegen segeln die krausen Wolken. Ich aber habe mein Haupt in deinen Schoß gelegt, da warfst du meine Feldmütze weit ins Gras und spieltest in meinem Haar. Und die Sonne steigt und glüht, von den Schießständen fällt Schuß auf Schuß und immer noch steht wie ein wei-

ßer Strich der Leuchtturm am Horizont; eine Hummel läutet im Gras und eine Espe will uns nicht stören und raschelt nur leise mit ihrem ruhlosen Laub.

Claire, ich weiß, du hast mich unglaublich gern und ich war oft häßlich zu dir. Nun verspreche ich dir, dich immer mehr zu lieben.

Da beugtest du dich herab und küßtest mein Haar, und so bin ich denn eingeschlafen. Mitten in der hohen Sonne und dem Duft von Gräsern und Klee schliefen wir ein. Ein Lächeln war auf unseren Lippen, das nahm der Wind und zerstreute es über die Welt und segnete sie.

LOTUS PROCUMBENS und CORNICULATUS wuchsen dort und viel blaßgelbes Leinkraut, und ein bunter Eichelhäher, glaube ich, lachte aus der Tiefe des Waldes, an dessen Rand wir schliefen. –

An einem Abend jedoch, als sie mich bat, die Nacht bei mir bleiben zu dürfen, da sie sonst nicht wüßte, wohin? schlug ich es ihr ab. Durch eine trunkene Laune von mir, da ich sie eines Abends nicht von mir gehen ließ, hatte sie ihre Stellung verloren und scheute sich, zu ihren Eltern zu gehen. Nun mußte sie mich durch Drohungen zwingen, sie mit mir zu nehmen. Es war dieses der Tag vor einer Felddienstübung, die früh Morgens begann und uns erst am übernächsten Mittag zurückbrachte.

Sie liebt mich und ich gehöre ihr, das war ja mein Rauschbeerentrank.

Und sie? Sie erwartete mich am übernächsten Tag draußen vor der Stadt und besuchte mich des Nachmittags in meiner Wohnung, wie sie mich nach jenem Scharfschießen besucht hatte. Ich ließ es geschehen und dankte ihr nicht.

Aber als ich sie verlieren sollte und sie gereizt durch meine störrische Gleichgültigkeit, trunken und auf Anstiften ihrer Freundin im Begriff war, mit einem Andern vom Tanzboden zu gehn, riß ich sie mit Gewalt zurück und schleppte sie mit und bat sie mit Tränen und heißen flehentlichen Beteuerungen, mich nicht zu verlassen.

Du nimmst ja meine Seele, meinen Garten mit!

Und die Stunden, die diesen Tränen und wilden Bitten und der endlichen Versöhnung folgten, waren so voll von leidenschaftlicher Wut, daß meine Wirtin und mein Putzer, mein Korporal und Feldwebel, nicht viel hätte gefehlt und der Leutnant kam, vergeblich an meiner Türe klopften, ich hatte sie wieder und – schlief und wurde am nächsten Tage mit zweiundsiebzig Stunden Arrest bestraft, und während ich in meinem Arrestzimmer die Blätter einer Linde zählte, deren Wipfel und ein Stück blauen Himmels ich durch das vergitterte Fenster sah, der Schlaf auf der hölzernen Pritsche mich floh und Hunger und Kälte kam und ich allmählich begann mit einer kaum noch niederzuhaltenden Wut zwischen den vier Wänden zu rasen,

trank und tanzte sie und lächelnd überreichte ich ihr nach den drei Tagen die zwei Knöpfe mit den mecklenburgischen Ochsenköpfen – VA BANQUE der Possen! ich will meinen Rausch.

Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief, in dem sie mir schrieb, es sei ihr, „als wäre eine Wand zwischen uns getreten; was ist das nur?" Ich wußte es mir so wenig zu erklären wie sie.

Sie hatte wegen meiner „Bestrafung", zu der sie den indirekten Anlaß gegeben hatte, von mir Zorn und Vorwürfe erwartet und – damit von einem neuen Felsen geträumt, den sie durch ihre Liebe würde besiegen können. Aber nun lächelte ich und verzieh.

Und wir wußten es nicht und staunten, daß wir uns hiernach nicht noch lieber hatten als zuvor. – –

Es ist Nacht, die Uhr geht auf Zwölf und ich sitze oben auf der Mauer, die die Kasernengebäude umschließt; denn meine Strafe besteht außer dem dreitägigen Arrest und dem Verlust der „Gefreitenknöpfe" in der Einkasernierung. So muß ich mich allnächtlich, wenn alles schnarcht und schläft, aus der Stube, in der ich zusammen mit meiner Korporalschaft schlafen soll, herausstehlen, muß sachte über den Hof schleichen und heimlich über die Mauer ins Freie klettern. Dann steht sie draußen hinter einer Ulme und wartet auf mich.

In weißgrauen Lachen und Seen liegt der Nebel rings und wie eine blankgeputzte Ampel hängt über mir der Mond. Die Kaserne schläft, aus ein, zwei Zimmern dringt durch die Vorhänge ein rötliches Licht und die nägelbeschlagenen Stiefel der vier patrouillierenden Posten stapfen hart und hallen dumpf und monoton über den öden Platz, während wie rote tückische Kakerlakenaugen die Lichter einer Bahn aus den weißen Nebelleibern glummen. Da schwinge ich mich über die Mauer und lasse mich vorsichtig an ihr niederfallen. –

Was kommst du spät? Ich warte schon so lange und es ist kalt und unheimlich hier. Aber ich friere und bin müde, laß uns schlafen gehn! –

Ich habe vorher Wein bestellt und zwei Wachskerzen brennen auf dem Nachttisch neben uns, und es ist warm und schwül im Zimmer. Im blauen Waffenrock, mit rotem Kragen, roten Aufschlägen und blanken Knöpfen, liege ich auf dem Bett; dann entkleidete sie sich, ganz und nackt, und setzte sich rittlings auf mich. Ich nehme ihre Hände und biege sie mit leiser Gewalt zurück, bis ich ihre Augen gefunden habe –

Ist es nicht wie in einer Kirche, wenn vor den Heiligenbildern die Wachskerzen brennen und der Weihrauch sich wie eine süße Wolke in den dämmernden gotischen Bogen verfängt? Siehst du nicht das tiefe unheimli-

che Leuchten in dem roten Wein?

Sahst du, wie draußen der Mond gleich einer leuchtenden Ampel in der Nacht hing? So hänge auch ich, ratlos und einsam, in der Welt, in ihrem Rätsel und ihrer ewigen Brutalität. Ich fluche ihr nicht, weiß ich doch, mein Fluch ist bedingt, und ich bin zu klug und zu schwach zum Fluchen; ich bin zu helläugig geboren und mein Wille zergeht in dem Licht meiner Augen, er verliert seine freudige Blindheit und damit seine Wucht; ich baue mir aber auch nicht auf diesem Fundament von zerflatternden Rätseln und harten Brutalitäten ein hohes helles Haus – ich gehe abseits und suche einen Garten, ich vergesse die Fragwürdigkeit der Welt im Rausch und finde ihn in dir, in dem Aufgehen in deinem nackten weißen Leib.

Willst du nicht trinken? Sieh, der Wein ist so rot! Rot und herb wie die purpurnen Knäufe deiner Brüste.

Mein Garten bist du, in dem wie eine letzte, allerletzte blaue Aster die Möglichkeit für mich blüht, mich an der Welt zu erfreuen als an einem Gemälde, dessen Farbenglanz ich auf mich wirken lasse, ohne nach seinem Schöpfer, einem Zweck und Sinn und der Zusammensetzung der Farben zu fragen.

Du süße Aster, du meine Geliebte, du roter Wein und schwerer Rausch!

Da ließ ich deine Hände, die ich noch immer mit sanfter Gewalt zurückbog, los und da sankst du über mich, so, daß mein Kopf gerade zwischen deinen Brüsten zu liegen kam. – –

Sieh! da im Westen hat einer in den Himmel gestochen und nun fließt das Blut, das rote rotgoldne goldene Blut. Über die welligen Höhn und Zacken der blauen Wolkengebirge rollt es hin, um die Inseln dort im grünlichen Meer und die Nehrungen, die auslaufen wie Nadeln fein, schäumt es auf und kräuselt über sie. Sieh! in Flocken und Schaum stäubt es über das ganze Firmament!

So verbrennt sie Tag für Tag in stiller unnahbarer und gleichgültiger Pracht, wirft Gold über die Welt und achtet es wenig und nichts, achtet des nichts, was sie schuf, ihr Werk sind wir, sind nichts ohne sie, sie aber schwindet gelassen, als ging's sie nichts an.

Sie, des alten Orients Gott und Rausch und Garten und Ruhepunkt, und meiner – ein Aufgeben meiner selbst an ein Dirnchen. Das ist die Reihe. –

Jetzt sehen wir uns noch sieben arme Mal und dann reise ich fort.

Und ich reise dir in fünf mal sieben Tagen nach.

Du willst mich besuchen? O tue es nicht, tue es nicht! Ich weiß nicht, aber es ist mir, als ob ich dich warnen sollte. Du hast mich zu lieb. Ich kann das nicht ertragen. Das ist, als ob mich das oft zerreißen wollte.

Wie die Abendwolken dort die Abschiedsglut der Sonne, die sie in sich aufgenommen haben, nicht ertragen können und deswegen zerflattern und zerreißen?

So mag's wohl sein. O komme nicht nach! tu es nicht! tu es nicht!

Da küßten wir uns und unsere Lippen wollten sich nicht trennen, während das Abendrot sein letztes rotes Gold über uns warf und traurig wurde, daß es sein letztes war und es alles andere schon vergeudet hatte.

Als wir uns getrennt hatten und ich heimwärts ging, prägte ich ein Wort – oder tat ich's erst heute? – für das, was mir als letzte und höchste Stufe übrig blieb, ich nannte es meine Selbstauflösung in ihr.

Von nun an gingen wir täglich hinaus, die Abendröte zu sehen, sieben Male gingen wir hinaus.

Und da wir zum siebenten Male hinausgingen und auf einem Hügel standen, der dort frei aus der Ebene ragt, fiel schon die Sonne steil zum Horizont und schickte sich an, unter den Mittelpunkt des sie umgebenden hellen Scheines zu gleiten; des Scheines, dessen oberer und seitlicher Rand, MA CHÈRE, in zarteren Rosafarben schimmert als der erste Gedanke einer neuen Liebe, der sich auf Ihre Wangen malt, während sein der Erde zugewandter Teil in goldbraunen Tinten schwimmt, die sogar den Schimmer Ihres unvergleichlichen Haares an samtener Sättigung übertreffen.

Aber gelassen durchsinkt die Sterbende den farbig umrandeten Schein; vom frühen Nachmittag an hat er sie getragen, nun aber, wenn sie als gewaltige, doch schon nicht mehr leuchtende Scheibe von einem tiefen Orangerot in die dem Horizont auflagernde Nebelbank einsinkt, zieht sich dieser vorher noch einmal hell Aufschimmernde und sich breit Ausdehnende in ein gelblich glänzendes Oval zusammen und schwebt so gleich einem Sarge, o MA CHÈRE, aus dem die Leiche fiel, verlassen und einsam über der Gruft, in die jene versank.

Nun sehen Sie, nun lauschen Sie – nun wird es klingen! Nun gelangen die Trauerlieder, die der Himmel anstimmt, an Ihr Ohr! Hören Sie, wie aus der Nebelbank Ton auf Ton auf goldenen Stufen emporsteigt? Das ist kein schwarzer Mönchs-Raben-Grabgesang, das ist ein gemessen schreitendes, goldgeschichtetes Lied, das sich gelassen und wuchtig vertieft zu einem brausenden Rot, das von Stufe zu Stufe steigt, um gehalten auszuklingen in der weißblauen Wölbung der Abendkuppel.

Aber Sie hören schon das Lied, das die Erde singt? Sie wenden sich und hören den tiefblaugrauen Streifen, Sie lauschen dem Schattenlied, das die Erde klagend an den Osthimmel wirft? Und hören Sie nicht – o wenn Sie lauschen wollten! –, wie die Gegendämmerung hellrosenrot aus dem Schat-

tenlied der Erde aufsteigt und jetzt, jetzt mit schnellen rosafarbigen Fingern in den Himmel greifend tönt? Hörte je einen solchen Ton Ihr kleines Ohr?

Aber Sie wenden sich wieder? Sie haben schon das rauschende Leuchten im Westen gehört? Ihre märchenschönen Augen weiten sich, um das rote Brausen zu trinken? Ihre stolzen Brüste dehnen sich – knistert nicht die Seide über ihnen? Ihr ranker Leib reckt sich – umschwebt mich da nicht ein Duft wie von blühenden Tamarinden? Oder ist es nicht der blühender Edelkastanien? O MA CHÈRE, der Sarg, der weiße Sarg, aus dem die Sonne fiel! Hören Sie denn, hören Sie denn nicht die süße Mollserenade seines weißen hellen Gelbs? Wird es nicht um einen Hauch dunkler? Wie ein Primelngelb? Empfinden Sie denn nicht – o öffnen Sie Ihre Augen weit! –, wie die Luft erfüllt ist wie von dem Sammetduft eines Primelnstraußes? Sehen Sie, in das goldne Stufenlied sind rauschende Orgeltöne gedrungen! Hören Sie, flammend rot steigen sie über die langgestreckten Stufen! Sehen Sie, aus dem dämonischen Ockergelb quillen sie hoch, aus der gelben glummenden Schicht, die gleich zusammengeschweißten Gewittern über dem bräunlich schwälenden Dunst des Horizontes lagert! Hören Sie die gebändigten Donner? Sehen Sie die gefesselten Blitze? O MA CHÈRE, MA CHÈRE, Ihr Atem stockt und zwischen Ihre junonischen Brauen hat ein Blitz eine zürnende Falte geschlagen!

Aber glätten Sie Ihre kleine Stirne getrost –: sehen Sie nicht die Antistrophe? Sehen Sie den herben meergrünen Streifen, wie er widerstreitet dem rauschenden warmen Rot und dieses und die gebändigten Donner zugleich abschließt von dem weißen klagenden Dämmerungsschein, der über dem ganzen Westen liegt? Hören Sie das Alles zueins und fühlen Sie auch, wie die rosenfarbige Gegendämmerung nach ihrem letzten lauten Aufleuchten in einem schwachen blassen Violett leise schnell verklingt, nachdem schon der Erdschatten in dem Getöse der düster heraufrollenden Nacht versunken war?

Still! hörten Sie den ersten Fanfarenklang? Sehen Sie, wie er dort oben hoch hoch im hellen Blau, hoch über den Stufen des Goldliedes und über den Orgeltönen, die wuchtig über sie schreiten, auf roten Wogen heranschwimmt? Sehen Sie, hören Sie schon den kommenden – Purpur aus ihm? Oh! nun wird die knisternde Seide über Ihren stolzen Brüsten reißen! Nun werden Ihnen Schauer auf Schauer über den göttlichen Schwung Ihres marmornen Nackens rinnen! Das Purpurlied! Oh! meine Göttliche, das Purpurlied! Sehen Sie, wie es sich leuchtend und unter brausenden Fanfaren niedersenkt? Auf den Sarg, aus welchem die Sonne fiel! Oder fuhr vielleicht die brausende Flamme aus dem Sarg hervor? Der Sarg brennt! Der Sarg sinkt

donnernd hinab hinter den Stufen des Goldlieds und ihren tobenden Orgelklängen! Und aus seinen klaffenden Spalten – fährt nicht das Feuer in roten Fetzen hervor? Und wandelt das goldne Gelb in glühendes Orange, das Orange in heißes Zinnoberrot und das Rot in düster karmoisinrote Glut! Die flammt und schleudert ihre zischende Lohe heulend hoch – der Himmel brennt! –

Marienkäferchen, flieg!
dein Vater ist im Krieg,
dein' Mutter ist im Holda-Land,
Holda-Land ist abgebrannt:
Marienkäferchen, flieg! –

Aber Claire!
Ich weiß nicht, ich mußte das singen, das kam so über mich. – O, sei mir nicht böse deshalb!

Dann gingen wir heim, schweigend und befangen. Sie schämte sich ihres Liedes – o du süße Törin! O wie sehr kenne ich den Grund meiner Selbstauflösung in dir! –

Am nächsten Morgen, denn es war der erste September, an einem Sonntag, ging ich mit Rosen zur Bahn, deren Blätter der Mehltau befallen hatte; es ist nämlich eine Eigentümlichkeit des Mehltaues, daß er gerade die Blätter der dunkelroten Rosen befällt. So fuhr sie hin und nahm meine Rosen mit, ich aber begann an das Manöver zu denken, denn die Manöver sollten in diesem Jahr im östlichen Holstein abgehalten werden – sie aber fuhr an jenem Morgen nach Kiel.

„Die Wolken fliehn, der Wind saust durch die Blätter, ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld," kahl schon werden die Ulmen und die Rosen verblühn und gelbe Ulmen- und rote Ampelopsisblätter knäuelt der Wind und rollt sie hin, dunkel ist's noch und der Regen stiebt und nach Holstein! rattern die Räder; und Holstein ist Wind und See und kalte Höhe und fegende Regenfransen; zur Rechten ein See, die Wolken gehn tief und der Wind hat über Nacht die Pappeln gebrochen an unserem Weg; zur Linken ein See, wir kommen aus Plön, Nacht ist's und es knattert und prasselt der Regen; und Stoppelfelder und schwälende Biwakfeuer und die Zähne klappern in der feuchten Nacht in der Buchenwaldschlucht, und Hunger und Durst und Marschieren, immer Marschieren; da steht sie in Kiel, ein Trupp zieht vorüber, noch einer und mehr, sie steht auf dem Stuhl auf dem Bürgersteig und sucht nach mir und winkt und schreit nach mir, uns trommelt indes der Re-

gen auf dem Helm – im Süden, in Oldesloe; Marschieren, Marschieren; da schneuzt sich ein Stern! da duckt sich das Lager vor dem Arm, der eisig aus dem Weltenraum langt – der Arm ist Gottes! Eiszapfen sein Haar, sein Blick ist Hohn und wehrlos glimmt in seiner Hand die Kugel Welt; Kältetod ist sein Name; der frißt den Raum, den dein Auge durchblitzt und dein Geist umfliegt und die Zahl bezwingt, samt seinen Sonnen und Erden und irrem Weltenstaub, in einer Sekunde dir auf; der Frostpolyp, der Kältekrake, der den Raum umkrallt und in ihn seine eisigen Arme streckt, ich fühl seinen Arm und schauere und krümme mich gleich dem Wurm – die Kraft ist ewig? wo alles zum Ausgleich strebt und die Kälte lauert? Wärme ohne Gefälle ist keine Kraft, „ein Klumpen Tod, ein Chaos harten Tons".

Es ist grimmig kalt. Zu zehn oder zwölfen liegen wir dicht aneinander gepreßt um das schwälende Feuer; zuweilen wälzt sich stöhnend und leise fluchend einer von uns herum und dreht der Glut eine andere Seite zu. Auf den verkohlenden und verglimmenden Scheiten steht ein mächtiger rußiger Kessel; es brodelt in ihm und ein beißend aromatischer Geruch steigt von ihm hoch; es sollen am Morgen die Feldflaschen aus ihm gefüllt werden. Nun bricht eines der Scheite mit einem leisen Knistern zusammen, Funken stieben und gefährlich neigt sich der Kessel, als wollte er seinen braunen kochenden Inhalt über mich gießen. Aber er wird schon stehen bleiben. – Nun dreht sich der Wind und treibt mir den stechenden Rauch in die Augen; da wälze ich mich langsam herum und lasse meinen Rücken braten. Den Kopf stütze ich in die Hand, schmiege meinen Leib fest gegen die Seite eines schlafenden Reservisten, platt liegt er auf der Erde und schnarcht, und blicke in die Nacht. Es ist dunstige Luft; ein paar Sterne zähl ich, ein paar wulstige Baumschatten kauern am Horizont und rings um mich glühen trübrot die Feuer und werfen, wenn der Nachtwind die schweren bläulichen Rauchfahnen zur Seite schiebt, ihre düsteren Lichter über die Zelte; dann tritt ein unförmiger schwarzer Klumpen aus der Nacht hervor, ein dumpfes Stimmengewirr schallt dann wohl herüber und die Lichtscheine huschen über eine wagerechte Reihe gespenstisch geröteter Gesichter – der Marketenderwagen und ein paar nimmermüde Zecher; die Narren. Einige Schatten stehen hier und da, schwarz und verschwommen, wie aus der Erde gewachsen; wenn sie eine Zeit lang gestanden haben, fangen sie an schwerfällig zwischen den Zelten hin und her zu tappen – das Stiefelleder ist hart wie Holz und die Füße sind wund –; dann stehen sie plötzlich vor einem Feuer, dösen stumpfsinnig in die Glut, wackeln wieder auf ihrem Patrouillengang fort und verschwinden lautlos, als hätte sie die Nacht gefressen.

Ich möchte wohl Soldat bleiben; man vegetiert so hin. Und diese präch-

tige Müdigkeit nach jedem Tag und diese herrliche Massensuggestion; man ist nie selbst, man kommt nie zu sich. Man nimmt niemals Gifte ein, man scheidet niemals Gifte aus. – Was habe ich damals in Lockstedt für dummes Zeug geredet; ich habe mich wohl sogar ereifert. Wozu? Ich Narr. –

Was soll nun nächstens aus mir werden? – Arbeiten? Ich könnte ja wohl einmal ein Buch schreiben, über die zum Glück zureichende Dummheit, denn daraufhin läuft schließlich alle Schreiberei hinaus; wenigstens die ehrliche. – Aber wozu? Ich habe ja Claire. Ich will mich noch ein paar Jahre von ihr lieben lassen, ich will noch ein paar Jahre ein herziges Spielzeug sein. Bis ihre feine Haut welk wird. – Und dann will ich das Extrakt meines Lebens ziehn. In einem Sonett, einem einzigen Sonett, einem braunen Sonett. Das soll sich anfühlen so weich und fremd wie brauner Zunderschwamm. Ein ganzes Jahr will ich an ihm arbeiten. Das soll ein Sonett werden! Alles, alles soll es aus mir ausscheiden, was sich in diesen langen toten Jahren angehäuft hat; jede Zeile ein Buch! Und dann? – Dann kommt die Probe aufs Exempel: vielleicht könnte ich dann leben – leben! – Oder dieser Eindringling, dieses aberwitzige Sehnen nach einer definitiven Wahrheit, vor dem ich schon Rettung suchte im Rausch der Liebe, hätte mich zugrunde gerichtet, und damit – würde auch aus dem Sonett nichts werden; die Drüse ist erstickt, sie sekretiert nicht mehr.

Aber es ist kalt, grimmig kalt, und der Wind hat sich wohl schon wieder gedreht. Hoppla! schnarchen Sie nur weiter! –

Marschieren, Marschieren und schwälende Biwakfeuer, und ein Brief fliegt herüber, ein süßer, ein wilder, und jetzt noch drei Tage die Stiefel nicht aus und das Koppel nicht ab und die Gesichter sind – schwarz, und die Bärte sind – wild, und die Augen sind – rot und das Manöver ist aus.

Das riecht nach verdörrtem Sommerlaub, das riecht auf den Straßen nach Herbst und meine Ulmen sind kahl, doch mein Herz ist still, mein ruhiges müdes Herz ist still wie der goldene Herbst und zählt und zählt die Tage, dann rufen die Räder zu ihr! zu ihr! Der Dienst ist – aus, das Jahr ist – um.

Ich lieb unendlich diese blauen Nebel,
die herbstlich still den Wald umweben
wie wenn ein Bahrtuch einen Sarg umwebt,

ich lieb unendlich diese goldnen Schimmer,
die über Stoppelfeldern schweben
wie eine Krone über Toten schwebt,

ich lieb unendlich diese bleiche Sonne,
ich seh in ihren müden Blicken
das goldne Glück, das auch aus meinen blickt.

Der ruhlose wilde Spuk, der Geist ist unendlich und reitet auf seinen Ziffern und Buchstaben in seine Unendlichkeit; die Welt ist endlich, ist eine Kugel, die in der Kälte schwimmt und ihr Inhalt ist Herbst, ist ein Kunstwerk, das sich selber anschaut, wie heute der Tag sich nicht genug tun kann, in sich selber zu sehn und zu schluchzen vor seinem kleinen goldnen Glück: o herbstendes Glück, o Lächeln im Winkel, o rote goldne Euthanasie!

In den Nächten aber trank ich und hockte in Bars, mit einem roten Holsteiner, der eines Abends so gewaltig Rheinwein und Burgunder trank, daß ihm über den hilflos ins Leere starrenden Augen der Schweiß in hellen Perlen auf der Stirne stand, und kam alltäglich erst am hellen Vormittag heim. Suchte ich den Rausch, den der Tag mir geboten hatte, mit gröberen Mitteln fortzusetzen? Oder – ich trage ungern goldne Geschenke in mein Zimmer; ich zerpflücke sie mir da zu leicht, ich gehe mit ihnen unter Menschen und spiele da heimlich mit dem Glück, wie es leise in mir klingt; so fühle ich es mehr, so weiß ich, daß es mein und mein eigen ist, – und trinke, um dieses Gefühl und die Traumstimmung und das leise Schaukeln zu verstärken und festzuhalten?

Eines Tages aber war ich in Zivil und trug eine Aster im Knopfloch.

Der Himmel ist tiefviolett und die Hügel, auf denen die versprengten Kiefern wie Pinien stehn, sind ziegelrot und die Buchen und Eichen huschen wie glimmende Feuer vorüber. Jetzt steigt ein Rot wie von Heckenrosen gestreift in das tiefe Violett, das umstreichelt mich wie weicher Samt, und der Zug wiegt so leicht und federt so sanft und die Eichfeuer und Buchen mit ihren herbstenden Goldblättern leuchten so rot und die Birken so gelb – so fahr ich zu ihr, so fahr ich nach Kiel. –

Der Sarg zerbarst! Der Nebel ist fort! Eisblumen hat die Nacht an mein Fenster geworfen und nun heult der Ost. Tot ist die Welt und mein Herz ist leer, da nimmt es der Wind und wirbelt es über die Gassen, zermürbt's, zerkrümelt's, Staub auf staubigen Straßen.

Aber weißt du, der Schmerz der Hoffnungslosigkeit ist auch ein Rausch. Doch der taugt nicht für dich, denn er ist nicht skeptisch genug und bejaht ein Ideal und findet am Ende den Grund für dessen Nichterfüllbarkeit in der Metaphysik. Und lange genug saßest du in Buddhas windstillem Hain: dort wächst die Moral. Aber nicht als moralische, als künstlerische Erscheinung erträgst du die Welt.

Aber glaubst du, daß dein Selbstzergrübeln und schmerzlich buntes Erinnern allein den Garten dir wiederbringt, in dem jene Blume wächst?

Und warst du nicht in diesen Nebelwochen schon daran, aus deinem – Nihilismus dir einen Rausch zu brauen? Ganz sachte und heimlich über Nacht die Grundlagen einer eigenartigen Metaphysik zu legen, die das Ding an sich im Nichts und der Hoffnungslosigkeit sieht? Und fühlst du nicht, welche Moral dir da erblühen würde? Das Mitleid mit allen, das Erbarmen mit allen, mit den allen, die du doch so herzlich und von Grund aus verachtest! Dann wärst du mir bald in Kirchen und Klöster gelaufen! Zwinge dich zu deinem echten Rausch! Hänge deinen Garten dir hoch! Male ihn dir so märchenschön – du weißt, alle Malerei übertreibt, denn sie setzt das Geschilderte als etwas Eindeutiges, Unabhängiges und Fürsichbestehendes. In jeder Schilderei steckt ein Wunsch.

Hänge deinen Garten hoch! Denk an den Lenz! Er kommt, er kommt – und dann?

Hinter den Werften und Docks, den angelnden Riesenarmen der Kräne und den dröhnenden Eisengerüsten verblassen die letzten Fetzen des Morgenrots und gelbrote Reflexe laufen über die opalisierenden Wasser und spielen um die stählernen Kriegskolosse – weißgrau, eisengewordener Wille und Wucht liegen sie da. Kühl ist's, von den alten Linden fallen die letzten Blätter und lang war die Nacht.

Habe ich dir schon erzählt, was ich in dieser Nacht geträumt habe? Du warst wohl noch wach, da fiel mitten in einem Kuß, den ich auf eine deiner Brüste drückte, der Schlaf auf mich. Da löste sich meine Seele aus mir und stieg an seiner Hand durch deine linke Brust, Stufe über Stufe, hinab in dein Herz. Hier in dem purpurnen Zimmer setzte ich mich auf einen sammetbeschlagenen Thron. Und während ich dort saß und den Strömen deines Blutes lauschte, wie es draußen sang und brauste, öffneten sich die Türen des Zimmers und Kobolde, die sich in gelbroten Taffet gekleidet hatten, traten herein und trugen auf silbernen Schüsseln deine Gedanken. Sie stellten sich im weiten Kreis um mich her und ihr Sprecher trat vor und sagte: Hier bringen wir dir, du König unserer Gebieterin, unseren Tribut. Und aus seiner Schale erhob sich jeder Gedanke und sprach zu mir und sagte, wer er sei. – – So hast du mich lieb? – – Aber mit einem Male flogen donnernd die Türen des Zimmers auf und eine schäumende Flut Blutes brach herein, riß die Kobolde fort, stürzte den Thron und ich schwamm und kämpfte in den gischtenden Blutwogen, bis sie mich in einem ekelhaften warmen schweren Tod erstickten.

Sie schwieg und krauste die Stirne.

Laß uns frühstücken gehn. Wie kannst du nur so etwas träumen? –

Am Abend fiel eine kalte Luft auf den Hafen und breitete eine Bank von Dunst über ihn; und da die Sonne ihre Glut in ihn warf, lag er über ihm wie ein – feinkörniger roter Dampf. Bäume und Masten verschwanden in ihm, die Erde verflog und es war, als habe ein Gott uns in eine Abendwolke gehüllt und trüge uns fort.

Da lehntest du dich an mich und drücktest meine Hand:

Wie wunderbar! Sieh! und nun beginnen die Schiffe zu sprechen. Was mögen die sich wohl erzählen? O du in Kiel? Du bei mir? –

Deinen Garten – o hänge ihn hoch! Es kommt der Lenz – und dann?

Wie der Ostwind das strähnige Zigeunerhaar der Birken peitscht! Aber im Nebel und Wind – sie rüsten sich zum Lenz! Und was für sie die blinkenden Stärkekörner sind, die sie hinverfrachten, wo es ein Grünen und Blühen werden soll, das ist für dich – – das stoffgewordene Mittel, der stoffgewordene Geist, die stoffgewordene Macht ist Geld! Blinkende Stärkekörner und – Geld! –

Es nebelte den Tag, und da es begann zu dämmern, bestellte ich Wein und lehnte meinen Kopf auf deinen Schoß.

Nun bist du schon acht Tage hier, acht Tage schon wohnen wir hier und wissen von nichts und kümmern uns um nichts. Ich glaube, wenn wir länger beisammen blieben, vergäßen wir die Welt.

Da kam die Sonne hinter einem Haus hervor und warf abermals Gluten in den Nebel, der da auf der Straße lag.

O sieh den Nebel! Wieder roter Nebel! Das sieht aus wie rotes Blut.

Da zog ich dich nieder und haspelte so lange in deinem Haar, bis es als goldne Welle über mich fiel und mich begrub und ich begraben lag in einem Sarg von Frauenhaar und Blut. –

Acht Wochen nur – dann kommt der Lenz!

Ich muß eine Erfindung machen. Eine Erfindung, wie sie sich gehört, ist das zielbewußte Suchen und Finden einer neuen Nutzbarmachung einer der vorhandenen Kräfte. Eine Kraft wird nutzbar durch Umwandlung latenter in bewegte Kraft und durch Schaffung eines Gefälles. Alle Erscheinungen der Kraft, soweit sie mechanisch sind, nutzen wir aus; vom chemischen Prozeß und elektrischen „Strom" bis zu Wasser und Wind, ausgenommen den Luftdruck und die Schwerkraft im engeren Sinne. Diese aber scheidet aus – sie ist das physikalische Rätsel an sich, vielleicht nur ein metaphysisches Problem – wir können kein – Gefälle für sie schaffen, keinen schwerkraftlosen Raum. Und jener tritt nur, abgesehen von den meteorologischen Erscheinungen, in Wirkung gegenüber dem luftleeren Raum. Der, als die

Bedingung des Gefälles, müßte dauernd gewahrt bleiben. In ihm treibt er das Wasser zehn Meter hoch, und aus dieser Höhe muß ich es entfernen, ohne daß ich den luftleeren Raum, der sein Heraufsteigen ermöglicht, vernichte. Die Frage ist's. Zwei Monate nur! –

Als ich heute Morgen mein Bad in dem Moorbach nahm, dort wo er durch das Tannendickicht über gelbroten eisenhaltigen Sandboden rollt, formte ich weiter an meiner Frage, während das eiskalte Wasser meine Knie umspülte und ich gemächlich das Eis zerschlug, das wie fein durchbrochene Spitzenmanschetten von den Ufern über das Wasser gewachsen war.

Das ist keine Phantasterei und kein PERPETUUM MOBILE, das stetig die Kraft aus sich erneut, das will die gegebene Kraft des Luftdrucks wirksam werden lassen. Wie Wärme nur wirksame Wärme ist bezogen auf einen weniger warmen Körper, so der Druck der Luft nur bezogen auf einen Raum von geringerem Druck. Dieser muß bewahrt bleiben und trotzdem das Wasser, dessen neun Meter starkes Gefälle ich haben will, aus ihm in dieser Höhe entfernt werden.

Und das muß geschehn durch seine eigene Kraft, und diese Kraft muß größer sein als der Druck der Luft, der es sonst wieder in das Vakuum zurücktriebe.

In einem luftleeren neun Meter hohen Rohr, das an seinem oberen Ende zweimal umgebogen ist, steigt das Wasser hoch und fällt darauf in einen Behälter, der sich an dem nach unten gebogenen Ende des Steigrohres befindet: aus diesem Behälter muß ich es entfernen, wozu ich entweder die bewegte Kraft des aus dem Rohrende fallenden Wassers benutze oder den Druck der gesamten oder eines Teiles der gesamten schon in dem Behälter ruhenden Wassermasse.

Da begann es zu schneien und ich wanderte durch den stöbernden Schnee, stundenlang; durch den Wald, durch das schilfbraune Moor, über die Heidehügel und gleich einem alten Zaubermeister zeichnete ich in den Schnee, dort wo er glatt und eben lag wie eine Tafel, Röhren und Würfel und Schaufelräder und Kugelventile. Und warf mir der Wind, der sich nach Süden drehte, seine Flocken in die Augen –

Du Narr! leg' dich hin, ich decke dich zu; lege dich nur hin, es sieht schon keiner! – so suchte ich mir eine dichte Kiefer, wie sie windgedrückt auf den Hügelhöhen stehen, einen Wacholderring oder ein Rotdorngestrüpp, in deren Windschatten ich wie auf einer weißen Riesen-Schiefertafel weiter meine Kreise zog. Es muß! Es muß!

Auf der Landstraße hatte der Wind, der schnurstracks über ihr blies, dort wo Gebüsch zu beiden Seiten war, Schneewellen gebaut. Vier gute

Schritte waren von Berg zu Berg und eine starke Hand breit waren sie hoch. Und dort, wo das Gebüsch zurücktrat und der Schnee über den freien Feldern wie ein Nebel flog, war auf der Höhe der basaltgewalzten Straße eine Rille freigeblieben, über die der stäubende Schnee in schmalen schlängelnden Strähnen lief, als ob zahllose kleine Dampffähnchen vor mir her huschten. Ich versuchte, Schritt mit ihnen zu halten, aber schnell wie kleine Schlangen liefen sie mir fort:

Wir sind lustiger und leichter als du, du Tölpel und Grübeltor, der sich sein schönes Leben selber zerschneidet und unsere Mutter besiegen will, weil ihm sein lockeres Glück entflog, so ein lockeres loses Dirnchenglück! Wir Schneeeidechsen und kristallenen Kinder der Luft, wir huschenden Flämmchen von stiebendem Schnee! –

Nachmittag war's, als ich heimkehrte, verschneit und verklammt, aber eines brachte ich mit: es wird eine Art selbsttätiger Druckpumpe sein müssen, die das Wasser aus dem Behälter preßt, und auf deren freiem Hebelarm wirkt als Kraft der Druck des aus dem Steigrohr fallenden und auf dem Hebelarm in einem Gefäß aufgefangenen Wassers.

Nun habe ich Linien um Linien gezogen, phantastische Pumpen und rollende Ventile gezeichnet und viel Zahlen- und Formelnkrams dazu gemalt, jetzt will es dämmern und zögernd fallen die Flocken. Wir sprachen damals oft vom Schnee – jetzt sitzt sie mit dem Andern in einer Dorfschenke und schäkert mit ihm und freut sich auf die Heimkehr und Schlittenfahrt. Und ich vergrabe mich hier und schreibe, schreibe von Dingen, die nicht mehr sind und doch noch sind und vielleicht jetzt erst das sind, was sie damals schienen; denn jetzt erst sind sie eindeutig, fest und in sich rund, damals waren sie ein Hauch der vorüberjagenden Wirklichkeit. Ich bilde und schaffe sie, ich umschlinge mit des Kältekraken Arme die Welt, die Kugel glimmenden Staubs, ich reite verwegen über sie hinaus ins Nichts und atme auf, wenn der Nachtwind mahnend an mein Fenster klopft, – um mich wiederzufinden in einer absoluten Einsamkeit. Eben noch genoß ich mich in einem gefährlichen Spiel und nun bin ich nichts als ein trauriges Taumeln zwischen dem glühenden schmerzlichen Wunsch nach ihr und dem Gedanken an den Tod, der immer verführerischer zu locken und zu flöten weiß. Und kein Ruhepunkt ist zwischen ihnen, kein stützender ablenkender tröstender Gedanke – und die Menschen? Ich sprach schon seit zwei Monden kein Wort, ich weiß nicht mehr wie meine Stimme klingt, ich bin ja stumm, bin ein helläugiger Spuk und ein kluges Gespenst – nur mein Name.

Zwei Tage darauf, da der rote Nebel sich zu Regen verdichtet hatte, fuhr sie

nach ihrer Heimatstadt zurück, wo ich sie nach den Universitätsferien wieder treffen wollte. Ich konnte aber nicht so lange von ihr getrennt sein, ich reiste nicht in meine Heimat, sondern blieb noch einige leere, wüste Tage in Kiel und fuhr ihr schließlich nach und suchte sie am gleichen Abend auf.

Ich bin dir untreu geworden; in der Trunkenheit geschah's. O verzeih!

Ich verzieh und acht Tage lebten wir noch zusammen. Mir gingen die Mittel aus und wir lebten auf Borg. In einem Hotel, in dem wir übernachteten, ließ ich eines Morgens meinen Mantel als Pfand. Dann mietete ich mir eine Wohnung in ihrer Nähe und Nachmittags kam sie zu mir; wir taten sehr verliebt und schmiedeten Pläne, es lag aber etwas über uns, das uns hinderte, uns und unseren Plänen recht zu glauben, und des Abends kam es regelmäßig so, daß wir uns betranken. Die Grundlüge, die in unserer Liebe lag, da jeder im Anderen Anderes suchte, drängte sich aus irgend einer Ursache hoch, meine Geldnot verstärkte das Mißbehagen, das uns, ohne daß wir seinen Grund klar sahen, quälte, und so suchten wir es im Trinken zu vergessen, um wenigstens unsere, plötzlich gewaltsam und roh aufschießende, Sinnlichkeit ungetrübt genießen zu können.

Mißbehagen und Betäubung darf ich über diese acht Tage schreiben.

Bis ich eines Abends, da ich nicht mehr das Porto für meine Briefe bezahlen konnte, ihr meine Lage gestand. Sie versprach mir, Geld zu besorgen, und kam nicht zurück.

Da ging ich in ein Lokal, dessen Wirt ich kannte, und nach einigen Stunden kam sie in Begleitung von vier Herren in dasselbe Lokal. Ich sah, daß sie betrunken gemacht wurde, und ging zu ihrem Tisch hinüber und rief sie heraus. Sie folgte mir, da sie sich aber weigerte, sofort mit mir nach Hause zu gehen, gingen wir wieder hinein und tranken weiter, ich und sie. Nach einer Stunde ging ich abermals hinüber und fragte sie, ohne mich um die dasitzenden auch schon betrunkenen Kavaliere zu kümmern. Da sie tat, als hörte sie mich nicht, setzte ich mich wieder an meinen Tisch und wir tranken weiter, sie und ich. Als sie mit ihren Herren, mit ihren vier patenten selbstgefälligen Nichtsen, ging, trottete ich hinterher. Als einer dieser Herren in seine Wohnung ging, um einen Schirm zu holen, und sie vor seiner Türe wartete, wartete ich mit. Aber als ich sie mit mir ziehen wollte, drohte sie zu schreien. Dann kam der Herr mit dem Schirm und nahm ihren Arm und brachte sie nach Haus; sie aber lehnte ihren Kopf zärtlich an seine Schulter und ich lief wie ein Trottel nebenher. Als sie sich vor ihrer Haustüre, die beiden Trunkenbolde, küßten, stand ich dabei und sah zu und rührte nicht die Hand. Dann entschuldigte ich mich bei dem Herrn mit dem Schirm, blieb noch vor ihrem Hause stehen und rief, da auf ihrem Zimmer Licht angezün-

det wurde, dreimal laut ihren Namen, und als daraufhin sofort das Licht erlosch, ging ich in eine Bar und betrank mich bis zur Besinnungslosigkeit.

Am nächsten Morgen kam sie und bat mich, sie freizugeben – hätte ich es getan, dann säße ich jetzt nicht hier und lauschte dem Wind, wie er an den Telegraphendrähten pfeift, sondern läge warm in ihrem Arm. –

Laß mich doch frei! Ich kann dir nicht mehr treu bleiben.

Liebst du mich nicht mehr?

Ich glaube, nein.

Also alles, alles gelogen?

Ich hatte dich einmal sehr lieb –, aber jetzt – sie zuckte die Achseln und schnippte mit den Fingern.

Schämst du dich nicht?

Muß es gleich sein?

Du liebst mich doch noch! Du weißt es nur nicht! Das ist garnicht anders möglich! Das kann, das darf garnicht anders sein! Du täuschst dich hier über dich selbst! Du weißt nicht, was du sagst! Du bist nicht bei Sinnen! Du bist garnicht du! Du bist noch betrunken! O mein liebes Lieb – –

Hier begann ich zu bitten, zu betteln, bis sie nachdenklich wurde und mir versprach, am Nachmittag wieder zu kommen. –

Sei ruhig, liebes Herz! Sie war nur betrunken, sie wird sich wieder zurückfinden. Wäre es doch erst Fünf! Weswegen habe ich sie denn jetzt nur gehen lassen? Nur ruhig! ruhig! –

Als sie nicht kam, rannte ich im Trab durch die Hafengassen zu ihrer Wohnung und schickte einen Jungen hinauf. Sie war nicht zu Hause. Da rannte ich im Trab – Herrgott! wenn sie inzwischen bei mir gewesen ist! – zurück. Es regnete damals, glaube ich. Da sah ich jemanden durch das Dunkel und den Regen kommen, in einem wiegenden losen und etwas schlenkernden Gang. Da wartete ich auf sie vor meiner Tür und ging mit ihr auf mein Zimmer.

Hier weinte sie und legte den Kopf an meine Brust.

Vergib! Ich weiß nicht, wie das kam. Vergib mir nur, und gib Acht, es wird alles wieder gut. Ich gehe jetzt nach Hause, und um Elf, wenn sie schlafen, komme ich zu dir. Dann wollen wir alles bereden.

Ich verzieh ihr und glaubte ihr, sie blieb noch eine Zeit, dann ließ ich sie gehen – weswegen ließ ich sie nur gehen? – und legte mich früh zu Bett und wartete. Ich verschränkte die Arme hinter den Kopf und lauschte dem Stieben des Regens draußen und dem leisen Summen der Lampe und sah zu, wie sich eine Spinne an ihrem Faden langsam langsam von der Decke herunterließ, aber mein Blut strömte und brauste und gärte in mir, als wollte es

mich jeden Augenblick wie einen Ballen aus den Betten schleudern. Die Uhr schlägt Elf! Da fahre ich hoch und lehne mich im Nachthemd ins Fenster, eine geschlagene Stunde, bis die Turmuhren eine nach der anderen Zwölf schlagen. Noch einmal tasten meine Blicke durch das Dunkel, an den Straßenlampen vorbei, die mich aus dem Nebelregen wie große verweinte Augen anstieren, – ich schauerte vor Kälte, ich schloß das Fenster, ich ließ das Licht brennen, ich legte mich wieder hin.

Wenn man gerne weinen möchte und das salzige Naß will und will nicht kommen, dann muß man den Rücken krümmen und die Knie anziehen und nicht vergessen, die Zehen einzukrallen, dann grabe man die drei äußersten Finger jeder Hand in den Daumenballen und presse die Zähne aufeinander, besser noch, man zerreißt mit ihnen die Kissen, und spanne alle Muskeln krampfhaft an – dann pressen sich vielleicht doch drei Tränen aus den Augen.

Es mag richtig sein, daß „bei jeder lebhaften Erregung der Hirntätigkeit ein Strom von positiven oder negativen Wirkungen mittels der vegetativen und motorischen Nerven durch den ganzen Körper läuft und wir erst, indem wir von den dadurch in unserem Organismus bewirkten Veränderungen mittels der sensiblen Nerven wieder Rückwirkung erhalten, unsere eigene Gemütsbewegung empfinden", es mag richtig sein, daß ich durch jenes bewußte krampfhafte Zusammenreißen aller Muskeln jene Veränderungen in meinem Organismus betäuben und ersticken will, – jedenfalls braucht man sich zu solchen Erregungen der Hirntätigkeit nur dreimal zu zwingen, zu zwingen durch ein unausgesprochenes kleines Wort, sechs Buchstaben nur, und sich nur dreimal zu zwingen zu diesem gewaltsamen Erstickungsversuch, und die sympathischen, motorischen und sensiblen Nerven haben es satt, und du liegst da wie ein Klumpen Blei – der plötzlich beginnt, tief, tiefer mit rasender Geschwindigkeit ins Bodenlose zu fallen – –

Am nächsten Morgen war ich wieder vor ihrer Wohnung und schickte einen Jungen hinauf. Sie war nicht zu Hause gewesen. Gott weiß, wo sie gewesen ist.

Dreimal lief ich an dem Tag zu ihrer Wohnung, im Trab durch die Hafengassen, die Straßenjungen kannten mich schon, und die Hafenarbeiter grinsten vor Hohn und viehischem Vergnügen, drei Stadttelegramme schickte ich ihr an dem Tag ins Haus, beim zweiten sah mich der aufnehmende Beamte an und lächelte, beim dritten zog er die Brauen zusammen und blickte mich argwöhnisch an – dann betrank ich mich. Zwanzig Stunden lang, und am nächsten Vormittag sah man mich geschmückt mit einem Kranz von Stechpalmblättern und Immortellen auf dem Roß eines Abfuhrwagens durch

die Straßen reiten.

Und gerade in dieser Nacht hatte sie mit Steinchen, die sie an mein Fenster warf, mich zu wecken gesucht. Polizisten, denen sie sagte, sie wohne hier, hatten ihr dabei geholfen und erzählten es mir, als sie mich am nächsten Mittag wegen Unfugs zur Stadtwache bringen wollten.

Als ich das hörte, gab ich ihnen meinen Namen und fand dabei meine Taschen voll von Visitenkarten von Leuten, die ich in der Nacht angerempelt und geohrfeigt hatte, und lief zu ihrer Wohnung, und da ich sie da nicht fand, begann ich wieder zu trinken und suchte sie in allen Kneipen. Der müde Pessimist und Seelenschenker auf der Suche nach seiner verschenkten Seele! Ihre Seele wollte ich ihr wiedergeben, nun habe ich ihr meine gegeben, und trinke und suche sie von Kneipe zu Kneipe. Meine arme Seele, meinen stillen Garten, meine müde Aster, meine Möglichkeit, das Leben zu ertragen als künstlerisches Phänomen – in einem Tanzlokal fand ich sie.

Betrunken saß sie da mit einer betrunkenen Null, die mich höhnisch und doch ängstlich aus ihren kleinen Augen angrinste. Er fühlte sich seiner Beute noch nicht sicher, war höflich, o so zuckerhöflich, zu mir und ließ ihr Glas nicht leer werden. Aber ich hatte mich zu ihnen gesetzt und blieb bei ihnen und trank auf sein Wohl, ich war so klein und ratlos und feig und reichte ihr einen Brief, den ich vorher geschrieben hatte. Sie zerriß ihn, ohne ihn geöffnet zu haben, vor meinen Augen. Aber ich blieb bei ihnen und trank mit ihnen, sie sprach nicht mit mir, aber ihre Augen ruhten mit einer seltsamen Starrheit auf mir.

Dann taumelte ich heim und – krallte die Zehen und zerbiß die Kissen. LACRIMAE CHRISTI, das waren Tränen des Glücks und ein wohlfeiles Naß; er gab sein Leben für sein Idol, wenn es auch im Grunde sein Leben nahm und ihn verdarb, aber er war so glückhaft blind und fühlte sich stark und freute sich und genoß sich doppelt, da er es zu geben wähnte.

Und ich – es ist mir in diesen Tagen nicht der Schatten eines Gedankens gekommen, sie der „Untreue" zu zeihen – weil ich sie nicht als Einzelwesen liebte, sondern als die typische und nackte Vertreterin des eindeutigen unkomplizierten Triebs. So konnte ich ihr aus ihrer „Untreue" keinen Vorwurf machen, denn Treue ist das Festhalten und immerwährende Betonen des eigensten Selbst, und das mußte ich ihr absprechen. Sie war personifizierter Trieb, aber deswegen noch keine Persönlichkeit, als welche allein sie hätte Treue bewahren können. Sie war ihrem Triebe treu.

Ich haderte in diesen Stunden nicht mit ihr, sondern mit jenem Trieb und der unseligen Tatsache, daß in ihm mein Garten blühen mußte. Ich haderte mit der Welt und mir. –

Der wilde Schmerz, der mich hinwarf und ins Bodenlose fallen ließ wie einen Klumpen Blei, ist vorüber, aber es zittert noch in mir der Groll: warum warf mich das in eine Welt, die zu erkennen mir unmöglich ist? Und warum nimmt mir das dann den Ort, von dem aus ich sie als Bild ansehen kann?

Aber der Garten soll wieder blühen, die Abendröten sollen wieder leuchten, so sicher wie die Luft, von deren Stärke die spöttischen Schneezünglein sprachen, bezwungen werden wird. –

Am nächsten Tag trabte ich wieder durch die Hafengassen, ich weiß nicht, wie oft? Ich war nichts als fiebernder, rasender Wunsch. Lief ich nicht, so lag ich im Fenster und spähte aus, lag ich nicht im Fenster, so stürmte und tobte ich in meinem Zimmer wie ein gekäfigtes Tier. Suchte ich meine Bekannten auf, dann stieß sie mein ruhloses, bald brütendes, bald exaltiertes Wesen zurück; so fanden sie einen Grund und drückten sich – der Pöbel! Freunde – Freunde habe ich nie gehabt, ich bin nicht nach der Schablone; zu der Dirne gehöre ich, und die Dirne mag mich nicht, so wüte ich gegen mich selbst, und es ist mir, als sollte mein Leib, der mich nun schon fast dreißig Jahre getragen, schreiend in Fetzen auseinander fliegen. – Wo ist sie? Zu Hause war sie nicht, man wußte nicht, wo sie war. Am Abend erfuhr ich's. Bei einer Freundin war sie, deren Einfluß auf sie ich kannte. Blieb sie länger bei der, so war sie, auch ohne ihren neuen Kavalier, für mich verloren.

So lief ich hin zu der und erfuhr, sie sei soeben zu ihren Eltern gegangen, um sich Wäsche zu besorgen. So blieb ich und wartete. Nach einer Weile kam ihr Kavalier von gestern, nichtssagend, unfrei und dick und blond; er ging etwas gebückt und den Kopf in die Schultern gezogen, einen niedrigen Klappkragen, sie waren damals „Mode", trug er um seinen feisten Hals, und ein Grinsen lag auf seinem schwammigen Gesicht. Ich begrüßte ihn und reichte ihm die Hand und fragte nach seinem Befinden. Er sah mich erstaunt an, und ich – wußte nicht, was ich tat. Ich hatte das dumpfe Gefühl, du machst dich unglaublich lächerlich und benimmst dich Leuten gegenüber, die du sonst mit einer Handbewegung zur Seite geschoben hättest, wie ein Kind und markloser Kastrat; aber dann kam wieder der Gedanke an sie und die unheimliche Furcht, sie zu verlieren, und wischte alles fort.

Jetzt warteten wir beide. Zum Lachen war's, er saß breitbeinig und sorglos auf dem Sopha, ich lief ruhlos von Zimmer zu Zimmer und redete vom Wetter.

Als sie kam, sah sie mich groß an, setzte sich der blonden Null auf den Schoß und tätschelte und küßte sein rundes Gesicht. Ich sah zu. Dann ging ich zu der Freundin in ein Nebenzimmer und redete, ich weiß nicht, was?

Mein Herr, tun Sie, was Sie nicht lassen können.

Ich habe ihr wahrscheinlich von Giften und Pistolen geredet. Als ich in das erste Zimmer zurücktrat, ging Claire hinaus und tuschelte mit der Anderen nebenan. Dann kamen sie beide zurück, sie setzte sich wieder der Null auf den Schoß und küßte sein Mondgesicht, und die Freundin höhnte mich fort. –

Dann darf ich wohl Adieu sagen?

Bitte.

Die Null machte eine tiefe Verbeugung, die Freundin grinste, wie nur ein schadenfrohes Weib grinsen kann, und sie sah mich starr aus großen blauen Augen an.

Kein Zweifel, sie war noch betrunken. Betrank sie sich mit Absicht, oder wurde sie mit Absicht betrunken gemacht?

Ich aber torkelte wie ein Trunkener heim und lief und rannte und hastete ruhlos, sinnlos in meinen Zimmern. Und die Nacht? Ich weiß nicht, wie ich sie überwand. Vielleicht betrank ich mich, vielleicht krümmte ich meinen Rücken und spannte alle Muskeln krampfhaft an, vielleicht bat ich auch ihre Schwester, ein gutes Wort für mich zu reden. Vielleicht auch tat ich dieses Alles zusammen und hing über dem Nichts. –

Das schneit und stöbert wieder den ganzen Tag, der Wind ist nach Norden zurückgesprungen und bläst nun wie ein Frostriese in den stiebenden Schnee. Ich gehe ihm entgegen und freue mich, wie er mit seinen leise singenden Kristallen meine Haut peitscht. Oben auf einem Hügel bin ich gestanden, der da verschneit aus verschneiten Feldern ragt, rund und weiß wie eine volle Frauenbrust. Hier rüttelte und riß die Luft auf ihrer brausenden Fahrt vom Pol zum Süd an mir, als wollte sie mich aufnehmen und mit fliegendem Mantel in die verschlafenen Felder tragen.

Aber ich meistere dich doch! Gerade du, die du mich jetzt in zorniger Wut umfegst, sollst mir Sklave sein, meinen Lenz und Garten zu bauen. – O, ich sehe sie in einem Zimmer, wohin sie nicht gehört, es ist Morgens gegen Elf, da kämmt sie ihr blondes Haar oder breitet über den liebesmüden Liebsten, zu dem sie nicht gehört, die Decken und spreitet und glättet sie.

Aber braust nur und tobt und lächelt und glättet, ich zwinge euch doch!

Dann zog ich mein Notizbuch hervor und schrieb, während meine Augen zeitweise vom Schnee verklebt waren und ich ihn entfernen mußte, und dem Sturm prüfend in die Augen sah, wie er Wolke auf Wolke gegen mich schickte:

Der Behälter, in den das Wasser aus dem Steigrohr fällt, besteht aus zwei Teilen, die durch ein Rohr, in welchem zwei Kugelventile lagern, ver-

bunden sind.

Im oberen Teil ist eine Druckpumpe angebracht, an deren kürzerem Hebelarm ein Kolben in dem in den unteren Behälterteil hineinragenden Pumpenrohr hängt, und dessen Gewicht allein genügt, um das Wasser aus dem unteren Raum gegen den auf der Ausstoßöffnung liegenden Druck herauszupressen.

Auf dem anderen mehrere Male längeren Hebelarm befindet sich ein Auffanggefäß für das aus dem Steigrohr stürzende Wasser, so, daß das Gewicht des aufgefangenen Wassers multipliziert mit der Länge des Hebelarmes gleich dem Gewicht des Druckkolbens multipliziert mit der Länge seines Hebelarmes ist.

Bei weiterem Zufluß sinkt das Auffanggefäß unter die Gleichgewichtslage und hebt den Kolben, bis bei einem gewissen Tiefpunkt die Wände des Gefäßes sich automatisch öffnen und das aufgesammelte Wasser entlassen, das erleichterte Gefäß hochschnellt und gleichzeitig der niederfallende Kolben mit seinem Gewicht das im unteren Raum befindliche Wasser, das die Kugelventile hindern, in den oberen Behälterteil zu dringen, wieder durch ein Ventil in einen Nebenbehälter preßt, aus dem es ein Heber entfernt.

Während der Kolben von dem sich in dem Auffanggefäß wieder ansammelnden Wasser gehoben wird, strömt das in dem oberen befindliche Wasser durch die Ventilöffnungen des Verbindungsrohres in den unteren Behälterteil.

Der Kreislauf ist geschlossen. Die Luft ist bemeistert und die Macht kommt zu mir. Einen Niagara bau ich an jedem Ort.

Da brüllte der Wind und faßte mich und hob mich und hüllte mich in eine stiebende Wolke Schnees und warf mich herab von der weißen Hügel-Frauenbrust. Und der Schnee, der mich in kompakten heulenden Massen heimbegleitete, höhnte mir zu:

Das Dings, mit dem du uns meistern willst, ist nur ein Gedankending, ein Bild und Wunsch.

Ich bau ein Modell.

So?

spottete der Wind, blendete mich mit seinem stäubenden Schnee und trieb mich blindlings durch rostbraune Gageln und Heckenrosen, durch wirr verfilztes Kreuzdorngestrüpp und langfingrige Holunderbüsche und ihr dürres vorjähriges Hopfen- und Winden- und zähes Waldrebengeschlinge tiefer und tiefer in raschelndes Schilf. Da verblaßte das Bild des Niagaras an jedem Ort und mein Garten schwand und triumphierend brüllte der Schneesturm über mir, der ich starr und ratlos in dem gespenstischen Klingeln des

braunen Rohres stand.

Dort hinten, hinter den peitschenschlanken Binsen, wo im Sommer die Mummeln und Seerosen blühen, – nun, warum denn nicht? Der See ist tief und plaudert nicht und sein Eis einen Strohhalm stark – nun, warum denn nicht?

Aber ich riß mich fort und ging und lief und arbeitete mich eilends zurück durch das jetzt unheimlich klingelnde Schilf und durch die Gageln und widerspenstigen Heckenrosen.

Und als ich wieder auf meinem Zimmer saß und meine Zeichnungen betrachtete und in ihren Briefen blätterte, und dann meiner Flucht gedachte, die mich in dieses Nebelland verschlagen hat, verzweifelte ich an Allem und sah totmüde zu, wie draußen der Schnee die zum Überwintern umgebogenen Rosen begrub.

Weswegen bin ich nicht zu den Mummeln und Seerosen gegangen! –

Aber wenn der Garten verblaßt und das Ziel mich nicht mehr selber treibt, soll etwas Anderes auf meinem Rücken die hurtige Peitsche schlagen. Ich grabe nicht umsonst in meiner Erinnerung, ich bohre nicht zwecklos in meiner Wunde.

In den drei folgenden Tagen lief ich vergeblich durch die Hafengassen und suchte Tanzlokale und Schenken ab. Sie blieb verschwunden. Und zu der Freundin, bei der sie wahrscheinlich Tags über steckte, wagte ich mich nicht hin. Ich trieb mich wahllos umher, planlos, seelenlos. Eines Tages bändelte ich mit einer Dirne an und nahm sie mit auf meine Wohnung. Aber als sie anfing zärtlich zu werden, warf ich sie auf die Straße.

Ich war nun von allen Mitteln entblößt, ich konnte es aber nicht über mich bringen, die Stadt zu verlassen. Schickte man mir Reisegeld, so vertrank ich es in einer Nacht; und sonst wußte ich mir auf andere Weise Geld zu verschaffen. In den Augen der Welt, was man so Welt nennt, war ich ein moralischer Lump; in meinen nichts als ein elender Stümper. Ich hatte eben den Halt verloren und ward nun auch in dieser Beziehung zum Blatt im Orkan.

Wäre ich damals zum Totschläger geworden, um sie mir, wenn auch nur für Stunden, wiederzugewinnen, ich hatte ja! zu mir gesagt. Aber was ich jetzt tat, hatte keinen Sinn und führte zu nichts, das machte mich klein und häßlich und „schlecht" und entfernte mich damit nur mehr von ihr und meinem Ziel.

Auf das einzig Richtige jedoch, auf das was so nahe lag und das jeder Knecht und Straßenfeger getan hätte, ihrem Geliebten die Faust unter die Augen zu halten: du oder ich! – darauf kam ich nicht. Und es war nicht

Feigheit, was mich davon abhielt. Es war das ratlose tatlose Staunen und Starrwerden, das uns vor dem unerwartet Unabänderlichen ergreift. Wir fragen nicht einmal: wie kam das? wie konnte das kommen? wir staunen es an und sind starr und stumm.

Dieses plumpe Wegangeln eines betrunkenen Mädchens eine eherne Tatsache und etwas Unabänderliches und Hände-Lähmendes? Nicht für alle, aber für mich. Nun, das versteht sich wohl von selbst, du Narr! Denn ich bin zu sehr Gedankenmensch, trotzdem ich den Gedanken hasse; es fließt zu viel Hamletblut in mir und mein Handeln kommt spät. Und besonders spät mußte es hier kommen, weil ich als denkender und nicht als im reinen Sinne liebender Mensch dieser – Liebestatsache gegenüber trat. Hätte ich nur geliebt, so hätte die Liebe schon, ohne daß ich überlegte und wollte, mich, über mich hinweg, zu Taten fortgerissen. Und ich hätte dir dann nicht wünschen mögen, mein Bürschchen, mir unter die Finger zu kommen! –

Und plötzlich einbrechenden ehernen Tatsachen gegenüber bleibt als einziges dem bangen Herdenvieh und der ratlosen Masse der Glaube, eine noch stärkere eherne Tatsache durch Bitten zu ihrem Beistand zwingen zu können.

Und ich – konnte nicht warten, bis die Starrheit in mir nachließ und mir Raum zu Fragen und Überlegungen gab, ich sank hinab in diese Masse:

Ich habe in einer dieser Nächte gebetet.

Gib mir ihre Liebe wieder und ich glaube fortan an dich.

Das war das Blatt im Orkan katexochen, das war intellektuelle und moralische Verkommenheit, das war seelischer Bankerott.

Und als ich das erkannte, wuchs mir der Preis meines Gartens – o meines stillen Gartens! – riesengroß.

Und fragst du mich hier, du neugieriger Leser, dem der, Gott mag wissen welcher, Zufall dieses Blatt in die Hände gespielt hat – aber faß es vorsichtig an, es ist mein blutiges Blut, meine nackte Seele! –: was stellte deinen Garten dar, bevor dich dieses Dirnchen liebte?

Da war mein Rausch und Garten, in den ich flüchtete vor dem Zwiespalt meiner Welt, der Glaube an die endliche Erkennbarkeit dieser Welt. Der aber schwand.

Denn – ich verbessere mein Wort von damals, wo der müde Wind unter den leichenfahlen Wolken taumelte und die Maschinengewehre unaufhörlich ihre feurigen Zungen in die Nacht spuckten: auch jenes Verfolgen der feinsten Fäden der Kausalität, auch die pure allerobjektivste Wissenschaft ist Rausch, denn sie glaubt.

Der rauschlose Mensch, der freie Mensch wie er sich gehört, ist der, der

der Unerklärbarkeit und vollkommenen Haltlosigkeit lachend ins Auge sieht, der sie keinen Augenblick vergißt, der ihr zum Trotze lebt, der in uferlosen Meeren mit Freuden schwimmt, der keines Ruheortes für sein kurzes Sonnendasein, der keines Glückes bedarf, es müßte denn gerade sein Trotz und sein Wandern auf Eis sein Glück sein. Aber er nennt es nicht Glück, er ist zu stolz, man verschwendet ihm dieses Wort auf zu Vieles, und er verachtet Abendröten und Astern und blaue Veilchenglücke. Er sagt: gebt mir noch uferlosere Meere, noch kälteres Eis. – In sein Auge möchte ich sehen, aber wo gäbe es solchen – Herrn der Welt?

Wie würde er höhnen über das violette Glück meiner vegetativen Seele, das sich in windstille Gräben und Winkel drückt! Wie würde er es mit seinen Füßen beiseite stoßen und mit seinen Augen nach Firneneis und Gletschern suchen!

Ich mache mich schon so klein und werde vor mir kleiner mit jedem Tag. Aber das ist einmal die Peitsche, die mich treiben soll – ich will wenigstens das blaue Veilchen sein und nicht untergehen und verschwinden im Volk der Gräser und in Rübenfeldern – und zum andern, das ist, wie wenn ein Pilot sein Flugzeug zerlegt, um den Fehler zu finden, der ihn vorzeitig zur Erde brachte.

Ich mache noch einen Flug und mitten in die Abendglut hinein. –

Da kam sie eines Mittags zu mir; ich weiß nicht, ob auf Zureden ihrer Schwester oder bestimmt durch einen Brief von mir, die ich ihr täglich ins Haus schickte. Ich war in den Tagen abgemagert und sah wüst und verkommen aus. Sie ist frisch und unbekümmert wie stets. Wann sieht eine liebende Frau auch wohl schlecht aus? Das Leben ist schön, daran ist gar nicht zu deuteln, nur darf man eben nicht selber drinne stecken, oder muß – über ihm schweben; doch das ist mir eben versagt. Ich muß, in seinem Angelpunkt sitzend, mich selber erst vergessen und verlieren, um seine Schönheit überhaupt bemerken zu können. –

Ich komme, um dir Adieu zu sagen. Wir wollen als Freunde auseinander gehen.

Als Freunde? Hahaha! Als Freunde! Du mein Freund? Laß dich nicht auslachen! – Aber sei wieder mein Lieb! O Claire, laß dich bestimmen, komm zur Vernunft! Denk doch einmal über dich nach!

Was ist da viel nachzudenken? Nein, wir müssen uns trennen, es muß sein! Es ist etwas geschehn – – ich könnte, auch wenn ich wollte, nicht mehr zu dir zurück.

Ich habe dir immer noch verziehn.

Du warst eben viel zu gut zu mir.

Da begann ich zu bitten, zu betteln, zu betteln wie ein Hund; und erzählte von der haltlosen Welt und dem Chaos in mir. –

Du Armer! wie kann man nur? Es gibt doch so viele Weiber, und sie laufen dir nach. Warum denn gerade mich? So 'n dummes Mädchen!

Da begann ich die Schleusen meiner Beredsamkeit aufzuziehen wie ein sich eine fette Pfründe erpredigender Pfaff – –

Aber es ist doch etwas geschehen! Ich kann und darf es dir nicht sagen – –: wir dürfen nie, nie mehr so ganz zusammen sein. Und – ich hab ihn auch gerne!

Und dieser Mensch –?

Er sagte es mir auch gleich nachher. Er hat mich doch so lieb.

O du kleines Schaf! Das hat er nur gesagt! Gesagt, um dich an sich zu binden.

Meinst du? Nein, nein! Es ist so. –

Und deine Briefe? Deine tausend Beteuerungen? Dein ganzes – Glück und neues Leben, von dem du mir immer schriebst?

Ja, jetzt liebe ich doch ihn!

Wenn du so fortfährst, bist du bald wieder auf der Straße.

Du! ich bin ihm treu; geradeso wie ich dir treu war.

O, so wirst du noch dem Hundertsten treu sein!

Aber ich kann doch nicht anders! Es tut mir selber oft leid, daß ich so sein muß. Ich – muß zu ihm. Du – und er hat mich auch so lieb. Herzchen sagt er. Sieh, das ist eine Locke von ihm. O komm, komm, es ist Zeit! Laß mich gehn. Und zu den Andern sagen wir einfach, wir hätten uns beide erzürnt. Nicht? Komm!

Da versuchte ich, sie zu küssen und begleitete sie dann nach der Wohnung ihres neuen Geliebten. Vor seiner Tür verabschiedete ich mich von ihr. –

Mannrausch nannten unsere Alten das Weib; die Verführerin zum Mit-Füßen-Treten jeder Distanz, zur Selbsterniedrigung PAR EXCELLENCE nenn ich's.

Und doch ist dieses Kriechen im Kot die Hyperbel aller Weltbejahung. Ein famoses Leben, das sich so bejaht und weiter führt!

Ich verneine das Leben und doch benutze ich die Liebe, die Bejaherin des Lebens, dazu, um mir das Leben ertragbar zu machen. Darin steckt der tragische Knoten! Und ist das Leben denn überhaupt wert, daß wir nach seiner Ertragbarkeit streben? – Doch das sind törichte Worte.

Aber wie löse ich jenen Knoten? Ich müßte mich zwingen, sie so zu lieben, wie sie mich liebte. Aber dadurch würde ich das Leben bejahen und

– sieh! will ich vielleicht das Leben verneinen? will ich es als unerklärbar sehn? will ich im Haltlosen hängen? – –

Ich frage nicht weiter, das könnte mich zu bösen Schlüssen führen. Ich lasse die Hand davon. –

Ich bin über den Stadtwall gegangen, wo ich zuweilen an Sommerabenden mit ihr ging; nun bin ich zurückgekehrt und sitze auf meinem Zimmer, in dem noch das Parfüm liegt, das sie mit einem Mal in diesen Tagen trug; und mein Geburtstag ist just. Sieh! kam sie deswegen zu mir?

Aber ich will mir eine kleine Feier machen. Ich will mich ein wenig mit mir unterhalten. Und weswegen sollen es nicht einmal Verse sein? – – –

Aber das sind ineinander gefilzte und sich jagende Gedanken; das sind mir zu viel Interpunktionen, die klettern mir an ihren Fragezeichen in zu krause Labyrinthe. Das sind mir miserable Verse.

Merkwürdig, wenn mich das einmal packt was sich Denken heißt, dann läßt mich das nicht mehr los, und ich grabe mich wie ein Maulwurf ein.

Gewiß; er ist ein griesgrämiger Gesell und mag die Sonne nicht sehn. Das Volk sagt, er ist blind, und es hat so unrecht nicht.

Und ebenso merkwürdig ist es, daß mich das stets zu Schlüssen führt, die mich verkleinern.

Gewiß; vielleicht die Verzweiflung um der Verzweiflung willen, oder das Machtgefühl und der wohlfeile Selbstgenuß, auf Trümmern zu stehen.

So?

Gewiß; vielleicht auch die letzten Folgerungen der Begriffe selbst, die zu einer Zeit geschaffen wurden, die mit der deinigen wenig gemein hat, und die jetzt, aus irgend einem Grunde schärfer angefaßt und zu Ende gedacht, sich in Nichts auflösen. Und du fühlst dich verkleinert, weil du den Gefühlswert, der ihnen anhing, nicht mit überwinden konntest.

Und du meinst, in diesem Gefühlswert liegt eine Bejahung?

Gewiß. Aber lassen wir das. Du zählst heute siebenundzwanzig Jahr; ein Fazit wollen wir nicht ziehen – es soll ja eine Geburtstagfeier sein – und in die Zukunft wollen wir auch nicht sehen – es soll ja eine Feier sein –: wir wollen von einem echten Geburtstagsthema plaudern, von der Ewigen Wiederkehr.

Ich beginne, an ihr zu zweifeln.

Gelt? ein verschämter Wunsch?

Sie ist nur als Lehre und Erziehungsmittel, als metaphysische Grundlage eines Wertsystems von ihrem Lehrer aufgenommen und neu gepredigt.

Gewiß.

Und wenn letzten Endes sich alle Bewegung in Wärme verwandelt, so

ist es unzweifelhaft, daß schließlich die Kälte des Raumes sie frißt. Woher sollte der neue Anstoß kommen?

Gewiß.

Und wäre sie auch die Wahrheit an sich, sie bliebe immer eine menschliche Wahrheit. Wir könnten mit der gleichen Berechtigung das Gegenteil vermuten –

Gewiß; und wenn wir unsere Vermutung nur glauben, auch beweisen; meinst du.

So meinte ich's; wir Wortanbeter und Tagsgespenster, deren Geist nichts als ein grundsuchender Anker ist.

Nun, dann ziehe den Schluß und durchhaue den Knoten, den du dir da aus Liebe und Verneinen geschlungen hast.

Gib mir Zeit! Einmal noch möchte ich in meinem Garten stehen. Gib mir ein viertel, ein halbes Jahr Zeit und dann – dann soll mir kein Gemsenjäger oder Osterglockengeläute hindernd in den Weg treten.

So? Und wenn du dann so faul und weich mitten in deinem Garten liegst?

Vielleicht – vielleicht auch dann. Aber einmal noch möcht' ich die herbstende Welt sehn. Laß mir die Hoffnung. Es ist ja mein Geburtstag just. –

Ich verlobe mich mit ihr! Ich schreibe ihr, ich biete ihr meine Hand! Ich heirate sie, ich gehe noch heute mit ihr aufs Standesamt und, wenn sie will, mache ich den Mummenschanz mit und lasse mich mit ihr trauen!

Und ich schrieb den Brief. –

Und es liegt nicht an mir, daß ich zur Stunde nicht Hausvater und Winkeladvokat bin, sondern in einsamen Nächten versuche, in meiner heiligen Narrenseele zu lesen, und nebenbei die Luft bezwinge. Aber es ist gut, daß es so kam. Denn ich war im Begriff, eine Sünde wider den heiligen Geist zu begehen. Denn jetzt begehrte ich nicht ihre Liebe, welche für mich den Rausch darstellte, sondern ihren gesetzlich bestätigten körperlichen Besitz. Geblendet und betäubt durch die Furcht, sie zu verlieren, griff ich nach etwas, was sie garnicht war. Ich wollte den Trieb und griff nach einer menschlichen Klausel, ich wollte heiße, mich wie eine wilde Welle überstürzende Liebe und rief jene Institution zu Hilfe, die ich, der preußische Referendar, nicht genug zu verachten weiß, die menschliche Gerichtsbarkeit.

Ich habe mir nicht vorgesungen und vorgelogen, daß mit der Zeit ihre Liebe wieder erwachen würde; ich wußte zu gut, daß die jenem Bleichgesicht nachflattern würde, aber in der Verzweiflung ward ich zum Betrüger gegen mich selbst.

Ich hätte sie gewiß auf Händen getragen und wäre aus Sorge für sie zur unheimlichen Winkelspinne geworden, die den verschämten Klienten, die sich in ihre Höhle wagten, den letzten roten Heller aus der Tasche gezogen hätte. Aber ob ich ihr liebes Spielzeug, ihr Eigentum und Ding wieder geworden wäre?

Und daß sie sich nicht fortwarf, daß sie meine Hand, die tausende ihrer und nicht nur ihrer Art mit Freuden ergriffen hätten, ausschlug, beweist, daß sie der Trieb und die Welle war, als welche ich sie liebte.

Nun muß ich warten, bis sie den Felsen, den sie jetzt umschäumt, zermürbt hat, und werde dann vor sie treten als ein Neuer, als einer der die Luft bezwungen hat und in seinen Händen die stoffgewordene Macht trägt, das Geld.

Denn als Schwächling ging ich von ihr und ein Weib, wie ich es will, kann den nicht mehr lieben, den sie um ihre Liebe winseln sah wie einen Hund.

Fange ich nicht allmählich an, auch dieser Episode meines taumelnden Lebens dankbar zu sein? Fange ich nicht allmählich an, zu gestehen: es ist gut, daß alles so gekommen ist? Denn blickte ich nicht tief hinein in mich? fand ich nicht fest und klar umrandet den Ort, auf dem allein mein Glück blühen kann? wuchs nicht in mir die Kraft, schnurstracks und unbeirrt auf mein Ziel zu gehen? und – bezwang ich nicht die Luft?

Sehe ich nicht wieder, daß nur der Schmerz der Freund des Menschen ist? Oh mein närrisches, zerrissenes und immer wieder verharschtes heiliges Herz, halte fest an dich und gehe deinen Weg! –

An diesem Abend blieb ich zu Hause und ging früh zu Bett. Eine kleine Ruhe war über mich gekommen, ein kleiner Hoffnungsschimmer schien und die Starrheit wich. Und jetzt drängten sich die Fragen hoch nach den Ursachen des Ereignisses, das uns so unerwartet überfallen hatte.

Wie kam es, daß sie jenen lieben und mich verlassen mußte? Verließ sie mich, weil sie ihn liebte, oder liebte sie ihn, weil sie mich verlassen konnte?

Mit großen Flügeln flatterte wieder die Einsamkeit über mir und die Nacht, die draußen unter den Geißelhieben des Windes stöhnte, und das Licht, das träumerisch singend auf meinem Nachttisch stand, erbarmten sich meiner und sprachen mit mir und halfen mir –:

Sieh, du bist niemals eifersüchtig gewesen. Begann jemand, den du liebtest, einen Anderen zu lieben, so hieltest du es für eine Dummheit, deswegen jenem Anderen zu grollen. Und für ebenso dumm hieltest du es, ihm zu zürnen, wenn er den von dir geliebten Gegenstand sich gewinnen wollte.

Weil ich dann der ganzen Welt hätte zürnen müssen, in deren Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen, oder in deren Bedingtheiten und Funktionen es lag, daß er ihn zu gewinnen suchen mußte. Und ich würde auch durch das Interesse, das ich ihm mit meinem Argwohn und Zorn gewidmet hätte, sein unfreiwilliger Bundesgenosse gegen mich geworden sein.

Und für ebenso sinnlos hieltest du es, deiner Geliebten gram zu sein, wenn sie begann, einen Anderen zu lieben.

Dann schloß er nämlich so: sie ist jetzt nicht mehr die, als welche ich sie liebte. Ich liebte sie als die mich Liebende; nun aber müßte mir eigentlich ihre neue Liebe und damit sie selber gleichgültig sein.

Aber jedes liebende Weib verlangt die Eifersucht, riefen mir beide UNISONO zu.

Und ihr seht, daß ich nicht eifersüchtig sein kann.

Sieh! das ist wieder eine Verhedderung, die aus dem Knoten folgt, den du dir knüpftest aus Liebe und Verneinen, aus Denken und Gefühl.

Darum sah ich es nie, wenn sie neben mir mit dem und jenem kokettierte.

Außer, wenn du zu viel getrunken hattest.

Wenn der Alkohol deine Überlegung eingeschläfert hatte, liebtest du wie der Pöbel.

Dann liebte er geschlechtlich und da erwachte die Eifersucht.

So ließest du es geschehen, daß sie an dem Abend, da du aus Kiel kamst, mit jenem Mondgesicht, das da irgendwo vor seinem Bierkrug kauerte, Blicke tauschte. Du fühltest dich ja so sicher.

Und in jenen Tagen, wo er sagte er ginge seine arme Seele suchen und sich betrank, hat jener Andere irgendwo seine Liebste getroffen und der Bursche –

mit seinem pfiffig dummen Bauerngesicht –

seinem strohgelben Haar –

und seinem fetten Bauch –

und seinem Klappkragen und mecklenburger Hals – wußte das, was ihm sonst an Anziehendem fehlte, zu ersetzen, dadurch daß er sich als den Bemitleidenswürdigen gab.

Er bestach nicht, wie du Hansnärrchen es gerne tust, er rührte sie.

Er hat sie –

die inzwischen unter dem Einfluß ihrer neidhündischen Freundinnen in jenen mißbehagten Tagen an ihrer Liebe irre ward –

gleich gefesselt, indem er ihr gestand, daß er wegen einer widrigen Sache aus seiner Verbindung gestoßen sei –

bei den Mädchen kein Glück habe und von seinen Freunden gemieden

werde –

und nun völlig einsam dastände.

Einsam! riefen wir da im Chor, als ob Einsamkeit verscheucht werden könnte, wenn man Menschen um sich sammelt! Einsamkeit – rühre uns keiner mit profanen Händen an dieses Wort! Der Meisten Einsamkeit ist Langeweile.

Dann hat er sie betrunken gemacht und mit sich genommen –

und ihr am anderen Morgen gebeichtet, er sei krank und durchseucht.

Aber nur seine große Liebe habe ihn verleitet, sich so weit zu vergessen.

Das war alles so pöbelhaft plump und so maßlos gemein –

aber für ein Mädchen wie sie ebenso maßlos interessant.

Denn weißt du, „man rühmt das Mitleid als die Tugend der Freudenmädchen".

Und weißt du, mit der Möglichkeit Mitleid zu üben, gab er ihr schneller eine Seele als du, du Seelenschenker!

O wie war er rührend interessant!

Und ich war zu schwach, dieses Interesse, das er ihr eingeflößt hatte, zu übertrumpfen.

Hättest du diesen miserablen Lumpen mit Fußtritten bedacht und wärst dadurch als der Stärkere und noch Interessantere und wieder Neue vor sie getreten, so wäre sie dir selig in die Arme gefallen.

Er erregte ihr Interesse und deine Schwäche war schuld, daß dieses Interesse zur Liebe ward.

Und erst recht zur Liebe ward, wo er routinierter Weise ihr die Wahl gab zwischen sich und dir; dir, der um ihre Liebe bettelte und winselte, und ihm, der trotz seiner Liebe und Verlassenheit zurücktreten und auf den Genuß verzichten wollte, denn – du hättest sie ja so lieb.

So liebt sie ihn also, weil sie mich verlassen konnte.

So ist's. Er war der neue Fels. – –

Da schwiegen wir drei, eine Turmuhr schlug und ein Schiff heulte im Hafen. Dann ward es still, gespensterhaft still – mit einem Schreck fuhr ich hoch – da begann wieder die Nacht zu stöhnen und träumerisch summte das Licht. –

Aber blieben denn gar keine Erinnerungen und Mahnungen in ihr?

Die machte sie schweigen durch den Gedanken des Mitleids. Sie sagte sich: ich will dem armen Verstoßenen Stütze und Trost sein –

er hat so wenig Glück bei den Mädchen und dir laufen die Weiber ja nach.

Und er?

Alles Berechnung! Alles Manöver! –

Aber hatte nicht vielleicht auch er ein Bedürfnis nach Rausch? War er nicht vielleicht auch ein Sucher nach stillen Gärten? Dann müßte ich dem glücklicheren Leidensbruder, der sich in allem Wirrwarr und Rätselsturm die unangekränkelte Freiheit und skrupellose Rigorosität des Handelns bewahrt hätte, die Hand drücken und still beiseite gehen. Aber Gerechtigkeit um jeden Preis –

das ist auch ein VACCINIUMTRANK, und zwar recht vulgärer Art.

Nein, der Garten, den sie für mich darstellte, war sie nicht für ihn. Dazu war er –

zu dumm.

Sein Rausch lag da, wo Pöbelräusche liegen, als da sind –

Liebe, Gott und Vaterland –

Bildung und Bier –

und anderes mehr –

und vieles andere mehr.

Er war aus seinem Kreis gestoßen –

und zwar aus dem gleichen Grund, weswegen du ihn hättest mit Fußtritten bedenken sollen –

nun gewann er sich mit diesem Grund ein neues Weib! –

und suchte bei ihr nichts als Unterhaltung und Vergessenheit. Aber nicht Vergessenheit, wie ein ruhloses Gespenst sie sucht, nicht Flucht und Rettung aus einem uferlosen Meer –

nein, dieser perfide Hohlkopf = Hohltopf war kein Blatt im Orkan.

Ein trauriges Resultat, das wir zu dreien hier finden.

Aber wenn du nicht lieben kannst, wie der Pöbel liebt, mit Wut und Eifersucht, so laß die Hand davon! trommelte der Regen an die Scheiben und höhnte die stürmische Nacht und glotzte mich aus vergrämten Augen an.

Aber ich brauche diese Liebe und – kann sie nicht halten. Der plumpste Tölpel, der schmutzigste Idiot stiehlt sie mir und ich stehe dabei –

und bitte: gib mir sie wieder!

und frage: wie kam es, daß du sie mir nehmen konntest?

und finde: sie ging zu ihm, weil sie zu ihm gehen mußte.

Eine wohlfeile Weisheit!

lachte die Nacht und klatschte mit einem Regenguß gegen das Glas.

Da löschte ich das Licht und wühlte mich in die Kissen und hörte noch, wie die Nacht vor dem Fenster flüsterte:

Und ist dein Rettungsplan für dich nicht ebenso perfid, wie der, mit

dem sich jener bleiche Lump deinen Garten stahl? Du rechnest darauf, sie sei auch nicht frei von der kalten Berechnung und Hochschätzung fauler Bequemlichkeit, die ihr euren Weibern angezüchtet habt? Du hältst dich an dieses Ankertau? Gib acht, es reißt! Sie wird schon der Advokatenfrau die Geliebte eines interessanten und skrupellosen Ausgewiesenen, eines dummpfiffigen Lumpen vorziehen. Gib acht!

Da fuhr ein heulender Schrei durch die Nacht, über die Dächer an den Türmen vorbei durch den Sturm und Regen und die glotzende Dunkelheit, fuhr dreimal laut um die Stadt, um hoch über ihr in einem schmerzlichen Wimmern und Winseln zu enden. –

Am Vormittag kam ihre Schwester zu mir –:

Sie ist zu Hause! Geh hin, aber mach schnell, daß du sie triffst, und laß sie dann nicht los. Wenn sie den Anderen wieder sieht, ist alles aus.

Da kleidete ich mich eilends an und lief durch die Hafengassen.

Ihre Mutter öffnete mir.

Verzeihen Sie, daß ich so bei Ihnen hereinstürme! Sie wissen, weswegen ich komme? Haben Sie den Brief gelesen, den ich Ihrer Tochter schrieb?

Ja, aber – –

Sie meinen, meine Verwandten würden dagegen sein? Das wird sich schon machen! Doch! Doch! Das geht! Geben Sie mir Ihre Tochter! Sie soll es gut haben! Wo ist Claire?

Sie zieht sich an.

O sagen Sie ihr, sie soll schnell machen! Ich muß sie sehen! Und das andere – das geht! Das geht bestimmt! O glauben Sie mir doch!

Da sah sie mich mit einem merkwürdig klugen und bedauernden Blick an und ging in ein Nebenzimmer und ich hörte, wie sie drinnen mit Claire sprach.

Wird sie? wird sie nicht? Sie wird! sie wird! Du Narr, sie wird dich auslachen! –

Nach einer Weile kam sie, nachlässig angekleidet, im Unterrock und mit offenem Haar, über die Schultern und bloßen Arme hatte sie ein Tuch geworfen. Ihr Gesicht war gelblich und bleich, graublaue Schatten lagen unter den Augen und die oberen Fingerglieder ihrer linken Hand waren nußbraun vom Zigarettenrauchen.

Claire!

'n Tag.

Sie lächelte und setzte sich auf das Sofa, ich saß auf einem Stuhl nebenan und wollte ihre Hand ergreifen.

Bitte, nicht anfassen.

Hast du meinen Brief gelesen? Und was sagst du darauf?

Sie lächelte wieder und schüttelte den Kopf.

Claire, willst du nicht meine Frau sein? Stoß dein Glück doch nicht mit Füßen fort!

So? lachte sie und stieß einen Gummiball, der auf dem Boden lag, mit dem Fuß fort.

Nein, nichts zu machen. Und, hör mal, du mußt nun aufhören mit solchen Sachen. Es wird Zeit, daß du an zu arbeiten fängst.

Bist du verrückt?

Du verbummelst mir sonst. Ja, sieh einmal, er ist erst drei Semester – so jung! Du, der weiß noch von nichts! Und du? Was denkst du eigentlich vom Leben? Du kannst dich doch nicht immer amüsieren.

Ich mich amüsieren?

Hast du vielleicht bis jetzt etwas Anderes getan?

Herrgott! ich will ja für dich arbeiten, Tag und Nacht –

Ja, um dich mit mir amüsieren zu können. Nein nein, es ist aus. Tut mir leid.

Dann nestelte sie an einer Schnur ein Medaillon hervor, das an ihrer Brust hing, und spielte damit, indem sie es hochwarf und auffing und öffnete und den gelben Haarbüschel küßte, der darin lag.

Du, jetzt singen sie – – und sie nannte irgend einen Operettentext oder was es war und begann, ihn vor sich hin zu trällern.

Claire, denk an unseren Sommer! An Kiel! Wie kann man das nur vergessen?

Ich habe es nicht vergessen, ich werd es auch nie vergessen; aber jetzt – – nein doch! Es gibt doch tausend Weiber und ganz andere als mich.

Da hast du recht.

Aber es ist besser, Sie gehen jetzt. Es hat ja keinen Zweck.

Du weißt nicht, was du tust – aber ich fahre morgen, komm noch einmal zu mir! Heute Nachmittag, ich bitte dich.

Ja, ich komme. Adieu.

Als ich die schmale Treppe hinunterging, kam mir die grimmige Lächerlichkeit meiner verunglückten Werbung nicht zum Bewußtsein. Ich dachte überhaupt nichts, ich kam mir merkwürdig frei und leicht vor, denn – ich war wohl auf dem Wege, wahnsinnig zu werden. – –

Als ich des Nachmittags an ihrer Wohnung vorüber ging, stand sie am Fenster und rief mir zu, ich möchte sie in einer Stunde bei mir erwarten.

Und als sie kam, schlang sie die Arme um meinen Hals und legte ihren Kopf auf meine Schulter.

Nein, ich darf dich nicht verlassen. Aber willst du mich jetzt noch? So wie ich jetzt bin? Deine Frau werden? Laß es, Liebling, ich mache dich unglücklich. Du hast ja nun gesehen, was für eine ich bin. Aber ich kann einmal nicht anders sein, es ist ja gräßlich, daß ich so sein muß; das ist oft so, als wäre ich garnicht ich, als risse mich etwas mit – aber ich will auch nicht anders sein. Sieh, das war immer so; wenn ich an dich denke, dann muß ich weinen. Das war meine ganze Liebe. Mach es doch wie es alle machen; die amüsieren sich und nachher werden sie vernünftig.

Ja, mein Amüsement und Vernünftigwerden ist eben eigener Art. Mein Vernünftigwerden ist gerade der Entschluß, nie aufzuhören, „mich zu amüsieren". Ach! daß du mich nicht verstehen kannst! Aber du darfst mich ja nicht verstehen, ich will dich ja ganz so wie du bist.

Aber dann trieb mir die Hoffnung des Glücks die Worte wie die Wasser eines Springbrunnens hoch, und sie lag wieder mit träumenden Augen wie sonst an meiner Brust und küßte mich wie sonst und vergoß viel Freuden- und Reuetränen und versprach mir alles, was ich wollte, und gab alles zu und wir verabredeten, daß ich am nächsten Morgen fahren und sie mir in vier Tagen nachkommen sollte.

Aber was wird Herzchen sagen? Der weint sich tot. Du! ich muß ihn um acht Uhr treffen.

Claire!

Doch! das muß ich.

Gut, dann bereite ihn langsam vor.

Sie küßte mich und da es acht Uhr wurde, ging sie und ich war so dumm und ließ sie gehen. –

Nun bin ich wieder allein, die Nacht liegt schwarz und lauernd vor dem Fenster und die Lampe will jeden Augenblick ihren monotonen Singsang in bittere Worte verdichten.

Aber ich zünde mir eine Zigarette an, da verschwindet das beängstigende Lauern der Nacht und der monotone Singsang der Lampe ist nichts als ein glimmender, Petroleum fressender Docht.

Aber der narkotische Rauch verfliegt und nach einer Stunde packen sie mich doch:

Sollte das wirklich keine Berechnung sein? Sollte das Liebe sein aus – Mitleid?

Aus Mitleid geliebt – bis dahin fiel ich nicht, das danke ich mir. Aber es ist ein bitterer Dank.

Aber hätte ich's ihr denn wehren können? Hätte sie nicht, wenn ich diese Liebe aus Mitleid abgewiesen hätte, mich noch mehr geliebt? Und

mich am Ende doch bezwungen wie die Welle den Fels?

Oder sollte sie mich doch noch lieben wie einst, ihre Reue echt und meine Überlegung von gestern und was die hämische Nacht und dies neidische Licht mir einflüsterte, Wortkram, nichts als Wortkram sein?

Am Ende wußte ich mich aus den Fragen und spinnfadenfeinen Abwägungen nicht anders zu retten, als daß ich mich an die vier Worte klammerte und sie gleich einem irrsinnigen Lamaisten, gleich einem Gebetfähnlein, das auf einer steinigen Halde ruhlos seine vier heiligen Worte in die Winde knattert, ewig wiederholte: ich habe dich lieb – OM MANI PADME HUM!

Das war auch ein Rauschtrank, aber einer, der nicht recht trunken macht, von ihm aus kann ich keine Abendröten bauen; aber er war von dem Tage an mein Halt, bis heute, wo ich die Luft bezwang und nun bald ausgehen werde, mir meinen echten schweren Trank zu holen – du wilde sprühende gischtende, mich weich begrabende Welle, du wirst mich schon finden, denn ich fange an, das „ich habe dich lieb" zu überwinden und wieder ein Fels zu sein! –

Nun liegen die Zeichnungen fertig vor mir, die Patentansprüche für jeden Teil, auch für den Nebenbehälter, in den die Druckpumpe das Wasser preßt und aus dem es ein Heber entfernt, sind aufgestellt; an einen Feinmechaniker wandte ich mich schon, der soll mir das Modell bauen, und dann suche ich mir Kapitalisten und Banken zu gewinnen. Und dann – halte still, mein Herz! – –

Das war heute des Morgens um Acht und totenstill. Dunst umlagerte den Himmel und Dunst lag über dem Schnee, über den das Auge streifte kaum einen Steinwurf weit. Die Stille aber, die hinter dem Dunst lauerte und ihn und mich umkrallte wie eine Schlange oder ein Ring, langte zuweilen mit der Hand hervor und stieß einen Kiefernzweig an, auf daß er eine Hand voll Schnee mit einem unterstickten dumpfen Ton und einem nachfolgenden heimlichen Rascheln fallen ließ und wir ihre Nähe nicht vergäßen.

Das war des Morgens um Acht und so totenstill wie damals, als die Einsamkeit in mein Fenster kletterte.

Die Quecksilbersäule mag einen Strich unter dem Nullpunkt gezeigt haben, aber die Luft deuchte mir warm und der Schnee reichte mir stellenweis bis zum Knie. Ich watete und watete in ihm und wollte nicht fortkommen vom Ort, meine Glieder waren wie von Blei und mein Atem ging schwer und ich wußte nicht wohin? wozu?

Ich blieb stehen, ich zeichnete mit dem Stock in den Schnee, und als ich hinsah, war's ein großes N; da zuckte es in meinem Arm, der Ring der Stille stieß mich wohl an, und als ich wieder hinsah, stand da ein großes

NICHTS. Da legte ich mich in den Schnee, und lag so lange da, bis die Stille leise zu mir trat. Hinter dem Stamm einer Kiefer, unter der ich lag, trat sie hervor, weiß und vergrämten Gesichts und sah mich sinnend an. Dann begannen wir miteinander zu reden, müde und gleichgültig wie zwei Greise von einer fernen Zukunft reden.

Soll ich? Soll ich nicht?

Wir führten gelassen Gründe und Gegengründe vor, aber da ich gegen die drei Gründe: Das ist das Leben, das den Rausch erfordert und dir die Kraft nicht gibt, den Rausch zu halten, und weißt du denn, ob du nun trotz allem der Fels sein wirst, und wenn, wie lange du der Fels sein wirst, und weißt du denn, ob du überhaupt für sie noch der Fels sein magst und – kannst? – da ich gegen die nichts aufzuführen wußte, streckte ich mich aus und wollte die Augen schließen.

In dem Augenblick trat die Sonne aus den Dünsten, trüb und orangerot, und sah mich an. Lange sahen wir beide uns an, nachdenklich wie man vor dem Abschiednehmen nachdenklich ist.

Ich zürne dir nicht. Ich bitte dich nur, fortan mich schlafen zu lassen; hörst du, ewig schlafen zu lassen. Du mißfarbene Apfelsine. – –

Von der Kiefer, unter der ich einzuschlafen begann, fiel ein Ballen Schnee auf meine Nase. Eine Handvoll weißer kalter Kristalle, von dem frohen Gesang eines Zaunkönigs aus der Ruhe gebracht und von der Schwerkraft bewegt – diese plumpe Tatsache und elegante Formulierung des Rätsels, das hinter Allem liegt und lauert und wie ein Harlekin lacht, führte mich dem Leben zurück.

Danke ich's ihr? Dank' ich's ihr nicht?

Und müde stapfte ich wieder durch den Schnee; der reichte mir stellenweise bis zum Knie. Es war so still und meine Glieder waren schwer wie Blei.

Ein Schwarm Krähen zankte sich um einen Fleischbrocken, den der Jagdaufseher zum Vergiften der Füchse ausgelegt hatte, und die Spuren der Hasen und Wiesel, die über den Weg in die Felder liefen, sahen hellrot in der orangefarbenen Sonne aus. –

Jetzt bin ich heimgekehrt und fahre in meiner Erzählung fort; es ist nicht mehr viel zu erzählen.

Ich fuhr am nächsten Tage nicht, sondern ging nach dem Mittagessen zu ihr. Ihre Schwester und deren Liebhaber waren im Zimmer, und sie stand vor dem Spiegel und machte sich fertig zum Ausgehen.

Du noch hier? Ich dachte dich schon lange fort.

Ich mußte dich noch einmal sehen. Kannst du nachher – –

Nein nein, ich habe keine Zeit.

Und gestern?

Ja ja. Ich gebe dir mein heiligstes Ehrenwort, daß ich nachkommen werde. In vier Tagen. Aber jetzt laß mich.

Da pfiff jemand unten, wie man einen Hund pfeift.

Da ist er schon!

Und ich trat mit ihr ans Fenster, und sah meinen Gartendieb und PRACTICUS LUMPACIUS, der mit verlorenen Couleurringen und Spirochäten sich ein Weib gewinnt, auf der Gasse stehen. Im schwarzen Überzieher, den Kopf zwischen die Schultern gezogen und rund und feist wie ein sorgloses Schwein, stand er da und blinzelte herauf.

Der ist doch nicht hübsch!

sagte ihre Schwester.

Ich finde ihn aber hübsch!

Dann hastete sie und eilte, ohne mich eines Blickes zu würdigen, fort.

Kein Zweifel, sie „liebt" ihn.

Ich blieb noch eine Weile und sprach mit ihrer Mutter und Schwester und deren Liebhaber und ließ mir von ihnen versichern, alles für mich zu tun. Dann ging ich auch.

Und fuhr nach jenem Gehölz, wo die Schießstände sind und im Sommer das blaßgelbe Leinkraut blühte, dessen Unterlippen so rot und trotzig sind wie reiner Frauen Lippen. Ein Gartenlokal lag dort und es sollte da an dem Abend getanzt werden. So hoffte ich, sie hier noch einmal zu sehen.

Und als der Tanz begann, setzte sich ihr Geliebter auf eine Rampe, die da im Saal war, hockte dort krumm und zusammengekauert, freute sich diebisch und sah ihr aus seinen Schweinsäuglein nach, wenn sie an ihm vorübertanzte.

Als sie beide hereinkamen, hatte er mich tief begrüßt, während sie mich erstaunt ansah und leicht mit dem Kopf nickte. Dann setzten sie sich so, daß sie mir den Rücken zuwandten, sie lehnte ihren Arm auf den seinen und er vergaß nicht, unaufhörlich neuen Likör für sie anfahren zu lassen.

Ich sah zu und blieb tatlos sitzen.

Noch einmal tanzte sie an mir vorbei; sie tanzt so leicht. Ich trank noch einen Blick aus ihren Augen, die mich in diesen Tagen so starr ansehen, und log mir vor, heute etwas wie Kummer in ihnen zu lesen: vergiß mich doch! ich muß ja so handeln, ich bin wie die Welle. – Dann ging ich fort und wußte: sie wird nicht kommen, denn sie kann es nicht; hier ist etwas, gegen das alles Bitten und Lieben und Wollen machtlos ist. –

Die Herbststürme waren auf dem Meer erwacht und streiften nun mit

ihrem tobenden Wirbel die Küsten und holten sich das letzte braune Laub und spielten Fangball mit ihm auf den Feldern. Aus den zerrissenen Wolkenbrocken lugte der Mond und glitzerte auf den Pfützen wie Katzengold. Ich grub die Hände in die Taschen und ging fürbaß. Der Lindenweg war's, auf dem wir an jenem Juliabend gingen und sterben wollten.

An einer Weghöhe, wo der Wind gleich einem jagenden Reitergeschwader über ihn setzte, blieb ich stehen und sah ihm ins Gesicht. In dem bleichen Licht dämmerte zur Linken der Wald, wo damals der Sommer um uns duftete und der Leuchtturm von Warnemünde wie ein kleiner weißer Strich am Himmel stand. Jetzt tastete er mit seinen langen Lichtfingern über die schwarze See, die fahlen Wolken und die windzerzausten Wälder und spielte auf ihnen seine wüste Rhapsodie. –

Dröhnender setzte das Reitergeschwader an mir vorüber, Regenböen ihre flatternden Fahnen und unter ihren brausenden Hufen stoben die Blätter. Mir war's, als stöbe und rollte und flatterte ich mit, ein verdorrtes zerknittertes windzerfressenes Blatt.

Ein trübes Licht, rot und drohend, hing und zuckte über der Stadt. Das wird eine böse Nacht, die wird keinen braunen Mohnsaft auf mich gießen. –

Ich irrte noch manche Stunde in den Straßen umher, bis ich merkte, daß ich vor dem Hause ihres Geliebten stand, in dessen Zimmer bis in den Morgen das Licht brannte.

Des Vormittags um Zehn, da es leicht gefroren hatte, fuhr ich ab. –

Es war inzwischen November geworden. In einer westdeutschen Universitätsstadt schlug ich mein Heim auf und wußte in den Tagen nichts Besseres zu tun als Tag für Tag ihr zu schreiben. Viel unglaublich närrisches Zeug schrieb ich da. Und sonst sah man mich ruhlos auf den Straßen laufen oder stumpfsinnig in Cafés hocken, oder ich brütete schwermütig auf meinem Zimmer und war nichts als ein Spuk und mein Name.

Als der vierte Tag kam, wußte ich, daß er sie mir nicht bringen würde. Aber ich schmückte mein Zimmer mit Blumen und putzte sogar einen alten Schläger blank, dann erwartete ich sie zu dem Zuge, den ich ihr angegeben hatte. Sie kam nicht und auch keine Antwort kam. Ich schrieb und schrieb; in diesen Tagen hing der Wahnsinn über mir und betastete stündlich mit seinen weichen Fingern mein Haupt. – Von ihrer Schwester erfuhr ich schließlich, daß sie krank bei jener Freundin läge. So war es denn aus. Aber ich schrieb weiter, Tag um Tag, und stärkte dadurch nur ihre Liebe zu jenem Andern. Und da keine Antwort kam, schickte ich auch diesem einen Brief, in dem ich an seinen Edelmut appellierte und ihn bat, sie freizugeben, da ich sie zu meiner Frau machen wolle.

Aber als ich mich am nächsten Morgen im Spiegel sah, kaufte ich mir eine Hundepeitsche und reiste mit dem nächsten Zug ab, um in dem Anblick der Striemen, die ich in sein Gesicht peitschen wollte, mich wieder vor mir reinzuwaschen. Doch in Bremen stieg ich aus und fuhr mit dem andern Zug, der da schon wartete, wieder zurück.

Ich sehe mich ja in diesem Handel mit den Augen an, mit denen jener Lump mich ansehen muß, und erhöhe ihn noch mehr, wenn ich mich in den seinigen rehabilitieren wollte. Der Erfolg dieses Briefes, der nichts ist als ein ratloses Flehen an ein imaginäres Ding von Edelmut, der nichts Anderes ist als jenes Gebet gegenüber einer ehernen Unerbittlichkeit, und der nichts Anderes ist als das Zeichen meiner völligen Zernichtung, wird nur der sein, daß ich ihre Liebe zu ihm nun zu hellen Flammen geschürt habe.

Aber als ich von dieser Fahrt heimgekehrt war, konnte ich nicht mehr mit mir allein sein, ich mußte meine Bekannten aufsuchen und des Nachts verbannte ich meine entsetzliche Einsamkeit durch das Lesen von Spukgeschichten und lasziver Litteratur.

Und die Antwort auf dieses Alles war, daß mir eines Abends ein Kuvert gebracht wurde, in dem auf einem halben Briefbogen mit Bleistift wörtlich geschrieben stand:

„Möchte dich bitten, nicht mehr zu schreiben. Ich habe mich gestern so mit mein Verhältnis verkracht und möchte mich doch nicht erzürnen. So lieb du mich hattes, so unglaublich bin ich jetzt in Herrn ... verliebt. Es ist so schlecht von mir, aber ich kann nicht anders. Also unterlaß das Schreiben."

Als ich das gelesen hatte, kniff ich die Lippen zusammen und begann, da ich das Gefühl hatte, als müßte ich jeden Augenblick aufbrüllen wie ein gequälter Stier, unaufhörlich zu trinken; aber ich ward nicht trunken, es war als hätte ich ein Viperngift eingenommen. Am nächsten Tage flüchtete ich in dieses Dorf jenseits der Hyperboreer und vergrub mich hier, während der Dezembernebel vor meinem Fenster hing und nicht rücken und weichen wollte, dieser Bauch der Schwermut. Und ward stumm wie ein Fisch und unfaßbar wie ein Gespenst. Bis der erlösende Frost und Schnee kam und mit ihnen der Gedanke, Herr zu werden über die Luft, und der Wille, wieder ein Fels zu sein. Geschrieben habe ich ihr in diesen Tagen nicht mehr; ich will den Felsen nicht weiter stärken und die Welle bei ihrer Arbeit nicht hindern. –

Zwei Monde sitz ich nun hier, und in einem Mond bezwang ich die Luft. Während ich mich selbst zerschnitt, erkannte ich mein Ziel und im Schmerz fand ich den Weg zu ihm.

Mit Wissen und Willen gehe ich nun abseits. Ich kenne nicht das, was

auf den Straßen schreit, ich kenne nicht das, was von den Kathedern fließt, ich kenne nicht das, wovon die Weisheit der Welt träumt, ich kenne nicht das, was der Gedanke spinnt, was der Zweifel glaubt und der Glaube zweifelt, ich kenne nur das, was der Körper fühlt und das Auge sieht. Am Meer wollen wir wohnen, dort wo es am reinsten ist, und dort will ich dein sein, dein süßes Spielzeug und lieber Tand. Unter einem Ölbaum in unserem Garten wollen wir sitzen und auf das Meer sehen, das noch blauer ist als der Himmel über ihm. Des Nachts aber soll dein Haupt wieder in meiner Schulter ruhen und kein häßlicher Traum über deine kleine Seele gehn. Und leise rauscht das Meer, der Himmel wölbt sich über ihm Stern an Stern und eine weiße Möwe schwimmt zwischen Himmel und Erde –: still ist die Welt und schön wie ein Traum. –

Nun sind die ersten lauten Briefe über meine Erfindung in die Welt geschickt! Ein Mechaniker ist mit seiner Werkstatt nebenan und baut das Modell! –

Heute Mittag langten die Antworten an: das Geld liegt bereit! Die Arbeit, die widrige beginnt. Das Reden und Überlegen mit Menschen, deren Reden und Überlegen mir fremd ist, das Anstrengen und Rechnen und Tüfteln und Kombinieren, das Erwerben um des Erwerbens willen, das mir alles von Herzen widersteht. Aber im breiten Strom strömt schon die Macht zu mir, leise hör ich ihr Rauschen.

Und diese Blätter, die ich in zwei Monden schrieb, um acht böser Wochen Herr zu werden, die werden wir am Ostersonntag, wenn sie lachend und weinend in meinem Arm liegt, Bogen auf Bogen zu einem Scheiterhaufen aufbauen und mit ihnen das halbe Jahr verbrennen, das über unsere Liebe fiel wie ein Spuk und Reif. Sie sollen nicht leben bleiben, denn ich fürchte, es ist neben der Narrheit zu viel Selbstbetrugs in ihnen; sie sind wahr, wie nur ein Ding wahr sein kann, aber nur für den, der sie schrieb, und nur in den Stunden, in denen sie geschrieben sind. Schon jetzt, wenn ich in ihnen blättere, kommen sie mir vor wie eine fremde unheimliche Welt. –

Der Januar geht, die Tage werden schon länger und unter dem Schnee lauert der Lenz – er kommt! er kommt!

Und nun die Frage, die über mich entscheiden soll und die ich bisher niederhielt, weil ich sie niederhalten mußte:

Wie ist es mit dem Rausch? Sollte die Möglichkeit, die Fragwürdigkeit der Welt zu vergessen in interesseloser Anschauung und passivem Genießen, das ist mein Rausch, wirklich für mich gebunden sein an das Bewußtsein, von einem Dirnchen geliebt zu werden, von dem ich fürchten muß, daß es mich in jeder freien Stunde betrügt?

Sollte diese Verkettung wirklich vorhanden und notwendig oder – gar nur möglich sein? Könnte da nicht eine Selbsttäuschung liegen, ein zufälliges zeitliches Zusammentreffen, das ich mir kausal gedeutet habe?

Ich will nur nach der Möglichkeit dieser Verknüpfung fragen.

Mein Wille kommt in ihr, als in dem entgegenkommenden eindeutigen Trieb, zur Ruh. Aber auch mein fragender suchender Geist?

Flüchtet auch er vor dem Vieldeutigen zu ihr? Der Geist zum Trieb? Zum Willen? Sollte er nicht vielmehr Ruhe finden in einer Formel, einem Symbol und Bild? Und sollte sie, der unzweideutige und in seinen Äußerungen doch so mannigfache und rätselhaft schillernde Trieb, für ihn ein Symbol sein?

Ein Symbol für die Eindeutigkeit der vieldeutigen Welt, an deren Buntheit und unendlichen Rätselhaftigkeit er sich nun, da er sich ihrer Eindeutigkeit bewußt bleibt, erst erfreuen kann?

So kann es sein.

Ein Fehler bleibt trotzdem. Denn ich sehe keinen Grund, weswegen der Geist, den ich – zwar nicht ohne Absicht – zum Diener des Willens gemacht habe, gerade in demselben Gegenstand sein Symbol sehen muß, in dem sein Herr zur Ruhe kam. Er könnte in jedem fremden Gewächs und Tier das Symbol sehen. Warum gerade in ihr? Warum gerade in dem liebenden Weib? Warum gerade im Trieb? Warum gerade im konzentriertesten Leben?

Und bedarf er überhaupt des Symbols? Ist für ihn dieser Umweg nötig? Kann nicht für ihn die einfache Erkenntnis, wenn sie in ihrem Ausdruck – und nicht nur in ihrem Ausdruck – auch immer bildlich bleibt, genügen?

Und bedarf er des Symbols doch, so kann ich höchstens ein zufälliges Zusammentreffen beider Richtungen, des ruhesuchenden Willens und symbolsuchenden Intellekts, in jenem einen Wesen annehmen – ein zufälliges Zusammentreffen im Knotenpunkt des Lebens!

Aber zufällig – das heißt hier und in meinem Mund soviel wie eine Flucht zum Glauben und Wunder. Hier steckt der Fehler. Die Möglichkeit der Verknüpfung ist da, aber meine Deutung dieser Möglichkeit ist – falsch.

Und der Fehler steckt in der Trennung von Körper und Geist, von Wille und Intellekt, wie er ebenso steckt in jenem Knoten, den ich mir geknüpft haben wollte aus Denken und Gefühl – ich brauche ihn garnicht so gewaltsam mit Pulver und Blei zu durchhauen – er steckt in meiner Trennung von Ich und Welt, er steckt in meinem Rausch und meinem Bedürfnis nach Rausch, er steckt in meiner Müdigkeit, die doch zugleich etwas Aktives, heftig Abwehrendes ist, er steckt in meiner Schwäche, die doch auch meine Stärke ist, in meiner Krankheit, die doch zugleich meine Gesundheit ist, in

meinem Pessimismus, der andererseits Optimismus ist, er steckt in meiner ganzen Haarspalterei der Liebe, in dem Sich-selbst-Aufgeben und -Auflösen, das doch gerade so gut ein gewaltsames Zusammenraffen und Konzentrieren ist, in meinem Wunsch geliebt zu sein, der aber seinerseits keine Liebe sein will, in meiner Liebe, die keine sinnliche sein will, aber doch Liebe ist zu der mich sinnlich Liebenden, er steckt in allen Begriffen, mit denen ich bisher operierte, – denn er steckt in der Sprache selbst, die willkürlich trennt und Grenzen setzt, wo alles grenzenlos ist und fließt, die die Dinge meistern will, während sie von den Dingen getrieben wird, die Dinge haben eben keine Grenzen, es ist alles Bedingtheit, Verkettung und Strom –: das Denken ist Stückwerk und Dunst und ewige Gefahr, das Wort ist Trug und die Schrift ist Gift, der Satz ist eine Schlange und giftige Verführerin und das Buch ein Knäuel von ihnen. Bild und Körper, das ist's, und die goldne Ruh.

Und so ist es gut, daß ich nicht nötig habe – weil es zwecklos ist –, über die Möglichkeit dieser Verknüpfung und die Tatsächlichkeit des Rausches weiter nachzugrübeln. Zwei Augen blau wie die See, die Locken blond wie Gold und ein Gesichtchen geschnitten zart wie das einer Gemme, das sei das Ziel, der Wunsch, der Trieb, das Glück, die Ruh – der Frieden!

Über den verschneiten Feldern schwindet der Tag und hinter dem letzten Hügel, der da aufragt wie eine volle Frauenbrust, ging die Sonne und wirft flockigen Schaum auf. Der stäubt in bleichem Pfirsichrot über das Meergrün des Himmels. Der Wind schweigt und die Kälte kommt, still ist die Welt – schläft sie? stirbt sie vielleicht? Aber auf purpurnen Fittichen leuchtend und brausend fliegt mein Sehnen über ihr, mein leuchtendes brausendes Sehnen: die wieder zu umarmen, die meines Lebens Glück und Elend ist!

Am Tage vor Ostern fuhr er nach seiner früheren Garnison. Aber er sah sie nicht mehr, die er suchte; sie hatte sich und ihren Geliebten, nachdem sie auch ihm untreu geworden war, vor einigen Wochen erschossen. So irrte er den Tag über in den Straßen umher und erhängte sich gegen Sonnenuntergang draußen in einem Gestrüpp. – Dort fand man ihn. Seine Taschen waren voll von Wertpapieren und zu seinen Füßen lagen diese Blätter, vom Nachtwind über das Gras gestreut, an dessen Halmen der Tau in hellen Tropfen hing.

Dann rollte die Sonne herauf und die Drehorgel ging ihren alten Gang.

Paralyse

Romanfragment

(1913 - 14)

Das Turkosgrab

Vier Thujabäume lispeln mürrisch, rauschen à la Byron und stehen gelangweilt tagaus tagein auf der Ruhestätte der in deutscher Gefangenschaft gestorbenen Turkos Mohamed Ben Abdelkader und Achmed Ben Hemen und kopfgroße Stücke grauen Muschelkalkes hat man zwischen sie geworfen; ringsum aber in den Flutmulden und auf den Rücken der weiten nur mit dünnem Humus bezogenen Kiesanhäufung blühen Enziane und weißstrahlige Lechfelddisteln, um am nächsten Tage von den nägelbeschlagenen Trampelstiefeln – im Marsch! Marsch! zertreten zu werden.

Nachdem die Hitze zwölf Stunden lang über den Asphaltdächern und dem also zertretenen Grase dieser weiten Kiesanhäufung gestanden hatte, der Himmel bläulich grau gewesen war und der aufgewirbelte Staub in den heißen Luftsäulen sich nicht hatte fortbewegen mögen, sondern braun und träge zwischen ihnen stehen geblieben war, ist mit einem Male die Welt ein helles Grün und ein makelloses Blau geworden, über das der Abend sein Farbengewusel aus braunen und purpurnen Tuben zu werfen beginnt. Und ich hänge zwischen diesen Farben, ich bin losgelöst von Allem, ich fliege, ich bin schwerelos, ich bin nur durchglüht von farbigem Licht und nur durchrauscht von dem Gedanken an den gewaltigen Ball, der da wundersam im Raume fliegt. Ich fasse es nicht, es ist nicht zu fassen – aber es ist kein schmerzliches Entsagen verbunden mit dem ganz hellen Bewußtsein dieses nie zu lösenden Rätsels – denn je ausgemachter und sinnfälliger eine „Tatsache", um so schwindeln machender ist ihr Rätsel –, es umkost und umschmeichelt mich vielmehr, es trägt mich, mein Leben kommt mir vor als ein unsagbar wohliges Schweben auf den ungeheuren Fittichen eben dieses Rätsels – ich schwebe, ich fliege, oh alle Welt: ich bin frei und schwerelos!

Ich bin n i c h t frei, ich bin nicht allein – allein in ihren Kobaltarmen, ihren schreckhaft flatternden Falterflügeln! Aber daß ich mit Menschen reden muß, daß ich ihre hohlen Stimmen hören, ihre kriechenden Gedanken, ihre Gedanken ohne Klang! erdulden, ihren übel riechenden Atem, ihre ganze unsägliche Erbärmlichkeit und unheilbare Blindheit über mich ergehen lassen muß –!

Ich bin mir zu gut und liebe mich zu sehr, ich halte mich viel zu gerne an goldenen Zügeln, um über euch meinen fressenden Hohn zu gießen, ich beschmutze mich nicht, ich werde nicht rasend und dionysisch rabiat, aber –: zwischen zwei Propellern, länglichen, an ihrem oberen Ende zugespitzten und bläulich durchschimmernden Faunsohrmuscheln sitzt ein kleines Gesicht, dessen niedere Stirne jäh hinter den Brauen zurückflieht, dessen Vo-

gelaugen wasserhell und dumm wie Wasser sind, dessen Mund wie ein plumper Kerb in das braunrote Fleisch gehauen und dessen Nase wie ein grober Klotz in die ganze Nullität hineingepflanzt ist. Aufgesetzt hat sich dieses Ding, so leicht und hohl, daß ein kleiner Knabe mit ihm Schlagball spielen könnte, auf einen winzigen Rumpf; der hat seine Verwachsenheit in Fischbein und starken Stahl gezwängt und wird von zwei Zündhölzern getragen, deren Mechanismus sich in einer grotesk ängstlichen Agrandezza darbietet, die Ähnlichkeit hat mit der eines automatisch betriebenen Kinderspiels. Aber seine Stimme brüllt und seine Verdauung ist schlecht und sein Geist weiß nicht, ist er Wind oder ein wirklich-unwirkliches Vakuum; es fließen ihm wohl Bilder und Klänge zu, aber sie rufen kein Echo wach und malen kein Bild und verlieren sich spurlos in dem gähnenden Raum. Doch ein Winkel ist in dieser Höhle, der hat sich in der gähnenden Hohlheit, Taubheit seiner Jahre ausstaffiert mit Paragraph und Paragraph und hat eine Drüse wachsen lassen, die ein Odeur sekretiert von Furcht und Stolz – von Stolz? Von Furcht und Stolz. Und komprimiert und symbolisiert ist dieses, der klägliche Leib und sein ihm genügender Geist, in einer braunen Warze, die ängstlich und eindringlich unter dem linken Auge sitzt, denn – siehst du sie an, so gerät der Wurm in Wut. Aber er hat sich in blaurotes Tuch verkrochen und hat dank dessen die Narrenerlaubnis, seiner Wut zu frönen, und er frönt ihr rückgratlos und gern, aber er nennt es strafen und erziehen – strafen, o heiliger Aristoteles, das Nichts setzt sich in Positur! –, wir haben es ihn so gelehrt, wie wir ihn daran gewöhnt haben, in seiner Verwachsenheit die Krone zu sehen der Kraft, in seiner Steifheit die Höhe der Eleganz und in seiner granitummauerten Borniertheit das Privilegium souveräner Verachtung der einfarbig gekleideten Intelligenz. Er kommt daher ein buntes dummes Tier, aber ein gefährliches Tier, das instinktmäßig die ihm gegenübertretende Überlegenheit fühlt und sie dann ankollert – ein Truthahn! Vorsicht! ein Truthahn! Und in erotischer Beziehung ist er nicht intakt, er ist ohne Frage ausgepichter Onanist, denn er vermeidet das Adjektiv „geschlechtlich", er übergeht es beim Vorlesen und wird rot dabei, das vierzigjährige Kind mit den Propellern und Verschönerungsbarteln. Er kriecht vor seinen Vorgesetzten wie ein Pinscher, der alsobald geprügelt werden soll, aber ist er mit seiner grinsenden Kompagnie allein, so sieht er ihr Grinsen nicht und kreuzt die Arme und schlingt den Mantel um sich, er stellt die Beine breit, der Zweiseitengewehregroß, der Napoleonknirps, die Unfähigkeit und Minderwertigkeit und Mannlosigkeit – sogar zum Studium war er zu dumm, so wurde er Offizier, der Schwarm der Frau, vielmehr die unerschütterliche Einbildung des Schwarms der Frau, die Stütze und der Stolz des Staats und

seiner Untertanen zielbewußter Erzieher, der Edelmensch, das Rassetier, der gott- und königstreue Pfau, das wandelnde Schimpfwort und der stolzierende Paragraph, eines Hohlraums Strafgewalt und der nicht mehr nur zum Lachen reizende Bramarbas, der inkarnierte – deutsche Pöbelgeist! Daß ich nicht allein sein kann! Daß ich mit symbolisierenden Warzen, mit priviligierten Truthähnen leben muß! –

Brauner fließt das wuselige Wolkenöl aus den himmlischen Tuben und es schauert und friert den schwindenden Tag; kalt und grünlich schimmert seine wasserblaue Haut und knisternd schließen sich die Lechfelddisteln – Timbuktu! gesungen habt ihr den Namen oft, Timbuktu! Tombuktu!

Salz für Gold und Salz für Sklaven und Salz für Elfenbein und ein stolzer Strom von Süd nach Nord, von Nord nach Süd, Sudan und Sahara tauchten um dich ihre Klingen und Speere in Blut, im fernen Konstantine und Mogador machte dein Name die Augen leuchten – und doch nur ein Haufe gelben Tons, der sich um drei plumpe Turmobeliske legt, über die der Wüstenwind, der Wind aus der ewigen Wüste, den Sand in grauen Wolken treibt, in denen die Sonne zusammenschrumpft, um dann wieder aus ihnen hervorzuglühen wie das blutunterlaufene Auge eines zornigen Elefanten! Timbuktu! Dschingere–ber! Es singt der Sand und unter der blutunterlaufenen Sonne glüht dein Turm wie eine reifende Banane, bräunlich-gelb wie eine Banane aus Monrovia, wie ein ins Ungeheure gewachsener Opal. – Es schneite, als man deinen Freund begrub, und es schneite, als du nach acht Wochen kalter Einsamkeit zum letzten Mal aus deiner Baracke tratest. In grauen Geschwadern, in ewigen Ketten trieb der Sturm die kugelnden Wolken über dich und leise pfeifend und klatschend – es singt der Sand! – umtanzte umschlug umwirbelte dich der Schnee. Drei Schritte weit flackerte dein Auge, dann ward Alles weiße Unendlichkeit. Die fraß sich in dich und biß sich in dich und verbrannte zischend dein Herz – es singt der Sand! – Und dann wird es wohl wieder geschneit haben, als man auch dich begrub und kopfgroße Stücke grauen Muschelkalks über euch häufte – – bis an die Knöchel sinken die Stiefel ein und die Stapfen, die sie nachlassen, sind grau und schimmern von der Seite gesehen ziegelrot auf dem glitzernden Tuch; einen Ring bilden sie um das schwarz-graue Viereck, das die ekelhafte CONTRADICTIO IN ADJECTO des militärischen Pfaffen mit drei leutseligen Worten beschmutzte, und laufen dann in einer melancholischen Serpentine zurück zu den Asphaltdächern, hinter denen gerade die Sonne herabgefallen ist – – Timbuktu! Tombuktu!

Gleich vier schwarzgrünen Bronzestatuen stehen die Thujabäume über dem einsamen Grab, düster à la Byron und voll ewiger Langerweile, und die

grauen Muschelkalksteine unter ihnen schimmern bleich und weiß wie dicke Dinosaurierknochen. –

Nun habe ich wieder mein Werk getan und meinen Himmel voll Sterne genagelt. Aber ich mag die Sterne nicht mehr, denn ich will die Erde lieben und nur in Farben leben! Doch die Erde verfliegt und die Farben bleiben keine Farben mehr – was tue ich mit zitternden und ihr Zittern in Wellen forttragenden Atomen, die wieder nur Bilder und Klänge sind – verfluchter Kreis! Oder mache ich wieder den Desperadosprung: „Die Welt bin ich und mein fliegender Gedanke und außer mir ist nichts"? – Ich möchte nicht mehr einsam sein und Spinnefäden aus mir um mich spinnen, einsam grausam boshaft, wütend kannibalisch wie die Spinne in ihrem Netz; es sei denn, daß ich, wie die gekäfigten Spinnen der Sage nach einem Jahr Hungerns, zum Diamanten würde; aber mir widersteht der Asket und ich bin zu wenig kalt und klar für solche glänzenden Kohlen und kalten Schmuckschaustücke. Ich möchte sein wie ihr: ein unbewußter Trieb, der sich bewußt und wirklich glaubt und sich geborgen fühlt in allen Pöbelgöttern – geborgen, gefesselt, denn drüben liegt der Wahnsinn und lauert der süße – Sprung in den Himmel! Aber – daß ich mit Menschen leben muß und daß es eben – Menschen von heute sind! Ein Stück meines Problems, ihr ironischen Sterne.

Ihr verkriecht euch, ihr laßt einen silbernen Schleier unter euch fallen und eine Brücke baut ihr unter euch, eine Hängebrücke von weißen Wolken, geradewegs über den Zenit eine Wogenwolkenbrücke, eine geschwungene Silberwolkenleiter? Ich will auf ihr wandern, ich wandere auf ihr, das Gewehr geschultert, mit weitem hallenden Schritt und in den Gliedern den schütternden Frost.

So wandere ich nun, und wenn ich zähle, so zähle ich: es fehlt nicht viel an dreißig Jahren – was bin ich nur? Ein Wolkensteiger mit dem ewig haftenden Blick in die Tiefe trotz der Erkenntnis der nie zu überbrückenden Entfernung bis zu dieser Tiefe. Ich sehe Farben und seltsame Klänge dringen zu mir und ich weiß doch, daß ich nie zu den Dingen, zu den spöttischen Malern und Sirenen-Müttern, gelange, von denen jene zu mir kommen. Warum kann ich nicht zu ihnen stürzen, warum kann ich nicht auf meiner Wolkenleiter wandern, ohne zu ihnen hinabsehen zu müssen voll kindlich-weiser, voll kindlich-törichter Sehnsucht? Und warum wandere ich allein? Es gibt so viele Wolkenleitern, hohe und niedere und solche, auf denen das Blut zu kristallenen Nadeln gefriert; aber sie sind einander fremd und laufen alle nach verschiedenen Winden; sie kreuzen sich wohl und wenn ihre Wanderer sich begegnen, so sehen sie sich wohl groß und mit einem traurigen Lächeln an und sie grüßen sich, aber sie verstehen einander nicht und gehen

ihre Straßen weiter, allein und nie verstanden. Und sollten sie sich und ihre Schatten, denn auch ihre Schatten wandern auf ihnen ewig und ernst, auch die Hand reichen und auf dem schmalen Punkte stehen bleiben und ihre Glieder schmerzlich süß umeinander schlingen – sie kennen sich nicht und erkennen sich nicht, sie bleiben zwei Welten mit undurchdringlichen Grenzmauern und reichen sich die Hände wieder und gehen ihre Straßen fort, allein und nie verstanden – – Hallo! die Leiter bricht und der Morgen braust!

Eine Mulde hat sich der Lech in den Kies geschnitten, der grimmige schäumende Narr und Umsonst, aber die zähere Zeit zwängte ihn ein und hat Gras und Enziane über sie geworfen: hier liegen wir, frierend, ewig wartend und flach auf dem Leib wie hingemäht – wenn die Raketen fauchend in ihrem grünlichen Lichtschein über uns eilen und mit auffallend verkürztem letzten Schenkel ihrer parabolischen Bahn zischend zwischen uns niederfahren oder die Scheinwerfer mit unheimlichen Phosphorfingern über uns tasten und die fernen Baumgruppen aufflammen lassen in einem kalten giftigen Schweinfurter Grün, so pressen wir unsere Köpfe noch tiefer in das Gras, dessen schwerer Tau nun fast zu Reif geworden ist.

Die Sprossen der zerbrochenen Leiter – denn die Morgenkälte knickte sie wie Glas – sind herabgefallen und liegen leuchtend wie aufgehäufter Silberschutt am Horizont. Aber die Nacht formt sich einen Fächer daraus und hebt ihn und hält ihn abwehrend gegen die gelben und braunen Bänke, die langsam aus dem Osten klettern. Dunkler wird sie und drohend leuchtender und wölbt sich noch einmal über mir in ihrer verführerischen Majestät: bleibe ich in dir, halte ich mich an dich und flüchte mit dir blindlings in rauschende MAESTOSOS SOSTENUTOS? Den letzten Schleier ziehst du fort von den uralten Nägeln, die ich in dich geschlagen, den letzten Wolkenschimmer streifst du fort von deinem Samt und deinen schwarzen Sammetfransen und tiefer hängst du deine leuchtende Mondampel – aber stärker und sonnenbrauner wird der junge Tag, den Silberfächer reißt er aus deiner steifgefrorenen Hand und wischt dich fort wie einen heiligen Spuk. Die Elfenbeinrippen seiner zärtlichen Waffe färbt er rosenrot, Hörner und Zungen und drohende Papageienschnäbel schießen aus ihr hervor und stechen in die kopflos flüchtende Nacht, bis in einer stolzen Kugel rötlichen Goldes der Tag über die Nebellachen rollt, die sich schwer und träg über die Lechauen gelagert haben und aus denen die Baumwipfel hervorlugen wie Klippen alten Basalts.

Das Heiligenbild

Ich hatte es meiner geraden Figur und dem Teufel, der mich unter euch hat geboren werden lassen, zu verdanken, daß ich zu einer achtwöchentlichen Übung eingezogen war, und ich war glücklich, wie man in deutscher Vergewaltigung glücklich sein kann, wenn ich zwischen Steinen und Wolken und Bäumen, deren Zusammenleben mir als Flachländer neuartig und verlockend war, eben diese Vergewaltigung vergaß.

Denn ich bin kein Patriot und kein Staatsbürger privilegierter Richtung, und bin Wanderer und Klausner und nenne mich euch gegenüber einen Kosmoaristokraten und stehe bewußt und selbstgewollt außerhalb jeder Massenvereinigung. Die Bürgervorteile und kleinen Faulheiten, die ich in dieser bestbevormundeten und schabloniertesten aller Pöbelherden genieße, sind mir aufgezwungen und verhaßt und sollten sogar in euren Augen kein Äquivalent sein dürfen für die Eingriffe einer brutalen Polizei, die in jedem „Untertanen", auf den sie ihre feige Faust legt, sogleich den zukünftigen oder verkappten „Verbrecher" sieht, und eines Militarismus, der im Solde eines sinnlosen und plebejischen Mammonismus und eines von ihm angesteckten Junkertums sein Söldnertum bombastisch und feige in eine gottgewollte Notwendigkeit umlügt und seine Paragraphenmacht zur Vergewaltigung friedfertiger Tölpel mißbraucht, und dessen mit Nimbus umgebenes Subalternoffizierkorps in seinen „Untergebenen" das bequeme, weil wehrlose, Objekt unflätiger Wutausbrüche sieht. Ich möchte mein Leben, wie ich es heute sehe und es heute für lebenswürdig ansehe, lieber unter Wegelagerern leben als unter diesem Gesindel seelischer Kretins, deren Feigheit und gewollte Blindheit und faule Kriecherei vor atavistischen Hohlheiten zum Himmel stinkt. Vergleiche ich mich, meine nie wiederkehrende Einzigartigkeit, meinen Mut zu mir selbst, meine Verachtung euch gegenüber und meinen unzerstörbar darin begründeten Wert mit euch, die ihr vor religiösem Macht- und Geschäftstrug – einen Betrug, den jedes Kind durchschaut –, vor monarchischen Popanzen und gesellschaftlichen Verranntheiten, deren ungeheure Lüge kein Gegenstück in der Geschichte findet, demütig und eurer Lüge hell bewußt den Hut zieht, so würgt mich der Ekel, der Ekel, mit euch die gleiche Luft zu atmen, derart – – aber ich speie diese Wut nicht aus und ich lache dieses Lachen nicht, ich fliehe auch nicht vor euch und drücke mich schmollend in eine Gröndlandecke, ich sehe fort und blicke traurig in meine Welt – – – Aber mein Leben rennt mir fort, auf donnernden Rädern rast es mit mir fort und ich habe nicht viel Zeit mehr bis zum Grab. Oh mein

goldenes Leben, meine durstigen Augen! Oh mein heller Blitz in der ewigen Nacht! –

Mein anständiger Antipode, falls Dummheit sanktioniert, ist aber der Korpsstudent, der heute schweißtriefend neben mir marschiert. Er ist so dumm; ihm ist alles und gar er selbst so klar und fest, so unzweifelhafte Wirklichkeit; er hat sich so selbstverständlich in sie eingefügt, wie man in einem Bau einen Ziegel zwischen andere fügt. Er sieht in unseren Institutionen die natürlichsten Notwendigkeiten, er sieht Segnungen in ihnen, ja er kennt Wahrheiten, religiöse politische philosophische, absolute Wahrheiten, bezahlte gelehrte gepredigte – gedruckte Wahrheiten! – Als ob nicht jede Wahrheit, was wir so Wahrheit nennen, in dem Augenblick, in dem sie in der Form der von allen gebrauchten Sprache den Mund ihres Verkünders verläßt, zur Verzerrung, Zwei-, Drei-, Tausenddeutigkeit und Unwahrheit wird! Als ob sie nicht ein subjektiv gedeutet sein wollender, unverbindlicher Ausdruck eines augenblicklichen körperlich-seelischen Zustandes und Allgemeingefühles ist! Und erst gedruckte, Zeitungs-Wahrheiten! Die Zeitung ist die Kloake einer Zeit, das Sinnbild aber unserer Zeit ist die – Zeitung. – Und auf alles, was ich einwende, meint er ehrlich überzeugt und stereotyp: „Dös sein so Sprüch." Ist es zu glauben, daß man so dumm, so bayrisch dumm sein kann, daß man eine solche Mauer im Kopf tragen kann, daß man nicht mit allen Fasern fühlt, daß man lebt! Ist es möglich, daß ihm die garnicht auszudenken ungeheure taumelnde Fragwürdigkeit des Lebens, sein ganz einzigartig Wunderbares nicht zum Bewußtsein kommt! Aber er wird ein braver Bürger werden und sein Diplomexamen machen, reisen und Kinder zu Staatsbürgern erziehen und, wer weiß! er wird reich werden – der Arme, der zu ewiger Armut Verdammte!

Ich widerspreche ihm nicht mehr, ich höre nicht hin auf ihn – oh! jetzt beginnt er zu fluchen, rastlos, ingrimmig: Sakrament! Sakrament! Da ducke ich mich und – suche mich von mir zu verlieren dadurch, daß ich mich dem ledernen Teufel auf meinem Rücken zuwende und ihn, der eben ein quälender Teufel ist, immer persönlicher, immer lebendiger, immer gedanklicher, immer unwirklicher gestalte – dadurch, daß ich ihn in meine Muskeln, in mein Blut, in meine Nerven aufnehme, ihn als ein Nichts, als die immateriellen Beziehungen körperlicher Dinge zueinander, als einen nur in meinem Gehirn flatternden Gedanken konzentriere. (Und hier freue ich mich wieder, den Punkt zu haben, um den sich Alles dreht: denn dieser Gedanke ist das im Kontakt stehen irgend welcher vielleicht irgend wie chemisch veränderter Hirnzellen, und diese Hirnzellen und ihr gegenseitiger Kontakt, vielmehr das Gedachtwerden dieser Hirnzellen und ihres Kontakts, ist das im Kontakt

Stehen irgend welcher vielleicht irgend wie chemisch veränderter Hirnzellen – – –) Aber ich gebe diesem nur durch mich und nur in mir existierenden Nichts die absonderlichsten Namen, immerzu immerfort, bis ich seinen ureigenen, seinen ewig prädestinierten gefunden habe, den, den die Leute gebrauchen. Da springt er aus mir und wandert neben mir zottig und braun, und ich bin von ihm befreit. Er redet mit mir, stoßweise, ein wenig atemlos und mit einer näselnden Phonographenstimme:

Daß du deinen alten Trick auch auf mich anwendest! Du objektivierst jedes Unbehagen und jede Wohligkeit, denn jede Wohligkeit wird zum Unbehagen, und läßt uns neben dir trotten wie einen interessanten Spuk. Haschisch, mein Lieber! Fürchtest du nicht – denn du bist dir selber zur Last, auch mit deinen Entzückungen, lügen wir uns nichts vor! –, dich eines Tages ganz in einen Spuk verwandelt zu sehen, der neben dir, der du nur aus glanzlosen Augen und hochbeinigen Stelzen bestehst, einhergeht und mit dir sein langweiliges Palaver hält? Denn ich langweile dich – – wir gehen ins Manöver, vierzehn Tage lang – hörst du?

Vierzehn Tage lang, bergauf bergab, in stillen Fichtenwäldern über großästiges feuchtes Moos, über schäumende Bäche, über vergrämte Moore müde entlang an schwarzen giftigen Teichen, und den Blick auf die Berge, bei Tage bei Nacht, unter Sonne unter Mond den Blick auf die Berge, und zu Füßen feuchtes Moos – aber am Biwakfeuer liegst du abseits in Reih und Glied und frierst und frierst und schnarchst dazu und ich, ich weiß nichts Besseres zu tun, als in die zuckende Flamme zu blicken und in ihr, kitschig genug, das Abbild meines Lebens zu sehen: eine zuckende Flamme und rings, oben, unten, kalte Nacht. –

Nach meinem Empfinden ein Bürgervergnügen – ich bevorzuge Schneepaläste, deren Wände die Nordstürme und deren Decken Polarlichter sind. Denn es wird mir die Welt zu organisch. Wohin ich sehe, grinst mir Leben entgegen, grünes, rotes, allerorten lungerndes Leben. Und das tut, als sei es die Quintessenz und das Extrakt der Welt, das stellt sich an, als ob es allein das Privileg des – Lebens hätte, das gibt sich, als sei es da, die Welt zu – fressen und zu – erlösen; wovon? von dem Fluch des Lebens! Das hängt einem ja zum Halse heraus! Ich denke, ihr werdet euch eures Lebens nicht mehr bewußt, ich muß annehmen, ihr h a b t es nicht, ihr wiegt es nicht auf der Hand, wo ihr vor lauter Leben nicht mehr den Kontrast und den Stein seht; ich postuliere, daß es für euch schon eine Erlösung sein muß, Brücken zu sehen, Maschinen, geschmeidiges wuchtendes hohnlachendes Eisen (statt dessen aber kriecht ihr vor eurem Eisen und euren Maschinen und macht, wie immer, eure Schöpfung zum Gott, der euch erdrückt und zermalmt). Ich,

ich bevorzuge Schneepaläste und mag mich nicht belästigen lassen von dem Kannibalismus des Organischen. Es soll rein und frei um mich sein und immer kühl. Das Leben aber ist eine warme Brühe, es ist eine der grotesksten Verirrungen der Welt, eines ihrer kindischsten und unreinsten Fratzenspiele, das Leben ist das Plebejertum der Welt! – Und nur in der Vereinzelung ist es erträglich, vom Standpunkt der Ironie; denn ich empfinde einen angenehmen Kontrasteffekt in dem verlorenen Klumpen rotgefrorenen, voll magisterweiser Deutungen und zwergischer Weltverachtung vollgepfropften Lebens, das sich wiederfindet auf unendlichen Öden, deren Decken Polarlichter sind. Wir sehen die Welt so falsch, wir verpesten mit unserer Geilheit und Fruchtbarkeit und rücksichtslosen Gefräßigkeit und Pariaruhlosigkeit und unserem Dreikäsestolz ihren eisigen Hohn und ihre steinerne Ruhe und ihre vernichtende Gleichgültigkeit. Wir begehen die Ungeheuerlichkeit und machen die gesamte Welt restlos zu einer Erscheinung in uns, zu einem organischen, der Verdauung analogen Prozeß. Aber im Schneekristall und in einer Zwillingsstreifung des Plagioklas steckt ihre ganze Vornehmheit, ihr ganzes ironisches Was geht's mich an! gegenüber der Form und ihr souveränes Festhalten an der einmal für immer erwählten; in der Amöbe, dem schleimgrauen Ich weiß nicht, was? ihr Plebejertum, ihre unreine hungrige, durch nichts als eben diesen Hunger motivierte Angst – das Leben ist die leibgewordene Angst –, ihr albernes verbohrtes zwecklos gewordenes Kleben an der Form und ihr peinlicher Wechsel, ihre haltlose Nachgibigkeit gegenüber der Form. Dieses Leben, um zu fressen, dieser sich selbst verdauende Darm, diese ewige Diarrhöe! Dieses heimliche Stehlen der Wurzelfaser am Stein, diese Pygmäendiebssaugnäpfe des autokannibalistischen Größenwahnwurms! Aber das Organische ist ein schnell verschwindender verschwindend kleiner Einzelfall, eine kleine Verirrung, ein dunkler Punkt, der Stein ist die Welt und erst im Stein liegt ihr Abgrund und ihre furchtbare Tiefe. Oh, wenn ihr einen Begriff hättet von der Vornehmheit, der sarkastischen Aristokratie des Gesteins!

Er hatte sich außer Atem geredet und merkte es und ward mürrisch darob und schwieg, und stapfte neben mir mit seinem ledernen verkniffenen Gesicht, seiner breitbeinigen staubbedeckten Landstraßenfigur. –

Ja, ich habe Heimweh nach Schnee, nach Tod und Nordlichtfransen.

Als ob es Farben und Formen, unabhängige Dinge in Raum und Zeit gäbe! Als ob dieses nicht alles nur ein Bild im Organismus wäre, der als solcher wieder nur Bild und Gedanke und Traum ist. Das Organische, wenn ich dir denn nachgeben will, ist der geheimnisvolle Schacht, in dem der Gedanke niedersteigt zu dem ebenso geheimnisvollen Stoff – aber nein! was

kennen wir denn anderes von der Welt als eben nur ihre gedankliche Seite! Wenn es überhaupt andere Seiten an ihr gibt.

Hoho! Zum Purzelbaumschlagen! Zum Einsperren! Da haben wir ihn, den Einschachtelungsclown, den Zirkelnarren! Der Idealist! Da trottet er hin im Gleichschritt, im muffigen Massenschritt – der Transzendentalist! Als ob erst das Suchen hinter dem „Schein" der Dinge rechte Tiefe wäre! Als ob es nicht die Tiefe eines Schattens wäre, die man hinter der Tiefe der ganzen vollen lichten Welt noch sucht! Ich will es ja einräumen, daß die „Dinge" vielleicht nicht nur so sind, wie sie uns erscheinen; aber ganz gewiß sind sie auch so, und nur dieses Auch so geht uns an, das andere ist Spuk und ein Locken zum Irrsinn; was wir in Urteilen, deren Richtigkeit sich bewährt hat, erkennen, das sind die uns zugänglichen Seiten eines wirklichen Seins und Geschehens. Aber du – – soll ich es dir verraten? Es ist der Neid des Organischen, die Rache am Stein, am Schnee, am Tod und an den Polarlichtfransen! Die Sklavenrache! Der Sklavenneid! Das Parasitenressentiment!

Du redest mir zu laut, du redest wie die heutigen Rezensenten, du redest mir zu viel in Worten um der eigenen tönenden Worte willen. Du größenwahnsinniger Schwätzer, du Igel, du Hohltopf-Hohlkopf und Positivist und billiger Wortejongleur! Du – Mensch von heute! Du – Tornister! ! Laß uns nachdenklich sein. Das gleiche Atom, das in der Schneeflocke niederfällt oder im Dolomit des Marmolata schläft, kreist in der Buche, die dort zwischen den Fichten schon gelb werden will, und in mir, dessen Auge ungewollt auf ihr haften bleibt; derselbe Zauber, der die Nordlichter an den Himmel wirft, begleitet jeden Gedanken in mir und jeden Schmerz – –

Still! Ihr könnt keine Gegensätze sehen; ihr versteift euch immer auf Übergänge und Anklänge und Ähnlichkeiten und behauptet sogar, Gleichartigkeiten sehen zu können – faule Kompromisten.

Dann schwieg er und kniff den Mund zusammen wie eine Ledernaht. –

Ich weiß ja, daß ihr Narren es fertig gebracht habt, euch als den Sinn der Erde – als den der Welt, wagt ihr nicht mehr – hinzustellen; ich weiß ja, daß der femininische Idiotismus: Die Größe aller wahren Kunst und Religion liegt darin, uns unser Menschenschicksal als Teil des Weltgeschicks erkennen und empfinden zu lassen, bei euch tausend Jünger und Ohren, lange andächtige Ohren gewonnen hat – als ob ihr euren weichen Krimskrams identifizieren dürftet mit dem ehernen Gang der Gestirne ! Ich weiß ja, ach! was weiß ich nicht – –

Und hier begann er zu stolpern und unwohl zu werden und lief an den Wegrand, wo er sich erbrach. – Dann marschierte er wieder neben mir und kniff den Mund zusammen ingrimmig wie eine Ledernaht. – –

Du, es ist etwas Furchtbares über uns, in uns, unter uns – die Welt, das Leben, der Stein, der Gedanke, das sind – Schutzwälle, bebend gegen das Furchtbare vorgehaltene Schilde. Wenn das an einem Morgen die Schilde fortrisse und wir ihm gegenüberständen – es ist etwas Ungeheures über uns, unter uns! Wenn nur die Welt aus dem bestände, was wir in Worten nennen – komm, daß ich es leise sage: sie hätte nicht das Recht zu sein.

Das mag ich eher hören und gelten lassen – etwas Furchtbares in uns, unter uns, aber nichts Heiliges, Mystisches, Metaphysisch-Muckerisches hinter den Dingen! Aber was nützt solches Wissen, dero Bücherbinsenweisheit und Abseitergegrübel? Denn ihr könnt es nicht stündlich in euch tragen, es würde euch eilends den Boden unter den Füßen rauben, daß ihr kopfüber in die Schwerelosigkeit und den Wahnsinn purzeltet. Es genügt und ich bin es zufrieden, wenn ihr einmal im Jahre fühlt, daß ihr über einer Gähnung wandelt, unbewußt, blind, wie die Kinder – oh ihr Kinder! Und wenn euch nur einmal im Leben der Gedanke durchhaut, daß die Brücke, auf der ihr steht und Jahrmarkt spielt, dünn ist wie Glas – –

Du – da du doch nach Art alter Positivisten und Journalisten mit mir einen Seitensprung ins Transzendente tust – und es ist noch etwas anderes Furchtbares – : ich fühle das dünne Glas ewig unter mir und mir wird es hohl und schwerelos – ich werde eines Tages wahnsinnig sein.

Da kniff er wiederum den Mund zusammen und zog ihn schief und nach einer Weile kicherte er:

Dann wird ein Anderer neben dir trotten, im Gleichschritt, im Massenschritt und auch im Bette vielleicht liegt er neben dir und grinst dich an und die Welt des Wahnsinnigen ist so wirklich wie deine von heute und so wahr wie deine von gestern: du schaffst sie ja so gut wie jene, nicht wahr, mein Freund? Aber warum denn gleich wahnsinnig werden? Sieh, da haben sie ein Haus gebaut, einen weißen Turm daneben gestellt und auf den ein schwarzes Schieferzwiebeldach gesetzt; rings um das Haus begraben sie ihre Toten und um Haus und Turm und bunte Gräber haben sie eine Mauer gezogen so, daß im Sommer, wenn es stark geregnet hat und das Barometer noch mehr fällt, das braune Leichenwasser aus den Fugen quillt. Und wer hier wirkt und Seelen tötet und Stunde um Stunde intellektuelle Purzelbäume schlägt in diesem zweimal, dreimal Leichen-Gotteshaus – da steht er und ist schwarz und rot, schwammig und fett, seine Köchin neben ihm und die ehrerbietigen Honoratioren – die, deren Seelen er schon totgeschlagen. Sie sehen auf uns herab, erhaben, ein wenig mitleidig, auf unseren Staub und Schweiß – sieh, wie ihre Weiber die Nüstern blähen! Und die Alten blicken unsere Spaten an und schauen nachdenklich zu, wie ihr allzusamt daher-

trottet krumm und gebeugt, gleicherweis ein Fragezeichen, als ließen euch die Staubhieroglyphen auf den Stiefeln eures Vordermanns keine Ruh, aber alle sehr bei der Sache, beinahe ein wenig bang und begeistert, als wollten sie gleich Hurra! schreien, wenn sie in die schwarzen Mündungslöcher unserer Gewehre äugen. Und wenn der feiste Töter und Taschenspieler da oben eine Bemerkung macht – denn ein Pfaff ist für alles kompetent –, sind ihre Gesichter gespannt und sie lächeln verständnisvoll und ehrerbietig stupid – wenn der nicht wahnsinnig werden sollte! Wenn dieser zweifache, dreifache Verwesungspriester nicht Grund hat, wahnsinnig zu werden! – Aber sein Gewissen ist schwarz wie sein Kleid und tot wie seine Herde, seine Fühlhörner sind kürzer als wir ahnen, aber sie reichen dazu aus, um ihn wissen zu lassen, daß er in stündlicher Lüge lebt, in stündlichem Selbstbetrug; sein Ernst ist eben gegenüber dem unseren wie eine Seifenblase, die an einer Mauer zerschellt. Unser lustiger Ernst und unsere schmerzliche Lustigkeit, unser – ungeheurer Ernst, der – bringt dich um! Weiter weiter, wir gehen ins Manöver, mein Freund.

Auf staubigen Straßen, über Stoppelfelder, über vergrämte Moore entlang an schwarzen giftigen Teichen – hoppla! stolperst du, mein Kamerad?

***

Wir liegen im Quartier und ich und der arme Korpsstudent sind einquartiert bei einem Krämer, dessen Haus am Markt ist bunt bemalt und voller Blumen so, daß die kopfhängerischen Fuchsien und knalligen Geranien die niedrigen Fenster noch niedriger scheinen lassen. Er empfängt uns draußen vor der Tür, den Bleistift hinterm Ohr und freut sich unserer Freude über das saubere Quartier. – Es ist Zapfenstreich geblasen und der Tornister liegt auf dem Flur und schnarcht, leise, rhythmisch, es liegt ihm noch der Marsch im Blute; aber mein Bett ist weich und ich versinke in ihm, als falle ich in warme Brunnen oder richtiger in vierzehn Mädchenarme, und breitgestreckt, die Arme lässig hinter dem Kopf verschränkt, auf weichen Mädchenleibern durchdenke ich den verflossenen Tag.

In der Nacht, windig und kalt, in welcher der Wind die Wolken aufschlitzte und mit den hervorbrechenden Regenschauern wie mit Birkenbesen über die Stoppeln fegte, hatte ich Posten gestanden, auf einer Höhe, neben einer überflüssigen Fichte. Es war still in mir, niemand sprach mit mir, ich empfand weder Regen noch Kälte und ward mir wie nur im Traum bewußt, daß zuweilen der blanke Mond eilends wieder hinter die Wolken flüchtete. Bei einem Gestorbenen, der mit aufgerissenen Augen in den Himmel starrt

und auf dessen Retina der Nachthimmel sich gelb und grau und blau wie im Leben malt, muß es nicht ganz anders sein. Nur daß ich eben mir meines Sehens alle Stunden drei Male und dann wie im Traum bewußt ward; in der Zwischenzeit war ich gestorben, empfindungslos, ein Gras, ein Baum wie die anderen Menschen. Oder auch: meine Haut hatte sich gedehnt, riesenweit, und war durchsichtig geworden und auf ihr malten sich wie auf öldurchtränktem Papier der Mond und die Wolken, meine dösende Silhouette und die überflüssige Fichte; auf einer ungeheuren Kugel und aufgeblasenen Schweinsblase, mit der man dir Faschings um die langen Ohren schlägt, waren sie impressionistisch mit Strichen und dicken Klecksen aufgemalt; und alle Stunden drei Male tippte ein Finger an diesen im Raume aufgehängten Pergamentenball, daß er zuckte und leise vibrierte: dann eben ward ich mir meines Sehens bewußt. – – Als aber der Morgen zwischen Tag und Nacht seinen orangefarbenen Gedankenstrich am Osthimmel zog und die Kälte mit einem Male wie durch einen Riß ungehindert vom Himmel fiel, sah ich wieder die Welt und erkannte mein Ich wieder, mein nie zu fassendes, ruhlos gespensterndes, ich erkannte beide, die immer eins und ewig zwei sind, wieder im Anschaun meiner Welt und konnte wieder zu mir reden. Denn über Nacht hatte es in den Bergen geschneit und der von allen Winden reingefegte Himmel überzog sich bräunlich rot und hing wie die von einem unglaubwürdigen Irgendwo spöttisch hergeflatterte Seligkeit über dem Schnee und der grummetgrünen Ebene, ihren weißen Türmen und schwarzen Fichtengruppen und ihren zwanzig nebelkochenden Schluchten, leuchtend über den Vorbergen, die Kopf an Kopf wie wüste schwarze Berberlöwen das selige Gebirge schirmten. Das sickerte und drang und wuchs, wuchs immer eindringlicher und stürmte mit immer süßerer Leidenschaft in mich, das zog mich immer höher, immer näher mitten hinein in seine braune Morgentrunkenheit, bis ich plötzlich meiner harten Einsamkeit wieder gewahr wurde und zu taumeln begann und mich gegen das Furchtbare wehren mußte und nach den – Namen der Bergspitzen fragte und traurig wurde bis zum Tod. Denn ich stehe noch auf der Brücke und noch manche Gott- und Muckernachklänge brummen verführerisch in mir fort: ich tauche noch zu gerne mystisch unter in das All und verliere noch immer zu gerne mein Ich. Aber kein noch so intensives Welt- und Allgefühl sollte in mir den Wert des Bewußtseins meiner umschlossenen Einzigartigkeit und meines Alleinseins mehr aufwiegen dürfen. Noch taumele ich oft zwischen der Wortwelt der Menschen und einer abstrusen atavistischen UNIO MYSTICA. Es soll klar um mich sein und rein: Ich und die Wirklichkeit, die ich raubend in mich ziehe und forme und genieße. – Aber nun – konnte ich wieder zu mir reden. Mit

einem Male fangen die Schluchten an überzukochen, sprudelnd wie siedende Milch und gelöschte Kalke, die Berberlöwen beginnen zu fauchen und ihre Nüstern zu blähen und über dem Karwendel kriecht eine lange Wolke wie eine Riesenwegschnecke; da wirft der Tag die Sonne wuchtig wie einen Ball ins Land, ein Zittern geht durch die Luft und die Wolkenkephalophore färbt sich rot wie mit dem Safte der Purpurschnecken von Es Sur und kriecht träge, unendlich träge über die Berge und bedeckt sie mit bläulichem Schleim. Und nun währt es nicht lange und der Rauch der Schluchten und der Atem der fauchenden Berberlöwen flattert grau und zerrissen über die Ebene, bleibt hier an einem Kirchturm hängen und verfängt sich dort in einer Fichtenhöhe, und als die Sonne den ruhlosen nutzlosen endlich aufgetrunken hat, stehen die Berge da fern und fremd wie blaue Schatten – es ist heißer Tag und wir sind schon lange wieder auf staubigen Straßen, die sich wie weiße Schlangen in bösen Krümmungen von Hügel zu Hügel winden.

Als wir einige Stunden marschiert waren, mißmutig und in verbissenem Schweigen, begann mich das Bild eines schwangeren Bauernmädchens, das mich am Morgen zwischen ihren patzigen Stockmalven und Dahlien angelacht hatte, zu belästigen. Meine Gedanken hafteten wie Kletten brünstig an der prallen Rundung ihres Leibes und betasteten derb und hungrig ihre schweren Brüste und die ganze groteske Gestalt; und nun wandelte sie neben mir, schwerfällig und hinhaltend, als warte sie auf die Stunde, mich in den Graben zu ziehen. Ich konnte nicht mit ihr reden und meinen Spott mit ihr treiben, obwohl sie schon aus mir gesprungen war und neben mir ging, ich sah fort von ihr und ward wütend auf mich und begann aus blöder Verzweiflung mit dem Korpsstudenten zu plaudern, aber nach zwei Minuten hatten unsere Gespräche und seine Gedanken ihre Brettermauer erreicht, sie liefen noch ihren Weg zurück und fielen dann um faul und tot. Da wandelte sie wieder neben mir und trug ihren Leib, und das Gras im Graben ist hoch und heiß und die Luft steht still und brennend über den Stoppeln und baut schwüle Grotten und lüsterne Lauben – bis der Tornister von mir springt, stolpert und im Stolpern die Hure in den Graben wirft, wo sie nichts mehr ist als eben eine Hure und ein ungewaschenes Weib. Dann stapfte er weiter neben mir.

Sieh! von der habe ich dich nun befreit; ein Teufel schlägt den anderen tot. Aber – – he! bist du vielleicht verliebt? Weißt du, wie die Schwätzer, die veilchenblauen Träumer und samtenen Gefühlsjongleure? Das ist mir eine gar köstliche Sache! Man heißt es das reine Glück, den Hauch der Seligkeit, das tiefe Untertauchen in den Rausch der Dinge und das Ahnen einer Unsterblichkeit, und es ist doch das pure Plebejertum und die Schamlosigkeit

katexochen. Und merke, weniger die Liebe, aber das Dulden, geliebt zu werden. Nicht die Liebe, die springt aus dem Fleisch, das ich soeben in den Graben warf; eine angenehme tierische Sache, die sich feige umlügt in die stupide Adoration eines Ideals, seines Ideals, im Grunde seiner Selbst; man kann sie als zwiefache Belästigung definieren. Ich habe im Grunde nichts wider sie, nur lüge man sich nichts vor und wolle nur das pralle Fleisch. Aber das Dulden, geliebt zu werden! He! wirst du vielleicht geliebt? Ich meine, nimmst du die Liebe eines Anderen entgegen, ohne daß dich ihre Komik zum Lachen und ihre Anmaßung zur Empörung bringt? Denn in Käuze deiner Art verliebt sich mancherlei – eine tiefe Melancholie, eine blanke Ironie und ein weich-kluges Gesicht, ein dichtes Haar, in dem man zausen kann und ein robuster Leib! Aber kannst du es vor dir verteidigen, geliebt zu werden? Bist du – klein genug, geliebt zu sein? Willst du wirklich in den Staub gezogen werden? Mit blutigen fleischigen Tatzen heraus aus deiner stolzen Einsamkeit?

Denn – Wasser auf deine Muckermühle – die Liebe ist der größte in den Staub Zieher, weil sie der gröbste Verwirklicher ist. Deine Gestalt, dein Haar, dein helles Auge, deine Stimme – oh deine Stimme! – das ist und ist in ihren Augen unbestreitbare unbezweifelbare Wirklichkeit. Aber du willst nicht wirklich sein, du willst nicht nur aus Knochen und Nerven und feiner Haut und einer lieben, ach! wie guten Seele bestehen, du magst nicht nur eine angenehme Umhüllung deines Geschlechtsapparates sein; denn du willst deine zu siebentausend Deutungen lockende Undefinierbarkeit heilig halten, heilig wie deine Einsamkeit! Einsam und rein! Und tapfer deine Fragwürdigkeit hochgehalten! Nicht in den Staub und die Wahrheit, in das schwüle Fleisch, in den üblen Geruch der Masse, nicht wirklich und plump wesenhaft, Frage und Fragwürdigkeit – meinthalb kokette – mußt du sein und leuchtender Abgrund – es muß dich empören, geliebt zu werden! – – Es erübrigt sich, daran zu erinnern, daß die Frau nicht uns liebt, sondern ihr irgendwie verlogenes, überliefertes, irgendwie aufgezwungenes Ideal des sie vollendenden anderen Geschlechts, dieses Ideal, in das sie das Wenige, das sie von uns weiß, d. i. das Nichts, das sie von uns weiß, notdürftig hinein preßt und lügt. Und wenn du ferner in Erwägung ziehst, daß die Frau, wie unnötig zu beweisen, in intellektueller Beziehung INFERIORIS GENERIS ist, sie ist ausgesottenster Philister und Spießbürgerin trotz ihres exaltierten Getues, trotz ihrer feinen Wildheit, trotz ihrer Unbezähmbarkeit, – ihre Liebe berührt dich nicht und du steigst von dir herab, um dich deinem Zerrbild anzunähern, um in eine Pfütze zu platzen; es muß dich empören, geliebt zu werden! – –

Als ich gewahr wurde, daß der Geschwätzige schwieg, sah ich, daß er neben mir auf einem Hügel lagerte, auf einer Hügelweide, deren Klee- und Thymianbewuchs würziger duftete als vor einem Jahr auf den Heiderücken Holsteins. Und je länger wir hier lagen, desto weiter rückte ich von der schnarchenden Masse fort, bis ich allein und abseits mich auf die braunen Zottelglieder meines Weggefährten bettete. In wirrem Durcheinander sind die Hügel und fichtendunklen Täler rings zur Ruhe gekommen, ein grüner Garten ungeheurer Maulwurfshaufen, zwischen denen die Sonne an blauen Seilen wie ein riesiges Kohlenbecken hängt – Licht in der ewigen Nacht. Aber ich bin dieses Lichtes, dieses Harz- und Klee- und schweren Thymianduftes müde und sehne mich in eine andere Welt. Die Welt hat tausend Seiten und siebenhundert Möglichkeiten anderer Perspektiven, ich möchte eine andere leben als die, in der ich Fremdling und einsamer Wanderer und ein irrender Abenteurer des Stolzes genug gewesen bin – wie bin ich müde! –

Still! und knurre nicht! Habe ich gesagt, daß ich den Dingen in Herz und Nieren sitzend eins mit ihnen mich fühlen möchte? Ich wollte nichts als nur für eine arme Stunde andere Augen und andere Sinne und einen anderen Raum und eine andere Zeit. –

Aber nach einer Weile lief mein Weggenosse wieder neben mir und verspottete mich meiner Feigheit wegen, die in meiner Verlassenheit zwischen der brennenden Sonne und den heißen Hügeln über mich gekommen war.

Er hat wohl recht – mich herzugeben für ein verbautes und wurmstichig erbärmliches Holzgestell, das ein Weib mit den Bändchen und Fähnchen ihres Ideals verbrämen wird, um es brünstig als ihren Popanz anzubeten! Und das nennt man nun – so ist eben alles vermiesquemt und verdreht. Soll man sich aber dessen stündlich bewußt sein und mit Pose seinen Fuß auf die Rücken von hundert erschlagenen Lügen stellen?

Siehst du! Aber man könnte auch auf diesen schillernden Lügen, wie auf seinen Trieben, reiten und auf ihnen mitten hinein ins Epikuraikum voltigieren. Aber dazu bist du zu dick und zu dumm, wer weiß? dazu bist du zu deutsch – das hilft dir nichts. Einsam, hart und stolz: du kannst nicht umhin und mußt den Stein protegieren; schreibe ein Sonett auf ihn, es lohnt sich schon, und darnach dadurch gondelst du langsam über ihn ins Nichts. –

Wie der Dampf aus den Nüstern eines Drachen quillt der Staub an der Spitze unseres Zuges hoch und bleibt hinter uns in einer gelben Wolke unbeweglich auf der Straße stehen, nachdem er dicke Krusten auf unsere Lippen gelegt und mit zähen körnigen Pflastern unsere Augen und Nasen verklebt hat –

ei warum? ei darum!
ei bloß wegen dem Tschingterassa bumbterassa – –

Und dann waren wir ins Quartier gekommen –

Nun wird sich draußen der Himmel über mir wölben, kalt und stolz, und ich habe nichts, womit ich mich gegen ihn wehren könnte, als das, das ich in mir trage und dessen Namen ich nicht kenne und von dem ich nichts Anderes weiß, als daß es etwas unvergleichlich Tieferes und Stolzeres ist als alle Sonnen und Nachthimmel.

Einen Brunnen höre ich rauschen, wehmütig und in seiner glucksenden Wehmut sich genug, und die Straßen sind winkelig und eng, ihre Häuser weiß und bunt bemalt und von ihren Galerien und Erkern hängen blaue und rote Blumen zwischen dickem dunklen Grün. Wie winkelig diese Straßen sind und wie der Mondschein in ihnen Zickzack geht und von toten Tagen träumt!

Spuk und Traum. Wenn der Furchtbare unter uns wollte, daß dieses Alles, Gassen und Blumen und Himmel und Monde, verschwände, so würde er es fortwischen, wie wir unsere melancholischen Gedanken verscheuchen. Aber er will es noch nicht, er spielt noch ein wenig mit seinen Bildern und Winkelstraßen, lustig traurig – ein weißer Bajazzo.

Wie unnötig das ist, wie unnötig deine Lustigkeit, deine Traurigkeit und du selber, wie über die Maßen unnötig! Es liegt keine Nötigung vor, zu sein; denn sonst wärst du nicht der Eine stolze Bajazzo. – Wie doch das Ding an Sich und die Eindeutigkeit und Einheit der Welt in einen Narrenwitz ausläuft! Ein Ding kann nur immer dadurch bestehen, daß es durch ein anderes bedingt wird; denn „es hat seinen Grund in sich" heißt soviel wie: der Schnee ist weiß weil er weiß ist. Du mußt immer erst zwei sich bedingende, sich gegenseitig schaffende Welten setzen. Es sei denn, daß eine transzendente Kausalität anthropomorpher Unsinn ist, es sei denn, die Welt wäre zum Vergnügen da und zum Spaß, zur Freude wäre sie da und zum lachenden Wohlgefallen und zur Lust an sich. – Und daß du nicht schläfst! Daß du dein starres Auge immer weit aufgerissen hältst! Trägst du ein Leid und magst die Träume nicht und willst dich im ironischen Spiel, zu dem wir dir gerade gut genug sind, vergessen, dich – erlösen, armer Bajazzo?

Aber stückweise, als nähme eine Riesenhand gelassen Häuser und Straßen fort, verschwand der Mond und Spuk, und es war, als senkte mich wer an starken Tauen tief in den Brunnen des Nichts. – –

Nach einigen Stunden, nach einigen Sekunden, denn das Nichts und der Schlaf auf Mädchengliedern ist ohne Zeit, fand ich mich wieder auf einer steinigen Öde, auf der gruben abenteuerliche Wesen ein Grab. Sie knieten und gruben mit kurzen Spaten, und wenn sie sich erhoben, um den Schweiß von ihrer Stirn zu wischen, so waren ihre Gesichter alt und grau und voller Falten, voller Falten, die die Enttäuschung tagaus tagein und die endliche Hoffnungslosigkeit in sie geschnitten hatte. Und ihr Leib bestand aus nichts denn aus einem grünlich schillernden Magen mit verdoppelten oder verdreifachten Gliedmaßen und dem ins Groteske angeschwollenen Zeugungsapparat. Als sie aber das Grab so tief gegraben hatten, daß ein Kind sich in ihm hätte verbergen können, legten sie ihre Spaten beiseite und hinkten und humpelten schwerfällig fort und kehrten mit einem offenen Sarge zurück, in dem die Leiche eines riesigen Wurmes lag. MEGASCOLIDES AUSTRALIS! murmelten sie und senkten ihn hinab und baten mich, die Grabrede zu sprechen. Und ich hielt damals jene Rede über den Regenwurm.

„Nein, ich meine nicht jenen speckweißen Darm, jenen mit tausend Mäulern, mit seiner ganzen Haut fressenden blinden tauben Schlauch, der in den eitergelben Hautgeschwüren des Rindes oder eines Rehbocks schmarotzt, um sich von dort aus schillernd wie angelaufener Stahl und leuchtend wie der unwirkliche Spuk des zerteilten Lichts zu Tänzen und Nektartränken und Liebesspielen in die Luft zu werfen, – das ist mir viel zu dumm – – das ist mir viel zu dumm, meine arme Seele!

Jedoch der Regenwurm, der erdefressende Wurm –! Oder dieser australische Riesenwurm? fettig und speckig und meterlang? Ja? Ja, meine arme Seele, mein flügellahmer flügelgebrochener Flug?

Dann laß dir sagen: du bist durchaus nicht die speckweiße Made, die ihre Hülle abstreift und ihr Eiterlager verläßt und sich als schimmernde Imago, als blauer seliger Sommerspuk in den Äther schwingt und Nektar trinkt und Lieder singt und Liebe pflegt, – du gleichst vielmehr dem Wurm, dem erdefressenden, und wenn dein Leib verfault, so frißt man deinen Leib und wirft dich wieder zurück in die Erde als Kot, du mühselig Erdefressender und ewig Gefressener.

Alle deine brennenden Abendröten und brausenden Sonnenaufgänge sind ein Erdefressen und ein schmerzliches Dich-hindurch-Wühlen durch widerstrebenden Staub; alle deine Fliegerstunden in den purpurnen Strudeln des Glücks und deine Nachtstunden zwischen den Sargbrettern deiner Einsamkeit sind ein Erdefressen und ein sehnsüchtiges Dich-empordrängen-Wollen an eine Oberfläche, die dir versagt ist, denn die Sonne würde dich verbrennen, und ein Untertauchen-Wollen in eine schweigende Tiefe, die dir

versperrt ist, denn die diamantene Härte und heulende Einsamkeit des Steins würde deinen Leib zerdrücken; alle deine heroischen Überwindungen und knirschenden Entsagungen sind ein Erdefressen und eine an widerspenstigen Erdklumpen sich offenbarende Dyspepsis; und alle deine Paroxismen einer tiefgründigen Erkenntnis, alle deine Gott- und Unsterblichkeitshalluzinationen und alle deine kindischen Convulsionen vor den Toren des ewigen Rätsels sind ein Erdefressen und ein widerwillig überdrüssiges Betasten und Wiederkäuen des ewig Gefressenen und Ausgeschiedenen und wieder Gefressenen; Erde bist du, Erde frißt du, Erde wirst du bleiben ewiglich; und der Kot der gefressenen Erde, den du an die Oberfläche trägst und den deine Brüder im Wurme weiter fressen, das sind deine Bücher, deine klugen Bücher – –

Hoppla, stelle dich auf den Kopf und – tanze, meine liebe Seele! –

Hoppla, stelle dich auf den Kopf und tanze, meine liebe Seele! murmelten sie und schaufelten die Erde in das Grab und machten dann zusamt einen Sprung, daß sie alle auf den Kopf zu stehen kamen. Und so begannen sie mit ihrem Kopf die aufgeschüttete Erde festzustampfen. Dabei wurden ihre Sprünge höher und höher und es sah am Ende wohl aus, als tanze über dem Grabhügel ein Schwarm abenteuerlicher Riesenmücken – wie man an Sommerabenden, wenn nach einem Regen die Sonne noch einmal scheinen will, die Mückenschwärme an den Wegrändern tanzen sieht.

Dann fiel ich zurück ins Nichts. –

Als ich des Morgens aufwachte, sah ich, daß ich unter einem Heiligenbild geschlafen hatte, einer Mutter Gottes und unter ihrem brennenden Herzen.

Da schüttelte ich eilends Traum und Spuk von mir und trank mit vollen Lungen die Morgenluft, die herb und klar unter dem golddunstigen Himmel lag.

Berberitzen

Der Tag war hell und heiß gewesen, jetzt lag ich in einem Bach nackt und kühl und ließ seine Wellen über mich springen. Forellen lebten in ihm und neben ihm standen die Erlenstämme vornehmgrau und rotbeerige Berberitzengebüsche; vom hohen Ufer aber breitete eine Eschenreihe hoch und weitausgreifend ihre Zweige über uns. Die Sonne hängt noch hoch und tastet zwischen den Blätterlücken hindurch mit zitternden Händen über mich und die springenden Wellen und die eisenbraunen Kiesel – eisenbraun: es wer-

den Sphagnummoose oben zwischen den Bergen wachsen – die hundert Berberitzentrauben aber streichelt sie, daß sie durchscheinend werden wie rotes Glas oder längliche Tropfen ganz hellen Blutes – diese säuerlich kühlenden Blutstropfen! diese feine Vogelspeise!

Ich bin allein und die Leute sind fort, auch der Tornister liegt oben und macht ein verdrießliches Gesicht, ich bin allein zwischen Blättern und Früchten und Kieselsteinen und kalten Wellen, die da hinten aus einem Moos zwischen den Bergen kommen.

Oben auf der Höhe aber mitten in der Sonne sind die Feldküchen angelangt und rauchen und lassen von einem verspäteten Vormittagswind ihren schweren Speisegeruch in mein zärtliches Tal tragen, für einen Augenblick nur, dann stirbt der Wind – Bierfässer werden angefahren und mit hohlen Hammerschlägen angezapft, auf einem anderen Biwakhügel aber spielen sie Märsche und Operettengefühle – daß sie nicht in dir allein sein können und dich kostend genießen! daß sie immer schnell – als hätten sie Angst, als hätten sie Furcht vor deiner smaragdenen Zärtlichkeit – eine Mauer um sich bauen! eine Mauer von Wurst und Bier und Tschingteramusik!

Als die Sonne hinter die hohen Eschen hinabgeglitten war, begann über den Bach hin zwischen den grauen Erlenstämmen und gelbrindigen Berberitzen der schlanke Stock eines Weidenröschens zu leuchten, still, rot, eine kluge Flamme. Es ist ganz still – eine Forelle schießt über mich und schnellt sich von meiner Brust so ungestüm hoch, daß die Luft und die Erlen, wir alle jäh erschrecken. –

Und als der Schrecken verstummt und in sich wieder versunken war und es abermals begann, zwischen uns still und heimlich zu werden und sich aus großen, zärtlichen Augen anzusehen, flüchtete ich und habe mich angekleidet und bin den Hang hinaufgeklettert, bin vorsichtig und fremd zwischen den schlafenden Leuten hindurch gegangen und habe mich abseits unter einer Fichte hingelegt, deren Nadeln und strähnige Flechten Winters und Sommers nach den Bergen sehn.

Ihr seid anders als das Meer und ich vermag euch nicht zu lieben. Ich mag euch wohl nicht lieben, weil ich nicht wie ihr werden kann, hart, fern und kühl ihr meine leibgewordenen Sehnsüchte! Wie ihr euch hinter den sonnennachmittagsmüden Berberlöwen aufbaut, ihr blauen Steinleiber und weißen Schneegreisenköpfe – aber das Meer ist immer jung und wogt ruhelos, ewig verlangend, ewig geschlagen, voll von Schaumstandarten und brausendem Zorn – und wenn die Sonne auf dir liegt und die Winde sich brausend verlaufen haben, voll glatter tückischer Träume, das schäumend schöne Weib, ohne Seele und voll seliger Sehnsüchte – ihr seid anders als

das Meer und ich hasse euch, weil ich noch nicht ganz bin wie ihr. Nun aber spielt die rote Sonne auf eurem Schnee, es wird Abend auch für euch und ihr fangt an, eures harten Stolzes müde zu werden – wie ihr träumt und Wünsche werdet! verlangende, in alle Fernen weisende, wieder junge immer junge Wünsche! Nun liebe ich euch. Aber der Abend geht und läßt euch stehen wie blaue Schatten und gläserne Unwirklichkeiten. Jetzt hüllt ihr euch frierend in eure Wolkenwatte und die Nacht, der Mond und der Spuk ist wieder Herr geworden.

Nun liegt der Tornister in Reih und Glied und friert und friert und schauert unter dem Tau, den die müde Luft vor lauter Müdigkeit und Überdruß weinen zu müssen glaubt, während die vier Feuer immer wieder dicke rote Kleckse auf die Flechten und Fichten und Zelte werfen. Der Mond aber flieht vor dem Qualm und Rauch, den sie hastig in grauen Kugeln und weißen wulstigen Miniaturkumuluswolken aufzuwerfen nicht müde werden, und spielt mit sauertöpfischer Melancholie in den Nebellagern, die sich unten auf der Ebene aufgestapelt haben, zieht lange Bänder und Spiralen aus ihnen, baut himmelhohe hagere Klageweiber und kopfwackelnde Greise aus ihnen, hält sie eine Weile hoch und grinst dazu und läßt sie gedankenlos fallen, um bald das nutzlose Spiel wieder zu beginnen.

Ach! du holder Spuk und grinsende über dich selber witzelnde Sinnlosigkeit, ach! du unnötiger wahnsinniger weißer Gedankenjongleur und Planetenspinner! Wenn du mich einmal deine ganze säuerliche Süße und Vogelfeinheit hast kosten lassen, so mußt du mich ja schnell wieder zurückziehen in Qualm und Spuk und Nebelfeuchtigkeit. Nun möchte ich mich auch in Wolkenwatte hüllen und eine Zeit lang ferne sein können – den Tag über Stolz und am Abend ein wenig Müdigkeit – – ich will mich auch in mich senken und nur auf meinem Mantel soll der Mond und die Flamme und die feuchte Kälte spielen. – – und als ich sah, daß Gott wahrhaftig tot sei und der Stoff und das Ding an sich und das Ureine und die definitiven Wahrheiten, und wie alle die Verwesungsdünste und Schatten des toten Gottes heißen mögen, eben nur Schatten und Verwesungsdünste seien, und daß das Einzige, was wir können, nur das ist: uns des ewig Relativen und Sprachbedingten unserer Erkenntnis bewußt zu bleiben und diese Erkenntnis von allem, so kurz und weit es geht, zu reinigen, was wir als fälschende, anthropomorphisierende, Zutat früherer Zeitalter erkannt haben, fiel ich heraus aus eurer Welt und wies traurig zynisch auf eure Mäntelchen und Mätzchen, auf unsere lustig windbeutelnden Weisheiten hin. Da fingen die Weiber an, mir nachzulaufen – weiß Gott, warum? – und die Frauen begannen mich zu „lieben", und ich ließ es eine faule lange Weile mir wohl unter

ihnen sein; ich belog mich wohl und nannte sie einen schönen schweren Rausch, in dem ich die Fragwürdigkeit meiner Welt – denn eure Welt ist fest! –, die ich nicht glaubte ertragen zu können, vergäße. Nebenbei liebte ich sie als das unverhüllteste Tier gegenüber unserer erbärmlichen Manns-Kultur-Verkleidung und krüppelhaften Feigheit. Denn ich habe nie das Leben an sich verneint, dazu verlange ich zu wenig von ihm, dazu kenne ich zu wenig eine Hinterwelt und ein künftiges Leben, dazu bin ich zu wenig Pfaff und schmollendes Kind, dazu wissen wir zu wenig von ihm, dazu – bin ich zu gesund. Aber am Ende wurde mir dieser Rausch, wie es die Art der Räusche ist, zuwider und ich glaubte, einen feineren und tieferen in der Kunst gefunden zu haben. Und ich berauschte mich an ihr und ich verrannte mich mit ihr und verlor mich wollüstig in dem Selbstgenuß und Wahn, totem Stein und toten Worten Leben und, wie ich glaubte, tiefen Sinn und über die Erfahrung hinausreichende Bedeutung geben zu können, bis ich erkannte, daß meine Stanzen und Berberlöwen an sich wertlose, durchaus nicht in das „Wesen der Dinge", dessen erstrebenswerte Findbarkeit trotz seiner Entlarvung als Spuk immer noch in mir fortspukte, hineindringende, durchaus nicht die Sinnenerfahrung und deren logische Verarbeitung überfliegende Übermenschlichkeiten, sondern ganz individuelle Erzeugnisse einer ebenso individuellen seelischen Erkrankung seien. Ich sah ein, daß ich die Fähigkeit, die mich bestürmenden Eindrücke mir restlos zu assimilieren, verloren, vielleicht auch nie besessen hatte, so daß sie als Fremdkörper in mir liegen blieben, bis ich die mir wesensfremden und mich quälenden „künstlerisch" ausgeschieden hatte – Sekretionen einer dyspeptischen Seele, Notwendigkeiten und Selbstoperationen eines erkrankten Organismus. Der Sturz schmerzte und hier zum ersten Male schämte ich mich, und ich zerschlug meine Berberlöwenköpfe und grinsenden Sphinxe und zerriß meine Stanzen und Prometheusverse – –

„Was blieb mir noch zurück? Ein Herz müde und frech; ein unsteter Wille; Flatter-Flügel; ein zerbrochenes Rückgrat – – oh ewiges – Umsonst!"

Aber ich bin nun für alle Zeit jedes Wahnes und jedes Rausches müde, ich will endlich frei und rein und ganz gewollt einsam sein und dem Furchtbaren, denn das Leben ist etwas über alle Maßen Furchtbares, furchtlos in die Augen sehen und es immer mehr umhämmern zu einem willfährigen Objekt meiner Lust – nicht eines „uninteressierten" Erkennens, nicht einer größenwahnsinnigen Kunst.

Aber deswegen muß ich zurück in die Stadt, in ihre tausend Verführungen zum Rausch, ihre alles übertosen wollenden brausenden Massenwiegenlieder, ihre tausend stürmenden Liebeslockungen; denn die Einsamkeit zwi-

schen Mondspuk und Schnee ist ein wohlfeiler Stolz und ein leichtes Genießen, sie kann sich ihrer selber noch nicht ganz sicher sein – wir wollen uns beide erst auf die Probe stellen, ich und meine tapfere Einsamkeit, und mitten hinein in die Versuchung springen, unseren Weg unbekümmert gehen, geradewegs ins Furchtbare hinein, zwischen Not und Seligkeit und Wahnsinn mitten durch.

Mein kleines Lieb – ich warnte dich und deine Freunde warnten dich, aber du wolltest mich trotzdem lieben, du liebtest mich wohl gerade meiner Warnung wegen. Deine kleine Seele ward voll von mir, ich rauschte in deinem Blut und wie klug du warst, als du batest, nur in dir das Tier zu sehen, das – so – hungrig! sei. Aber du sollst von nun an genug geküßt haben, du sollst von nun an genug in meinem Arm wie ein verbranntes Blatt schauernd zusammengebrochen sein – genug! mein Kobold. Der Wagen braust, ein Knirschen, ein kleiner weher Schrei – jetzt braust er in brennende Sonnen und eisige Unsterblichkeiten. –

Still! still! – die Nacht ist kühl und das Feuer erlosch und der Tornister in Reih und Glied friert und friert. Die Sterne mögen nicht scheinen und der Mond fiel schon lange irgendwo hinten zwischen die Berge – aus den Tälern aber ist der Nebel hochgekrochen und liegt schwer auf uns mit seinem feuchten Leib – es ist kalt, grimmig kalt. Und nach acht Stunden – denn soeben krähte schon irgendwo ein Hahn – wird die Sonne durch den blauen Himmel wie durch ein Brennglas auf uns glühen. Still! still – die Nacht ist still – – –

Intermezzo

Ich gleite über einer Tiefe, die so klar und zärtlich grün ist, daß das Verlangen, in sie hinab zu stürzen, zu einer schmerzlichen Qual wird, und deren Oberfläche so blaßblau opalisiert wie leidende Kampanulazeen und so rotviolett wie kleine sehnsüchtige Enziane und so grünlich gelb wie der Himmel über den Winterabendröten zu der Stunde, wenn der traurige Abendstern zu scheinen beginnt; die Höhen aber auf den Ufern dieses Sees, in dem ein König ertrank, des Namens eines Königs wert, leuchten unter der müden Herbstsonne in gelbem und rotem Laub und strecken sich in schwarzem Fichtensamt und braunen Eichenblättern, sie haben sich Leopardenfelle übergezogen, zwischen denen der See wie eine Perlmutterschale ruht.

Der Wind der Höhe bläst um mich unruhig und stolz und über mir kleben die Legföhren an den weißgrauen Klippen des Wendelsteins wie Samt

und dunkles Moos, aber in weißer blendender Unwirklichkeit, ein erstarrtes seliges Meer von Eis – oh ich sehe den Menschen, der der gottlose Gott der Erde geworden ist, dort unten aus der Ebene, aus deren Rauch und bunten Städtemosaiken auch ich heraufstieg, auf brausenden Flügeln Steine und köstliches Bauwerk auf euch tragen, um auf euch seine Horste aufzuschlagen, von denen er des Morgens aufsteigt und zu denen er des Abends zurückkehrt beuteschwer an Lämmerfleisch und Wein und blonden Frauen. Aber der müde Rausch der Schönheit und der stolze der Macht sind nur Vorberge und kleine Versuchungen und niedere Ruhestiegen zu der rauschlosen Reinheit, zu der mein Wagen weiter donnert.

Die Stadt und der Wahnsinn

Lebewohl! mein zottiger Weggenosse! Vierzehn Tage hocktest du auf meinem Rücken und sprangst, wenn wir unser beider Last und Langerweile müde waren, fröhlich herunter, um neben mir deine Sprüchlein zu machen wie ein näselnder Phonograph. Durch stille Schluchten und über feuchtes Moos, über Moore entlang an giftigen Teichen, auf weißen Staubstraßenschlangen und unter glühenden Sonnenkohlenbecken, unter klatschenden Regenwolkeneimern und unter schweigsamen Mondspukspiegeln marschiertest du tapfer neben mir – das Manöver ist aus und die Kette der Vergewaltigung tat einen Riß und du wirst wieder, nachdem der Geist dich trug, auf fleischernen Rücken hocken, bleiern und faul und ewig gelangweilt und zu deiner ledernen Realität verdammt. Lebewohl, du zottiger Phonograph, du schwätzendes Nichts und unwirkliche Beziehung zwischen malträtierten Muskeln und einem Rinderlederranzen! Lebewohl – – –

Auf den Schotterflächen, den Kiesen, die die Schmelzwasser der Gletscher liegen ließen, hat sich der steinerne Krake hingelegt und läßt seine Augen hungrig in den Himmel glühen und seinen zornigen Atem brausen, seine rauchenden Nüstern schwärzen die Nacht, seine Arme aber hat er breit über Land gelegt und sie mit blitzenden Lichtern und ewig gefräßigen Mäulern gespickt, seine eisernen Fühlhörner laufen über die Gebirge und kriechen unter die Meere, er frißt das Land und sein Unrat verpestet die Flüsse, aber sein Magen ist nie gefüllt und seine Lungen sind krank und eng und vergilben im frühen Sommer schon, Asphalt und Stein ist sein Fleisch und seine Knochen gehämmertes Eisen, träge und glühend in der Sonne und schwarz und schmutzig und voll grimmiger Melancholie im Regen, ewig fressend, ewig hungrig, er kaut sich ewig wieder, er lebt im ewigen Inzest, er

gebärt stündlich und empfängt in jeder Stunde neu und seine Seele ist die des Tiers, eines hungrigen brünstigen Wolfes, eines abertausendköpfigen, eines abertausend verlangenden, sich wütend widerstrebenden, sich brutal zerfleischenden wolfstollen Wolfs, ein brausender brodelnder Kessel voll von brüllenden, sich ruhlos zerreißenden und auseinanderfahrenden, sich ruhlos wieder vereinigenden in ungeheuren Blasen aufplatzenden und überschäumenden Begierden – Wollust und Brot! Er schreit es am Morgen und Abend und Mittags und Mitternachts und schreit es allerorts in jedem Eisennerv und jeder Asphaltzelle, und wenn er sich im Ekel vor ihrer Gier und Allgegenwart am Morgen erbricht und vor ihrem Fluch Betäubung und Rettung sucht in blutigen Wahnbildern und roten Träumen – ach! diese drohenden Wahnbilder und gaukelnden Träume sind keine sorglos fürsorglichen Götter und hehre Unbekümmerte, sie sind von ihm selber aufgebaut, um ihn selber weiter zu hetzen nach Brot und Brunst! – so tut er es nur, um am Mittag wieder von neuem rasend aufzubrüllen, und wenn er sich des Abends schlafen legt, so tut er es nur, um Kraft zu sammeln zu neuen Hunger- und Begattungsschreien – ah! diese zusammengepreßt gierige, sich vor sich selber ekelnde, von sich selber ruhlos besinnungslos durch die Tage gepeitschte Masse! Mit dem Stein, den sie in ihre Adern stampft, mit dem Eisenstück, durch das sie ihre Knochen stützt, dient sie letzten Grundes ihren zwei Teufeln, die ihre Seele umbrausen und ihr langsam den Wahnsinn einblasen, sie zu stillen, sie zu befriedigen und hinzuhalten, sie zu verkleiden und zu verschönern, es ist kein Ding in ihr, kein Stein, kein Ziegel, kein Wagen, kein Pferd, kein Altar und klingendes Instrument, kein Hund, keine Blume und plärrender Papagei, kein Teppich, kein Sessel und Stuhl, kein Wort wird gesprochen, kein Fluch gebrüllt, kein Messer geschwungen und kein Gift gemischt, keine Wahrheit zerstampft und keine Lüge strahlend ausposaunt, keine Litanei wird gelesen und keine Zote gespien, kein Mikroskop präzisiert und keine Säge gefeilt, kein Dom gebaut und kein Museum gegründet, kein Glas geschliffen und kein Skalpell geführt, kein Bild gemalt, kein Hammer geschwungen, keine Nadel geführt, keine Uhr schlägt die Stunde, keine Peitsche knallt, keine Trambahn lärmt, kein Schlagball fliegt, keine Geige klingt, keine Flöte klagt, kein Flugzeug durchbraust die Luft und stürzt zerkracht aufs Land, kein Dampfer durchfurcht den Ozean und fährt brennend in Grund, der nicht letzten Grundes dem Hunger diente, der Liebe frönte, und keine Feder wird geführt und keine Tinte vergossen – trolle dich, purzele dich, stelle dich auf den Kopf, denn die Komödie der Komödien beginnt! Auf den Schotterflächen, den Kiesen, die die Schmelzwasser der Gletscher liegen ließen, hat sich der steinerne Krake hingelegt und läßt sei-

nen zornigen Atem brausen, seine Arme aber hat er breit über Land gelegt und seine Fühlhörner laufen über die Gebirge und kriechen unter die Meere – schlaftrunken kommt der Wind dahergetaumelt, aber entsetzt fährt er hoch und flieht und flüchtet und beginnt selber singend zu brausen, der Himmelshund, und trägt den Schrei des Riesen drohend in das Land.

Seine Arme aber hat er breit über Land gelegt und sie mit blitzenden Lichtern und ewig gefräßigen Mäulern gespickt, fauchend verschluckt er mich, polternd rasselnd dröhnend reißt er mich in sich mit Gestampf und speit mich unter Qualm und Licht und Lärm in seinen Eisenmagen wieder aus – –

und auf dem Bahnhof empfing mich meine Geliebte- wild, fiebernd, ein schönes Tier. Und heute, nach sieben Tagen, da draußen der rote Nebel glüht und brüllt, sitze ich still auf meinem Zimmer, mitten im Herz des Kraken schreibe ich an diesem Buch; groß und steil, neunundfünfzig Bogen schrieb ich voll, ich werde anfangen müssen, kleiner zu schreiben, ganz klein – wie die Schlote und Kirchtürme vom Berge aus gesehen; und der Tabakrauch, den ich in zitternden Ringschleiern über sie blase, sind Wolken, die aus den Schluchten der Berge kommen, und meine Stirne der Berg im Vorland, um den sie sich scharen; so stehe ich auf mir und schaue ins Land, auf den Monolog eines langsam – MENTE CAPTUS!

Mein enges Zimmer ist voll von Rauch und voll brütender Melancholie, auf Schränken und Bänken und wurmstichigen Regalen verschlafen meine Bücher die Zeit, meine klugen Bücher die ewig strömende Zeit –

noch kommt mit der Unsterblichkeit gepaart
die Zukunft ewig strömend zu mir her
und schafft auf ihrem unbewegten Meer
in mir den Wellenrausch der Gegenwart:

sie prallt in unergründlich schneller Fahrt
aufgischtend an meiner Seele Wehr
und bricht durch mich in einem Sturze, der
schon als Vergangenheit sich offenbart.

Bis eines Tages sich der Schaum zerstreut
und meiner Seele Balkenwerk zerfällt –
und Strom ist nicht mehr Strom, still steht die Zeit:

fort strömt die Zeit und trägt die tote Welt
auf ungeteilter Flut zur Ewigkeit,
wo sie mit ihrer Last als Wort zerschellt.

Das strömende Nichts! Ich könnte ihm und meinen klug verschlafenen Büchern eine Nase drehen und als Don Juan endigen, wie's sich gehört. Es ist nicht weit, sie schläft mit mir Wand an Wand; nachdem sie den Tag über einem abgenutzten Gelehrten Romane hat vorlesen müssen, Pariser, Münchener Kitsch, hat sie ihr Haar geöffnet und reckt und dehnt ihre nackten Glieder und öffnet die Schenkel und schleudert mit einem Male wie besessen die Kissen herab und – wie kühl die Luft ist! Aber sie ist nicht immer so; es ist dunstig heute und still und der Krake hat seinen Tag, an dem es nebelt und der Ekel vom Himmel fällt; dann hat sie ihre Stunde, in der sie die Haare in Zöpfen flicht, im weißen Nachtkleid unter hohen Plumeaus liegt und Thee mit spitzen Lippen trinkt und dazu Niels Lyhne liest. Sie hört, wie durch den dicken Nebel hinten im Wald die Blätter fallen, und wenn sie das denkt, durch den die letzten Blätter taumeln, schmiegt sie sich in die Kissen und sieht aus klugen Augen nach der Tür, die sich doch gleich öffnen muß.

Wie derart ein zur Kunst und Liebeskunst destillierter Massentrieb ein Leben, das sich sonst längst fortgeworfen hätte, schwebend tragen kann! Und nun muß er ganz ausbrennen in ihr und sich nicht um den Leib kümmern, auch wenn er schon morsch und häßlich geworden ist: sie zwingt ihn durch und will ihn lieben und geliebt. Und erlischt ihre Liebe endlich, so bricht ihr Leib und Leben wie ein des Gerüstes beraubter Bau kopfüber zusammen. Was liebt sie nur? Sie las ein Buch von mir, das fraß sich in sie und wie ein roter Strom überschwemmte und zerbrach ihre Liebe zu sich und ihr Mut zu sich die zeternde Moral und so kam sie zu mir geflogen und liebt den mürrischen Skribifax einer Erkenntnis- und Liebesgeschichte, einen Dichter, wie der Pöbel sagt, in Wahrheit einen, der sich gegen den Dichter und metaphysischen Sonder-Größenwahn mit allen Sophismen und hohnvollen Enthüllungen sträubt und mit allem Ekel, dessen der Einsame gegenüber dem Geruch der affeneitlen und lohnarbeitenden Masse fähig ist, und der nun bald – MENTE CAPTUS!

Aber die Tür öffnet sich nicht mehr und mit dem Don Juan soll es nun aus sein; denn ich habe in mir seine Vorstufe und seine Bedingung, den Faust mit seiner Dann mußt du dich berauschen! Tendenz totschlagen müssen – es schickt sich nicht mehr, es gehört sich nicht mehr, nach den imaginären Brüsten der Natur und, da man sie nicht zu finden weiß, nach den derberen der Wirklichkeit zu angeln; wir wollen doch keinen Abschluß se-

hen und eine Lösung, eine Lösung ist uns viel zu dumm und mit ihr müßte der Faust zum Pfaffen werden. Oh da liegt sie draußen, die Welt und bunte Schale, wie wir sie nennen und lügen, um einmal vor ewiger Langerweile zu hujahnen, und zum andern vor Hunger und brünstiger Not zu brüllen, aber Tag um Tag, einmal an jedem Tage zündet sie ihre verfluchte Schönheit an und wird dünn und durchsichtig und unwirklich wie Glas, daß man ihre Abgründe und die Quellen ihrer Abgründe rauschen zu hören glaubt – ich will nicht mehr in sie hinaus, sie macht mich taumeln und ganz verrückt!

Aber wenn du auch über den Dächern flatterst und aus grasgrünen Augen auf die goldne Stunde lauerst, in der du dich mit dem Furchtbaren vereinigst, das in mir wie ein Kolben bis an die Hirnschale hochstoßen und sie durchbrechen und aus mir als ein Riesenschirm wachsen möchte, unter dessen Schatten die Welt mit einem Ruck ihr Inneres nach Außen stülpt und kreischend die Logik und Vernunft der Oberflächen mit Schellenstöcken aus dem Lande jagt, um an ihre Stelle die Willkür und das Grauen zu setzen, ich presse dich immer wieder zurück und blase deine feuchten Flügel ewig wieder fort!

Das einzige Symptom ist aber meine Gedächtnisschwäche, zumal die Dinge von gestern haben sich nicht eingraben mögen und wollen sich nicht wieder einfangen lassen – ich bin wohl überanstrengt und durch zuviele Gefühle getaumelt und beobachte mein Taumeln zuviel; es wird eine fixe Idee sein, ein Leserückbleibsel, eine zu kraß geratene Vorstellung, die sich mit ihren Widerhaken an meiner Gedächtnisschwäche verfangen hat, wer weiß? nur eine abstruse Eitelkeit – ich werde sie mir vom Leibe schreiben und im Frühjahr will ich ins Gebirge fahren.

Und sollte das Schauerliche doch kommen, so will ich es als eine Laune des Glücks bezeichnen, die Welt auch von der Seite hemmungsloser, alltagsvernunftbefreiter Willkür erleben zu dürfen – oh! ich habe Mut und mag auf dieses Meer endloser Haschisch- und Opiumräusche schon meine weißen Segel hissen, auch wenn es endlos ist, auch wenn seine Winde und Ströme einem ungeheuren Strudel angehören, dessen brüllender Trichter mich schließlich verschluckt. Klingende Morgenröten, brennende Sonnenuntergänge, stahlblaue Mittagshimmelsglocken mit allem blutroten Spuk müssen über diesem Meere wandeln – ich habe von der strahlenden Euphorie, dem jubelnden Optimismus der Paralytiker gehört.

Aber die endliche Gewißheit muß mich doch durchschlagen, daß ich in einem Blick alle Wollüste und Schrecken des Wahnsinns durchjagen und mich gegen ihn bäumen werde, daß ich über ihn springe, hussa! über ihn setze und mit einem Satz wieder Mensch unter Menschen bin.

Wohl weiß ich, daß der Leib des Paralytikers verfällt und verfault, wohl kenne ich das „langsame aber stetige Schwinden des Intellekts", aber ich lasse nicht von meinem Geist, ich halte ihn fest, ich reite auf ihm und zwinge ihn und seinen Knecht durch!

Trotzdem, trotzalledem, ich will mich auf die Stunde rüsten und mich wohl wappnen; ich will hart an mich halten und meine blauen Flügel schon stutzen; ich will nur von Tatsachen schreiben und solchen Tatsachen, wie ihr sie seht, klein, wahr, eng, ohne Mund und ohne Augen und ohne winkende Finger in die Unendlichkeit und in das Nichts, ich will ihr süßes Klettentum und ihre tapfere Unwahrheit und ihr spöttisches: Ja, was willst du nur? nicht sehen, ach! ich möchte schreiben können wie ihr, trocken und ewig ledern und ohne Klang und ohne Jagd und ohne Zittern und ohne Sprung! aber in dem bedachtsamen Zeitmaße eures Schneckenganges und in der klanglosen Langenweile eurer engbrüstigen Perioden. Und wenn ich mich selbst betrachte und von dem schreibe, was ich in mir vorgehen sehe, oder zu sehen glaube, so soll es sein, als ob einer eurer medizinischen Automaten schriebe; ich lebe von Früchten, ich trinke Wasser und verschmähe Wein und Weib, ich hoffe nichts, um nicht die zerrüttenden Stürze der Enttäuschung zu tun, ich halte in Allem an mich kühl und kalt, wir wollen schon durchlaufen durch diesen Nebel und im Frühjahr, im Frühling auf unser Haupt Schnee und Sonne streuen. –

Ich wohne in Schwabing an einer asphaltierten Straße im vierten Stock, ich habe den Blick über die Stadt und sehe alleinsam-abendlich, wie sich aus braunem Dunst die Doppelturmbrüste der Frauenkirche in den grünen Himmel blähen, und ahne hinter ihm das Brennen und Gleißen des Gebirgs, und der Mann, dessen Frau mir dieses Zimmer vermietet hat, nennt sich Journalist. Und ein Journalist – – –. Und daß es ihnen insgesamt nur darauf ankommt, zu schreiben und Worte zu vomieren nach einem allgemeinen Wir halten fest und feig zusammen! Innungsrülpskomment, ersehen wir daraus, daß sie sich wie die Gassenköter gegen einen raren Windhund UNISONO gegen den verschwören, der schreibt, weil er etwas hat, über das er in eigener Sprache schreiben kann. Zumeist sind sie verfluchte Juden, aufgeblähte Nullitäten allzusamt und nennen sich gerne das geistige Deutschland und die Vertreter der führenden Presse; ein rechter Mann muß sie verachten und darf nur über sie reden, als wenn sie Buben wären und er den Bakel führte.

Nachzutragen habe ich, daß sie eine kleine Blender-Glanzzeit haben, aber schnell ist ihr einer Gedanke, vielmehr die eigenartige Färbung und einseitige Betonung, die der gestohlene und kastrierte in ihnen annahm, zu Tode gehetzt und –

und ein solcher Kläffer, der sich selbst zu Tode kläffte, war der Mann, der faul und mürrischen Gesichts seinen Spitzbauch durch die Zimmer trug. Schon verbohrt genug in den blanken Blödsinn des Wahren, Guten und reinen Schönen war er in den Schoß einer ALMA MATER, als in die eigentliche Brutstätte solchen Dunstes, gekrochen, hatte sich da und dort strebend bemüht umgetrieben und auch sein kurzes Senkblei in die bekannten Abgründe rollen lassen und wirklich schmerzlich staunend gefühlt, daß hier Abgründe vorhanden waren. Aber über dem Staunen am Rand dieser heulenden Grundlosigkeiten hatte er die Zeit versäumt, in der ein Kopf seines Gelichters entschlossen die Augen zumachen und die Ohren mit hartem Werg verstopfen muß; so konnte er sich nicht mehr sammeln und er war zu ehrlich und auch zu indifferent, sich zu einem äußerlichen Oberlehrerabschluß aufzureißen. Dann las er Nietzsche und der verdarb ihn ganz. Denn er hatte nicht so viel Einsicht, um seine nach dieser Lektüre heftig aufschießende Schreibeseligkeit als ein Schaffen nur aus Oppositionsdrang eines, wenn auch nicht ganz unselbständigen, so doch ganz inferioren Geistes zu erkennen. Er sah nicht ein, daß sein Schreiben nur ein Akt der Selbstverteidigung gegenüber einer erdrückend blendenden Gewalt war, sondern hielt es für ein Zeugnis eigener eigenartiger und ausreichender Begabung, die – wie man so schwätzt – in sich neue Werte fühlt und aus sich neue Werte schafft. Ihn reizte, wie die meisten und allermeisten, die Form und bunte Geistreichigkeit, während er taub und blind blieb gegenüber der Leidenschaft und dem erlösenden Ziel, während er ohne Bedürfnis war nach einem erlösenden Ziel; er blieb Litterat und gehört somit zu dem Gesindel, das ich nach dem Malergesindel am radikalsten verachte. So schrieb er einige Essays über allerhand, gute Freunde – sintemalen er ein angenehmer Freund am Biertisch war – lanzierten sie und so erwarb er sich als geist- und hoffnungsreicher Schriftsteller die Liebe einer klugen Frau, die reich war.

Aber diese Essays über allerhand blieben eben einige, denn bald hatte er seinen einen Gedanken, den des übertriebenen und hemmenden Historizismus, der der Grund und der fortschrittlich affektvolle Ausklang seiner blendenden Kritiken war, zu Tode geschrieben. Es war sein Pech, daß er klug genug war, dieses armselige zu Tode Treiben als solches zu erkennen, und so warf er nach einem Jahr seine kritische Feuilletonfeder in die Ecke und lebte von dem Gelde seiner Frau.

Und als das Geld auf Reisen und so weiter ausgehen wollte, kaufte seine Frau ein Haus, in dem sie möblierte Zimmer vermietete, an Studenten und Litteratenvolk vermietete sie und erzog ihre Kinder. Und er sah zu; und kam sich so überflüssig vor bei dem Vermieten, der Erziehung, den Haushal-

tungssorgen und dem täglichen Rechnen – und die Zeitung, das Essen, das Leben, der Tag, das hängt einem ja zum Halse heraus! Und ein Dienstmädchen, das er aus Verzweiflung attackierte und in Faulheit beschlief, kam glücklich in Wochen. Da begann er seine Frau zu hassen und stöhnte: wie glücklich wär ich, wenn ich allein lebte und könnte die Straßen fegen! – Geh! – Aber da zerdrückte er eine Träne und sprach von seiner Vaterliebe. Aber am ersten Juli werde ich gehen. – Und am ersten Juli verschwand er für einen Tag und kam am nächsten wieder. Hier, kauf dir eine neue Krawatte; wie siehst du aus! So ließ sie ihn stehen und weiter muffen und betrog ihn gesund und mit gutem Gewissen und erzog ihre Kinder. Und dann kam eines Tages jenes Mädchen zu ihr geflogen, meine Geliebte, die am Tage einem abgenutzten Gelehrten Romane vorliest, Pariser, Berliner Kitsch, und des Nachts ihre nackten Glieder dehnt und reckt und mit einem Male wie besessen die Kissen von sich wirft – . Aber sie ist nicht immer so; wenn der Nebel draußen liegt und es still ist – es ist furchtbar still, so still wie nur einer stille sein kann, der vor dem Fenster steht und lauert! In dieser Stille aber hängt der Nebel wie eine glühende Kugel und brüllt – aus vollem Halse, tausendstimmig: MENTE CAPTUS! MENTE CAPTUS! hei is verrückt! –

Nachdem ich für eine Weile hinunter in die Stille flatternd mit Arm und Bein gestürzt war, habe ich über den Tod gedacht und überlegt, ob ich mich nicht bald töten müßte. Denn in drei Tagen hebt mein neunundzwanzigstes Jahr an – dreißig Jahre! – – darum muß man an den Selbstmord denken, ob es nicht bald Zeit wird. Denn ich will ganz Herr über mich sein und meinen Faden abschneiden wann ich will und nicht, wann es jenem Lehmkloß beliebt, der mich aufwarf wie das Wasser aus seiner morastigen Tiefe Blasen wirft. Aber ich war mehr bei meinen Freunden, bei den Menschen, die mich kennen, – wie sie sich wohl geben und was sie wohl sagen würden, wenn ich nicht mehr da wäre. Die Eitelkeit fliegt über den Tod, sie ist unsterblich und sieht aus wie ich, denn ich bin der eitelste Mensch, einer der am bewußtesten schreibt und am affektiertesten seine Sätze baut, einer der immer sich selber zuhört und nicht müde werden mag, nach dem Klang seiner Worte die Ohren zu spitzen, einer der mit jeder Silbe kokettiert, weil er nichts anderes hat, mit dem er liebäugeln könnte, und der furchtsamste, denn die Stille, die Stille – wie ein Tiger, der gleich aufspringen will, schaut sie der heulenden Nebelkugel zu – wenn er doch zuspringen wollte, wenn er doch mitheulen wollte, wenn er doch sich um sich selber kugelnd sich in den Schwanz bisse: hei is verrückt! – –

Eins, zwei, drei – – nun schlägt es zwölf! Und mein Zimmer sinkt, sinkt durch die Stockwerke, die Schottermassen – auf den Schotterflächen, den

Kiesen, die die Schmelzwasser der Gletscher liegen ließen, hat sich der steinerne Krake hingelegt und läßt seinen zornigen Atem brausen – und sinkt durch die Schottermassen und fällt wuchtend hinab in das Gestein der Erde. Durch einen Schacht, durch den zehn Stürme auf und nieder brausen, wuchtet es hinab, bis es den Mittelpunkt erreicht hat und still steht; und um mich, hoch über mir tief unter mir, dreht sich die Welt – ruhelos. Ich sehe sie nie wieder, ich muß auf ewig hier begraben bleiben, denn wie käme der Mittelpunkt zur Peripherie? Es müßte denn die Kugel zerbrechen und das Gold des Chaos niederfluten.

Geradewegs aus dem Herz des Kraken fiel ich ja herab in diese Tiefe. Woher kam ich noch? Von den Moosen und Bachtälern und den weißen Staubstraßenschlangen, von den Sonnenkohlenbecken an blauen Seilen über mir fiel ich mitten durch das Herz des Kraken hinab in diese Tiefe. Wahrlich, ein ungeheurer Schacht, durch den ich fiel! Aber ich kann noch das schlagende Herz sehn, um das sich der Nebel legt wie eine dünne glühende Haut – die brüllende Stadt! Aber ich schiebe einen Deckel davor, wie man in ein Ofenrohr einen Deckel schiebt, und so bin ich allein.

Der Stein liegt tief im Schlaf, oben, unten, und auch die Stille schreit nicht mehr. Der Tabakrauch aber spielt zaghaft kapriziös über den feuchten schwarzen Strichen, die irgend ein Etwas mich malen heißt, bedachtsam und steif; es ist gewiß der Stein, der seine Träume endlos spinnt und mich sie ewig krummen Rückens malen heißt; von allen Seiten, oben, unten, durch alle Poren, Augen, Ohren dringen sie in mich und führen meine müde willenlose Hand – ich bin überhaupt Stein, ich bin das Gehirn des Steins, und was die Leute oben Welt und Leben nennen, das sind nur meine Träume, meine Träume, deren Leib der Stein der Erde ist – ich bin gewiß der Sinn und sicherlich das Herz der Welt. Wie simpel doch die Lösung ist, die einst unmöglich schien – : der Traum des Steins, und der Stein des Traums; das Signum der Welt ist die umgefallene 8 und die Unendlichkeit. Nun muß ich wach bleiben, damit der Stein schlafen und träumen kann, denn das Gehirn schläft nie, es malt ewig die 8 und schläft nicht. Bleibe wach, mein Herz, bis der Stein erwacht und sich zu regen beginnt und seine Träume zu Wirklichkeiten werden und er nicht mehr nur die 8 träumt. Lange schlief er schon und es ist ein heiliges Jahr – wer weiß, er erwacht! Dann wird er seine Glieder recken und die Welt wird sich öffnen, wie man eine Feige öffnet – oh bleibe wach, mein Herz !

Wie sie morgen dein Zimmer suchen werden, deine Wirtin und ihr Journalist! Aber ein heller Raum wird sein und ein lustiges Nichts, wo dein zärtlich Klausnerstüblein war und du am Schreibtische deine langen Tage

hocktest, Tabakwolken über Schlot und Kirchturm blasend, müde, kapriziöse Wolken – wie liebe ich euch! Ach, vom Flur aus werden sie gleich mitten ins Leere treten und schwindelnd auf die Straße schauen, wo die Jungen Kreisel schlagen und wo die Alten mit Fingern nach oben zeigen. Wie sollten sie auch denken können, daß ich hier mitten in der Erde säße und meinen Beruf hier hätte!

Der Druck – er dröhnt mir im Ohr! Aber wie könnte er dazu kommen, mich eines Tages zu zerdrücken, wie man eine Mücke zerquetscht oder ein Rosenblatt zerreibt, wie sollte er wohl! Wo er nur Traum ist und auch die tausendtausend Tonnen Steins nur Traum sind und wo der Tag kommen wird, an dem die Welt sich auftut wie man eine Feige öffnet!

Darf ich denn daran denken, daß ich eingekerkert und hier mitten in der Erde gefangen bin und daß so viele Erden wie Menschen sind und in jeder dieser Steinzellen sitzt ein einzel-einsamer Mensch und spinnt am wurmstichigen Rocken seine flächsernen Tage. Aber brüllte ich auch auf wie ein Stier, es hörte mich keiner, es hört uns keiner.

Glaubt nur nicht, daß ich toll bin, wähnt ja nicht, daß ich lebendig begraben bin, oh! Traumaufzeichner ist mein Titel und die Träume des Steins hören zu können, ist mein Beruf; ich träume sie und ich träume mich selber zunichte. Ich habe nichts anderes, womit ich mich zunichte richten könnte, wo ich mich doch einmal zunichte richten muß! –

Nun ist es oben Herbst geworden und über die weißen Staubstraßenschlangen bläst ein harter Wind; über das Haar eines Eichenbusches kommt er klirrend gesprungen und fällt klagend und blätterraschelnd über den Hügel hinab, auf dessen Stoppeln und frostgebrochenem Gras ich stehe. Die Sonne aber ist hinter graue Teppichwolken gegangen und zwei Herbstzeitlosen lassen in einer kleinen Senke die Köpfe hangen, während die dritte lang am Boden liegt eine arme Leiche. Wie ist die Welt wüst, sie rauft sich klagend ihr Haar, aber es wird nimmer anders; an den Drähten pfeift der Sturm und in öden Wald taumelt die Nacht und hängt sich schlotternd um die schwarzen Zweige. Wie oft ging ich schwer und bang durch diesen Wald, aber es gibt keine andere Welt, oh! es gibt keine andere Welt und diese wird wohl kaum sich auftun wie man eine goldene Feige öffnet. Sieh, auf dem anderen Hügel liegt der Wald, wenn ich von diesem in das Tal steige und dann gen Westen wieder hügelan gehe. Dieser arme Wald, wie er friert und zitternd seine kalten Zweige aneinander reibt! Nun steigt der Nebel hoch, nun schleicht er tückisch heimlich durch ihn eine tödliche Patrouillenschar und frißt sein letztes Laub. Daran denkt sie, an den Nebel, durch den die letzten Blätter taumeln, und schmiegt sich in die Kissen und macht kluge Augen –

aber er kommt nie wieder, mitten in der Erde sitzt er und spinnt seine farblosen Tage. – –

Vor drei, vier Jahren fing es an, mit Gold und purpurnen Schönheiten und ihrem immanenten Zynismus, durch den sie nur noch trauriger und schöner werden, mit Gold und Schönheit und traurigem Zynismus, mit denen alles Verfluchte sich einschmeichelt, fing es an:

Lange Wochen hatte oben an der Küste die Hitze gelegen, die Luft war rein gewesen und das Barometer stand hoch und die Winde, die auf der See hinein in die Luftaufwirbelung wehten, kamen vorwiegend aus Osten und waren frisch und bewegt; Tag für Tag war die Sonne als rote Feuerkugel in das Meer gesunken und von keiner glummenden Nebelbank hinabgetragen und keiner kitschigen Waberlohe zu Grabe gebracht, rein und einsam fiel sie zu Tode und machte die Menschen seltsam sehnsüchtig und fiebernd erregt.

Aber wenn sie sich schon anschickte, senkrecht durch den ehern hellen Himmel zu fallen, tauchte unter dem Horizont ein glatter Streifen auf, glänzend silbergrau; manche Tage war er erschienen, dieser glatte Silberstreifen, auf den man immer wieder mit Fingern zeigte und von dem die Fischer erzählen mußten, er sei zu sehen, wenn nach langen Ostwinden die Hitze auf dem Meere liege. Der Horizont selber aber oberhalb dieses Streifens war durch ihn hinausgetragen und aufgehöht und war wie eine dünne dunkle Wellenlinie.

Auf diesem Streifen waren allabendlich die vorüberfahrenden Schiffe mit ihren Spiegelbildern zu sehen, mit ihren Spiegelbildern, die dunkelgrau wie gesättigte Lichtbilder kopfüber über ihnen schwebten; sie hingen aber nicht hoch in der Luft wie sonst die Spiegelbilder am Meer und in der Wüste und die Bildungen der Fata Morgana, sondern waren unterhalb der dünnen dunklen und leise wogenden Horizontlinie. Dann verschmolzen und kreuzten und verhaspelten sich zuweilen die Masten und Raen der Schiffe mit denen ihres Gegenbildes, oder die Rauchsäulen der Dampfer vereinigten sich zu einem wunderlichen Gebilde, ja es erschienen in dem glatten Streifen überraschend und aufregend wie aus dem Nichts zuerst nur derart rätselhafte Rauchfiguren, graue Wimpel und melancholische Kinderfähnchen, und erst später tauchten erlösend die zugehörigen Schiffe auf. Und nochmals, alle diese Fahrzeuge schienen auf dem unteren Rande des glatten Silberstreifens hinzugleiten, während ihre Spiegelbilder von der dünnen dunklen Horizontlinie über ihnen herabbaumelten und kopfüber weiter schwammen. Und solche Spiegelungen sind, wie der dicke Bademeister immer wieder sagen mußte, häufig, wenn nach anhaltenden Ostwinden die Hitze auf dem Meere liegt.

An dem Tage aber, der mit weit durch die Jahre reichenden Beilen mich hierhin mitten in die Erde geschlagen hat, war der Himmel wieder unbewölkt, fünf weiße Wolkenfäden und eine dumme Gänsefeder taumeln verloren über ihn, sonst ist er unbewölkt und so strahlend einsam, daß man weinen möchte, und wird nun, so rein ist seine Atmosphäre, über dem blauen Meer rosenrot. Und die Sonne in ihm ist feurig ernst und drohend groß, und je tiefer sie fällt und je ovaler sie wird, desto eindringlicher wird die dunkle Wellenlinie des Horizonts, und wie sie die leise wogende endlich berührt hat, ist sie eine saffrangelbe Ellipse geworden. Nun sinkt sie schnell, jetzt nur noch ein schmales langgestrecktes Segment, dann verschwindet auch dieses und hinterläßt nichts denn eine lange leuchtend goldne Linie – das sind die noch erleuchteten Wogen des fernen Meeres.

Noch ist der Silberstreifen glatt und vornehm silbergrau, wie er war, da die vorüberfahrenden Schiffe mit ihren luftigen Konterfeien Raen und Rauchwolken verhedderten, oder da die Sonne noch wie ein zusammengepreßter Ball leuchtend süßer Saffranfransen über ihm hing; auch das Meer vor ihm wogt unbekümmert fort, tiefblau und traurig.

Da steigt an seinem unteren Rande eine zweite Sonne hoch, es ist, als ginge die müde wieder auf: ein rötlich gelbes ängstliches Segment, ein strahlender Halbkreis, eine goldene – aufbrechende Scheibe, aus der mit einem Male züngelnde Flammen gegen die leuchtend goldne Linie des Horizontes schlagen. In immer strahlenderem Glanze greifen und lecken sie hoch, ein melancholischer Teufel heizt wütend ihren Kessel, daß sie sich schnell mit der goldnen Linie zu einem feuerroten – Pilz vereinigen, einem Steinpilz mit zusehends sich verdickendem Stiel. In den pustet der abstruse Sonnenpilzheizer bitter schmerzlichen Gesichts, bis es eine Terrine wird, eine feurigrote Punschterrine, eine saffrangelbe Teebüchse mit goldenem Deckel, an den er – plötzlich mißbilligend schief gezogenen Munds zwei Lotschnüre hängt. Nun preßt er seine saffrangelbe Büchse mit beiden Händen, bis sie ein wundergoldnes Viereck wird, eine rechteckige Sonne aus purem Golde in einem silbergrauen Streifen zwischen matt rötlich gelbem Himmel und tiefblauem Meer.

Nachdem der Sonnenmodler dieses Viereck sechzig schwere Sekunden hat leuchten lassen, knüpft er seine Schnüre zusammen und windet sie geschäftig um seinen Riesengoldwürfel; ächzend zieht er sie zusammen, schweigend buchten die Schmalseiten sich ein und formen zitternd und dann in gelassener Herrlichkeit aus dem Würfel einen Becher, einen Sonnenbecher, dessen golddunkler Haute Sauterner in der Horizontlinie wallend überschäumt – – –

Aber der Becher zerbricht und zerfließt wie ein schöner Rausch; der Stiel zwischen Fuß und Schale wird dünn und schmal, ein dünner Stiel, der rasch zerreißt, so daß nun bald nur ein Riesengoldtropfen von der wallend glänzenden Linie des Horizontes gegen ein immer schmaler werdendes Segment aus purem Golde hängt, das sich von dem unteren Rande des silbergrauen Streifens ihm entgegen hebt.

Immer vollkommener wird der Strom des Silberstreifens, Segment und Tropfen spült er fort, auch die wogend goldne Linie des Horizonts ist mit einem Male verschwunden – lachend springt der Teufel ins Meer.

Im Osten ist eine rosige Gegendämmerung verbrannt, der Silberstreifen zerfließt und das Meer wird schiefergrau und wüst. –

Gott, kommen Sie! Die Sonne kann auch mal ausschaun wie eine Suppenterrine oder eine Berliner Weiße mit Schuß. Darüber exaltieren Sie sich! Nicht wahr, es ist ein optisches Phänomen, Strahlenbrechung, verschiedene Erwärmung und verschiedener Wassergehalt der Luft, ETCETERA – soll ich Ihnen sagen, was es ist? Kitsch ist es, Kitsch, Kitsch, Kitsch! Aber nachher, wenn es dunkel wird und schiefergrau und wüst, wüst, oh! wie wüst – ach! kommen Sie, Sie fade Punschterrine.

An diesem Abend gefiel sie mir und am nächsten infizierte sie mich mit Syphilis.

Das war am 23. Juli gewesen; am 24., in der Nacht, in der sie mich zwischen ihre sehnigen Schenkel nahm, gewitterte es und dann fiel über Strand und See ein ungewöhnlich dicker Nebel; in diesem Nebel rannte am 26. Juli mittags zwischen zwölf und eins, drei Meilen vom Strand die „Stettin" und die „Reval" zusammen, dort wo die Tage vorher auf jenem spiegelnden Silberstreifen die melancholischen Kinderfähnchen geflattert hatten. Unter den Ertrunkenen der Stettin war Marion, von der ich, gleichzeitig mit der Nachricht ihres Todes, diesen Brief erhielt:

Mein Freund,

ich nannte Sie eine fade Punschterrine und nenne Sie heute mein brennendes Herz. Sie kennen die Gartenblume, der man diesen Namen gibt; ein abscheuliches Karmoisinrot, dazu läßt sie diese ihre karmoisinroten Blütenköpfe melancholisch hängen und riecht ein wenig nach toten Fröschen oder Ähnlichem – denken Sie nicht an sie. Doch bitte, denken Sie an sie. Denn diese melancholischen Blumenköpfe, oh liebster Freund, diese melancholischen Köpfe – ich habe Ihnen die Syphilis gegeben. Kennst du sie, Geliebter? Ich hab mir sagen lassen, es ist so ein kleines Viech, so ein kleines Kor-

kenzieherviech. Sei nicht böse, Liebster, – so ein kleines Viech! Sehen Sie, die Sonne ist auch zuweilen nur eine Punschterrine.

Wissen Sie noch – ach Liebster! Liebster! Aber mein Freund, nun schenken Sie mir – nicht wahr, so sagen sie? – eine arme Stunde lang Gehör, eine Viertelstunde für diesen süßlichsten aller Briefe.

Ich hatte die schönsten Ponnys und die gewitzigsten Bonnen und als man mich von Genf nach Hause brachte, war ich die entzückendste Puppe geworden und wußte Alles, und begann dann bald mit meinem eigenen Leib auf diesem Gebiete zu experimentieren. Es hatte mit Liebe nichts gemein, es war mir nur um das süße Prickeln zu tun, wenn ich die ergötzlich echauffierten Gesichter meiner Kavaliere sah, die sie in dem fraglichen Augenblick schnitten. Was für Gesichter! Was für viehische schwitzende stöhnende viehisch dumme Gesichter! Was für Kartoffeln! Was für groteske Tomaten! Und nun so über diese Lust der Lüste, über diesen Abgrund aller Abgründe Herr zu sein und immer mehr zu wissen und immer wieder das schon Gewußte bestätigt zu sehen: es ist eine schmutzige Geschichte; der Instinkt hat sie überwältigt und die Sinnlichkeit wirft die heißen Tölpel über mich – was für eine Kolportagengeschichte! Nicht wahr, die Kolportagengeschichte, richtig gelesen, ist doch der Clou und die Quintessenz aller Litteratur? Es ist so wunderbar traurig, mein Freund, eine Messalina zu sein nur um des Lachens willen und des unglaublich süßen „Triumphes auf Trümmern." Du wirst verstehen, Geliebter, es war eine entzückend süße Geschichte. Denn nichts kitzelt so sehr unsere Eitelkeit, als welche die Wurzel aller Wurzeln unserer weiblichen Wohlgefühle ist, als eine zerbrochene Illusion und das süße Gefühl, Illusionen zerbrechen zu können; während der plumpe blinde Genuß – der blinde Genuß ist uns viel zu plump und riecht uns zuviel nach Bauernmädchen und Volk.

Darum durfte ich meine Liebhaber nicht „lieben", ich hütete mich wohl und wechselte die Narren Tag um Tag, denn hätte ich sie geliebt, blauäugig gänseweiß und mit einem kleinen Geruch nach Butterbrot, so wäre ich von meiner süßen Höhe hinab in die blinde Brunst, oh Gott! in den Schrei nach dem Kinde getaumelt; ich liebe eben nur mich und meine helläugige Verachtung. Und gerade, sieh Liebster, wie gut mein süßer Heiliger es mit mir meint, als diese Lust ihre zarte Hand verlieren und alt und schwerblütig werden wollte, wurde ich in einer roten Nacht – du weißt. Und nun träufelte die Grausamkeit ihren jungen Saft in meine alternde Lust. Mit unergründlich süßen Augen gab ich ewig lächelnd Lust und Tod, ich war wie das Leben selbst, das in alle Lust den Keim des Todes legt, der uns immer wie eine Strafe anmutet, wie die Bedingung, auf die hin wir das Glück genießen – oh!

Liebster! hätte dieser unheilige Heilige ein halbes Jahrhundert später gelebt, von mir hätte er sein Gift bekommen, auf mich hätte er sein entzückendes „Über die Weiber" schreiben müssen! Wie ich ihn unter mir gehabt hätte, wie er meinen Leib hätte küssen müssen, da und dort und überall – dieser grimmige Flucher und schwerblütige, dickblütige Askesenadorant!

Da verschwand das süße Prickeln gemach, zu dem mich die armen Echauffierten reizten, und an seine Stelle trat der nervenpeitschende Genuß einer wilden Verachtung und eines zehrenden Mitleids, eine berauschende Rache am Leben selbst – ein unerhörter, immer durstiger machender, zuckersüßer Trank. – Mein Freund, ich war das Leben selbst, ich glaubte, das Leben selbst zu sein, vielleicht das, das erst das Leben schafft, das hinter ihm steckt und mitleidig verächtlich mit seinem schlechtgeratenen Spielzeug spielt. Und dann kamst du – –

Wirst du mich verstehen? Du hattest viel geliebt und wir waren beide sehr erfahren. Aber während du dein hohnvolles Wissen über das Leben von außen her – wie man so sagt – oh Liebster, von oben her sammeltest, steckte ich mitten in ihm und sog erst mit seinen Lüsten und Giften die Erkenntnis seines grandiosen Nichts. Und so kam es, du Einziger, daß du dich noch über die bunten Bilder der Welt wie über ein gutgeratenes Kunstwerk freuen, ja vielleicht, daß du diese ganze Welt als ein angenehm zu knackendes Rätsel für deinen – o wei! o wei! – starkkiefrigen Intellekt ansehen und dich an der Kraft deiner Kinnbacken ergötzen konntest und an den siebenhundert Schalen, die den süßen Kern beschützen und von denen die eine immer anders und überraschender duftet und raschelt und knistert und gestickt und gefärbt ist als die vorige, während ich nicht mehr aus mir und aus dem Leben herauskonnte; ich vermochte nicht mehr – objektiv zu werden, wie Sie, mein weiser Freund und teurer Weiser. So war das erste, was ich Ihnen gegenüber empfand, Neid und Haß, ich war ein Ressentimenttierchen PAR EXCELLENCE gegenüber Ihrer aristokratischen Ironie und ironischen Objektivität und, wie es so geht, verliebte ich mich in Ihre Vollkommenheit, während ich sie Ihnen gleichzeitig neidete und Sie haßte, weil ich Sie beneidete, und Sie tausendmal haßte, weil ich Sie liebte. Darum mußte ich dich herab in meine Leiden und Gifte ziehen, du Weisheitsbold und fade Punschterrine.

Und nun – sieh, Liebster! ich saß einmal in einer kleinen Weinbudike, spät zwischen zwölf und eins, mit irgend einem milchbärtigen Kavalier. Es war um die Adventszeit und draußen lag der Mond auf dem Schnee, in einer Ecke aber klimperten zwei Jünglinge auf einer Guitarre alle ihre Weihnachtslieder – mein Liebster! wenn man mitten im Leben sitzt wie ich und nicht mit ihm, wenn auch traurig genug, spielt wie du, muß man blind sein

und darf nicht sehen, daß seine Gifte Gifte sind; so habe ich das Süßeste verpaßt und schließe mit der Banalität: zu spät.

Marion

Nun ertrank sie, jämmerlich in einem ungewöhnlich dicken Nebel, aber ihr Gift blieb in mir leben, ich kurierte jahrelang an mir, ihr Gift blieb in mir leben – es wird mich fressen und dann den angenagten, angefaulten Klumpen Fleisches durchtränken mit dem entsetzlichsten Wahn.

Aber das ist nicht wahr, daß der Erdball aus einer unelastischen Stein- und Eisenkruste und einer kompakten Kugel Magmas besteht, es ist nicht wahr, daß sich im Erdball alle nur denkbaren – alle nur denkbaren? – Aggregatzustände der Materie vorfinden, es ist nicht wahr, daß eine Zentralsphäre einatomiger Gase, daß ein massiver Stahlkern – warum nicht Goldkern? – existiert; er ist ein massenmächtiger Stein, in dessen innerster winzigster Zelle ich sitze und Träume spinne. Granit! Über mir, unter mir, allerorts Granit! Der schwitzt an den Fenstern, der Decke, den Wänden, dem Fußboden das Steinwasser in dicken Tropfen aus und macht die Luft schwül, schwüle Luft, schwül, drückend schwül – der Schacht ist zu! Wie eine Faust sich schließt, schloß sich der Stein und fauchend entflog die Luft – – – langsam tückisch kriechend von den Bergen schwillt sie zu trockenem klingendem Sturm und bricht wie ein Räuber pfeilgerade als Mistral in das Meer.

Nun wird sich der Stein weiter ineinander schließen, wie eine Faust grimmig sich schließt, er wird mich zerdrücken wie man ein Rosenblatt zerreibt; und meine arme Seele – gleich dem Duft, der jenem roten Saft entsteigt, wird sie hoch und schwerelos durch die Poren des Steines dringen und ein Ich weiß nicht, was? flattern in ein Ich weiß nicht, wohin?, eine Magelhansche Wolke, ein schimmernder Sternennebel EN MINIATURE – ein flimmernder Quark, ein okkulter Mist.

Aber ist ein unabhängiger Körper im Mittelpunkte hohl und hängen die Randteile seiner Höhlung gleich weit von seinem unrealen Mittelpunkt – ein Ring und eine Hohlkugel darf aus sich nicht ineinander stürzen. Darum keine Angst, du Narr, dein Zimmer wird schon bleiben, Tisch und Tintenfaß und graue Wand, und sein pfeiferauchender Klausner wird weiter seine Wolken blasen, klausnerisch kapriziös, seine feinen Wolken, von denen die Leute oben sagen, die Polnadeln zuckten geheimnisvoll nervös, wenn die Nordlichter ihre orientbunten Teppiche flattern lassen, die Wolken, von denen die Leute sagen, die Chamsine brausten heiß und staubgefüllt über den Nil und der Mistral fiele wie ein Räuber singend über das träge Meer. Aber auch als Oleanderblüten und steile Mädchenbrüste werden sie ihnen

vorkommen, auch abgründige Weisheiten, brunnentiefe Verse und steinschalige Rätselnüsse werden sie ihnen scheinen – den glücklichen Toren und ewig Blinden!

Hart, so wollte ich, sollte der Stein sein und souverän? Einsam und rein? Es ist eine kleine warme Traurigkeit in ihm, eine mikrokosmische feuchte Wehmut und ein weicher Traum, seine Seele ist ein nicht ganz reiner Sehnsuchtstropfen. Eine warme Traurigkeit? Ein glummendes Feuer, ein schlafender Funke, der auf die Stunde hofft, da er Fackel wird und Flamme – ich bin ein schwälender Funke im Stein und werde einmal Flamme, Flamme sein!

Doch noch glummt er klein und schwälend bang und versteckt sich in melancholische Ringe und graue Wolken, in meilendicken steinigen Schalen wälzt er sich durch die Welt, in Planetenhüllen rollt er um die Sonne Jahr um Jahr und er weint seiner eingekerkerten Verborgenheit und der langen Zeit bis dahin, wann er Flamme wird und heller Wahn: ich bin gewiß krank und warte nur darauf, ganz krank zu sein.

Glaubt nicht, daß ich ängstlich bin, wähnt ja nicht, daß ich ein Zittern mit harten Zähnen zerbeiße, ich halte meinen Geist schon fest, ich zwinge ihn schon durch, auch wenn ich im Nebel versunken bin, auch wenn ich im Stein vergraben bin, auch wenn ich aus dem Herz des Kraken herabfiel in diese Tiefe, denn – im Frühjahr, im Frühling werde ich auf mein Haupt Schnee und Sonne streuen. –

Es ist der siebente Tag nach dem heiligen des vorigen Monds, an dem die Erde sich auftat und mich verschluckte. Nun werden sie sich oben, die Tiere und glückhaften Narren, an das gähnende Nichts, in das sie vom Flur aus treten und durch das sie leise schwindelnd auf die Straße hinabsehen, haben gewöhnen müssen, wer weiß! sie haben einen Verschlag gebaut und haben für den größten Teil des Tages alles vergessen. Nur die armen Male, wenn die Sorge müde wird und eine kleine Weile schlafen will, werden sie bang und betroffen vor den Brettern stehen bleiben, meine Wirtin und mein Mädchen, das zu ihr geflogen – nun schläft sie Wand an Wand mit dem Nichts; ob sie wohl ihre nackten Glieder noch dehnt und reckt und mit einem wilden Male wie besessen die Kissen von sich wirft? Mir ist, als träten zuweilen ihre Schatten in mein Zimmer und sähen mich scheu und traurig an – geht! geht! Ich schreibe an diesem Buch und muß weiterschreiben, hohe Berge weißer Bogen voll, ich werde anfangen müssen, kleiner zu schreiben, ganz klein – – – Der Journalist! Da! Da! mufft immer fort, murrt ewig hin – horch! horch! durch den Stein, dicht nebenan durch den feuchten harten

Stein, trippelt, trappelt, stapft er auf und ab, der an seiner unzulänglichen Unfähigkeit, an seinem armen Halb und Halb Gescheiterte.

Was stapft er hier und wandelt im Kreise um? Taktmäßig, Ticketack Ticketack wie der Pendelschlag der Uhr? Jetzt unter mir, jetzt über mir – der Hund! Ob er ein Astloch sucht? Er will kolportieren, der Reporterhund! Aber ich werde ihm eine Falle legen, ich werde ihm eine Alltäglichkeit schreiben, eine Banalität, die er kapiert – die du bei deiner Kurzdarmigkeit eilends reportieren wirst!

Es ist der siebente Tag und ich habe folgendes an mir konstatiert. Oh! springe auf dich und reite auf dir! Oh Liebster, halte an dich! Es ist, als seien an meiner Schädeldecke elf Bindfäden befestigt – halte sie fest, lüfte nicht für eine Sekunde die Hand! Denn wenn du losläßt – – ! Noch nicht, es ist noch nicht an der Zeit, der Funke ist noch nicht zur Flamme geworden, der Stein der Erde ward noch nicht brüchig genug und morsch, ich halte die zuckenden zitternden lüstern zerrenden Fäden noch fest – noch nicht!

Ich habe folgendes an mir konstatiert. Die Zeit, in der mein Geist, verbohrt genug, noch Sturm lief gegen das Seiende und sich im heroischen Pathos an ihm töricht zerschmetternd gefiel, die Zeit, in der noch Schwung in mir war und ich mir noch nicht allstündlich die Sporen in die Flanken treiben mußte, jene Zeit, da ich in den Schatten Gottes tobte und in das Ding der Dinge dringen wollte mit Stanzen und zürnenden Apollos, jene Zeit, da ich mit harten Flügelschlägen eben diese Schatten vertrieb und mit grimmigem Hohn dann eben diese Flügel zerhieb, kehrte nach jener Infektion noch einmal wieder und raste sich in einem lodernden Liebesparoxysmus aus, dann fiel sie ab von mir und ließ mich zurück für immer nackt und bloß. Aber in meiner Blöße bewahrte ich das Bewußtsein und den Stolz, einmal fliegend Sturm geritten zu haben, und hütete klar meine wuchtig mir eingetriebene Weisheit von der grandiosen Lächerlichkeit aller unserer Wahrheiten, es war hart in meine Mneme gemeißelt:

> Des Daseins Proteusmaske scheint und klingt
> und mag dem Kind als Wirklichkeit genügen,
> es wird zu Lust und Tränen blind sich fügen
> je wie der Popanz ihm entgegen springt.
>
> Du möchtest ihn enthüllen – ach! es dringt
> kein Blick durch diese schillernd bunten Lügen
> zu dem, der mit geheimnisvollen Pflügen
> das Chaos in die Kosmosmaske zwingt.

Nenn ihn das Furchtbare und deine Welt
sein Maskenkleid und bleibe dir bewußt,
daß jede Maske käuflich ist für Geld –

und diesen Glauben, hörst du Glauben, mußt
als Sprungbrett du betrachten, das dich schnellt
zu aller Deutung grenzenloser Lust.

Aber das Sprungbrett schnellte nicht mehr und über diese „Weisheit" und ihren kleinen Stolz kam ich nicht hinaus und – wurde müd und taub und blind. Wohl kannte ich meinen in eine neue Zeit sehnsüchtig winkenden Raritätenwert und betonte ihn um so mehr, je mehr ich fühlte, daß er mein Einziges und Letztes war, aber mein IMPETUS verfaulte und ich wurde traurig steril. Da begann ich zu trinken und abermalen die Weiber zu lieben um ihrer Brüste und nackten Bäuche willen und modelte mir eine feine Rauschtheorie: das Ungeheure ist nur zu ertragen im Rausch und alle unsere Handlungen sind NARCOTICA. Aber als diese NARCOTICA auch anfingen, mir zuwider zu werden und ich erkannte, daß die Flucht zu ihnen auch nur eben eine Flucht und Feigheit war, blieb mir nichts als der resignierende Satz: einsam und rein! und das traurige Symbolum des Steins, hart und taub und kalt wie er und ganz steril. Auf meinem Schreibtisch, plump und stumm und wund von Gletscherschliffen, aus der Heide brachte ihn heim, ein alter Heidenstein und dummer Reim:

So bist du mir das Symbolum der Welt
in deiner eisigen Unnahbarkeit
und deiner schweigenden Gleichgültigkeit;
gefährlich nahe schon dem Nichts gesellt

hast du dich auf den höchsten Stolz gestellt
und hebst dich herrisch aus dem Strom der Zeit
und über des Geschehns Formlosigkeit
bleibst du der einzige, der Form behält.

Oh kalten Gleichmuts lautberedter Hohn,
des Unbegreifbarn greifbare Erscheinung
hast du gepreßt in einen Klumpen Ton

und nur ein Ding, ein Nichts in unserer Meinung
verharrst du stumm auf deinem kühlen Thron
als dieser Welt sarkastischste Verneinung.

Und meine Sprache ward platt und kokett und anstatt Handwerkszeug und Meißel zu sein, ward sie autokratisch und tat nichts als nur mit Worten spielen, mit Worten spielen nur des Spielens und müden Spielens und des koketten Klingens wegen. Ich bin gewiß so weit, wie ich wollte, hart und taub und kalt und ganz steril, schimmernd in toten Farben, klingend in toten Klängen. Und ich pflege eine müde böse Lust der Selbstbeobachtung, eine Lust, die mich immer schneller meiner Auflösung zutreibt und die doch keine neue Welt aus sich springen läßt. Denn das AGENS ist nur die Eitelkeit, grausam gegen mich sein und die letzten Funken meines nun bald völlig erlöschenden Intellekts melancholisch spielend genießen zu können – ein ganz normaler Verlauf: VOILÀ „das langsame aber unaufhaltsame Schwinden des Intellekts." Sehen Sie, ich bin gewiß ein Mensch, an dem die Natur das Experiment einer langsamen Zerstörung der Psyche durch Reduktion der Nervengewebe anstellt; ein faulender Leichnam, eine stinkende Leiche – aber ich reiße sie durch, du Hund!

Horch! horch! er trappelt unruhiger und schneller, wie einer, der zu Stuhle muß! Husch! husch! Der Darm ist kurz und die Reue ist lang – Lampenputzer ist mein Vater – husch! husch! – am Berliner Stadttheater – tapp! tapp! – Ein kurzdarmiger Reporter – nun ist er oben, es ist mäuschenstill – klack klack klack! – er exkrementiert!

Es ist totenstill und abertausend kleine Korkenzieher, immerfort, sie bohren in mir immerfort, in meinem Blut, in meinem Saft, in meinem Hirn, ah! dieser rotgescheckte Blumenkohl! Wie schwer er ist, wie Stein; meine Glieder – schwer wie Stein, mir schwindelt. Meine Füße schmerzen und die schweigsamen Bohrer, immerfort, sie bohren in mir immerfort, sie schicken ihr Gift stoßweis in mein Blut, sie machen meine Knorpel brüchig und meine Knochen morsch. Sie fressen an meinem Mark. Und mein Hirn, mein einst so wackeres Boot und zähes Wüstenreittier, schrumpft zusammen und wiegt leicht wie ein dummes Daunenkissen, ein kleines wulstiges Tändeldiwanschlummerkissen, das hat eine hortensienrot gefleckte Decke, deren Zeichnung sieht aus wie die eines feinen Achats. Und meine Wirbelsäule wird weich und wuchert wie krankes Kirschenholz, das Gummi schwitzt. Mein Blut fließt träg, meine Adern verdicken sich, verschließen sich und in meinem hortensienroten Hirnblumenkohl wachsen tückische Granulationsgeschwüre, die degenieren fettig und verkäsen und werden schwielig fibrös

und erlangen eine harte Konsistenz: verkalkte Gummiknoten wie Taubeneier groß liegen in meinem armen Hirn, gallertige Flächenmassen, grau, graurot, von schleimiger Weichheit, gleich Bleikugeln und fließendem Hydrargium drücken sie sich in den einst so köstlichen Teig und lassen meinen Kopf in einem dumpfen Schmerz schwimmen; sie machen meine Augen starr und mein Gesicht gedunsen und bleich und lassen ruhelos über seine verwaschenen Züge ein Wetterleuchten huschen, das sieht aus wie bei einem, der römische Elegien liest. Ich taumle, meine Hände zittern und stoßen sinnlos auffahrend in die Luft, meine Stimme bebt, meine Zunge lallt und der Schlaf kam schon lange nicht mehr zu mir. Ich rieche Petroleum und tote Vögel, es saust mir im Ohr und mein Zimmer dreht sich wie eine magische Laterne um mich, immer um mich – mein Zimmer? ich liege in einem Stall unter brünstigen Kühen – fi! wie das auf mich grün und gelb aus ihnen strullt in einem zwirnsfadendünnen Katarakt! Man hat mir meine linke Seite gestohlen und meine rechte ward Stein, meine Gedärme fraß man auf, ich bin innen hohl wie eine Trommel und meine Lunge ist in den Abort gefallen, man hat mich mit einer Packnadel gestochen, da entwich die Luft mit Gestank und ich bin zu einer grünen Tomate geworden, einer grünen Haselnuß, in der sitzt ein Wurm – oh! alle Himmel! ich bin eine faulende Leiche in einer Gruft von Stein, eine Steinnuß, innen faul und stinkend, die man nach der Sonne wirft – – –

Es ist totenstill – springe auf dich, wir reißen dich durch! Es ist ja nur dein Zimmer, das in die Erde fiel, kein Spuk dringt durch den unendlichen Stein und es ist auch keine Gruft, die Fäulnis birgt, es ist – – die Wände weiten sich, die Decke steigt, der Boden fällt, sie flüchten allzusamt wie ein Blitz zurück, bis sie mit einem Krach gegen die Oberfläche der Erde schlagen. Und das – Zimmer fliegt und kreist um die Sonne und fährt in weiten Spiralen brausend durch die Welt –. Ich fühle es nicht, ich empfinde nur gedanklich die Wucht des Flugs, sonst hänge ich mitten inne in dem ungeheuren Steinhöhlenwürfel, zappelnd wie eine Fliege in den Spinnefäden der Gravitation – der Gravitation? Es braucht nur einen Ruck, um solch Gedankendings zu zerreißen!

Die Welt – ein Produkt von Stoff und Raum und Zeit; du kannst auch für das eine das andere setzen oder für alle das Wörtchen Energie: denn die Stoffe sind in diesen Tagen zur Energie geworden; einstmals nannten wir sie die Ursachen unserer Empfindungen, und die letzte Ursache ihrer Änderungen untereinander und ihrer veränderten Beziehungen zu unseren Sinnesorganen, aus welchen Beziehungen die Empfindungen wachsen, nannten wir die Kraft. Und da wir es nicht zu Ende sophisten können, wie die Kraft –

was ist die Kraft? wirklich die Funktion bewegter energetischer Raumzentren? – am Stoffe angreift, – vielmehr: wie die Kraft die Funktion des Stoffes ist, denn die Ursächlichkeit haben wir eskamotiert – so ziehen wir das, was wir intensiver in unseren Muskeln fühlen, die Kraft, der schon objektiveren Tastempfindung vor und setzen das angenommene Objekt dieser Empfindung, eben den Stoff, jenem subjektiv sehr „bekannten" und eindringlichen Gefühl gleich und konstatieren statuierend: Materie und Kraft sind nicht zwei Dinge, sondern die Materie – die wir bereits glücklich als Empfindungskomplex definiert hatten – besteht selbst aus Kraftzentren, deren konstante Widerstände sich uns als Stoff darstellen – es ist alles Energie. Und ähnlich ist es um Zeit und Raum bestellt: die Zeit ist die Bedingung, bzw. die Folgeerscheinung der Energie – geschieht nichts, so steht die Zeit still, und steht die Zeit still, so kann nichts geschehn – und da letzten Grundes nur Gleiches Gleiches bedingen und Gleiches nur aus Gleichem fließen kann, – – – und andererseits ist die Zeit die vierte Determinante des Raumes und da die drei anderen Determinanten des Raumes nur vollziehbar sind mit Hilfe der Zeit, d. h. da ein Neben-, ein Hinter- und ein Übereinander nur vorstellbar ist mittels der Zeit, ich muß die Länge, Breite und Höhe erst abschreiten, wenn ich einen Maßstab für sie, einen Begriff, eine Vorstellung von ihnen haben will, – – – es ist alles Energie. Und die Energie ist die Fähigkeit, Arbeit zu leisten, und „Arbeit" ist und bleibt die auf einen Zweck gerichtete Tätigkeit; es ist also das einzig Wirkliche der Welt eine Fähigkeit? Eine Möglichkeit? Ein etwas von unserem Willen, von unserer Notdurft Abhängiges? Die Welt ein um Lohn arbeitender Proletarier? Nur ein Substantiv auf -keit, ein Wort.

Wir haben uns wieder selbst in die Dinge introjiziert; und die Dinge sind hinwiederum eine Introjektion unseres Ichs – eines Allgemeingefühls – in die Inhalte unserer Wahrnehmungen. Und das Ich – ? Ein Gefühl? Im „Gefühl" steckt bereits Subjekt und Prädikat: Ich fühle Mich. Und dieses Ich? Nun, vorläufig ein Wort, ein Substantiv; und wenn ein Substantiv die Subjektsfunktion übernimmt, so ist es damit ein Kraftzentrum geworden, und zwar ein objektiv vorhandenes, als dessen Wirkungen die wahrgenommen Vorgänge aufgefaßt werden.

Und die Korrelate der Kraft, die Kapazitäten für Energie, d.i. die Masse, diese Massen der Körper ziehen einander an; und da die Körper Molekularbewegungen von Energiezentren sind und die Energie letzten Endes eine zweckzielende Tätigkeit, ein Substantiv auf -keit ist – – –

Mit Worten läßt sich trefflich streiten!

Doch die Körper sind auch Komplexe von Empfindungen, von Licht- und Tastempfindungen, sie sind Kettenringe von Adjektiven und zwar bilden diese das einzig Positive der Welt! Wir haben sie aber zu einer Nebensache gemacht und ihre angenommenen Ursachen in und außer uns zur einzigen Wirklichkeit, zum Ding, zum Substantiv, und von dem weißt du eben nichts weiter, als daß es ein Dingwort ist und letzten Grundes du selber dieses Dingwort bist. Und du – ?

Doch seien wir naiv und unschuldig wie die Straßenkehrer und regierenden Fürsten und lassen die Körper stofflich raumerfüllend sein, undurchdringlich, kraftbegabt und ponderabel: dann ziehen ihre Massen einander an. Und da wir an eine unmittelbare Fernwirkung nicht mehr glauben mochten, an keine Distanzenergie und an keine APPETENTIA, an keine PROPESSIO der Dinge zu ihrem PROPRIUM BONUM, so legten wir den Äther zwischen sie. Er war zwar nur der Sohn der Finsternis und der Nacht und blieb auch als die obere strahlende Schicht der Luft immer noch etwas Göttliches, aber mit der Weile füllten wir mit ihm geheimnisvoll stofflich-unstofflich, ätherisch das Universum aus: es muß etwas da sein, folglich ist etwas da und also existiert der Äther. Warum auch nicht? – Aber er hat sein Dasein nur seinem schönen Namen und unserer Not zu danken. Und mit diesem Imponderablen, Körperlosen und doch Körperlichen – denn so muß er sein, folglich ist er so – pflasterten wir den Raum und schlugen eine Brücke von Stern zu Stern und legten ihn als Kitt und Mörtel zwischen die Atome. Und zwar so wirksam haben wir die Brücke geschlagen und so dick den Mörtel gelegt, daß heute nicht mehr die „Atome" warm und hell und elastisch sind, sondern dieses übernimmt alles der geduldsame Äther; in den letzten Tagen ist es gar die einzig dauernde Substanz geworden, die zwar Masse hat, ob auch Schwere, das ist unbestimmt. Und diesen Äther – d. i. den Sohn der Finsternis und der Nacht oder die Allem zugrunde liegende Substanz – zerlegen wir in Atome, wie wir es schon mit den ponderablen Körpern getan und, bei dieser Zerfällung des mit Qualitäten erfüllten Raumes in kleinste Teile, eine Verwechselung begangen hatten zwischen den gedachten kleinsten Teilen des Raumes und den letzten undenkbaren Teilen des Stoffes; – diese Ätheratome rasen regellos und mit derselben unnennbar hohen Geschwindigkeit durcheinander und treiben die Körper, die gegenseitig eine Art Schirmwirkung ausüben – die Körper, deren letzte Bestandteile NOTABENE von Ätheratomen umkreiste Atome sind, die hinwiederum dichtere Ätheratome darstellen – aufeinander und schaffen derart die Gravitation –: die Ätherstoßtheorie.

Der Äther ist aber auch ein Kontinuum, in dem die ponderablen Körper schwimmen und Pulsationen ausführen, deren Wirkungen sich als longitudi-

nale Ätherwellen fortpflanzen und dadurch die Gravitation erzeugen –: Pulsationstheorie.

Oder – Druckdifferenzen im Äther veranlassen Strömungen und durch diese die Gravitation; und wenn die Druckdifferenzen sich ausgeglichen haben, die Blähungen verflogen sind und die Ätherwinde nicht mehr wehen, stehen dann die Sterne still?

Dann gibt es noch eine Handvoll elektromagnetischer – Wortzusammenkuppelungen und physikalisch-mythologischer Weisheiten. Elektromagnetische! Das Sinnenfremdeste ist in diesen Tagen körperlich geworden, ein Ionenphlogiston! Die Elektronen sind nichts als die Knoten und Wirbel des Äthers, die Atome sind nichts als die Komplexe der einander anziehenden Elektronen, und die Körper sind nichts als die Komplexe der Atome – – eine süße Kette, eine feine Schachtelwelt – oh heiliger Sohn des Erebos und der Nyx!

Aber warum soll die Welt nicht ein allumfassendes Bewußtsein, ein Gedanke sein, der sich denkt und dessen Logik die Naturgesetze sind. Denkt? Ich denke, d. h. ich spreche innerlich, heißt nichts, als ich habe in dem Teil der Hirnrinde, der die Sprechwerkzeuge innerviert, eine Erinnerung an die Bewegung dieser Sprechwerkzeuge, oder an die Laute, mit denen ich unwillkürlich eine Empfindung begleitete und sie als inneres oder äußeres Klangbild zum zweiten Male in mir schuf; kurz, Ich – das ist ein Etwas, das Erinnerungen hat –, habe Erinnerungen. COGITO – das sagt nur: etwas hat das Bewußtsein seiner Dauer. Seiner Dauer? Seines Seins?

Auf das „Sein" kommt es hinaus? Auf das Sein, als das einzig Wirkliche? Aber um dieses einzig Wirkliche zu finden, muß ich von allem Wirklichen abstrahieren; denn das Sein bleibt übrig, wenn ich von der Wirklichkeitswelt, nämlich von dem sich gegenseitig bedingenden und tragenden Netz der Eigenschaften, Stück für Stück alles nehme, was begriffen werden kann.

Begriffen werden kann? Begreifen? Das heißt nicht einmal: ich erkenne die Identität zweier oder mehrerer Vorstellungen, sondern nur: ich führe eine neue Empfindung, eine neue Vorstellung auf alte, gewohnte, nicht mehr mir fremde, nicht mehr mich schreckende zurück. Und alles in Allem: Worte, welche die Empfindungen noch einmal setzen wollen, flimmernde Worte. – Die Welt, das ist einmal deine Sprache, und einandermal dein Sinnenkreis; aber in der Sprache setzest du die eine Seite der Welt dreimal, einmal grundlegend indem du sie mit deinen Sinnen empfindest, dann Ja zu deinen Empfindungen nickst und sie in Worten nachzubilden suchst und schließlich in deine Nachbildung dich selber hineinprojizierst, mit deinem Ichgefühl, dem

Subjekt, und deinem Muskelgefühl, dem Prädikat; und die Welt, deren andere Seite du mit deinen Sinnen erleben und genießen kannst, die erlebst du erst rein, wenn du wie die Kuh oder der weltentrückte Buddha wortlos sprachlos gedankenlos, reaktionslos, – mystisch schaust; als welches mystische Schauen dann nicht viel von einem erhabenen Dösen zu unterscheiden ist. Aber die Reaktion und die Sprache ist deine Welt! Und die Sprache – – –

Das Netz zerreißt, die Fäden der Gravitation schnellen zurück und rollen in bangen Spiralen sich blitzschnell auf und ich hänge im Freien, ich breite meine Flügel, ich schöpfe Luft und atme tief, ich steige brausend hoch und kreise wie ein Geyer in meiner Höhle.

Und es ist, als wäre in ihr die Sonne untergegangen, wie sie droben jenseits der dünnen Schale untergeht und kurz nach ihrem Untergange ein kaltes Meergrün über den Himmel breitet. So meergrün und so sehnsüchtig zart wie die Sprache kleiner Märchen füllt die Farbe meine Höhle, wie die Sprache kleiner Märchen meine Riesenhöhle. Auf leichten weichen Flügelschlägen schwimme ich, ein einsamer Punkt, durch das ungeheure Märchen, durch die endlose sehnsüchtige Süßigkeit. Jetzt bin ich nur noch ein Wort, ein kleines zartes Wort, das mit einer verzuckerten Traurigkeit unsterblich durch die Jahrtausende fliegt, durch die Sprache der Menschen, durch ihre märchenschöne Welt, durch alle ihre Geheimnisse und Rätsel, die doch gar keine Rätsel und Geheimnisse, die feine süße Klänge und spielende, ein ganz klein wenig verlogene Kaprizzios sind, singe und fliege ich; und ich bin nur einer dieser Klänge, nur ihr lautester, nur der, zu dem sie alle immer auf und nieder Klettern – – Ich! so heißt dieser Klang, Ich! das in sich das Du? schließt, und welches Du! zu sich selber sagt und in dem Du immer sich selber sieht – du märchengrüne Welt! Du meine goldene Verachtung und über alle Himmel fliegender Stolz!

Ein Tropfen Blut fiel in meine Welt – der zerfließt und zerstiebt und wirft die Ahnung von einem noch ungeborenen Pfirsichrot in meine grüne Höhle, in meine ungeheure Weite. Woher kam der Tropfen? Fiel er leise langsam aus meinem Herzen, dessen Riß noch nicht ganz vernarbt ist, jener kleine wehe Riß, der sich auftat, da ich erkannte, daß alles nur ein grünes Höhlensprachenmärchen ist? Aus meinem Herzen, das immer noch eine zarte dünne Sehnsucht weiter tragen möchte nach dem harten Stein, dem kalten Schnee und wer weiß? nach der weißen Haut einer runden Brust, einen törichten Kinderwunsch nach der wirklichen Wirklichkeit?

Ein Tropfen Blut fiel in meine Welt! Rot, rot – der wogt und wächst und schwillt, dick, rot, feuerrot, meine Höhle ist ein ungeheurer Wirbel von

Purpur und Rot, der reißt mich fort in seiner Strudelflucht von Feuer und Blut. Wie ein Kork auf einem Strudel schneller und schneller kreist – ich fliege nicht, ich rudere nicht in dem brausenden Blut, ich breite meine Geyerflügel und lasse mich wütend treiben. Aber jetzt rege ich meine Flügel, jetzt peitsche ich das brennende Blut, jetzt – muß ich schneller sein als der wütende Strudel, ein Strudel im Strudel, eine Flucht in der Flucht, denn – hinter mir hat der Strudel einen Schaum geworfen, der hat sich zu tausend gierigen Teufeln geballt – flieg! flieg!

Wir sind die Welt: Not, Brot und Brunst!
In deiner Hüllen Zauberkunst:
in deiner Sinne Farbenglut,
in deiner Sprachen Märchengut
herrscht herrisch der Instinkte Wut!
Versteck dich nicht – wir kennen dich:
aus jedem Finger spricht Verrat,
aus deiner erdenfernsten Tat
schreit laut dein notgepeitschtes Ich!
Heb dich nicht hoch – wir fliegen mit:
aus deines Fluges höchstem Glück
fällst du uns rettungslos zurück:
in Kot nach deinem Himmelsritt!

– – – –

Feuer fuhr; in heulenden Flammen fuhr es durch ihn und nun fällt der Regen sickernd über ihn und es ist wie ein Grab, ist, wie wenn eine Sintflut von Pech über ihn gefallen wäre und hätte nur seine höchsten Wipfel grünen lassen, aber auch deren Blätter sind welk und werden über Nacht zu Boden fallen. Ich bin ein ausgebrannter Wald, eine Sintflut brach über meinen Geist, eine Sintflut radikalster Öde und tiefsten Vergessens, und ließ nur noch die höchsten Gipfel stehen, aber auch über die wird über Nacht die Woge schlagen – – –. Kein Laut, nichts Weißes, nichts Buntes, kein Vogel singt und kein Wind weht, nur in dünnen Bächen sucht sich der Regen in den schwarzen Rindenrillen einen Weg; denn es regnet nicht eigentlich, es liegt nur ein großes nasses Tuch über dem Wald und aus dem sickert die Feuchtigkeit an den Stämmen herab – – ich will ihnen die Zunge ausstecken! – – –

Es ist totenstill; zwischen den schwarzen Stämmen her sind meine Wände gekommen und haben mich schweigend eingeschlossen, stumm sitze ich wieder mitten im Grund der Erde.

Es ist totenstill – – es knistert! Es knackt – es bricht irgendwo und leuchtet – es wird Nacht und die Lampe erlischt – es poltert donnernd und irgendwo stürzen Bergemassen ein – es schlägt eine Flamme lohend hoch und verbrennt die Welt – – – – – –
welch weißer Glanz?

Das Hochgebirge

Die drei Reiter

Gedichte

(1913 - 14)

„Und doch zerbracht ihr Toren mein Geschick“

Widmung

Nicht daß du mich liebst und mich verstehst –
daß du wie Kamöens Negerknabe
abends für mich betteln gehst,
sei zum dauernden Gedächtnis
ihnen hinters Ohr gerieben
und als erster Reim hierher geschrieben.

Das Hopsassa

Was du nur willst! Dieweil du reimen kannst
und in beliebtem Hopsassa
erzählst was dir zu Leids geschah,
schmähst du auf jeden braven Wanst,
der reimlos seine Wege geht
und von der Narrheit nichts versteht,
die dich, indes er ißt und trinkt,
in schmerzliche Ekstase bringt
und dich ekstatisch hungern läßt.
Er soll dir deine Narrenqualen
etwa mit seinem Gelde zahlen?
Dir ist dein Narrsein ja ein Fest!
So zahle deine Feste selber
und neide nicht voll Prahlerei
und widriger Phantasterei
ihm seine wohlgeratnen Kälber,
du elendiger Hopsassa
und Tschingterassa Bum!

Frühling

Nun blühen wieder goldig schwer die Weiden
in meinem märzensonndurchglühten Moor,
als ob ich in das windzerschlißne Rohr
geworfen einen Knäuel gelber Seiden.

Als ob ich meines Winters süße Leiden
und seiner Wünsche hadernd lauten Chor
gepreßt in diesen feinen Seidenflor,
um so von ihnen freundlich mich zu scheiden.

Nun liege ich mit leidbefreiter Seele
und schaue ihnen nach aus Rohr und Ried
versenkt in sinnende Melancholie,

da rauscht's im Schilf, und eh' ich fort mich stehle,
da tanzt sie zu mir, die mich Winters mied,
und – hebt kokett ihr Röckchen bis zum Knie.

Im Englischen Garten

Als ich aus meiner Stammtaberne
mich gestern fortgemacht,
hing in die spöttisch stille Gartennacht
der Mond herab gleich einer leuchtenden Papierlaterne.

Mit einem Sichelschwert, krumm wie die Hülse der Luzerne,
hat ungehört die Nacht
unter dem Rasen einen Schnitt gemacht
und läßt die Erde stürzen in die sammetschwarze Ferne;

und singend hält sie in den weichen Händen
dies Rund von wulstigen Schattenwänden,
in dem ich wie von einer tönereichen Schale

getragen viele tausend tausend Male
an Leonor gedacht,
in dieser braunen spöttisch stillen Gartennacht.

Der Traum

Er kam von Nirgendwo, er nahm mir leise
der Dinge Metermaß und Stundenglas
und gab mir, was ich lange schon vergaß,
zurück in wundersam verzerrter Weise:

Was einst ich stammelnd schrieb zu deinem Preise,
wird nun ein Jauchzen ohne Ziel und Maß –
oh deine Nacktheit, die ich nie besaß,
tanzt um mich weiße fieberwilde Kreise!

Sie tanzt –! du rast, du bist ganz tolle Glut,
umwogt von deines Haars wildgoldnen Strähnen
umkreist mich deine liebesgierige Wut

gleich einem Roß mit sturmzerzausten Mähnen – –
oh schönen Traumes heiße Bilderflut,
aus der ich aufwach' unter bitteren Tränen!

Das Moor

Oh du Geliebte, wenn ich je gedächte,
dich einem Erdendinge zu vergleichen,
so wählte ich den Berg unzähliger Leichen,
so wählte ich das Moor und seine Nächte.

Du schmutziger Knäuel bodenloser Schächte
verborgen unter sammetseidenweichen
und tief türkisenblaun Nymphäenteichen –
daß dich dein eigener Gestank umbrächte!

Denn arg hast du mein Tölpelherz verführt
mit deiner glatten Haut Melancholie
und deinem gramdurchtränkten Liebesschwure

und mitternachts mir einen Trank gerührt
aus Kot, Gestank und Teufelspoesie –
vergib mir! – oh vergib mir, große Hure!

Der Schuß

Drei wilde Nächte hab ich durchgebracht,
nun häng ich zitternd in der hohlen Stadt,
die alle Lichter schon verloren hat
vor Regengraus und Sturm – weh! welche Nacht!

All meine Jahre sind hell aufgewacht
und haben mir heißhungrig, nimmersatt
mein wüstes Trinkerleben Blatt für Blatt
auf einem grellen Filmband vorgelacht.

Sie winken mir und grinsen: war's nicht so?
umfluten mich und fragen: weißt du noch?
und streicheln mich und flüstern: bist du's nicht?

Da hallt ein Schuß, laut, scharf, von irgendwo –
der reißt in meinen Film ein schwarzes Loch,
daß er entsetzt aufkreischt und – stumm zerbricht.

Der Tote

Da, hinten, in der Heide, wo der Westwind stößt,
hat seine Stunde geschlagen;
da hat sich der Narre die Adern gelöst
und sich zu Grabe getragen.

Bald kreisten die Raben rabenschwarz und dicht
über dem armen Kadaver,
auf seine hungernden Därme erpicht
hielten sie laut ihr krächzend Palaver.

Dann nagte der Fuchs in windiger Nacht
seine steifgefrorenen Glieder,
und als der P. P. Lenz erwacht,
tanzten die Schmeißen nieder.

Im Herbste aber glänzten blank
seine Knochen wie Kreide und Seide,
und klagend stieß seinen Regengesang
der Westwind über die Heide.

Vorbei!

Sie hielt mich fest an ihren gelben Haaren
ein ganzes schmachvoll süßes Sklavenjahr,
bis sie des schönen Spielzeugs müde war
und schnöd mich hieß zum alten Eisen fahren.

Und traurig träumend, was sie einst besessen,
lag meine Seele irgendwo versteckt
unter dem alten Eisen ausgestreckt
und ließ vom Rost sich wollüstig zerfressen.

Da sah sie deine jungenhafte Schlankheit
und flog aus ihrem Winkel unversehrt
und, leuchtend wie ein blank geschliffen Schwert,
klirrend lacht sie ihrer Kinderkrankheit.

Paralyse

Hallo!
die liebe Seele stirbt –
da liegt sie zuckend in meiner Hand –
ein Druck, und wir sind frei!

Sie schreit,
und wallt und zuckt und schwillt,
da fällt sie quäkend von meiner Hand –
ein Tritt, und wir sind frei!

Sie kriecht,
kriecht wie ein fetter Wurm –
und glänzt und springt und sie tanzt und lacht –
sie lacht – und ich bin frei!

Abend

Und wieder ein Abend; ein Tag in das Nichts,
das grenzenlose Nichts gerollt –
in den bleiernen Wolken ein Sterben des Lichts
und über den Wäldern der Mond, gelb wie altfränkisches Gold.

Nun dunkelt es schnell; ein Wind macht sich auf
und rasselt im Schiefergedäche am Turm –
kopfüber purzelt der Tage Lauf
vor der Ewigkeit drohendem Sturm.

Der faule Mucker

Der Regen schlägt, als geißelten
des grenzenlosen Himmels wilde Winde
den alten Mucker jagend hoch
und meißelten
aus Schnee und Schmutz und Stubendunst
des Sommers nackte Glut heraus.

Das gießt und bläst und faucht und raucht,
bis über Nacht
des Frühlings Hülle fällt
und – breit und ungeschlacht
fiebert der Sommer durch die Welt!

Puerilia

Da war einmal ein Maientag
mit Primelduft und Lerchenliederleiter,
mit blauem Himmel und so weiter –
doch meine liebeswunde Seele lag
an einem Strom und unter gelben Weiden
trank schluchzend sie ihr erstes Leiden.

Und diese Stunde muß ich wiederfinden
mit ihrer jungen, jungendummen Trauer
und ihrem stolzen Überwinden.

Vorfrühling

Die Sonne, die den schwülen Frühlingstag
tückisch in ihren Wolken lag,
zog blitzend ihren Degen
und stieß in jäher Wut
ihn in des Himmels Purpurblut –
und ohne Ende strömt der Regen!

Der – spült mich fort; und meine Seele fließt
und fließt und schwimmt, ein träges Boot,
das überladen gleich zur Tiefe schießt,
in Nacht und Tod.

All meine Jahre lastete ich ein
und alles, was ich von mir selber litt,
mein Hoffen, mein Verachten gab ich mit
und meinen Hohn noch obendrein.

Sink! sink, mein Kahn!
Denn Tag ist Tag und Nacht ist Nacht
und was dir Tag und Nacht gebracht –:
Sink! sink, mein Kahn!

Julitag

Heut aber lief der Tag sich wild!
Was hat er nur gejagt, daß ihm
gleich einem Hunde, dem die Zunge rot
und lechzend aus dem Halse hängt,
die Blätter welk und dürstend an den Bäumen schlottern?

Nun wirft er sich aufs Land
und blickt mit seinen wilden Augen
fiebernd in die stählern blaue Welt,
in die das schöne Beutestück entfloh.

Er schläft – doch morgen,
morgen wird er wieder weiter jagen
ruhlos vorbei, ruhlos zurück,
denn nur in seinem Fieber, seinem Flankenschlagen,
in seinem Lechzen liegt sein Glück.

Der Föhn

Der Atem stockt; denn schwer und trunken schmiegt
sich heut der Tag der Erde an
und eines dummen Vogels Lied fliegt,
fliegt, ein Ding das noch nicht fliegen kann
und immer wieder gleich zur Erde fällt,
ängstlich durch die wüstenwarme Welt

und regt mich auf! Wie sich der Tag
mit unerträglich weicher Schwere
drängt in dieses jungen Vogels Lied!
Und himmelan mit Hast und Flügelschlag
flattert in die kühle braune Leere!
Und ihn ewige Ermattung mit
tausend Armen immer wieder niederzieht!

Doch auf den Bergen lauert schon der Föhn
und wird noch über Nacht aus seinen Höhn
und Wolkenhallen
brausend in die Ebne fallen!

Der Herbst

So komm, du wilder West,
und sing geheimnisvoll und runenkundig
in meinen Kiefern und Wacholderbüschen
das uralt düstere Jahreslied des Todes!
Und reiß aus meinem Herz des Sommers Freuden,
reiß sie gleich müd gewordenen Blättern ab,
auf daß mein Fuß sie raschelnd von sich stoße.
So wie von jenem Ahorn taumelnd dort
die schwarzgefleckten Blätter landwärts wirbeln,
laß all des Sommers gaukelnde Gestalten
zu krausen Scharen windgewiegt
ins graue Land Vergessenheit hinflattern!
Und dann, oh West, oh wilder West,
saug aus des Weltmeers weitgeebbten Brüsten
dir Sturmeskräfte hoch und schleudere mich
hohnlachend jenen Spukgestalten nach
und brause, laut aus vollen Lungen tobend,
über das Sommerglück, das du zerstört!

Ekstase

Oh dieser griesgrämig graue Himmel!
Könnt' ich mit diesen beiden Händen
zusammenballen die nebele Feuchte,
und einen Sonnenstrahl drein fesselnd
zu einer Perle pressen dies Gemisch,
zu einer durchsichtigen goldblauen Perle!

Oh dieser mürrisch pfeifende nörgelnde Wind!
Könnt' ich mit diesen beiden Armen
zusammenschlingen den ruhlosen Nörgler,
ein blankes Bekenntnis ihm einhauchend
ihn dann loslassen, eine fegende Erklärung,
wolkenzerreißend, länderdurchtönend!

An der Reuß

Wie gelbe Stiere schäumt ihr und tobt
und brüllt ohne Ende zu Tal,
doch die Felsen, die ihr durchrannt und durchklobt,
all eure wütende Qual
wird in drei Stunden vergessen sein –
Hoppla! du Narr und trolle dich,
für dich ist kein Ruhbett gemacht,
hebe die Füße und trolle dich
kalt und vergrämt durch die ewige Nacht.

An einen Wacholderbaum

Denn wenn der Westwind in dich fiel,
schien mir dein nadelscharfes Rauschen
als dieser gottverfluchten Heide
auserlesen Saitenspiel.

Doch als der große Sturm zum dritten
Male heulend durch den Himmel flog,
hat er dich Hundertjährigen
brausend in den Grund geritten.

Dich, der mich wundersam ergötzte
mit seiner Nadeln feinem Rauschen,
wenn neben uns in langen Sprüngen
die Verzweiflung durch die Heide setzte.

Heidebild

Aus einer gramversunknen Heiden –
des roten Waldbrands zischende Schneiden
flogen wie heulende Flammen über sie –
ganz glutverkohlt und astberaubt
sich eine Kiefer in den Himmel schraubt.
Weitsichtbar droht sie mit schwarzem Finger,
aus grauer ungeheurer Öde
droht sie mit ihrem schwarzen Finger
zum bleiern grauen Himmel hoch.

Herbst

Die Schwalben sammeln lärmend ihre Züge
und stieben von den Telegraphendrähten,
als ob der Herbst mit Daunenkissen schlüge
und wirbelnd aus den aufgeplatzten Nähten
die weiße Wolle in den Himmel würfe.

Dann fliegen sie in ferne Palmenländer – –
und eine Krankheit wird die Welt befallen,
bis über ihre purpurnen Gewänder
die hohlen Winde aufeinander prallen
und lange Nächte durch unsinnig wüten.

Und hangend wie in ungeheuren Schächten,
wirst du mit weiten Augen lauschend liegen
in diesen lauten windewilden Nächten;
kein Arm wird sich um deine Schulter schmiegen
und dir wird sein, als ob dein Herz zerfiele.

Von Gottes Gnaden

I.
Du mußt die Welt erst um Verzeihung bitten,
wenn du ein Kopf von Gottes Gnaden bist,
sonst hat ihr Neid das Wort dir abgeschnitten,
eh' noch dein erster Satz zu Ende ist. –

Dann aber gib getrost die Seele preis
für einen Fetzen Ruhm und Fetzen Geld
und wisse, daß dein genialer Schweiß
dem Schweiß der Dirne just die Wage hält!

Von Gottes Gnaden

II.
Dieweil der Pöbel heute Gott geworden
und du ein Fürst von Gottes Gnaden bist,
reih ich dich strikte ein in diesen Orden
und seinen intellektuellen Mist,

wobei ich dir kraft meiner selbst empfehle:
duck dich und bleibe fein bei dir zu Haus
und gib dich nicht, du kleine Unschuldsseele,
als den Protektor unsres – Geistes aus!

Der Schriftsteller

Er schrieb, was ihm das müde Herz zerriß
und was zu tragen er nicht mächtig war;
er schrieb aus Notdurft, schrieb aus bittrer Not
und wälzte in den einsam kalten Nächten
von seiner pflanzenzarten Seele fort,
was Tags er allzu hellen Augs gesehn
und mitleidlos ihr aufgebürdet hatte.
Er wußte dies; und war sich wohl bewußt,
daß nie ein Gott als Sprachrohr ihn gebraucht,
daß nie der Grund des Seins aus ihm gesprochen,
daß nie er „Schöpfer neuer Werte",
daß nie er Priester und Prophet gewesen –
und wälzte nur von seiner müden Seele,
was Tags er allzu hellen Augs gesehen
und mitleidlos ihr aufgebürdet hatte.
Er „schrieb mit Blut" und ungekünstelter
Beredsamkeit und einer Leidenschaft,
die jagend ihm das Wort vom Munde nahm
und ihn mit wuchtigen Geißeln weiterpeitschte –
und ward verlacht, der Unreifheit geziehn
und durfte seine Jugend hungern lassen. –
Da ward er objektiv, ein Formalist,
ein jedes Wort abwägender Stilist,
der mit ironisch leichtem Unterton,
mit Stoffbeherrschung, nun wir wissen schon,
ein Allerwelttagsthema strich heraus;
er drechselte und feilte, ziselierte
und schliff und unterstrich und pointierte
und ward mit einem Mal das große Haus,
der reife Könner – – oh, ihr werten Herrn,
ein Hundsfott war er, einst ein Dichter.

Der Dichter

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide. –
So schreitet er in Priesterpomp vermummt
auf seines holden Wahnsinns schmaler Scheide
und singt und singt und singt; und dennoch glummt
in seinen Klagen es wie tiefe Freude,
das Sprachrohr der geplagten Welt zu sein,
ihr Künder, ihr Erlöser, er allein.
Gewiß, er ist das Sprachrohr dieser Welt,
doch dieses Sprachrohr löst klingendes Geld.

Das Genie

„Vom Stempel der Alltäglichkeit
blieb allerdinge ich verschont,
und still auf meiner Stirne thront
ein Schimmer von Unsterblichkeit.

„Doch meiner Augen kühler Geist
und meiner Lippen Ironie
und heitere Melancholie
macht mich für immerdar verwaist:

„in schweigender Verbissenheit
kämpf ich mit eurer Stumpfheit Graus
allstündlich meine Schlachten aus –
oh schmerzdurchwühlte Einsamkeit!" –

In Stolz? In Geist? In Einsamkeit?
du brüllst, du ruhmesgeiler Tor,
der Menschheit ruhelos ins Ohr
nur deine Affeneitelkeit!

Politik

Mitleid? Laßt sie zu Grunde gehn,
die uns mit Dunst und widrigem Gestöhn
verdrecken wollen! Erst ihr kalter Haß
und ihrer Rache freie Wut,

die wie ein wilder Kontrabaß
durch unsre Einsamkeiten brüllt,
gibt ein erträglich Lebensbild,
und nicht der Bettelpfennig in den Lumpenhut.

Litteraten

Wie sich das spreizt und plusternd bläht,
wie sich das auf den Hacken dreht,
wie sich das neigt und artig schwänzelt
und zierlich umeinander tänzelt,
wie sich das streichelt und hofiert
und seine Stümpersätzchen schmiert,
als seien sie das Salz der Erden,
kann nicht genug verspottet werden;
und wenn sich das dann noch verbündet
und Dichterschutzverbände gründet –
das kann man nicht genug verachten!

Bekenntnis

Das sind mir Worte nur und Klänge,
künstliches Reflexionsgedränge,
das hat nicht Herz, nicht Poesie,
das läßt mich kalt, ich weiß nicht, wie.

Gewiß; denn dem Poet,
wie ihr ihn liebt und ihn versteht,
sprang noch die Welt nicht jäh entzwei
in Ding und Dinges Konterfei,
dem ist noch nicht die Welt verdorrt
zum hohlen Klang und dürren Wort,
der sieht noch nicht in jedem Ding
sich selbst, der in die Dinge ging,
der findet sich nicht ewig wieder,
der pinselt seine warmen Lieder
herzhaftig nach der Wirklichkeit,
nach Grund und Sinn und Raum und Zeit,
als ob das alles Dinge wären,
die plastisch aus dem Chaos gären
und ohne Zweifel so bestehn,
wie er sie eben stets gesehn.

Mir aber klirrend eins, zwei, drei
sprang diese schöne Welt entzwei
und ließ mir, nicht viel mehr als nichts,
den Wiederschein nur jenes Lichts,
das rätselhaft die Nacht durchfährt
und dann für immer wieder in sie kehrt,
zwecklos, sinnlos und gänzlich einerlei,
was es in Wahrheit wohl gewesen sei.

Darum ich denn die Poesie,
wie ihr sie pflegt, verlach, ich weiß nicht, wie.

Autumnale

Glück zu! Der Blätter Rascheln
und der Schollen Kollern auf den Sarg
folgt tiefe Nacht –
das Leben arg und karg
für Lumpen ist's gemacht.

Und weiter wandert sommermatt
mein Fuß, und all das müde Gold und
von den Bäumen fallende Rot
und aller Fernen nebelblauer Grund
malt immerfort – den Tod.

Horch! ein Wollustschrei aus tiefer Nacht –!
Glück zu! ein Lumpe wird gemacht!

Quark

Man frißt sich so durch seine Jahre
und wird mit jedem Jahre älter
und ist am Ende ohne Haare
doch immer noch ein Hinterhälter.

Man ißt und trinkt und man poussiert,
zeugt unfreiwillig ein paar Kinder,
indes die Jahre exaltiert
fortsausen Tag für Tag geschwinder.

Man packt sich aus, man streckt sich hin
und macht sich reuevoll ans Sterben,
um so als letzten Reingewinn
sich einen Nachruf zu erwerben.

Bagatelle

In eine neue Bude zog ich ein!
Ein schiefer Tisch, ein krummer Stuhl,
ein wackliges Bettes Unzuchtpfuhl –
in diese Bude zog ich ein.

Garküchen unter mir und Kegelbahnen,
mir gegenüber ‘ne verdreckte Wand
und über mir ein kleines blaues Band
mit feinen weißen Wolkenfahnen.

Was soll ich hier? Was will, was kann ich hier?
Doch so war’s immer schon:
Armut und Dreck und wie zum Hohn
leuchtet ein Fetzen Himmel mir.

À la Byron

Es lohnt sich nicht, ach Kind, es lohnt sich nicht;
denn meiner Seele tiefe Apathie
fragt nichts darnach, ob du dein Angesicht
erröten läßt, erbleichen läßt - oh flieh

dies Haupt, das nie in seinem müden Hirn
dein süßes Bild voll Liebe tragen wird,
oh meide diese hochmutsvolle Stirn,
auf die sich nie des Frohsinns Hauch verirrt,
auf die sich niemals deine weiche Hand
im Dämmerlichte tröstend legen darf,
küß nie den Mund, des Zauber längst entschwand,
denn gramvoll ist sein Wort und ätzend scharf

sein Hohn. – Wenn du die Blicke auf mich warfst,
ich bitte dich, laß fürder mich allein,
Grasaffen gibt's wie Sand am Meer, du darfst
mich gerne frostigem Vergessen weihn.

Die drei Reiter

Wir sind die Welt: Not, Brot und Brunst!
In deiner Hüllen Zauberkunst:
in deiner Sinne Farbenglut,
in deiner Sprachen Märchengut
herrscht herrisch der Instinkte Wut!
Versteck dich nicht – wir kennen dich:
aus jedem Finger spricht Verrat,
aus deiner erdenfernsten Tat
schreit laut dein notgepeitschtes Ich!
Heb dich nicht hoch – wir fliegen mit,
aus deines Fluges höchstem Glück
fällst du uns rettungslos zurück:
in Kot nach deinem Himmelsritt!

Der Sternenteckel

Dies ist der Tag, an dem die Einsamkeit
die Nebelmauern, die der Herbst gebaut
schließlich zu einem Sarg zusammenhaut,
in den taumelnd vor Leidenstrunkenheit

die ihres langen Wahnsinns müde Zeit
samt allem, was sie wie ein Wehr gestaut,
häuptlings zusammenbricht – oh! donnernd laut
hämmert der Reime blanke Herrlichkeit

des grandiosen Sarges Sternendeckel
mit kirchturmlangen Regennägeln fest
und rast gepeitscht von wüsten Visionen

verzweifelnd durch der Sprache Dämmerzonen,
bis sie zuletzt die Hoffnung fahren läßt,
ein Band zu finden für den Schlußreim Teckel.

Die Maske

Des Daseins Proteusmaske scheint und klingt
und mag dem Kind als Wirklichkeit genügen,
es wird zu Lust und Tränen blind sich fügen,
je wie der Popanz ihm entgegen springt.

Du möchtest ihn enthüllen – ach! es dringt
kein Blick durch diese schillernd bunten Lügen
zu dem, der mit geheimnisvollen Pflügen
das Chaos in die Kosmosmaske zwingt.

Nenn ihn das Furchtbare und deine Welt
sein Maskenkleid und bleibe dir bewußt,
daß jede Maske käuflich ist für Geld –

und diesen Glauben, hörst du Glauben, mußt
als Sprungbrett du betrachten, das dich schnellt
zu aller Deutung grenzenloser Lust.

Der Stein

So bist du mir das Symbolum der Welt,
ein Zwitter frostiger Erhabenheit
und zynisch schweigender Gleichgültigkeit;
gefährlich nahe schon dem Nichts gesellt

hast du dich auf den höchsten Stolz gestellt
und hebst dich herrisch aus dem Strom der Zeit
und über des Geschehns Formlosigkeit
bleibst du der Einzige, der Form behält.

Oh kalten Gleichmuts lautberedter Hohn,
des Unbegreifbar'n greifbare Erscheinung
hast du gepreßt in einen Klumpen Ton

und – nur ein Ding, ein Nichts in unsrer Meinung
stehst du auf deiner Weisheit kahlem Thron
als dieser Welt sarkastischste Verneinung.

Die Zeit

Noch kommt mit der Unsterblichkeit gepaart
die Zukunft ewig strömend zu dir her
und schafft auf ihrem unbewegten Meer
in dir den Wellenschaum der Gegenwart;

sie prallt in unergründlich schneller Fahrt
aufgischtend an an deiner Seele Wehr
und bricht durch dich in einem Sturze, der
schon als Vergangenheit sich offenbart.

Bis eines Tages sich der Schaum zerstreut
und deiner Seele Balkenwerk zerfällt –
und Strom ist nicht mehr Strom, still steht die Zeit:

fort strömt die Zeit und trägt die tote Welt
auf ungeteilter Flut zur Ewigkeit,
wo sie mit ihrer Last als Wort zerschellt.

Die Seifenblase

Wie sie mit ihren Dünsten sich umgeben!
Wie sie, den Finger an der Himmelsnase,
weislich erforschen ihre eignen Gase,
wie diese Klötze an der Erde kleben!

Doch immer hohler, weiter wird mein Leben,
es wird noch, glänzend wie die Seifenblase,
in schwereloser, wiegender Ekstase
mit allen Winden in die Weite schweben;

und wenn auf ihren dünnen Kugelschalen
sich eure schweren Nebelgründe bunt
verzerrt zu einem schönen Spuk abmalen,

wird sie in ihrer höchsten Pracht der Schlund
des Frostes und der Einsamkeit verzehren,
nichts wird in eure Tiefen wiederkehren.

Die Sprache

Sprachlos willst du die nackte Welt genießen
und tief einfühlend dich in ihr verlieren,
ohne in Worten sie zu porträtieren
und sie in hohle Klänge umzugießen?

Doch aus der Sprache deine Wunder sprießen,
in deiner Sprache nur kristallisieren
die jähen Bilder, die gleich wilden Tieren
chaotisch wütend durcheinander schießen,

zu deiner schimmernd festgefügten Welt.
Und daß dich diese Worte selbst nur malen,
klag sie nicht an, denn ohne sie zerfällt

des Daseins Klang und siebenfarbig Strahlen
in ewig wüste Nacht, schaurig erhellt
von aller Nöte flammenden Fanalen.

Das Leben

I

Ich rief dich nicht, du zerrtest mich hervor
aus meines Nichtseins tiefer Seligkeit
in diese qualgedehnte Spanne Zeit
und hämmertest mir stündlich dann ins Ohr:

„Das Sein, in das ich dich heraufbeschwor,
sieh, es ist nichts; ein Knäul von Widerstreit
endend im Tod; und Unerkennbarkeit
ist deiner Weisheit Schluß: zeuch fort, du Tor!" –

Ich rief dich nicht, doch gabst du mir die Kraft,
zum Fluch, so fluch ich dir: vermaledeit
in Grund sei jener lustverbrämte Saft

und süße Höllenschaum, der, todgefeit,
des Lebens Ringe ewig weiter trägt
und blutige Ketten um die Erde schlägt,

II

verflucht – – doch fluch ihm nicht: es flucht durch dich;
und lieb es nicht: das sich in dir nur wieder
liebt wie in jeder Rose, jedem Flieder,
ob auch ein Wurm sich in die Blüte schlich.

Denn was du tust, das tut das Leben sich,
es singt in dir eins seiner bunten Lieder,
wenn es durch tausend Skalen auf und nieder
streicht seinen ungeheuren Geigenstrich.

Drum fluch ihm nicht und laß es nur geschehn,
daß jeder neue Morgen dich erneut,
und laß dich treiben, wie die Wolken wehn,

in wolkenhoher Unbekümmertheit.
Flieg! Flieg! der Gipfel ist schon festgestellt,
der deinen Flug zerbricht und dich zerschellt.

Gott

Aus Furcht geboren und vom Wunsch verschönt,
ein Bild unsrer Vollkommenheit zu malen,
wurdest du Jude und zum Kannibalen,
der eifervoll dem Bruderfraße frönt;

dann nährtest du dich, opferblutgewöhnt,
von unsrer Selbstzerfleischung Folterqualen,
bis deine Wut verdämmerte zum fahlen
Gespenst, das hohl und wimmernd uns umstöhnt:

Oh Ding an sich! Oh Wahrheit! Letzter Grund!
Nun stirbst du – – dennoch fachte dieses Wort
all unsrer Sehnsucht Narrenschmerzen und

Gelüste an und unsre Welt verdorrt
noch in den Dünsten, die dein toter Mund
aushaucht, zu einem runden Narrenort.

Die Welt

Aus eins ward zwei, dann strichen wir die zwei
und schrieben: wahrlich! es ist eine Welt,
die in sich Stoff und Geist zusammenhält,
und auch kein Pfaffe bricht sie mehr entzwei.

Dann aber: es ist alles Bilderei,
was sich so bunt vor unsre Sinne stellt,
ein X, von dem niemals der Schleier fällt,
ja unsre Sinne selbst sind Malerei,

die Welt, das Ding, die Folge, Zeit und Raum
alles ein schwerer, rätselwirrer Traum.
Und heute schreit man laut auf allen Gassen:

nein, sie ist da, ist harte Wirklichkeit – –
fortrollt die Welt im wilden Strom der Zeit,
wir rollen mit und können sie nicht fassen.

Die Sterne

Wenn sich die Nacht zaghaft mit euch besteckt,
wie eine dunkle Tänzerin den seide-
weichen Leib mit spärlichem Geschmeide,
wenn ihr gleich brennendem Staub den Himmel deckt

und leuchtend in das Nichts hinüberleckt,
fliegt wohl von dieser dürren Lämmerheide
und abgegrasten Trübsalsrinderweide
die Seele lechzend zu euch hoch und reckt

der Sehnsucht Fackel hoch in euch empor;
bis sie vom Weine der Unendlichkeiten
trunken taumelt und ein wirrer Flor

sich um die Sinne legt –: aus euren Weiten,
die ewig grenzenlos ich hochbeschwor,
fall ich zurück in Staub und Sterblichkeiten.

Der Tod

Wenn alles mißgerät und ganz zersplittert
sogar des Stolzes harte Ruhewiegen
in armen Brocken mir zu Füßen liegen,
wenn mich der Ekel grau und grün umwittert,

mich die Verzweiflung mauernhoch umgittert,
weiß ich mich noch an einen Trost zu schmiegen,
auf purpurrot belegten Marmorstiegen
vom Dufte des Vergessens schon umzittert

selbstherrlich in dein Königreich zu schreiten,
in dem der Sturm Begehren endlich schweigt,
in dem erstickt von tiefsten Sicherheiten

der zungenlaute Zweifel von mir weicht
und mir nicht mehr zu kurzen Trunkenheiten
die Hoffnung ihren Lügenbecher reicht.

Mystika

Tausend, viel mal tausend Jahre
rollten ab gleich einem Blitz,
eh' ich aus verliebtem Paare
sprang hervor, ein dummer Witz

eines ewig Namenlosen.
Armer kleiner Narrensang,
der in wilder Jahre Tosen
schwindet, eh' er kaum erklang!

Aber dennoch berge ich
in mir aller Welten Qualen
und was sein wird, das muß sich
vorher erst in mir abmalen.

Ja, der Vater, der mich rief,
kann in mir erst Dasein werden,
ohne mich sogar verlief'
sich der wilde Tanz der Erden. –

Wie die Narrenkappe schellt!
Aber ohne solches Klingen
wirst du und die ganze Welt
blitzschnell in ein Nichts zerspringen!

Okkulta

Durch ihren Leib die Sterne scheinen,
durch ihren Körper bläst der Wind,
für diese ewig Überreinen
sind unsere Sinne taub und blind.

Sie lieben nicht wie Menschenkinder
und grübeln nicht dem Dasein nach
töricht und blind und immer blinder
für Wirklichkeit und Licht und Tag.

Sie hungern nicht, sie dursten nicht,
sie schweben wie der Staub im Strahl
in einem erdenfernen Licht
und spotten ewig unserer Qual.

Der Tag

Und wiederum entquoll ein Tag
dem alten qualzerrissnen Schoß der Nacht –
und hat sich gleich daran gemacht
mit Hottehü! und Peitschenschlag

durch alle Straßen zu rumoren,
bis sich das Uhrwerk wieder dreht
und alles seine Wege geht;
dann räkelt er sich traumverloren

und wälzt sich ohne Ziel und Sinn
und faul und grau, ganz überflüssig
und seiner selber überdrüssig
über die feuchten Dächer hin;

und sehnt sich nach der Nacht zurück,
in der er weich und brunnentief
sein Nichtsein selig weiterschlief,
und sehnt sich nach der Nacht zurück
den ganzen Tag, den langen Tag
sehnt er sich nach der Nacht zurück,
nach ihrem daunenweichen Glück
und unhörbaren Stundenschlag.

Die Drossel

Wie sich das Pack zusammenballt!
Indes die Trambahn schrillt und gellt,
die Musik lärmt, die Peitsche knallt,
und wie ein Hund das Auto bellt,

hört keiner sie, die unentwegt
von einem Dach ihr Flötenlied
volltönend in die Lüfte trägt. –
Wie sich das schwitzend, brüllend müht,

wie sich das stier und stumpf vermischt,
das strömt wie ein verschmutzter Bach,
Abwasserhub und Gassengischt,
indes von jenem Giebeldach

hoch über Kehricht, Staub und Wust
des kleinen Glücks Melancholie
harmlos und selig unbewußt
ausströmt aus diesem kleinen Vieh,

das heiß und frech und elegant
sein schwarzes Konterfei poussiert –
wie ich dich hasse, feiner Fant,
der nichts verlor, der nichts verliert,

der nur ein Ding ist, das man spielt,
das nur der Frühling musiziert,
das sich nicht kennt, das sich nicht fühlt,
das nichts verlor und nichts verliert.

Die Nacht

Des Mondes silberweiße Serpentine
sticht wie ein Riesenspeer
weit in den See hinaus,
um den mit finsterer Heroenmiene
der Berge weißköpfiges Heer
sich aufgetürmt – das ist ihr Haus,
in dem sie immer wieder Ruhe hält,
wenn flüchtig sie durch alle Welt
Mohn und Schlummer streute;
nun ruht sie zwischen den Bergen und über dem See,
bis über der Gipfel vereiste Höh
des Morgens bellende Strahlenmeute
wie eine feurige Kugel Gold
klingend in die Täler rollt
und die Verschlafene wolkig zerfetzt
tief in die Berge und Klüfte hetzt.

Die Uhren

In weichen Riesenknäueln, darin Traum
und tiefer Schlummer brünstig sich umschlangen,
durchfloß die Nacht den hochgewölbten Raum;
so unaufhaltsam drangen
ihre Sammetwogen und so schwer und breit
aus einer unerschöpfbaren Unendlichkeit,
daß sie die Stadt, die Tages hier gestanden,
fortschwemmten in die fernste Ewigkeit
und meine Sinne sie nicht wiederfanden,
daß mich das Bodenlose ganz umfing
und zitternd ich in seinem Brunnen hing – – –
da ging ein Schlagen durch die Nacht,
von allen Türmen auf und nieder
schwatzten die Uhren ihre Stunde wieder,
wirr, hastig, auf und ab und ohne Ende
zerbrachen sie mir meines Brunnens Wände
und riefen: es ist vier! ist vier! ist viere! –
Da hab ich meines Schlummers laut gelacht
und ihrer, dieser braven Uhrentiere.

Der Mondbrunnen

Doch als sie wieder sich in Träumen wiegte
und schwer in meiner müden Schulter lag,
gedachte ich, da leuchtend wie der Tag
der Mond sich an die hohen Dächer schmiegte,

der Lust, wie sie seit Jahren mich bekriegte
und meinen Stolz mit weichem Wellenschlag
und tausend Armen immer tiefer brach –
oh daß sie doch gleich einem Quell versiegte,

auf den man einen Block aus schwerem Golde
wälzt! Da, ohne Ende unaufhaltsam rollte
ein Strom von Reinheit von den Dächern nieder,

der türmte sich zwischen den steilen Mauern
zu einem lichten Brunnen hoch und unter Schauern
kam meine reine Seele aus ihm wieder.

Die reine Seele

Die reine Seele, dieses tote Gold,
das blinkend in der weiten Wüste liegt
und das sein Herr verehrungsvoll umkriecht,
indes sein leerer Magen knurrt und grollt,

daß er den Klumpen nicht zu Markte bringt
und feilschend ihn zu Wein und Datteln macht
und ihn in einer roten Haremsnacht
verpraßt – nun liegt sie da und gleißt und blinkt

voll Arroganz und heiliger Begier,
die reine Seele – in den Dreck mit ihr!

Einsam

Ich habe niemals Du zu euch gesagt –
wohin ich kam und wen ich immer sprach
und wenn er auch in meinen Armen lag,
ich habe niemals Du zu ihm gesagt.

Und doch hab ich mich nie darob beklagt
und wenn die Sehnsucht auch mit wildem Schlag
mein selbstgewähltes Klausnertum durchbrach,
hab ich doch niemals Du zu euch gesagt

und hatte immerdar an mir genug,
berg ich doch ewig in mir Gott und Tier
und Licht und Kot und heiligste Begier,

und hielt mein stilles Zwiegespräch mit mir,
bis über mir gleich einem Totentuch
der Schrei der Einsamkeit zusammenschlug.

Der Tempel

Da sprang er fluchend aus dem Grab,
in das er grübelnd sich verloren,
und suchte Markt und Straßen ab,
um seine Unzucht auszuschmoren.

Hei! wie die wackre Dirne brennt!
Doch in dem roten Lotterbette
steigt schon der Ekel hoch und rennt
mit seinen Freuden um die Wette.

Und doch – ein Mensch; und still umspannt
des Zweiseins wundersame Ruhe
wie eine hohe Tempelwand
die dumpfumhüllte Unzuchtstruhe.

Der Prolet

Was treibt dich, dieses Leben fortzufahren,
Prolet in deinem schmierigen Gewand,
nachdem der Wollust jugendlicher Brand
erlosch nach allzu schnell verrauschten Jahren?

Hohläugig, hager, mit ergrauten Haaren,
so stehst du vor dir selber angespannt
und schleppst dich in ein sonnenloses Land,
um dich zuletzt dem Ekel zu verpaaren

und in der nächsten Pfütze zu verenden.
O könntest du den Blick noch einmal heben,
o könnt' ich dir mit meinen weißen Händen

der Rache Fackelbrände übergeben,
daß sie in einem seligen Verschwenden
verzehrten uns und dein zertretnes Leben!

Der Morgen

Es kräht der Hahn!
Da nimmt die Maid sich noch einmal
den Liebsten kräftig zwischen ihre Beine,
da schreibt die allerletzte Zahl
der Geizhals müde unter seine Scheine
und einer ganzen Nacht gehäufte Qual
fällt mich zum letzten Male würgend an –
Gottlob! da kräht der Hahn!

Die Klage

Durch diese unerträglich flachen Tage,
die ihren endlos grauen Frühlingsregen
wie einen Sarg um meine Seele legen,
zog eines Traumes wundersame Frage
ein feines Band; schlägst du dies Band, so prägen
sie zitternd einen Klang von tiefer Klage. –
Nun küß mich wieder! sprach der Traum, da trat
ich in den Streifen, dessen fahler Glanz
und strähniges Gewinde meinen Pfad
schon lang verwirrt und nun im Taumeltanz
der Abendnebel, deren weiße Saat
von allen Wiesen kräuselnd stieg, mich ganz
verzaubert weiter führte; und ich ging
ihm nach und lief und stolperte und sprang
ihm nach durch Tau und Ried, bis wie ein Ring
und gläsern dünner Unkenglockenklang
er schwebend über meinem Haupte hing
und diese Klage zu mir nieder sang:
„Als meine Liebe trunken überquoll,
als ich besessen war und meine Brüste
nichts andres schienen als zwei wollusttoll
lechzende Kissen deiner wilden Lüste,
und als mein Leib von deiner Liebe schwoll
und ich schon wußte, daß ich sterben müßte,
bat ich dich wohl: sag mir ein armes Mal,
daß du mich liebst. – Du sagtest es mir nicht;
ich starb und noch in meiner letzten Qual
bat ich dich – doch du sagtest es mir nicht;
ich war dir lieb, mehr als der Sonne Strahl
dir lieb – doch warum sagtest du es nicht?
Nun trägst du deine einsam kalten Tage
durch eine Welt, die nichts von dir versteht,
und die – – –“ und wie ein Blitz, mit einem Schlage
verschwand mir Bild und Traum; doch mich umfleht
noch immerfort der Stimme süße Klage
wie eines Toten heimliches Gebet,
das lockend aus dem Nichts herüberweht.

Das Zauberlied

Wohin du gehst, du wirst mir nie entgehen,
denn meiner Sehnsucht feine Witterung
wird schneller, als du glaubst, den kühlen Sprung
in das verführerische Land verstehen,

in dessen ewig glatten Schattenseen
du dich vor mir geborgen wähntest – jung
und mittagheiß wird die Erinnerung
an deine Liebe brausend dich umwehen

und wenn du aufwachst, siehst du mich, der dich
mit blanken Armen an das Ufer zieht
und dir mit einem Kuß, dem wehen Stich

der glühen Lanze gleich, das Zauberlied
einhaucht: uns schwanden längst schon Raum und Zeit,
was flüchtest du dich in die Ewigkeit?

Umsonst

Es hilft dir nichts, du bist dir ewig gleich,
und wenn du auch in jede Pfütze rennst
und dich mit jedem Lumpen Bruder nennst,
es hilft dir nichts, du bist doch rein und reich

und bleibst in deiner Pöbel-Trunkenheit,
in deinem schmerzlichen Dich selbst Verachten
und deinem aberwitzigen Narrentrachten
ein goldnes Rad im Spiele der Notwendigkeit.

Der Findlingsblock

In weiter Heide auf den Hügelwellen
vom Meer der Vorzeit dünend aufgeschlagen,
liegt einer der granitenen Gesellen,
die einst der Gletscher Strom ins Land getragen.

Und ob der Himmel ihn mit Schlossen schlägt,
die Sonne brennt, ein Schneewall ihn ummauert,
oder ein Waldbrand heulend ihn umfegt,
er liegt und ruht, schweigsam und stolz, und dauert.

Doch als ich gestern nächtlich vor ihm stand,
schien er mir in der Sterne fahlem Licht
verwandelt, dieser tote Klumpen Sand
in Gottes gramdurchrissnes Angesicht.

Genug!

Genug! jetzt halte ich den Kreisel stille,
der ohne Rast sich um sich selber dreht
und den ein wütend blinder Weltenwille
mit Peitschen treiben muß, daß er nur steht

und nicht im nächsten Augenblicke matt
und ewig regungslos zu Boden fällt.
Genug! ich bin der Peitsche übersatt,
satt bin ich dieser qualgepeitschten Welt

und gebe den Gehorsam endlich auf,
ein Ding zu sein, das alle Nöte hetzen,
bis es nach richtig abgerastem Lauf
umsinkt ein Haufen Staub und Trümmerfetzen.

Mein sei der Augenblick, in dem ich falle,
ich will in meiner Nöte größter Not
und voller Hohn und bitterschwarzer Galle
eingehn in einen freiherrlichen Tod!

Am Strand

Da hilft denn also nichts, du bist allein –
so beiße deine Zähne fest zusammen,
halt deinen Nacken grad und schaue drein,
als wolltest du dich in die Erde rammen

ein stolzer Damm gegen das Leid der Welt,
das dich in brausender Begier umbrandet
und ohnmächtig an dir zu Schaum zerschellt,
bis es im Wintersturm der Zeit versandet

und fernabbrausend von dir weicht. Dann – sieh
dich um und sieh den Stein, wie ihn, umklebt
von Krusten grenzenloser Apathie,
der Wüstenwind der Ewigkeit begräbt

Blauer Himmel

So liebe ich dich nicht;
doch wenn der Sturm durch deine Weiten brüllt
und wenn die Wolken wiederum
wie Winterwölfe durch dich fahren
heißhungrig und vor Hunger stumm,
wird meine Unruh offenbaren,
wie ich nach deiner Freiheit lechze.
So liebe ich dich nicht,
so nicht in deinem wolkenlosen Prahlen,
denn diese prahlerische Reinheit
drückt mich tot, wie man ein Blatt zerdrückt.

Liebe

Dann wacht' ich auf und sah den Ziegelschlot
vor meinem Fenster leuchten frühlichtrot

und über ihm und über Dach und Wand
den Morgen kalt und stählern ausgespannt.

Und während sie sich noch in Träumen wiegte
und fester sich in meine Schulter schmiegte,

überfiel mich Schauer über Schauer
der Einsamkeiten namenlose Trauer,

und wie sie dann aufstöhnte lustverloren,
wünschte ich, ich wäre nie geboren.

Serenade

Mir kann nun von den schönen Dingen allen
am wenigsten das Abendrot gefallen,

zumal der grünlich gelbe Schein darüber
macht meine Seele banger nur und trüber,

und jener Gegendämmrung Violett,
aus dem des Mondes silbernes Stilett

blaßrote Streifen Blutes zapft, zerklafft
mir meiner Saiten allerletzte Kraft

und drückt mich müde in die müden Knie,
mich „Renommisten der Melancholie".

Frühlingsmorgen

Von diesen frühlingskitschigen Vergnügen
mag mir der reine Himmel nur genügen –
wie liegt er keusch und ewig unbewegt,
der mich aus dieser geilen Zeugungskraft
hoch in die quellenfrische Kühle rafft
und meine Sehnsucht in die Berge trägt!

Der Schrei

Aus dieser steingewordenen Not,
aus dieser Wut nach Brunst und Brot,

aus dieser lauten Totenstadt,
die sich mir aufgelagert hat

härter als Erz, schwerer als Blei,
steigt meine Sehnsucht wie ein Schrei

quellend empor nach Meeren und Weiten
und ungeheuren Einsamkeiten,

aus all dem Staub und Schmutz und Gewimmel
nach einem grenzenlosen Himmel.

Wache Nächte

Tief schläft die Stadt und wieder schlägt es drei;
doch eine Ewigkeit muß noch verfließen,
bis aus den feucht verhangenen Verließen
der alte lichtdurchtönte Tag sich frei

gemacht und ihn mit ihrem Morgenschrei
die schwarzen Amseln von den Dächern grüßen.
Drei Nächte – drei endlose Nächte stießen
sich hohl und qualenwach an mir vorbei –

doch während sie die längst verharschten Wunden
blutig aufbrachen und im bangen Schoß
der gähnend grenzenlos gedehnten Stunden

des Tages Bitternisse riesengroß
aufbauschten, sah ich, obwohl ganz zerschunden,
hellseherisch mein vorbestimmtes Los.

Auf einem Giftbecher

„Dir war noch nie so froh und leicht
wie heute, wo der Hoffnung letzter Schein
freundlich verdämmernd von dir weicht,
und dir aus meinem kühlen Wein
aufquillt des Todes Sicherheit
von nun an bis in Ewigkeit."

Der Speer

Was ich auch seh und höre, glaub ich nicht,
und was ich glaube, glaub ich nimmermehr,
doch diese Weisheit, die sich selbst zerbricht,
wirft mich wie einen blanken Eschenspeer,
der tönend an der Scheibe Erz zerspellt,
mitten hinein ins tiefe Herz der Welt.

AMOR FATI

Als ich ins Licht der Sonne sprang,
stand meines Lebens Zickzackgang
schon unzerstörbar vorgeschrieben;
nun springe ich die Wege lang
und fange diesen Zickzackgang
wahrhaftig leise an zu lieben –
doch dieser letzte Zickzackgang
und lendenlahme Liebessang
ist eben auch schon vorgeschrieben.

Der Rubin

Wie Heidehonig aus den Waben
herbstsüß in schweren Tropfen fließt,
erwuchs euch Buch um Buch – ihr ließt
sie Bücher sein; und tief vergraben

vom bunten Berg der Konfitüren
verschliefen sie zu dritt die Zeit
und wurden alt samt ihrem Leid
und ihren faustischen Allüren.

Im Traum nur dehnten sie die Glieder,
im tiefen Traum nur schlangen sie
um ihrer Welt Melancholie
den Zauber ihrer stolzen Lieder.

Jetzt werf ich dich, du grell Gebinde,
du narrenroter, geiler Zwerg,
hohnlachend in den bunten Berg –
schlag deine Bresche und verschwinde!

Das Opfer

Diesmal sollst du noch entrinnen,
heil aus meinen Händen schlüpfen,
morgen werd ich dich einspinnen,
dich an meine Feder knüpfen,

nackt auf meine Feder spießen
werde ich dein kleines Herz,
Licht soll von ihm niederfließen
strömend ewig tiefenwärts,

schüren wirst du ihre Glut,
bis du eine Fackel wirst,
und in unsrer Feuerflut
Feder so wie Herz zerbirst.

Der Federkiel

Gleich einem umgestülpten Glas,
das von der Lerchen Liederschlag
in endlosem Vibrieren tönt,
hängt nun der Himmel jeden Tag
über dem strotzend fetten Gras.

Doch mir ward diese blaue Welt
feindlich zu einem Satyrspiel,
das meiner Nöte lächelnd höhnt
und mich gleich einem Federkiel
in seinen losen Händen hält

Die Flamme

Auch ich weiß, woher ich stamme;
schwälend trüb gleich einer Flamme,

die das Moor zum Schwälen brachte –
dieses Moor, das ich verachte,

Not und Plage heißt dies Moor –
glimm ich in die Nacht empor;

diese Nacht, die sturmdurchwütet,
in der Graun und Ekel brütet,

die mich giftig schweigend tötet,
eh' der Tag sich mir gerötet.

PRO DOMO

Ich wollt mich nicht? Ihr werdet mich schon wollen
und euch nach meiner Zauberpfeife tollen
so leicht, als ob ihr ihren Klang verstündet,
ihr werdet schrein, ihr hättet sie ergründet,
bis ihr sie nächstens selbst zu blasen prahlt;
ihr affenelendes Geschlecht, es malt
auf eure niedre Stirne tintendick
und gänzlich unverkennbar die Natur
der unheilbaren Dummheit Signatur –
und doch zerbracht ihr Toren mein Geschick.

Der Flötenbläser

Drum sollt ihr tanzen, bis ihr Hilfe! schreit,
ihr sollt in unersättlicher Begier
euch überfressen noch an mir
und meiner Flöte wilder Traurigkeit,

die euch in aller Dinge Rätselstreit
taumelnd mitreißt und eure Eselsohren schier
verrückt und völlig trunken macht, bis ihr
mich und mein Flötenlied ausspeit

und dasteht wie der Pöbel, dem der Rausch
und Wein der Nacht verflog –
ich nehm den Ruhm der Ewigkeit in Tausch,

wenn ich nur einmal eure Stumpfheit hoch
gejagt und ihr euch zitternd eingesteht:
er hat uns wie ein Sturmwind fortgeweht!

Nach dem Regen

Zwischen des Gartens stierköpfigen Schatten,
aus denen des Tages letzte Lichter
wie blutrot müde Augen funkeln,
wandeln wir um und sprechen leise
von unsren geknickten Plänen; von den
Bäumen fallen die Tropfen und zuweilen
stürzen, dort wo die Wege sich biegen,
des Gartens Schatten wie wollige Stiere
jählings auf unser Herz –
dann klettert mit seinen hageren Armen
der Mond an den sparrigen Zweigen hoch
und will mit seinen zitternden Händen,
seiner messingnen Greisenglatze
und süffisanten Magisterfratze
unser Leid in ein ironisches Lächeln umwenden;
aber ein Wind schüttelt die Wipfel
und durchnäßt und schweigend gehen wir heim.

Auf den Weg

Ihr zuckt die Achseln, weicht mir aus,
drückt euch in meines Nachbarn Haus?

Drückt euch – ich werd euch dennoch packen
und euch auf Schnee und Bergeszacken

umbraust von aller Rätsel Plagen,
ein Hagelsturm, zu Boden schlagen.

Prometheus[1]

(1913)

[1] Es handelt sich um einen Auszug aus dem 1906 entstandenen, ungedruckten Jugendwerk „Erwins Tod".

1.

Mit wuchtigen Schlägen war der Sturm gefahren,
nun fällt im aufgewühlten Meer zu Tod
die Sonne und in schiefergrauen Scharen
wehn Regenweiber durch des Abends Rot
und schaun der Sonne nach, wie sie verloht.
Die Welt ist still und still verblaßt das Bild.
Da weckt ein Flügelrauschen mich, da droht
ein Schwarm von Adlern über mir, da schrillt
ihr Ruf und reißt mich zu des Himmels blankem Schild.

2.

Von zweier Klaun ergriffen hob mich linde
der braunen Riesenschwingen sanfter Schlag
durch Hagelwolken hoch und Wirbelwinde.
Und während unter mir der müde Tag
in siechen Nebelschwaden welkend lag,
von neuem brach die Sonne glühend hoch
und krönte mich mit ihrem Gold: so wag'
es Adlerpaar, und flieg durch Wolkgewog'
und Dünste hoch zum Äther wie noch Keines flog.

3.

Schon sind die Wolken und der Erde Lande
zum rollenden Globen fest in eins geballt,
schon breitet sich die Welt wie Silbersande,
schon hat den öden Raum sie eingekrallt
als schimmernd bleiche Riesenringgestalt,
die still in ihren kreisenden Spiralen
vom Ende sich zum Anfang wälzt, – da prallt
mein brausend Adlerpaar zurück, da strahlen
ob unsern Häuptern gleich hell flammenden Fanalen

4.

ankündend die Geburtsstund' einer Welt
des Lichtes Wogen, wie vom Sturm zerzaust
und gischtend wie vom Brandungsfels zerspellt:
hindurch, o Adlerflug! Und wo es braust
von andren Sonnen, andrer Sonnen Faust
der rollenden Planeten Republik
an unsichtbaren Zügeln lenkt, umsaust
vom Äthersturme stürm', mein Adlerglück,
durchbrich den Ring der Welt, mein fliegend Sturmgeschick!

5.

Durchbrich den Hades und die narrenden Schatten,
o meine höhenbrausende Natur,
durchbraus' der Sterne und der Nebelmatten
gehäufte Ringe und Spiralen nur! –
Die Welt versinkt und sonder Pfad und Spur
ergreift das Dunkel uns, und unter mir
seh ich der Welten rollende Struktur
im Riesenkreis sich winden voller Gier
und Qualen her und hin wie ein zerplagtes Tier.

6.

Der ungeheuren Höhe wüst Gewand
mit schwarzen Seidenfransen mich umflattert –
und in dies ewig unbetretene Land
von einem Eisorkane rings umgattert
und gelben Hagelwettern wirr umknattert
ich meiner Adler Riesenschwingen zwang!
Die Feder stäubt, der wilde Hagel rattert –
Im Stürmeknäul den Ring ich stolz durchdrang,
da unter mir das letzte Licht der Welt versank.

7.

Nun hüllt mich ein das flatternd schwarze Kleid,
nun schwimme ich in grandiosen Nächten,
nun presse ich hervor, was ich an Leid
zu schürfen weiß aus meiner Seele Schächten,
um es zu Geißeln kreuzweis zu verflechten,
und peitsche meine Flügelrosse wund
und zwinge meine Räuber mir zu Knechten:
ihr rißt mich von der Erde stillem Grund,
nun tragt mich zu des Ruhmes goldnem Sonnenrund!

8.

Ich geb euch alles, wenn ihr hoch mich bringt,
mein Blut soll tränken eure braunen Schwingen,
mein Herzblut, wenn ihr jene Sonne zwingt!
O fliegt! zu meinem Schöpfer will ich dringen
und ihn mit meiner Kinderfrage niederringen:
warum? warum? O du! warum? – Mir blieb
auf Erden nichts, nun biet ich mich den Klingen
des Frostes dar, und was mir selber lieb
an mir noch ist, ist dieser Ruhm- und Rachetrieb. – –

9.

In seiner unermeßlich öden Leere
geformt wie eines Nebels feinen Zug,
der los sich löst vom grauen Nebelmeere
in einem abendkühlen Erlenbruch,
der Raum ein Dunstgeschiebe schwebend trug.
Das leuchtete, wie wohl ein Weidenstumpf
in Frühlingsnächten leuchtet, wenn der Flug
der liebestollen Eulen und ihr dumpf
Geheule schaurig geistert über See und Sumpf –:

10.

hoch stehe ich auf meiner Adler Rücken,
die blutgetränkte Geißel schwingt die Hand
und weist zu jener gasigen Nebelbrücken,
die eine Öde an die andre bannt;
nun türmt sich's hoch, nun drängt sich Phosphorbrand
und Dunst um uns in bleichen Wolkenballen –
die Spur verflogen und den Weg verrannt,
hintaumeln wir in giftigen Nebelhallen,
der Atem keucht, die Schwinge bricht, wir fallen, fallen –

11.

Da reiß ich Fetzen Fleisch aus meiner Brust,
zerbeiße mit den Zähnen meine Adern
und stille ihre gierdevolle Lust –
zurück zu jenen giftgen Dunstgeschwadern!
Mit meinem Schöpfer laßt mich grimmig hadern,
in tiefste Heiligtümer will ich dringen,
in seines eignen Demantbaues Quadern
mit meinem Gotte Aug in Auge ringen
und ihn mit meiner Kinderfrage niederzwingen!

12.

– – – – – – noch immer tiefe Nacht!
Da wühlt und nagt in mir der Zweifel Streit
und draußen lullt der Frieden leis und sacht
sich selber ein! Ein heißer Zwiespalt schreit
durch meine Welt! Mit einem Herzen weit
geöffnet aller Sinnen bunten Formen
vereinigt sich ein Drang nach Wesenheit,
nach grauen Formeln und nach ewigen Normen:
ich seh in Nymphen stets Sibyllen nur und Nornen.

13.

Das ist des Glaubens unheilvoll Vermächtnis,
des süßen Kinderglaubens schwerer Fluch,
der Ammenworte untilgbar Gedächtnis!
Der Vatergott, den ich in mir erschlug,
der kleidet sich in Spuk und Schementrug
und geistert nun als „Ding" und als „Substanz",
als „Wahres Sein" und „Letzter Grund" –, genug,
solange dieser bleiche Schementanz
noch spukt, ist zwiefach meines Lebens schöner Sinnenkranz. –

14.

Da atmete die Nacht und ein Arom
von blühendem Roggenkorn dem Hauch entsank
und Flut auf Flut flog durch den blauen Dom
der liebewilden Nachtigall Gesang –
Was singt sie nur? Welch letzter Grund nur zwang
in solche kleine Brust solch wildes Sehnen?
Und grade diesen Ton? Und diesen Klang?
Ach! in des Lebens tiefsten Wollustszenen,
umwogt von Liebesdüften süß wie der Verbenen,

15.

drückt mich im Taumel deiner weißen Glieder
von höchsten Lüsten schmerzlich süß zerrissen
der alte Zweifel ewig quälend nieder:
mich peinigt auf der Liebe Seidekissen,
mich martert unter wollustwütigen Bissen
die ewig qualenvolle letzte Frage:
warum dies nur? Und in den Finsternissen
der Gottheit suchend tief versenkt, zernage
ich meiner Jugend taumelbunte Wundertage. – – –

16.

Aus krauser Formeln Hieroglyphenstil,
aus blauer Nacht und weißen Mädchenhüften
aus aller Sinne purpurnen Gefühl –
durchwirkt mit schwarzen Lettern heiliger Schriften,
durchtränkt mit Vogelsang und Roggendüften
sinkt wie ein sammetweiches Tuch der Schlaf
auf mich und führt zu tiefsten Felsengrüften
mich unter eines linden Traumes Architrav –
mich Götterfeind und widerwilligen Hierograph!

17.

Nun wandre ich in Beni Hassans Grabe,
im tiefen Felsenschoß der Pyramiden
und wanke, wanke hin am goldnen Stabe
des Schlafs und trinke süßen Seelenfrieden. –
Der wilde Vater der Ozeaniden
lehnt seinen Dreizack an des Berges Wand,
da glättet sich der Wogen wallend Sieden
und ihres Wütens schäumender Unverstand
und es verperlt der Kämme kochend weißer Rand.

18.

Doch steigt die Nacht herauf mit tausend Sternen,
auf seinem harten Lager stöhnt das Meer,
und ruhlos wälzt sich in den grauen Fernen
das blaue Ungeheuer hin und her.
Es schläft, und seiner Wellen rauschend Heer
begleitet seiner Träume leere Leiden –:
der Ekel vor der Tage Wiederkehr
und was da stöhnt in wüsten Wasserweiten
ist nur die Qual der grenzenlosen Einsamkeiten!

19.

Die Amsel ruft! Mit goldstaubschweren Händen
umfaßt der Morgen meine Seele wieder
und führt sie aus des Schlafes Felsenwänden
zurück in ihre weichgelösten Glieder.
Dann streicht er kosend über Brau'n und Lider
mit seiner Morgenröte ersten Strahlen,
und kniet vor meinem Lager leise nieder
und träuft auf meine Lippen abermalen
der Hoffnung Tau aus heckenrosenroten Schalen.

20.

Ein neuer Tag! Gottlob ein neuer Tag!
Und neue Hoffnung, heut das Wort zu finden,
in dessen Klang die Welt ich lieben mag,
mit dessen Lettern –wie mit Heckenwinden,
die Schilf und Baum zu einem Grün verbinden –
ich meine Welt an andre knüpfen kann.
Ein neuer Tag! Es rollt aus Abgrundsgründen
das Ungeheure purpurgolden an –
im Ungeheurn das Ungeheuerste gerann. –

21.

Schon trank mit ihren durstigen Strahlenzungen
die Sonnenglut der Täler Nebelseen
und warf sich leuchtend dann und honigtrunken
von dieser Blume, die – wer weiß für wen? –
im Äther blüht, in kobaltblaue Höhn.
Nun liegt die Welt wie aus dem Nichts entsprungen
und wie ein Meisterkunstwerk anzusehn,
das meinen Sinnen mühelos gelungen,
in krausen Wäldern und in grünen Niederungen.

22.

Du meine trunkne Sonne, Wald und Tal,
ihr blauen Höhn und silberhellen Weiher,
ihr Bäume, Blumen, Gräser ohne Zahl –
o meine lichtdurchströmte Morgenfeier!
Ich schwebe über euch, ein Riesengeyer,
und schwöre mir den souveränen Schwur:
ich schuf euch! o bei meiner goldnen Leyer!
ich schuf die Welt, ich weckte die Natur,
und außer mir ist nichts! – Und doch – was will ich nur?

Der Refraktär

Schauspiel in vier Aufzügen

(1914, 1916)

PERSONEN

Lange	Professor
Egon	Sohn Langes
Albert	Privatdozent, Sohn Langes
Burger	Egons Schwiegervater, Gutsbesitzer
Dr. Jakob Vogel	Journalist
Herbert Dohring	Gerichtsassessor
Pfarrer	
Ein Gendarmerieoffizier	
Ein Adlerjäger	
Gendarmen	
Soldaten	
Mignon	Egons Frau
Anna	Dienstmädchen

Ort: Schweiz

I. AUFZUG

1. Auftritt

Wohnzimmer – Vormittag – Gebirge und blauer Himmel

Jakob: Also *(Anna unter das Kinn kitzelnd)* meine – haha! mein Fräulein Mutter, das darf keiner wissen, das bleibt ganz geheim!

Anna: Geheim! Hat sich was mit geheim! Ich kann bald nicht mehr auf die Straße gehn. – Aber das ist mir gleich, wenn ich nur Geld hätte, und du hast kein Geld! Wo soll ich hin? Nach Hause? Es der gnädigen Frau sagen? Aber dann wird sie alles wissen wollen – sie hülfe mir – aber so – pfui! Herr Doktor.

Jakob: Hast du gehorcht? – Es ist nichts geschehn. Anna, das verstehst du nicht. Ich bin eine komplizierte Natur – freier Schriftsteller: du, dazu gehört etwas! Das kannst du glauben! Ha! Ich spiele Fangball mit dem Leben, und du mit meinem Konterfei unter deinem ländlichen Herzen – paß einmal auf! Ich sollte Oberlehrer werden, aber stell dir vor: Mit siebzehn Jahren gründete ich eine Zeitschrift, und Gedichte machte ich! Nein, ich sattelte um und studierte Kunstgeschichte, nach vier Semestern machte ich meinen Doktor, nach – vier – Semestern! – Ich weiß nicht viel, ich weiß eigentlich nichts, ich habe auch garnicht das Bedürfnis, etwas zu wissen – denn was heißt Wissen! Ich – schwätze, haha! ich schwätze, ich bin ein amüsanter Causeur, eine Conferenciernatur und habe mein Pläsier am Schwätzen, ich erschwätze mir Weiber, allerdings nur, wie *(zeigt mit dem Daumen nach rückwärts)* Egon Lange sagt, bis zu dem gewissen Punkt, er meint, da versage ich, er meint, sie wittern in mir den fehlenden Mann – haha! Ich sage nur *(mit einer prahlerisch komischen Geste auf Anna)* VOILÀ! – O ihr, ihr Weiber! Ich bin ein HOMME À LA FEMME, haha! À LA Mignon, deiner gnädigen Frau – es ist nichts geschehn.

Anna: Aber es soll was geschehn; oh pfui! Herr Doktor.

Jakob: Halt den Mund! Bist du toll? *(zischend)* Bist du wahnsinnig? *(an den Fingern herzählend)* Sezessionseröffnung, in Serbien Krieg, bedrohliche politische Lage, Kulturpolitik, Rassenpolitik, der Krieg als Atavismus, Kriegslieder, eine Soldatenliedersammlung – – tausend Artikel, tausend Franken, zehntausend Franken! Zwanzig Kinder

kannst du damit gebären. Also, meine kleine Anna, Geduld und – es – bleibt – geheim!

Anna *(zuckt die Achseln, ab)*

Jakob*(tritt vor den Spiegel, streicht über seine Glatze und betrachtet wohlgefällig sein Bild)*

Mignon *(tritt ein)*

Jakob: Meine Liebe, Gnädigste, *(da sie mit einem ironischen Blick seine Stellung vor dem Spiegel fixiert)* du! Wir sind mit anderem Maß zu messen! Ich sage dir, um noch einmal darauf zurückzukommen –: Und wenn das Todesurteil über unserem Kopfe hängt, wir erreichen unser Ziel dennoch.

Mignon: Du bist ein Narr.

Jakob: Ich sage dir, der schaffende Mann, wir Künstler stehen unter einer höheren Gesetzmäßigkeit – jenseits der Kausalität, jenseits der Moral, selbstverständlich jenseits der Moral. Der Künstler muß schaffen, d. h. wir müssen das, was in uns steckt, kraft eben der höheren Gesetzmäßigkeit außer uns darstellen; und wenn –

Mignon: Das wird eine weitausholende Entschuldigung – wo warst du gestern?

Jakob*(die Hände in die Seiten stemmend und sich in den Hüften wiegend)*: Tja – wo wird dein Cicisbeo wohl gewesen sein? Jaja, du lachst. Ich bin ein RARA AVIS IN TERRA. Wo ich gewesen bin? *(behäbig)* Bei der Katherina. Ein fulminantes Weib! Ich bin nämlich Erotomane – meine Familie – ich bin nämlich erblich belastet.

Mignon: Und das sagst du mir?

Jakob *(sie erstaunt ansehend, dann sich vor die Stirn schlagend)*: Haha! Du darfst mich doch nicht ernst nehmen – ich bin sogar *(verschämt)* – eine Frühgeburt.

Mignon: So. – Ich wollte dir nur sagen, daß Egon kommt. Und darum – Schluß! mein Kleiner, jetzt ist Schluß! Geh zu den Kempinskys, zu der fulminanten Katherina, schwadroniere, je toller, desto besser – die fällt darauf herein, wie –

Jako: – wie Mignon bald darauf hereingefallen wäre?

Mignon: – Also Egon kommt.

Jakob: Sage einmal – *(ergreift ihre Hand)* weißt du, was du versprochen hast: vielleicht – wenn Egon kommt?

Mignon *(aufspringend und unruhig umhergehend)*: Du bist ein Narr.

Jakob: Hoho! – Meinst du? *(nachdem er eine Weile auf einer Zeitung herumgekritzelt hat)* Was schreibt er denn jetzt? Oder komponiert er wieder? Oder malt er gar? Oder will er mit seiner automatischen Wasserdruckpumpe endlich des „unergründlichen Rätsels Lösung" erwischen? – Bezahlt man ihn denn?

Mignon: Nichts. Wir pumpen, genau wie früher. Du lachst – aber mir kommt es oft vor, ich bin in ein Narrenhaus geraten – aber diese Narren haben alle recht.

Jakob: Also?

Mignon: Ich will kein Also – dieses Also behaltet für euch, das gilt nicht bei mir! Es war eine Torheit –

Jakob: – diese ganze Heirat –

Mignon *(zuckt die Achseln)*

Jakob: – dieses ganze Dreieck –

Mignon: – das gar kein Dreieck war. Er kommt! *(man hört eine Tür schlagen, Schritte; sie springt vor und eilt an die Tür)* Er kommt!

Jakob *(auf sie zutretend, überschwänglich)*: Geliebte –

Mignon: Nichts – vielleicht – *(während sie hinausgeht, setzt sich Jakob wieder und liest in der Zeitung, drückt sich aber, da die beiden in ein anderes Zimmer gehen)*

2. Auftritt

Arbeitszimmer, glühend heißer Tag. Egon eintretend, später am Schreibtisch

Egon:

Heut aber lief der Tag sich wild!
Was hat er nur gejagt, daß ihm
gleich einem Hunde, dem die Zunge rot
und lechzend aus dem Halse hängt,
die Blätter welk und dürstend an den Bäumen schlottern?
Nun wirft er sich aufs Land
und blickt mit seinen wilden Augen
fiebernd in die stählern blaue Welt,
in die das schöne Beutestück entfloh. –

Er schläft – doch morgen,
morgen wird er wieder weiter jagen,
ruhlos vorbei, ruhlos zurück,
denn nur in seinem Fieber, seinem Flankenschlagen,
in seinem Lechzen liegt sein Glück. –

Aber ich bin daheim, und ich komme mir vor wie ein Faustus redivivus, wie ein mittagstrunkener Faust – der Armselige! der das ausstudiert haben will, was sich nicht ausstudieren läßt! Der nur bis zur Staffel kam, dort wo alles Sinnlosigkeit ist, und dann nicht den Kopfsprung wagte mitten durch die Sinnlosigkeit in den Abgrund des Furchtbaren hinein – Narr, der im „Leben", in der Arbeit, im Weibe die Lösung finden wollte – aber ich will die Fackel hinuntertauchen und es soll noch Licht um mich werden. – Aber ich bin daheim, ich habe den Anker wieder und lasse mich nun fröhlicheren Muts in die lockenden Schluchten hinab, jetzt – kann ich wieder einsam sein. *(steht auf und ruft in das Nebenzimmer)* Mignon! – Was mich damals aus Hunger und Not zog und nur Zugabe und lästige Fessel war, ward nun der Anker und das zärtliche Bindeglied mit der Oberfläche, ohne das ich nicht mehr leben kann – *(wieder in das Nebenzimmer rufend)* Mignon! *(wandert im Zimmer umher und bleibt vor dem Fenster stehen)* Die Berge! Wie verwünschte ich sie und ihre quälende Enge und sehnte mich nach meinen Ebenen und Weiten – und nun gehören sie mit zu meinem Heim und sind wie anheimelnde schützende Mauern, in deren Enge und barsche Traulichkeit man gerne zurückkehrt aus den Spuklöchern und glotzenden Rätselaugen des Untergrunds – Mignon! zum Kuckuck! Mignon!

Anna *(aus dem Nebenzimmer tretend)*: Die gnädige Frau kommt im Augenblick –

Egon: Schon gut. *(da Anna verlegen an der Tür stehen bleibt)* Nun?

Anna: Herr Lange, – – ich muß fort.

Egon: Du mußt fort? Warum? Du kannst so lange bleiben wie du willst.

Anna: Ach! Herr Lange – ich muß fort.

Egon: Wieso? Was ist los?

Anna: Ich bin – ich kann doch so nicht bei Ihnen bleiben.

Egon: Aha! Nun, das ist nicht so schlimm – der Kaiser braucht Soldaten – wer ist es denn?

Anna: Herr Doktor Vogel.

Egon: Herr Vogel? Herr Doktor Vogel? Jakob Vogel, sagst du?

Anna: Ja. Wenn es nur das wäre, die gnädige Frau würde mir schon helfen; aber wenn die gnädige Frau hört, daß es Herr Doktor Vogel ist – – Herr Lange, die betrügen Sie!

Egon: Jakob Vogel – Geschwätz.

Mignon *(tritt ein und stützt sich, neben ihm stehend, auf seinen Sessel, Anna ab)*

Egon: Sage einmal, Mignon, erinnerst du dich, wie ich dich einmal schlug, als du deinen Mantel nicht versetzen wolltest? Erinnerst du dich, wie ich dich mit dem ersten Geld, das uns dein Vater gab, drei Wochen lang mit einer Tingeltangeldirne betrog?

Mignon: Dummheiten, Lieber; darnach kräht kein Hahn.

Egon: Und erinnerst du dich, daß ich dir die ersten Wochen meiner Reise nicht schrieb?

Mignon: Und darnach schriebst du Tag um Tag – es waren entzückende Briefe. Den einen schriebst du nackt, du lagst in der Sonne, er war kaum zu lesen, halb verwischt.

Egon: Mitten in der Sonne. Ich hatte gebadet und es war eiskalt gewesen; dann lag ich auf meiner Schildkröte von Felsblock im Bach, die Spritzer sprühten so über mich, daß ich mit meinem Leibe schützen mußte, was ich schrieb – wie wahnsinnig liebte ich dich! Und du solltest zu derselben Stunde mit Jakob Vogel, mit Doktor Jakob Vogel – zum Lachen! Mit Vogel, dessentwegen Anna – – Anna ist guter Hoffnung, und der Übeltäter sozusagen – – ist dein Jakob Vogel! – Wir verheiraten die beiden!

Mignon: Angsthase!

Egon *(wie aus allen Himmeln gefallen)*: Angsthase?

Mignon: Verstell dich nicht – du bist bange und darum willst du ihn kalt stellen.

Egon: Kalt stellen? Jakob Vogel? Ist das nötig? – Mignon! mit diesem Nichts, diesem Schwätzer, mit dieser Farce von Mensch betrügst du mich? Wo ich mich vor mir selber meiner Liebe schäme – bitte, versteh mich! – wo ich es kaum mir selber eingestehen mag, kann, darf, wie meine ganze hohle Einsamkeit doch nach einem Band, nach einem Menschen, nach dir schreit – mit dieser Fratze, mit diesem Fetzen beschmutzt du mich – dich?

Mignon: Ich habe mit ihm geflirtet; er schwätzt so charmant; wir duzen uns – sonst nichts.

Egon: Sonst nichts! Flirten mit diesem Ragout, dieser Wurst!

Mignon: Ich habe ihm sogar Hoffnungen gemacht – wir halten diese amüsanten Vögel gerne fest – was haben wir sonst zu tun?

Egon *(sieht sie groß an)*: – Dann hätte ich mir an deiner Stelle einen anderen ausgesucht.

Mignon: Meinst du? – Guter, das ist doch alles Spielerei. – Also verheiraten? – Du hältst nicht viel von ihm, aber er ist immerhin ein gebildeter Mensch. – Er lobte mir oft seinen Stil.

Egon: Mein Kind, dein Jakob hat keinen Begriff von Stil, trotz seiner zahllosen Aufsätze über den Stil. Sein Stil, was er Stil nennt, besteht aus absonderlich und überraschend zusammengeknobelten Metaphern, einem krankhaft ängstlichen Vermeiden der gleichen Worte, der gewohnten Gedanken und Wendungen – er weiß garnicht, daß Stil Rhythmus ist, und daß der Mutterleib, die erste Bedingung des Gedankens, des Satzes der Rhythmus, ein rein körperliches Gefühl ist, dessen leisem Wiegen und Widerstreben sich die Wendungen und Worte und der Satzbau unterfügen – ein grober Theatermann, der ohne Zweifel journalistischen Erfolg haben wird, bekannt, beliebt, Pöbelmann werden wird; aber das alles hat mit einem Künstler nichts zu tun. Warum soll dieser lustige Handwerker des Hanswurstentums nicht mit unserem Dienstbesen verkuppelt werden?

Mignon: Aber sein ESPRIT, denn du wirst ihn trotz allem geistreich nennen müssen – was fängt zum Beispiel Anna damit an?

Egon: Es kommt auf das Kind an! Und ein frommfettes Stück Fleisch und ein närrisch-nullischer Geist – denn gewiß hat er in seiner Art Geist – gibt eine lustige Zucht.

Mignon: Und er betrügt sie am zweiten Tag – er nennt sich nämlich einen Erotomanen.

Egon: So? Aber ich will nun einmal, daß er mit unserem Dienstbesen verkuppelt wird. Er macht einen faulen Witz über seine Ehe und ist dabei unvergleichlich gut aufgehoben.

Mignon: Und das alles um Anna Miller?

Egon: Auch seinetwegen. Er hat eine gute Art, den springenden Punkt eines harmlosen Buches zu erfassen und mit einer unterhaltenden NONCHALANCE wiederzugeben. Dies Talentchen zu pflegen, hindert

ihn weiter nichts als seine zerfahrene Lebensführung, diesem unfreiwilligen Bohème-Ritter fehlt zum Gedeihen weiter nichts als ein Heim in Anführungsstrichen, und ihm das zu schaffen, ist Anna seßhaft genug. Er ist immerhin besser als die Mehrzahl der Kritiker von heute, dieser immaturen Jongleure, die die Kritik als eine wohlfeile Gelegenheit auffassen, mit ihren eigenen Gedankchen und stilistischen Mätzchen zu paradieren.

Mignon: Also eine Heirat zwecks Verbesserung der darniederliegenden Kritik?

Egon: Nein, auch unseretwegen. Er hat zuweilen etwas Hämisches, Schadenfreudiges an sich, so klein und pudelknurrig es ist – ich mag ihn nicht immer um mich sehen. Wenn wir „Verkehr" haben müssen, wenn du „flirten" mußt – hat Albert sich einmal sehen lassen?

Mignon: Er war ein paarmal hier, aber da er gewöhnlich mit Jakob zusammentraf und Jakob und Albert zueinander stehen wie – wie –

Egon: – Qualle und Krebs –

Mignon *(ist aufgestanden)*: – Und diese Heirat, wie denkst du dir das? Ich fürchte, die Qualle glitscht dir aus der Hand.

Egon: Die ködern wir mit ein paar Mark. Und Anna mit einer Mitgift von zehntausend Mark, er müßte ein Narr sein, wenn er es nicht täte – aber IN PUNCTO PUNCTI, IN PUNCTO Geld weiß er schon, was er tut. Er wird ein Sonett auf seine Hochzeit machen, einen Witz – und dann – *(faßt ihre Hand)* Mignon!

Mignon: Ja?

Egon *(läßt ihre Hand los)*: Also bitte ihn zum Abendessen. Ich gehe zu Albert. *(ab)*

Mignon: Du hast doch Angst, mein Kleiner. – Aber Anna! Anna Miller! – Ich höre ihn, „abgesehen, liebe Mignon, von unserer freien Selbstbestimmung und unserer souveränen Moral, die uns im Blute liegt, – und er ist protestantischer Schustersohn – geschah es aus Rache: du verschmähtest mich, und darum verschmähe ich dich –" – Wie er das nur fertig gebracht hat? – Nun müßte ich meinen Galan mir rufen und ihn mit meiner „Nebenbuhlerin" konfrontieren; und mein Mann dazu, Heirat, Hochzeit, große Versöhnung – aber, das gibt es nicht! *(an das Fenster tretend)* Da geht er hin – was ich nur an ihm habe? – der Narr – die Narren –

Anna *(in der Tür)*: Herr Doktor Vogel –

Mignon *(die sich auf die Chaiselongue geworfen hat, nickt und bleibt in dieser Stellung liegen)*: Zu dumm – zu dumm ist das alles.

Jakob: Ein süperbes Buch! „Der Staat als Selbstzweck oder die Vernichtung der Persönlichkeit". – Nietzsche, Tolstoj, Anklänge an Stirner – *(setzt sich an das Fenster und blättert in dem Buch)* – – „Der moderne Staat ist unter der Knute des Kapitalismus und des in seinem Solde stehenden Militarismus zum souveränen Raubtier geworden und frißt die Individualität und knechtet damit die Kunst" – Süperb! den Nagel auf den Kopf! – „Der Einzelne hat kraft seines Willens und auf Grund seiner Eigenart das Recht, er selbst zu sein; unterliegt er, so unterliegt er einer höheren Gewalt, nicht einem höheren Recht – – so wenig wie es eine höhere Gerechtigkeit gibt, gibt es –"

Mignon: Das anarchistische Geschwätz! Weißt du nichts Besseres?

Jakob: Anarchistisch? – Gott ja – – meinst du? Du magst recht haben – es ist auch ein obskurer Verlag – apropos, ich traf vorhin Egon, er meinte, du hättest mir etwas Wichtiges zu sagen. – Du Himmlische! Also durch diesen Uhu, durch deinen Mann verkündest du mir – *(ist vor ihr niedergekniet)*

Mignon *(legt ihm die Hand auf den Kopf und biegt ihn zurück)*: Wir wollen dich verheiraten, kleiner Jakob.

Jakob: Was? – *(ausbrechend)* O du Herrliche! Ist er solch ein Depp, ist er solch edler Narr und –

Mignon: – läßt sich scheiden und verheiratet mich mit dir, mit einem Jakob! *(steht auf)* Ich wollte nur dein köstliches Gesicht sehen. Im übrigen geben wir uns die Ehre, den Herrn Doktor zu Abend zu bitten.

Jakob: Hör mal!

Mignon: Hat es dich erschreckt? *(ruft)* Anna! – Was schneidest du jetzt für ein Gesicht?

Anna *(tritt ein)*

Mignon: Meinen Schirm und den Hut! *(Anna ab)* Ich will Einkäufe machen – gehst du mit, Doktor? Du kannst dabei lernen – für deine Ehe.

Jakob: Unsinn! Laß den Blödsinn! Du machst mich konfus, ich verbitte mir die Scherze!

Anna *(ist mit Schirm und Hut eingetreten, Mignon macht sich vor dem Spiegel zurecht)*

Mignon: Komm, Doktorchen! *(Mignon und Jakob ab)*

Anna *(blättert in dem von Jakob vergessenen Buch und liest auf dem Umschlag seinen Namen)*: Doktor Jakob Vogel – ja, was hilft mir der Doktor, wenn er kein Geld hat und dazu ein Lump ist – ohne Geld, das wäre nicht so schlimm – aber er ist ein Lump – aber den würde ich schon unterkriegen – wenn er nur wollte! *(die Hände faltend)* Lieber Gott! wenn er nur wollte!

3. Auftritt

Hotelzimmer, vor dem Fenster ein Tisch mit mikroskopischen Apparaten, Egon vor dem Mikroskopiertisch

Albert: Der toll heiße Tag! Es ist, als ob etwas in der Luft liege, brüte – aber was sollte wohl in der Luft liegen? Die Welt ist eingeschlafen.

Egon: Gott, es liegt immer was in der Luft. Weißt du, ich erinnere mich, wie ich als Student einen geschlagenen Tag in heller Begeisterung die Kopulation dieses Paramäziums erwartete – heute läßt es mich kalt – ein Bild wie andere Bilder, und darum nichts – der Gedanke tut's.

Albert: Der Gedanke – Veränderungen in den Molekularzusammensetzungen der Ganglien und ihrer Verbindungsbahnen; und die Molekel und ihre Zusammensetzungen und Veränderungen –: Bilder, Gedankendinge; die Schlange, die sich in den Schwanz beißt; und das Letzte, die Gedankendinge und Worte –: unser liebes nachäffendes notgepeitschtes Ich.

Egon: So denke ich auch – aber ich will dir etwas erzählen. Du kennst mein früheres Verhältnis zu Mignon; nun befiel mich an meinen ersten regnerischen Reisetagen oft die närrisch namenlose Angst, sie sei tot. Ich hatte einen Abend, an dem dieser Gedanke mir zur Gewißheit ward – ich sah sie, von einer Straßenbahn überfahren, zerquetscht, sich in gräßlichen Zuckungen hochbäumen – und da schwor ich mir: ist es wahr, ist es wirklich, ist sie tot, so – gehe ich auf die Jagd und fange sie! Dann schrieb ich, um die Qual loszuwerden, eine Geschichte – – „Und er rutschte unter einem höhnisch blauen Himmel, erst langsam gemächlich, dann kopfüber brausend und polternd mitten in die Jagd und die Lösung hinein." – Das ist

krankhafte Überreizung, aber beim Teufel! ich hätte sie wiedergefangen, drüben, drunten, irgendwie, irgendwo in der Welt.

Albert: Weibergeschichten.

Egon: – Ich meine, wäre die Welt nur das, was sie scheint, Klang, Bild, – Stoff, – sie hätte nicht das Recht zu sein.

Albert: Meinst du? – Wenn ich dir übrigens einen Rat geben darf, wirf den Doktor Vogel aus deinem Haus. *(es klopft, der Pfarrer tritt ein)*

Pfarrer *(asthmatisch):* Gott zum Gruß, meine Herren! Wieder zurück, Herr Lange? Und gleich bei der Arbeit – ja, ja, das heiße ich arbeiten – mitten am Sonntag! *(setzt sich gutmütig lachend auf Alberts vorigen Platz)* Nun, ich will Sie nicht stören. Herr Doktor, ich muß Sie um etwas bitten – meine Pfarrkinder, – heute nach dem Gottesdienst – Sie waren kürzlich in der Kapelle, nicht wahr, Herr Doktor?

Albert *(nimmt aus einem Wandschrank ein Gläschen, in dem sich eine rötliche Substanz befindet):* Ist es dies?

Pfarrer: Ja, ja – sehen Sie, Sie haben das Blut Gottes geraubt – das dürfen Sie nicht wieder tun!

Albert: Herr Pfarrer, Sie wissen ganz gut, daß dies eine rote Bakterienart ist – Schimmel, wie Sie vielleicht sagen – die auf dem feuchten Holz des Kruzifixes wuchert.

Pfarrer: Ja, ja – aber es ist doch seltsam, daß es immer nur an einem bestimmten Tage im Jahr blutet, wuchert – just immer am letzten Freitag im Juli, und da haben Sie es gerade geraubt.

Egon: Waren Sie einmal am Theater, Herr Pfarrer?

Albert *(gleichzeitig mit Egon)*: Herr Pfarrer!

Pfarrer: Nun, nun – jedenfalls blutet es um die Zeit herum immer am stärksten. Aber Sie dürfen das nicht wieder tun; nein, nein – sehen Sie, meine Pfarrkinder sind friedlich, sehr friedlich, friedliche Leute, aber sie sind glaubenstreu, glaubensfest, und wenn sie die Schändung ihres wundertätigen Bildes zu unüberlegten Handlungen hinreißt, hinreißt, Herr Doktor –

Egon: Aber Sie müssen am Theater gewesen sein! Diese sonore Stimme! Dieses Mienenspiel! Wollen Sie nicht zurück? Ihr Embonpoint wird Sie nicht stören – spielen Sie zürnende Väter, spielen Sie doch Pfarrerrollen! –

Pfarrer *(der sich mit sichtlicher Mühe den Anschein gibt, als ob er Egon nicht hört, zu Albert)*: – hinreißt, Herr Doktor –

Albert: Beruhigen Sie sich; ich kann mit diesem Gläschen sämtliche Institute der Welt mit Material versehen – ich raube nicht mehr.

Pfarrer: Lieber Gott, nun geht das auch noch in alle Welt! *(die Brille auf die Stirn schiebend)* Und Sie werden gewiß auch darüber schreiben?

Albert: Auch darüber können Sie unbesorgt sein; was ich darüber schreibe – wenn ich überhaupt darüber schreibe – kommt keinem Ihrer Pfarrkinder je unter die Nase.

Pfarrer: Nun, das ist gut, ist gut; dann machen Sie es doch nicht wie der Doktor Vogel – was hat mir der Mann schon Sorgen gemacht! Was schreibt der Mann nicht alles! das ist ja der reine Gotteslästerer, der Gottseibeiuns – *(die Hände breit auf die Knie stützend und, mit vorgebeugtem Oberkörper, die beiden groß ansehend)* das ist ja der wahre Antichrist!

Egon: Doktor Vogel! Der ist friedlicher als Ihre Pfarrkinder zusammengenommen und könnte, was seinen Glauben betrifft, ganz gut, so gut wie Sie, heute Pfarrer sein.

Pfarrer: So? – So! – Aber was schreibt der Mensch nicht alles!

Egon: Ist auch nicht so schlimm. Sagen Sie Ihren Leuten nur, er sei ein harmloser Irrer, aber so etwas läsen die Städter gern.

Pfarrer *(lachend)*: Ja, jaja – *(plötzlich ernst und mit dem Finger drohend)* Aber Herr Lange, Sie sollten den Mann nicht in Ihrem Hause dulden! Nicht! Nicht! Ja, ja, lächeln Sie nur, die Welt ist bös, bös – es gibt Krieg, Krieg – *(eine Zeitung hervorziehend)*

Albert: Krieg? wo denn?

Pfarrer: Ja, lesen denn die Herren die Zeitung nicht? *(zu Egon)* Auch Sie nicht? Sie schreiben doch auch.

Egon: Ich lese sie mal; wenn ich mir ein neues Dienstmädchen suche, oder –

Pfarrer: Ja, ja, ein neues Dienstmädchen wird er sich wohl bald suchen müssen.

Egon: Was?

Pfarrer: Ja, ja, schlimme Zeit, schlimme Zeit – es gibt Krieg, Krieg – Gott befohlen, meine Herrn! *(mit Bedeutung zu Egon)* Gott befohlen, Herr Lange! Gott befohlen!! Ich danke Ihnen auch, Herr Doktor – schlimme Zeit, schlimme Zeit – *(ab)*

Albert: Du hättest ihn nicht kränken sollen. Wozu?

Egon: Ich kann ihn nun einmal nicht riechen.

Albert *(die Schultern zuckend)*: – Was meinte er denn mit dem Dienstmädchen?

Egon: Eine Dummejungengeschichte! Die Anna bekommt ein Kind vom – na rate.

Albert: Vielleicht vom Vogel?

Egon: Geraten. Nun hat der Schwarzrock mir den Hauptspaß verdorben – ich wollte dir nämlich Vater und Bräutigam zugleich präsentieren.

Albert: Du willst ihn mit ihr verheiraten – hast du Geld?

Egon: Deswegen komme ich ja zu dir; leih mir ein paar tausend Mark!

Albert: Gerne, mein Junge. Aber ich bin blank, blank. – Das Stipendium ist aus und ich muß in die Tretmühle zurück – es ist auch das Beste, man kommt hier auf Gedanken.

Egon: Nicht wahr? – Nun, auf heute Abend. *(ab)*

Albert: Ob das gut geht? Es sollte genügen, daß ihn die Philosophie toll macht, und jetzt noch die Liebe – mein Junge, das geht nicht gut. – Sehen wir uns das Blut Christi einmal näher an. *(er nimmt das rote Gläschen und setzt sich an das Mikroskop)*

4. Auftritt

Eßzimmer, auf dem gedeckten Tisch Blumen

Lange: Redet mir von dem Ordnungssinn, der Organisation, der Fähigkeit philosophischer Vertiefung, dem Gemüt, der sogenannten Kultur und dem Herrenmenschentum des Germanen soviel ihr wollt, der Romane, der Südländer, ist der glücklichere, erdennahere Mensch.

Jakob: Ja, erdennah! Wer das wäre!

Mignon: Ich wüßte jemand.

Jakob *(lauernd)*: Und das wäre?

Mignon: Anna.

Jakob: Tja, Anna!

Lange: Der Mensch ist doch schließlich dazu da, seine paar Jahre sich erträglich wohl zu fühlen, oberflächlich zu sein – denn sonst böte die Erde, bewohnt von einem Geschlecht, das mit ständigem Stirnrun-

zeln über seine Berechtigung zum Dasein nachgrübelte, das Bild jenes toll gewordenen Sterns – ich war im Süden, der Südländer ist der glücklichere Mensch.

Albert: Die Annahme der Tollheit oder der Unvernunft eines Dinges ist noch kein Gegenargument gegen die Existenz dieses Dinges.

Jakob: Tja, das sind so Fragen. Und nun dieser Mord in Sarajewo! Sollte es möglich, sollte es denkbar sein, daß wegen einer internen Fürstensache, einer ganz nebensächlichen Dynastengeschichte, die Völker aufeinander losschießen werden, diese Völker, die ihre Fürsten bestenfalls als Dekorum dulden?

Lange: Vielleicht sind diese Fürsten nur ein Mittel großer Volks-, Interessen-, Kapitalskreise, die jenen Mord als eine vom Himmel geschenkte Gelegenheit ansehen, aufeinander loszuschlagen – das Geld ins Rollen zu bringen – was meinen Sie, Doktor?

Jakob: Herr Professor, das sind Sachen, die liegen mir fern. Ich sehe immer nur das Äußere, gewissermaßen immer nur die Folgen an, die Gründe überlasse ich Ihnen, der Wissenschaft. Ich bin Feuilletonist, ich schreibe unter dem Strich, ich mache die Glossen zur Weltgeschichte, die ich Ihnen über dem Strich gern überlasse.

Egon: Und, von Ihrem Standpunkt aus gesehen, kommt dann letzten Grundes nichts weiteres heraus, als daß einige Millionen Menschen eine andere Briefmarke benutzen.

Jakob: Ja, das wäre die feuilletonistische Quintessenz der Weltgeschichte. Überhaupt, was erleben wir denn nicht feuilletonistisch? Unsere Art, zu essen, uns zu kleiden, unsere Unterhaltung, unsere ganze Kunst, Literatur, Musik, Theater – alles ist Kino und Feuilleton. Die Liebe ist das Feuilleton der Weltgeschichte!

Mignon: Anna als Feuilleton – !

Egon: Man könnte aber auch, mit deutschphilosophischer Tiefe gesprochen, von einer immanenten Notwendigkeit des Krieges reden, so, daß sich einmal die gesamte Menschheit der radikalen Wertlosigkeit, Sinnlosigkeit, der erbärmlichen Nichtigkeit des einzelnen Lebens wieder bewußt werden muß, auf daß sie wieder – oberflächlich wird.

Jakob: Auf daß alles Feuilleton wird, alles Theater! *(zu Albert)* Dann können Sie einpacken, Herr Doktor. Ja, wir Feuilletonisten! Wir haben übrigens eine verteufelte Ähnlichkeit mit den anderen großen Feuilletonisten, denen von der konservativen Sorte, denen im

schwarzen Rock. Haben Sie zum Beispiel von dem Blut Gottes in unserer Kapelle gehört? Ein famoses Theater!

Egon *(zu Albert):* Hast du es dir angesehen?

Albert: Er hat die Bazillenkolonie für den bestimmten Tag mit Hühnerblut verstärkt; das dunkelt rasch nach – aber das Blut Gottes ist fertig. Eine harmlose Sache, gegen die sich nicht viel sagen läßt. Du hast es vielleicht auch gesehen, Schwägerin? Du warst kürzlich in der Kapelle.

Egon: Du warst in der Kapelle? Du gehst zur Kirche? Vielleicht gar zur Beichte?

Mignon: Ich gehe manchmal hin – warum nicht? Es bekommt mir gut.

Lange: Laß sie hingehen; Weiber in der Kirche, das ist besser als wenn sie philosophieren oder gar schriftstellern.

Jakob: Ha! Es geht nichts über ein intelligentes Weib! *(da ihn alle erstaunt ansehen)* Habe ich vielleicht eine Dummheit gesagt?

Mignon: Nein, Doktorchen, aber eine gemacht. – Anna, bringen Sie Champagner! – Doktorchen, jetzt tanzen Sie auf meinem Finger – sehen Sie? wie Sie balanzieren? Wetten wir, daß du herunterfällst – mit einem Mordskrach herunterfällst und den Nacken brichst? – Drei Flaschen? Nein, – doch! das ist gerade recht – und nun stellen Sie sie vor den Herrn Doktor Vogel – denn dahin, Doktorchen, Vögelchen, gehören sie.

Egon: Anna, komm einmal mit. *(er geht mit ihr in das Nebenzimmer, wo man ihn auf sie einreden sieht)*

Mignon: Ja, Doktorchen, jetzt hast du Champagner, drei Flaschen, denn eins und eins gibt – auf die Dauer – drei!

Lange: Geburtstag – Sie haben Geburtstag, Herr Doktor?

Jakob: Ich – nein – – ja – selbstverständlich habe ich Geburtstag!

Lange: Nun, dann gratuliere ich herzlich und wünsche Ihnen, daß Sie noch einmal so sitzen werden, wie ich hier zwischen meinen zwei Jungen sitze, daß Sie zwischen Ihren Söhnen, Ihren Kindern sitzen werden; denn erst unsere Kinder, unsere Söhne vervollständigen –

Jakob: Oho! Ich weiß, was Sie sagen wollen, aber sagen Sie es nicht! das wäre die Bankrotterklärung der Persönlichkeit! Das wäre –

Egon *(mit Anna am Arm aus dem Nebenzimmer)*: Halt! Erst mußt du der Braut gratulieren –

Jakob *(fährt hoch, sein Stuhl fällt um)*: Der Braut?

Lange: Der Braut? Machst du auf einmal Witze?

Egon: Keine Witze! Doktor Vogel hat sich mit Anna verlobt.

Jakob *(brüllend)*: Sie sind verrückt!

Mignon *(legt ihm die Hand auf die Schulter)*: Still, Doktor!

Egon: Der Doktor ist nämlich unpraktisch, der sorgt eher für das Kind als für die –

Mignon: Siehst du – eins und eins gibt drei!

Jakob: Verdammt! *(will sich losreißen)*

Mignon: Still, Doktorchen! Und Anna taugt auch nicht viel; die – – na, und dann erst rückt sie mit ihrer Mitgift heraus. Anna hat fünfzehntausend, vielleicht noch etwas mehr, in bar.

Jakob: Anna? Fünfzehntausend? Blech! Einen Blech hat sie! Keinen Heller! Fünfzehn – – fünf Mark!

Mignon: Still, Doktorchen! Egon und ich verbürgen uns dafür; Anna bleibt natürlich so lange bei uns, bis alles geregelt ist, und dann *(klopft ihn auf die Schulter)* binden wir den Vogel schon fest.

Jakob: Aber ich habe doch auch ein Wort –

Mignon: Still, Doktor, sei vernünftig. Wie du jetzt lebst, geht es nicht weiter; du verdienst schönes Geld, aber es ist fort, ehe du es in der Hand gehabt hast. Du lebst in ewiger Geldnot und so im Kampf mit den täglichen Sorgen kommst du nicht zum Schaffen, du bist gar keine Bohèmenatur, du bist kein Schwabinger, du bist ein Schwabinger FAUTE DE MIEUX –

Jakob: Ja, ja – ich bin ein Schwabinger FAUTE DE MIEUX.

Mignon: Und darum verzettelst du dich und am Ende ist nichts übrig als ein armer Theaterkritikus. Das siehst du ein. Du mußt ein Heim haben, jemanden, der für dich sorgt, der dich liebt, damit du endlich einmal und in Ruhe größere zusammenhängende Sachen schreiben kannst – du mußt dich konzentrieren können – du! ein Kinostück!

Jakob: Ja! ein Kinostück!

Mignon: Und da ist Anna die gegebene; sie ist ruhig, häuslich, mütterlich, sie ist erdennah! – Mit deinem Einkommen, das sich bei einer häuslichen Lebensweise vergrößern wird, und mit Annas Geld, das, wie gesagt, sicher ist, habt ihr auf zehn, zwölf Jahre die Mittel, von

denen ihr leben könnt. Denn nach zehn, zwölf Jahren ist es doch mit dir aus, und ob du dann als federlahmer Journalist –

Jakob: Federlahmer Journalist ist gut! Flügellahmer! Flügel! Flügel! Aber das ist nicht wahr! Ich werde nicht alt, es ist niemals mit mir aus, ich bin ewig jung, ein ewig grünes Feuilleton – *(deklamierend)* Ich schwinge meinen Haselstecken –

Mignon: Nur einen Augenblick! Ich meine nur, es kann doch so kommen, es ist doch immerhin möglich; und da meine ich eben, ob du nach zwölf Jahren als flügellahmer Journalist hungerst oder verhungerst, das ist doch gleich.

Jakob: Hungerst oder verhungerst – tja, das mag wohl wurscht sein. Aber *(deklamierend)*:

Ich hab mich nie zu jenem feilen Troß geschlagen,
der meint, es dürfe jeder nur ein Liebchen haben,
und alle andern, noch so schön und rein,
dem Fluche frostigen Vergessens weihn.

Mignon: Nein, nein! Du mußt nicht glauben, daß du gebunden bist; Anna wird so vernünftig sein und dich gerne einmal ein paar Wochen ins Gebirge, an die See –

Jakob: Danke, mit der Natur kann ich nichts anfangen.

Mignon: – in die Residenz loslassen. Kommst du dann, beladen mit neuen Eindrücken, wer weiß, mit neuen Rosenketten, zurück, so hast du ein Heim, in dem du schaffen kannst, ein Künstlerheim; und so, so wird's.

Jakob *(streckt Anna die Hand entgegen)*: Topp! Die bräutliche Anna oder der Umweg zum Kinostück – Donnerwetter! – An meine Brust, du Süße, Reine! Werde mein, Eudoxia! Denn so werde ich dich fortan bezeichnen. *(nimmt ihren Arm, sehr pathetisch)* Ich liebe eine Mutter! *(während Egon, Albert, Lange und Mignon ihnen gratulieren, mit leise sein sollender Stimme zu Anna)* Irrst du dich auch nicht?

Mignon und Anna: Aber Jakob!

Jakob: Tja – ich bin eben Erotomane. *(wie Egon im Begriff ist, die Champagnerflaschen zu entkorken, stürmt Herbert Dohring ins Zimmer)*

Herbert *(ein Blatt schwingend)*: Krieg! Krieg! Die Mobilmachung! *(alle fahren auf)* Kriegserklärung an Rußland! – Frankreich, Österreich, Rußland, Frankreich – – –

Lange: – Dieser Wahnsinn! – Und ihr müßt mit!

Herbert: Aber wir hauen uns durch! Egon! Albert! *(die Arme um sie schlingend)* Freunde, in den Krieg!

Egon: – Wieso?

Herbert: Wieso? Begreife doch! Es ist Krieg! Krieg! Ah, das mußte kommen! *(strahlend)* Jetzt ist er da – der Krieg! *(läuft aufgeregt, Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! pfeifend im Zimmer umher, darauf in das Nebenzimmer, wo er die Wacht am Rhein spielt)*

Lange *(aufhorchend)*: Kinder! und ihr dürft mit!

Egon *(wie Albert ihn fragend ansieht, leise den Kopf schüttelnd)*: Nein. *(während Mignon ihn mit großen Augen ansieht und Lange, Jakob und Anna Arm in Arm Lieb Vaterland, magst ruhig sein! singen, fällt der Vorhang)*

II. AUFZUG

1. Auftritt

Arbeitszimmer, früher Morgen

Egon *(am Schreibtisch, Manuskripte)*: Ich bin noch nicht ganz daheim, in meinem Kopf braust noch der Bach, auf dessen Granitblöcken ich den Sommer verträumte – der Staub mit den sieben Farben tanzt noch vor meinen Augen und unter ihm die von Stein zu Stein hoch aufspringenden Wellen – wie weiße kalte Stiere wüten sie jählings, jählings zu Tal! *(umherblickend)* Es ist so still um mich! – *(beginnt in den Manuskripten zu blättern)* Und das soll nun alles zu Ende sein? Das gut Begonnene, kühn Geschaute und bedächtig Geplante – das soll nun alles nicht mehr sein? Das soll nun alles auf ein wahnwitziges VA BANQUE-Spiel gesetzt werden? Eine Einzigartigkeit, die nie wiederkehrt, soll vor ihrer Reife abdanken, nur weil sie in einem bestimmten Lande geboren ist und gerade Glieder hat? Weil ich Knochen habe wie ihr, soll ich auch einen Kopf – keinen Kopf ha-

ben wie ihr? – Es ist das Massengefühl, das da draußen, rings um dieses Land wild geworden ist, wild gemacht worden ist und nun schäumt und Gischt und Spritzer zu mir herüber wirft – aber ich habe nie mit euch gedacht, geschweige denn gefühlt und werde auch jetzt nicht mit euch denken, geschweige denn fühlen – was rege ich mich auf! *(nimmt die Feder und beginnt in den Manuskripten zu blättern – – wirft die Feder wieder fort; zum Fenster hinaussehend)* Brandet nur und braust um dieses Land, werft euren Gischt schäumend hoch über die Berge und leckt mit euren roten schillernden Wassern lockend die Täler herauf – und wenn die ganze Erde im Blute kocht, ich bleibe kalt. Durch die Gassen hetztet ihr mich, hungernd, frierend, bettelnd; was ich schrieb, trieb euch die feige Scham ins Gesicht oder ward eurem Unverstand zum höhnischen Gelächter – und zum Dank für Hunger und Hohn soll ich euch heute in blind vernagelter Begeisterung mein Blut geben, damit euer aufgeblähter Unverstand noch wachse, mauerdick, und eure Pfeffersäcke noch schwerer werden? Denn eure Pfeffersäcke haben den Krieg gewollt, nicht ihr, ihr nicht! – – Was geht's mich an! – Sie haben einen feinen Trick, sie appellieren an die „Männerwürde", aber – um euch nicht feige zu scheinen, soll ich gegen mich selber feige sein? – Was will ich nur? Es zwingt mich keiner – es zwingt mich nichts. *(es klopft)*

Jakob *(vergnügt)*: Guten Morgen, Herr Lange! Ich wußte, daß Sie Frühaufsteher sind, aber hätte Anna – *(behaglich lächelnd)* meine Braut, mir nicht bestimmt gesagt, daß Sie bereits seit Stunden auf den Beinen sind, ich hätte mir niemals die Freiheit genommen, Sie, zumal Sie *(mit einem Blick auf die Manuskripte)* augenscheinlich beim Packen sind –

Egon: Beim Packen? Ich bin gestern gekommen und soll schon wieder packen?

Jakob: Sie gehen also auch nicht mit?

Egon: Auch? Wen meinen Sie mit dem „auch"?

Jakob: Mich! *(mit einem Versuch, zu scherzen)* Von allem Übrigen abgesehen – als frischgebackener Bräutigam – – Also Sie wollen wirklich nicht mit? Das hätte ich nicht erwartet. Sie, der Sie selbst von der Notwendigkeit eines Krieges, eines baldigen Krieges geschrieben haben –

Egon: Nicht von der Notwendigkeit dieses Krieges! Ich habe einmal über den Krieg geschrieben und habe geschrieben, es täte uns bitter

not, daß das langsam schleichende Mißbehagen, der Nihilismus unserer Zeit ein schnelleres Tempo anschlüge, daß er rapide zu einer allgemeinen tiefsten Deprimiertheit, zu einer breiten helläugigen Erkenntnis der Sinnlosigkeit, Wertlosigkeit und unrettbaren Verfahrenheit unseres verlogenen wissenschaftlichen, ästhetischen und sittlichen Zustandes anwüchse, so sehr anwüchse, daß er mit elementarer Notwendigkeit zu einer endlichen Entladung, Befreiung drängte, und diese wäre eben der Krieg, der allgemein gewollte Krieg – aber dieser Krieg ist nicht gewollt, er ist gemacht! – Aber was geht Sie das an. – Und wäre es auch der andere, der gewollte – ich habe auch von der vorübergehenden Notwendigkeit eines philosophischen extremen Materialismus geschrieben – und Sie wissen, daß ich alles andere eher – mehr bin als Materialist. – Sie wollen also zu Hause bleiben? Und zwar „von allem übrigen abgesehen, als frisch gebackener Bräutigam" – was ist denn zum Beispiel dieses „alles übrige"?

Jakob: – Ich bin theoretischer Anarchist, richtiger Egotist, in erkenntnistheoretischer Beziehung Solipsist – ich verdamme den Krieg, ich bin nicht dazu da, um mit meinem Blute die Unfähigkeiten der Diplomaten gut zu machen – ich bin Künstler, der Krieg aber ist Spekulation, Kaufmannssache, Fürstensache – ich habe mir alles klar überlegt – mein Leben ist auf dem aufsteigenden Ast, verlöre ich es jetzt, so wäre es ein kleiner Anfang und ein großer Unsinn gewesen. Nach meiner philosophischen Überzeugung kommt aber zuerst das allein Wirkliche, das ist das Ich, und die Moral des allein Wirklichen, die ist: werde, der du bist! und dann erst die Bedingung des Wirklichen, die Welt, der Staat mit seiner Tyrannis und Herdenmoral –

Egon *(der ihm lächelnd zugehört hat)*: Soll ich Ihnen sagen, welche zwei Worte bei Ihrer Überlegung den Ausschlag gaben?

Jakob: Zwei Worte? Das ist doch wohl etwas mehr als zwei Worte!

Egon: „Mein Leben wäre ein kleiner Anfang und ein großer Unsinn gewesen".

Jakob *(sehr erstaunt)*: Woher wissen Sie das?

Egon: Weil es so gut klingt, weil es wie eine Formel, wie ein Schlagwort klingt.

Jakob: Das ist stark!

Egon: Sie sind eben in der glücklichen Lage, daß Ihr Leben nur aus Worten besteht; was Wunder – nicht wahr? –, wenn sich da die Wor-

te um ihre Schlagworte scharen und ihnen folgen, wie – die Soldaten ihrem Leutnant folgen, und sei er auch noch so ein windiger Tropf. Wetten wir, Herr Doktor, daß Sie, wenn ich Ihnen das entgegengesetzte Schlagwort gebe, voll überzeugt in den Krieg gehen?

Jakob: Unsinn! Ich gehe nicht in den Krieg! Ich kann hier, in diesem Lande genau so gut leben wie drüben, ich habe hier denselben, vielleicht einen besseren Absatz als drüben. Ich bin zu etwas Besserem da, als wie der erste beste Pferdeknecht als Kanonenfutter zu dienen; ich bin kein Kanonenfutter, ich bin ein freier Mann, ein Bürger, kein Untertan!

Egon *(ihn auf die Schulter klopfend)*: Bravo, Herr Doktor! Heute Abend sprechen wir uns wieder.

Jakob *(wütend schreiend)*: Ich verbitte mir das, Sie – Sie –

Mignon *(im Morgenkleid)*: Nun – nun – Doktor –

Jakob: Doktor! Doktor! Warum nicht lieber Doktorchen? Du hast mich betrogen, dein Mann hat mich betrogen, Anna hat mich betrogen, – belogen habt ihr mich! Anna hat kein Geld! *(Egon zuckt die Achseln und geht hinaus)* Ja, gehen Sie nur – Sie – Sie –

Mignon: Bist du toll? Soll er dir eine Kugel durch den Leib jagen?

Jakob: – – Meinst du? Meinetwegen.

Mignon: Meinetwegen! – Warte etwas, dann geh zu ihm, bevor er zu seinem Herbert läuft oder ihn dir auf den Hals schickt – er hat einen Pik auf dich, mein Junge.

Jakob: Weiß er was?

Mignon *(ihn nachäffend)*: Weiß er was? – Du weißt selbst, daß da nichts zu wissen ist! Was habt ihr gehabt?

Jakob: Nichts – ich sagte ihm meine Gründe, weswegen ich keine Lust hätte, mich zu stellen – mich nicht stellen kann –

Mignon: Und da zog dich der Aristokrat und Rassenfatzke auf – nicht wahr, mein Junge?

Jakob: Rassenfatzke – pah! er bleibt selber zu Hause.

Mignon: Das ist noch nicht sicher – aber sicher ist, daß du nicht zu Hause bleibst – – laß gut sein, Doktorchen, *(gibt ihm die Hand)* und nun geh und entschuldige dich. – Geh nur, er nimmt dir das Wort vom Munde weg, wenn er deinen guten Willen sieht *(Jakob ab)* – wenn er dein dummes Gesicht sieht. Aber ich kann mir nicht helfen, ich hab ihn gern, und den anderen – ich weiß es nicht, es ist nicht meine

Schuld, ich kann nichts dafür. – Wenn er in den Krieg ginge, wenn er irgendwo blutbedeckt, fiebernd auf dem Stroh läge und von jenem DANCING-GIRL phantasierte –! Aber so – – ich möchte wissen, was er eigentlich an mir liebt –. Was es vorher war, – *(lächelnd und mit dem Kopf nickend)* – aber jetzt? Das Band? Er schämt sich seiner Liebe? Aber seines Körpers schämt er sich nicht.

Jakob *(vergnügt zurück)*: Er hat es mir überhaupt nicht übel genommen.

Mignon *(für sich)*: Das glaubt noch, daß er ihm im Ernst etwas übel nähme!

Jakob: Du scheinst übrigens recht zu haben; es ist durchaus nicht so ausgeschlossen, daß er noch heute zu seinem Kommando fährt.

Mignon: So? Erzähle! Was sagte er?

Jakob: Nichts Bestimmtes – er fragte mich nur, ob ich wirklich zu Hause bliebe.

Mignon: Und?

Jakob: Und als ich sagte, daß das selbstverständlich sei, meinte er nur, daß er vielleicht doch gehen würde.

Mignon: Wörtlich! Wörtlich! Was sagte er wörtlich?

Jakob: Wörtlich? *(markiert ihn nachäffend)* „Also, Sie bleiben wirklich zu Hause? – Na, dann werde ich wohl packen."

Mignon *(die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, für sich)*: Kann man solches Kind sein! – *(laut)* Jakob, dir ist nicht zu helfen.

Jakob: Wieso? Was ist denn nun wieder?

Mignon: Nichts, nichts, mein Junge – komm her mein Junge – *(küßt seine Augen)* du hast ja keine Augen im Kopf. *(wie er sie umarmen will)* Nein, nein! Nicht mehr! *(Jakob ab)* – Wenn ein Ding wie Jakob Vogel zu Hause bleibt, kann ich nicht zu Hause bleiben – was mache ich mit dem Menschen? – Und das gute Wurm – ich weiß nicht, was ich machen soll. *(sie setzt sich vor Egons Schreibtisch und blättert mechanisch in den Manuskripten)*

Egon *(eilig, mit Hut und Überzieher)*: Nein, Mignon! Das ist Kladde! Nicht die Kladde! Du weißt, meine Konzeption ist die kitschigste der Welt – hier, ein Privatissimum für dich und du wirst darüber nicht böse werden. *(er küßt sie auf den Nacken, wobei sie ihm über das Haar streicht)*

Mignon *(ohne aufzusehen)*: Wo gehst du hin?

Egon: Zu Herbert.

Mignon *(ebenso)*: Wegen Vogel?

Egon: Ach! Vogel! Mignon, vielleicht gehe ich doch.

Mignon *(ihn voll ansehend und ihn zu sich niederziehend)*: Es wäre das Beste. *(Egon ab)*

Mignon *(die Manuskripte von sich fort schiebend)*: Und dieses verbrannt! Ich hasse es! hasse es! *(zu dem alten Lange, der, ohne daß Mignon sein Klopfen gehört hat, eingetreten ist)* Ja, ich hasse es!

Lange: Du glaubst jetzt, das zu hassen, was damals dich in seine Arme getrieben hat?

Mignon: Ja, ja! Um es dir zu sagen: als ich in seine Arme kam, waren diese Arme leer; das, das da, das bekritzelte Papier, diese Anbetung vor sich selbst, diese Wichtigtuerei, dieses ganze Geschreibe, dieses – Geschwätz um nichts – laß mich! um Nichts! – das ist Er, das ist der ganze Mann! Außer dem da ist er nichts!

Lange: Mignon!

Mignon: Denk es nur! Sag es nur – es ist ein schmutziges Wort, sag es doch!

Lange: Es ist kein schmutziges Wort. Er ist doch nun einmal so; das ist eben seine Einzigartigkeit – und er ist ein Mann, Mann genug – er ist tapfer, kühn, waghalsig ist er, das weißt du so gut wie ich. Und er liebt dich auch.

Mignon: Einzigartigkeit! Kommst du auch damit? Was ich mir dafür kaufe! Ich bin auch einzigartig, genau wie er, und wenn ich auch Fabrikware bin, wenn ich auch keine Preisarbeit geschrieben habe über die transzendente Realität der Zeit – ich fühle mich, kenne mich, ich weiß und empfinde stündlich, daß ich anders geartet bin als du, als er, als die Masse, als die andern. Aber das ist auch was Rechtes! Einzigartigkeit! Und „tapfer, kühn"! Weißt du, wozu er tapfer ist? Tapfer genug, die steilste Wand hinaufzukraxeln – warum? Um das Gefühl der Gefahr, um sich in der Gefahr zu fühlen – wörtlich, so ist es wörtlich! Und warum? Um dieses Gefühl wieder auf das Papier zu kritzeln! Nur um das! Nur um das Papier ist er tapfer! Und „liebt mich"! Weißt du: er hat sich seine Liebe zurecht gelegt; ich bin ihm das „Band", das Band zwischen Dem da und seinem Leib – er geniert sich seines Leibes – und weißt du, vor wem? Vor dem da; es ist zum Lachen, vor dem Papier geniert er sich! Und

so bin ich halb Kameradin, Jüngerin, und halb sein Weib, sein Tier – aber ich will seine Geliebte sein – um meinetwillen soll er seine Pistolengeschichten ausfechten, um meinetwillen seine Gipfel erklettern – aber nicht um das! Nicht um das Papier! Es ist zum Lachen! Zum Heulen ist es!

Lange: Kind, du weißt, daß er ohne dich nicht leben kann.

Mignon: So? So? Weswegen will er denn nicht in den Krieg? Vielleicht aus Angst, mich zu verlieren? Vielleicht aus Angst, daß die erste Kugel ihn trifft und ich einem andern gehören werde? – Er geht nicht in den Krieg aus Angst um das! Aus Angst, er könne nicht fertig werden – vor der Zeit nicht fertig werden – mit dem Gekritzel nicht fertig werden – das ist's! Ich bin schön, bei Gott! er weiß nicht, wie schön ich bin, wie wild ich bin – und ehe das nicht verbrannt ist – *(Anna tritt ein und überreicht eine Depesche, die Mignon erbricht)* Burger kommt! Nun wird man dir einheizen, mein Junge!

Lange: Wo ist er? Ich will zu ihm gehn.

Mignon: Zum Herbert ist er – *(bittend seine Hände ergreifend)* Vater, zwinge ihn! Er liebt dich mehr als mich, er achtet dich mehr – zwinge ihn!

Lange: Lieben? Ich dachte, er liebte dich – und wenn er dich nicht liebt, liebt er nichts – und ich soll ihn zwingen? Ich soll ihn in den Krieg schicken, damit du deine – deine Freude hast. Aber das ist hier alles gleich – es ist Krieg, und er muß! *(ab)*

Mignon: – – – Und wenn er es tut, tut er es aus Stolz, weil andere, weil ein Vogel zu Hause bleibt, oder um darüber zu schreiben – aber er tut es nicht um mich, nicht um mich zu gewinnen – und so wird er nie, wird niemand wissen, wie schön ich bin.

2. Auftritt

Hotelzimmer, wie I. Aufzug, 3. Auftritt

Herbert: Also es ist ausgeschlossen, daß er geht?

Albert: Wenn wir es ihm nicht so darstellen, daß er glaubt, er gehe freiwillig, besser noch, es geschähe irgendwem zum Trotz. – Aber das müßte von weither eingefädelt werden, und dazu fehlt die Zeit. Und sollte es wirklich gelingen, ihm einen solchen Grund vorzutäuschen:

sollte er auch nur das Geringste wittern – und du weißt, er ward der bis zum Unrecht, bis zur Dummheit mißtrauische Mensch und Mißtrauen hat die feinsten Fühler – er deckt uns im selben Augenblick alles auf, wirft alles über den Haufen, er bringt es fertig, falls er schon im Felde steht, und desertiert.

Herbert: Aber Mignon!

Albert: Suche ihn durch Mignon zu bewegen, die besten Seiten aus einem seiner Bücher zu streichen – er tut's. Aber hier – du kennst seine „Weibsverachtung": das Weib hat bei allem nur den sexuellen Zweck und kennt keinen objektiven Grund, in der Kunst mag ihre Phantasie ihr zuweilen erlauben, sich besser als wir in eine bestimmte Rolle zu versetzen und ihr natürliches Kunst- und Schmuckverständnis mag ihr oft das Passendste und allein Wirkende zeigen – nein – hier würde er sofort die Komödie durchschauen und Mignon auslachen und uns mit.

Herbert: Aber ist er von allen Göttern verlassen? Sein Schwiegervater ist stockkonservativ und setzt ihn an die Luft. Glaubt er vielleicht, sich hier halten zu können? Er verdient durch seine Arbeiten nichts und nach acht Tagen fliegt er über die Grenze – und dann?

Albert: Darum können wir nur mit der nackten Not rechnen –, daß er bewußt vor ihr kapituliert. Denn er ist verwöhnt geworden, und da er auch Mignon verlieren würde – es ist eine Möglichkeit.

Herbert: Es ist ein Jammer – schon, daß ein Mensch überhaupt in diesen Konflikt kommen kann! Denn was er auch tut, er schreibt sich das Todesurteil; denn daß er eine solche Kapitulation erträgt – gibt es nicht. Er wird, kehrt er zurück, verbittern, sich selber verkleinern, mit einer maßlosen Ungerechtigkeit über alles herfallen; vor allem, er wird sein Vaterland, auf das er als Dichter angewiesen ist, als ein Zuchthaus betrachten, es nicht genug schmähen können – all sein Gutes wird sich in das Gegenteil verkehren, er wird klein, gehässig, schielend, ein anarchistischer Krakehler werden – es wäre aus mit ihm – ein Jammer.

Albert: Warten wir, vielleicht fallen die ersten Schlachten unglücklich aus –

Herbert: Das würde ihn überraschen, schmerzen, denn er war Soldat, aber dann würde er sich seines Restchens patriotischen Massengefühls schämen und würde noch starrer werden – und – er wünscht

auch den Deutschen keinen Sieg; denn ein neuer Sieg würde die militaristische Vergiftung Europas vervollständigen. –

Albert: Vielleicht, daß seine Rauflust –

Herbert: Die würde ihn eher Fremdenlegionär werden lassen, als daß er sich zu einem Kampfe, den er nicht vorher mitgewollt hat, zwingen ließe.

Albert: – – Wann fährst du?

Herbert: Heute Abend – ich habe schon einen Tag zugegeben, ich müßte schon morgen in Güstrow sein.

Albert: Güstrow – Artillerie?

Herbert: Artillerie – Feldartillerie – ah! wollte er doch mit! – Und du?

Albert: Ich fahre zum nächsten Bezirkskommando. *(es klopft)*

Herbert *(aufspringend)*: Egon!

Egon *(eintretend)*: Sage einmal, Herbert, wo müßte ich mich stellen?

Herbert *(auf ein Zeichen von Albert hin)*: Ja, mein Lieber, das hast du doch schwarz auf weiß in deinem Paß.

Egon: So – vielleicht finde ich ihn. Wann fahrt ihr?

Herbert *(ausbrechend)*: Also du fährst mit!

Egon: Ja. – Ist es vielleicht nicht recht?

Herbert *(ihm stürmisch die Hände drückend)*: Ja, ja! Mein Junge! *(da Albert ihm zu gehen winkt)* Also wir fahren zusammen. *(drückt Egon noch einmal stumm die Hände, ab)*

Egon *(nach einem abermaligen peinlichen Schweigen):* Was hatte er?

Albert: Nun, er freute sich, daß wir zusammengehen. Das ist doch selbstverständlich.

Egon *(lächelnd)*: Also ein Komplott! Und die Lösung platzt etwas überraschend auf eure weisen Häupter. – Aber ihr habt es nur dem Vogel zu verdanken! *(das Fenster aufreißend)* Herbert! He! Herbert!

Herbert *(tritt wieder ein)*

Egon: Es ist ja gleich, ob ihr es wißt – aber glaubt nicht, daß ich blind bin! Glaubt nicht, daß mich nur irgend einer der Gründe, die euch alle zusamt wie eine begeisterte Lämmerherde in den Krieg treiben, hat mitgehen heißen; glaubt nicht, daß ich nicht weiß, daß nicht die Völker die Herren über ihre Politik sind, sondern kleine Cliquen einer Absatz-, Anleihe-, Konzessionen- und was weiß ich! hungrigen Großindustrie; schmutzige Exporteure sind die Herren der Welt, und

die buntberockten Botschafter ihre handlangernden Agenten. Nichts weiß das Volk von dem, was geschieht, was mit ihm geschieht, wozu man es gebraucht; weiß nicht, daß das Blut einiger Millionen nichts ist als die ULTIMA RATIO für den Absatz von Schienen, Wolle, Alkohol und Geld; weiß nicht, daß man ihm mit den blut- und fluchbeladenen Phrasen Ehre, Vaterland, Zivilsation und Kultur dieses Blut abzapft; weiß nicht, daß es nur um der Dividenden von Krupp und Creusot willen in den Tod marschiert! Weiß nicht – aber das ist nicht wahr! Es weiß! Es weiß Bescheid um seine geld- und kundenhungrige Oligarchie! Die wenigen, die es nicht wissen, die noch immer nicht die Lüge der vermaledeiten Phrasen durchschaut haben, die – mögen sie zu Grunde gehen! Aber die Mehrzahl weiß! Die Mehrzahl marschiert, trotz ihres Wissens, daß sie für etwas ihr Leben hingeben wollen, das dieses ihr Leben, falls sie „gewinnen", falls sie übrig bleiben, nur noch tiefer in die Knechtschaft schlägt! Diese Menschen, die zum Tode bestimmt sind, wissen, daß ihr Feind von Anbeginn – der große Krämer, der ihnen jeden Bissen, jeden Trank, jede Stunde vorschreibt – sie dazu zwingt. Aber dennoch marschieren sie, aus einer kleinen scheuen Herdenangst und machen in einem bangen Rausch der Selbstbetäubung in einem atavistischen Patriotismus; und das ist das Ekelhafte, das Niederdrückende, das alle Hoffnung Raubende und mich unbedingt zur Ablehnung Zwingende dieses Krieges. Das läßt mir jede Hoffnung auf eine Fähigkeit des Menschen zur endlichen Selbstbestimmung zu Schanden werden – sie möchten gerne für ihre persönliche Freiheit sterben, aber sie sterben, wissend, mit Widerwillen – aus Gehorsam, für ihre Knechtschaft! Sie sind Sklaven und sind verdammt, ewig Sklavenseelen zu bleiben. – Aber das will noch nichts sagen! Denn sind die Machthaber, diese nach Kunden, nicht nach Untertanen lechzenden Oligarchen würdig, die Spielleiter dieses Krieges zu sein? Sind sie würdig, die Herrscher und Schlächter dieser Millionen Sklaven und Sklavenseelen zu sein? Haben sie das Recht in sich, ein Blutbad für sich zu erregen, wie es die Welt noch nicht gesehen haben wird? Lohnt sich dieses „für sich"? Sind es so strahlende Sterne des Typus Mensch, daß dieses Meer von Blut ihre Reinheit nicht befleckt? Stehen sie, funkeln sie hoch genug über diesem Meer, daß seine Spritzer und Schaumwolken sie nicht erreichen? Oder hebt sie auch nur dieses blutige Meer zu einer strahlenden Höhe hoch? Seht sie euch an! Seht euch ihre Bücher an, ihre Häuser, seht euch nur ihre Kleider an! Ihre

Vergnügungen, ihre Schauspiele, ihre Musik, seht euch nur ihre Maitressen an – aber sie sind zumeist nur lendenlahme Familienväter. Seht euch nur ihre Gesichter an! In die Kirche gehen sie – sie gehen sogar in die Kirche! Sie predigen sogar selber! – Aber ich weiß es, ich höre euch schon: Das ist nun alles gleich, jetzt darfst du nicht mehr rückwärts sehen; der Krieg ist da, wie ein Taifun, den irgend böse Geister losgelassen haben, ist er da; nun hilf retten, was noch zu retten ist, hilf, daß wenigstens dein Volk, dem du die Sprache und alles Tiefe verdankst, nicht zu Grunde geht; hilf, daß die Schönheit und tausend Glücksgüter deines Heimatlandes nicht zu einem Trümmerfeld werden, hilf wenigstens dieses Unheil abwenden auf ein anderes Volk. Nach dem Krieg, meide es, fliehe es, sieh es nie wieder, sei gerne heimatlos, nur jetzt – trage die Verwüstung in ein anderes Land. – Ich aber sage euch: mag dieses Volk, das so feige war, daß ich ihm sein Gutes abringen mußte, das so feige war, daß es all mein Helles, Gutes, das ich ihm wiedergeben wollte, mied wie die Pest, das zu feige und unfähig war, sein Geschick zu lenken, das so feige war und in der Erkenntnis der Lüge seiner patriotischen Phrasen doch in den Krieg zog, mag es zu Grunde gehen! Das Geschlecht der Menschen ist unausrottbar wie der Erdfloh, was schiert's, wenn ein Erdteil verwüstet und entvölkert wird? In dreißig Jahren ist's, als wäre nichts gewesen. Und darum – kein Punkt, den ich mit euch gemeinsam hätte! Dieser Krieg – nichts geht er mich an, ich hatte vorher nichts mit euch gemein und habe es noch weniger jetzt, ich verdamme ihn ganz und gar; wieviel Blut er kosten wird, wie er auslaufen wird, wie lange er währen wird, was er vernichten wird, ist mir gleich. Und dennoch marschiere ich mit und gehe mit euch – aus nichts, als aus einem puren, simplen, jämmerlichen Anstandsgefühl; wenn ein Lump, ein – Litterat zu Hause bleibt, kann ich nicht zu Hause bleiben und – – wer weiß! – ich räche mich einst und halte euch, dem alten Europa ein so brennendes Bild seiner Schande vor, daß – *(die Fäuste ballend)* daß –

Albert: Nun? Daß – – *(ihm die Hand auf die Schulter legend)* Weißt du, daß du eben ein Moralprediger, ein kleiner Krakehler, warst, der nicht einmal über einem Pöbelrummel, wie es der Krieg ist, steht?

Egon: Moralprediger – meinthalb. Jedenfalls handle ich nicht nach meinem Rezept, denn ich marschiere mit. Fragt mich, bitte, nicht zum zweiten Mal, warum? *(wie er gehen will, begegnet ihm in der Tür der alte Lange)*

Lange: Da treffe ich dich – also, ihr geht beide; beide ins Feld. Wollten meine alten Knochen noch, weiß Gott! ich ginge mit.

Egon: – – – Gewiß, warum solltest du nicht mitgehen.

Albert *(macht, wie der alte Lange Egon verwundert ansieht, ihm ein Zeichen und schüttelt den Kopf)*: Wir wollen uns den Abschied nicht schwer machen, wir tun wie die alten Weiber. Ich kann euch jetzt nicht brauchen. Adieu Egon, wir kommen zum Mittag. *(er drängt sie hinaus, macht sich dann bei seinen Instrumenten zu schaffen)* – Mach dir nichts vor, mein Junge; der Tag ist lang und bis du erst im Zuge sitzt – ich kann nichts dazu tun. – Wer weiß, in vierzehn Tagen ist alles aus. *(ein Präparat herausnehmend und es gegen das Licht haltend)* Wenn wir wie ihr wären – wenn wir, wenn die Not über uns kommt, uns, statt große Worte zu machen, einkapseln könnten wie ihr und uns in eine andere Pfütze, auf einen anderen Stern wehen lassen könnten – als ob es dort besser wäre! Leben heißt Not, und wenn es nicht Not ist, zieht es die Fühlhörner ein und schläft und döst und verfault; und was sich so Freuden nennt – Lockmittel zu neuer Not. Und was übrig bleibt, Wissen, Lernen – mach die Bude zu, alter Freund, sie war den Eintritt nicht wert. *(er beginnt unter den Sachen aufzuräumen)*

3. Auftritt

Flur in Egons Haus

Burger *(im „Turistenkostüm" – grünes Hütchen, Loden, Schillerkragen, Kniehosen, Bergstock – und Egon kommen die Treppe herauf)*: Ihr habt mein Telegramm nicht bekommen? Ja, auch auf die Schweiz wirft der Krieg seine furchtbaren Schatten; sie macht mobil und Post, Bahn, Bank, alles steht still oder rast in einer gefährlichen Unordnung durcheinander – aber es ist gut, daß du deine Pflicht als deutscher Mann erfüllen willst. Ich hatte schon meine Befürchtungen; ihr Schriftsteller seid ein etwas loses Völkchen –. Du schweigst; gewiß, es ist ernst, es ist schwer, von seinem Weib und Heim hinaus auf das Feld des Todes zu ziehen. Aber es ist auch etwas Großes darum, es ist auch ein Feld der Ehre, mein Sohn. Ganz Deutschland steht auf wie ein Mann, um seine erbärmlichen Feinde und Neider für immer zu Boden zu schmettern und – glaube mir!

Gott ist mit uns! Mut, mein Junge, *(ihm auf die Schultern klopfend)* entweder bringst du uns das Eiserne Kreuz, oder – wir wissen auch das Unabänderliche zu tragen. Wir geben stolz unser Teuerstes für unser Vaterland. Tröste Mignon, du wirst ihr viel zu sagen haben. Ich aber werde erst zu Tisch herunter kommen, denn ich bin müde, ich bin erschöpft. Danke, ich finde allein. *(er geht die Treppe hinauf)*

4. Auftritt

Wohnzimmer, Mignon und Anna beim Packen

Anna: Aber, gnädige Frau, braucht denn mein Bräutigam wirklich nicht mit in den Krieg? Und, nehmen Sie es mir nicht übel, gnädige Frau, wie ist es mit dem Geld? Denn, nun darf ich es der gnädigen Frau sagen, wir müssen bald, bald schon heiraten – es gibt doch, wenn Krieg ist, immer Notheiraten.

Mignon: Ja, Anna, ich weiß selbst nicht mehr, was wird.

Egon *(tritt ein und sieht ihnen schweigend eine Weile zu)*: Das könnt ihr nur wieder auspacken. *(da ihn beide verständnislos ansehen, mit demselben ruhigen Ton)* Das könnt ihr nur wieder auspacken. – Mignon, Anna, hört ihr nicht – ihr könnt damit aufhören, denn wir bleiben hier. *(er setzt sich auf das Sopha, Anna ab)* Mignon, dein Vater ist gekommen.

Mignon: Ja.

Egon: Mignon, dein Vater ist gekommen.

Mignon: Lieber, das wußte ich längst – dann fahre wenigstens meinetwegen – nur meinetwegen! Oder bleibst du vielleicht meinetwegen? Bin ich es, die dich hier hält?

Egon *(sie finster ansehend)*: Ich bleibe; und du – es kommt nur auf dich an; willst du oder willst du nicht?

Mignon: Ich will nichts, ich weiß nichts – macht, was ihr wollt. *(sich in einen Stuhl werfend)* Bist du ganz verblendet? Nehmen wir an, wir bleiben hier – aber wir bleiben nicht hier, denn der Vater gibt uns kein Geld – nie mehr an die See, nie mehr an das Meer! Und ich kann zwischen diesen Bergen nicht leben, das engt mich ein, das drückt mir die Brust ein, das drückt mich tot. – Und sollen die Leute mit Fingern auf uns zeigen? Denk an deinen Namen!

Egon: Die Leute – was gehen uns die Leute an? Und was kümmert diese Leute mein Name?

Mignon: Also willst du uns hier lebendig begraben?

Egon: Es gibt noch andere Meere und andere Küsten – meinst du aber, ich wollte uns vor den Leuten vergraben, *(heftig)* ja, das will ich allerdings!

Mignon *(triumphierend)*: Dann hast du also doch deswegen Jakob verlobt – aus Angst hast du ihn verlobt, aus Angst um mich – und aus Angst um mich willst du nicht in den Krieg!

Egon *(ruft in das Nebenzimmer)*: Anna! – *(Anna erscheint)* Ist Herr Doktor Vogel da? – Ich lasse bitten.

Mignon: Was willst du?

Egon: Vergraben, Mignon.

Jakob *(eintretend)*: Ah, Herr Conrefraktär –

Egon: Meine Frau sagt, ich hätte Sie aus Angst mit meinem Dienstmädchen verheiratet – was ist Wahres daran? Heraus damit!

Jakob: Ich verstehe nicht – übrigens, ich bin noch nicht verheiratet, Herr Lange – noch nicht!

Egon: Sie sind ein Narr, der nicht einmal zum Pistolenfutter taugt – aber ich werde Ihnen Geld geben, damit Sie wenigstens zum unbekümmerten Kanonenfutter taugen. *(ab)*

Jakob *(höhnisch)*: „Unbekümmertes Kanonenfutter" – *(nachdenklich)* „unbekümmertes Kanonenfutter" ist gut – *(heftig)* Hält man mich eigentlich in diesem Haus zum Narren?

Mignon: Nein, Jakob, für! für einen Narren.

Jakob: Hm – und die Verlobung?

Mignon: Die ist ernst gemeint – aber er hat dich aus Angst verlobt – verstehst du?

Jakob: Aus Angst? Topp! da schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. An meine Brust – –

Mignon *(ihn empört anblickend, dann lächelnd)*: Du schlägst gar keine – denn du gehst zuerst einmal in den Krieg, und höchst wahrscheinlich ohne Geld und folglich ohne Braut.

Jakob: In den Krieg? Da kommt der zweite Mann nicht wieder – ich wäre verrückt!

Mignon: Seien wir ehrlich, kleiner Vogel: ist wirklich viel verloren, wenn du ins Gras beißen mußt? Sieh dir dein Leben, deine „Arbeiten", deine Liebschaften und Freunde an – jetzt bist du mit dem Dienstmädchen deiner Herzensdame verlobt und ihr Mann geht, oder wollte in den Krieg gehen, weil du zu Hause bleibst – verstehst du? – Du bist ein amüsanter Hanswurst; und machst du zum Schluß einen vergnügten Strich durch dein Leben, so ist das ganze in einer Linie – *(mit einer Geste)* ein unbekümmerter Witz gewesen. Kommst du aber wieder – ich kann mir zwar nicht denken, daß du wiederkommst, man wird dich abschießen wie einen fetten Hasen – zwar tätest du deinem Vaterlande einen größeren Dienst, wenn du einen schmetternden Leitartikel, einen Haßgesang, ein neues „Du Schwert an meiner Linken" schriebst – kommst du aber wieder, mein Junge – pustend, narbig, asthmatisch, bärtig, braun, mit kriegerisch blitzenden Augen, *(hell lachend)* ein Held – du darfst garnicht wiederkommen! Du kommst auch nicht wieder, dann wäre die Linie krumm, mit einem heroischen Endschnörkelchen, dann wäre das Bild gestört – komm her, mein Junge – *(nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände)* Also gehst du nun? Machst du durch dein Leben einen vergnügten Strich?

Jakob: Holla! machen wir einen vergnügten Strich durch unser Leben! Der Kaiser braucht Soldaten, und wenn es auch nur unbekümmertes Kanonenfutter ist. – Und Anna?

Mignon *(zuckt die Achseln)*: Du hörtest, Egon besorgt euch Geld – er kann froh sein, wenn er von ihm *(zeigt nach oben)* für sich selbst einen Pfennig bekommt. – Kannst du einen Augenblick ernsthaft sein? Glaubst du, daß er feige ist? Aber er ist nicht feige – er stellt sich jedem, er schießt euch wie Hasen über den Haufen.

Jakob: Pah! Das ist Sport, da verläßt er sich auf seine kaltschnäuzige Hand. Aber hier ist's anders, hier rollen die eisernen Würfel, hier ist es ein grandioses ehernes Würfelspiel und – er hat nicht den Mut zum Spiel –

Mignon: Er hat einen wahnwitzig übertriebenen Begriff von seinem Wert –

Jakob: Wert! Das ganze Leben ist Spiel, und setzet ihr nicht das Leben ein –

Mignon: Nun schwätzt du wieder. Ach Gott! jetzt renommierst du mit deinem unbekümmerten Kanonenfutter – stell dir einmal vor, du

fällst; stell dir genau vor, du fällst – beim Sturm – ihr wußtet es schon am Abend und habt die ganze Nacht darauf gewartet, ihr wart die ganze Nacht wach – früh am Morgen, irgend eine Kugel reißt dich um – am Abend bist du schon mit zwanzig, dreißig zerrissenen Körpern eingescharrt – vielleicht ist dir der Kopf abgerissen – wie die Heringe eingescharrt – und nach acht Tagen lese ich in der Verlustliste: Reservist Jakob Vogel aus Duderstadt, tot.

Jakob: – – Ach, man darf sich das nicht so genau vorstellen.

Mignon: Und ich sage dir auf den Kopf, du fällst!

Jakob *(vernichtet)*: Mignon!

Mignon: Es ist nicht schade um dich, mein Junge –

Egon *(hastig eintretend)*: Herr Doktor, Sie kennen die Kempinskys, hat der Kempinsky Geld? – Teufel, wie sehen Sie aus!

Mignon: Er geht in den Krieg – als unbekümmertes Kanonenfutter, weißt du? *(sich an ihn schmiegend)* Und nun sagte ich ihm auf den Kopf, daß er fällt.

Egon: Nun ja –

Jakob: Dummes Zeug! Fällt! Was verstehst du davon? Wer weiß, ob ich überhaupt ins Feuer komme? Siebzig sind Dutzende Regimenter – Der Kempinsky? Der hat Geld.

Egon: Dann kommen Sie mit! Ich will sehen, ob ich ihn um ein paar tausend Mark erleichtere – es ist für Sie – Kommen Sie. – Mignon, dein Vater wartet auf dich, er ist wütend, höllisch wütend. *(Egon und Jakob ab)*

Mignon: Kempinsky? Ja, wenn Jakob ihn um ein mittleres Beamtenjahrgehalt anginge, unter der Bedingung, bei Katherinas Tees den geistreichen Litteraten zu machen –. Aber du mit deiner malkontenten Byronfratze, und um Jakob mit deinem Dienstmädchen verheiraten zu können –

Burger *(eintretend)*: Wo steckt er? Mir ins Gesicht: „Das verstehst du nicht, und ich nehme es dir nicht übel, daß du es nicht verstehst." Mir ins Gesicht! Der Hungerleider! Der Deserteur! Der Kaiser ruft und dieser Hungerleider, dieser Versifex, dieser Herr Schwiegersohn räsoniert: Ich denke nicht daran! Warum? Das verstehst du nicht. Das sage ich dir: bleibt er dabei, ich schleife ihn persönlich über die Grenze. *(es klopft, Mignon öffnet, der alte Lange tritt ein)* Sieh! Herr Professor! Ich gratuliere zu seinem Erziehungstalent, zu seinem

Herrn Sohn Größenwahn, zu seinem Herrn Deserteur! Weiß er's noch nicht? Sein Herr Sohn, der Egon, desertiert! Aber ich schwöre ihm –

Lange: Egon Deserteur? Es kann sich in diesem Fall höchstens um den Begriff Refraktär handeln; nicht Deserteur; Deserteur ist –

Burger: Deserteur, Refraktär – es ist beides gleich, vaterlandslos, pflichtvergessen, es ist beides hündisch feige. – Steht er vielleicht auf seiner Seite? Aber ich schwöre ihm –

Lange: Sie haben hier nichts zu schwören! Ich stehe auf Ihrer Seite – es ist mir unbegreiflich, es bricht mir das Herz, wenn Egon wirklich zurückbleibt. – Aber er hat hier nichts zu schwören, Sie haben mir nichts zu schwören, Herr Burger! – Egon war bereit, mitzugehen, zusammen mit Albert und Herbert, und erlaubten es meine alten Knochen, ich ginge selber mit – aber hier ist was geschehn! Es hat ihn jemand abspenstig gemacht – *(sieht Mignon an, die den Kopf schüttelt)* Dann haben Sie es getan!

Burger: Wenn Sie Hungerleider – *(in dem Augenblick, wie er auf den alten Lange losgehen will, treten Albert und Herbert ein)*

Albert *(ruhig auf Burger zuschreitend)*: Wenn Sie Ihre großjunkerlichen Manieren fortsetzen wollen, dann versuchen Sie es bei mir.

Anna *(eintretend, mit einem Extrablatt)*: Bombardiere Libau! Libau brennt!

Burger *(reißt ihr das Blatt aus der Hand)*: Ha! Hört ihr das deutsche Schwert aus der Scheide rasseln?!

Herbert *(zu Mignon)*: Was ist passiert?

Mignon: Er geht nicht.

Herbert: Das ahnte ich!

Burger: Noch ein Deserteur? Libau brennt und noch ein Deserteur?! Oder noch ein Refraktär, wie der Herr Schulmeister sagt? *(in plötzlich ausbrechender Wut zu Lange)* Ein Kuppler sind Sie! Sie haben Ihren hungernden Versifex an meine Tochter verkuppelt, verkuppelt! Und jetzt halten Sie ihn zurück, Sie, Sie, ihr alle haltet ihn zurück, um mein Geld! Mein Geld wollt ihr haben! Aber ich schwöre euch – *(da sich alle von ihm entfernt haben und ihm den Rücken zukehren, brüllend)* Ich will Antwort haben!!

Herbert *(langsam hervortretend)*: Ich verbürge mich für Egon, er ist kein Mitgiftjäger, er hat lange Jahre elendster Armut mit Ihrer Toch-

ter zusammengehaust. Und vor einer halben Stunde noch war er bereit, mitzugehen, mit uns zusammen heute abzufahren; und sollte es möglich sein, daß er gesagt hat, er wolle es nicht mehr, so muß das seine Gründe haben.

Burger: Gründe? Es gibt hier keine Gründe! Es heißt hier: ja oder nein! Ein deutscher Mann, ja oder nein!

Albert: Keine Gründe? Ihr Grund ist zum Beispiel der, daß in diesem Fall keine persönlichen Beweggründe mitsprechen dürfen. Wenn nun der seine genau so stichhaltig, für ihn genau so stichhaltig ist?

Burger: Humanitätsduselei, nicht wahr? „Ich töte prinzipiell keinen Menschen", nicht wahr? Dann soll man den Pfarrer holen, der wird ihm die Flausen austreiben.

Albert: Den Pfarrer? Schicken Sie doch seinen versoffenen Küster!

Burger: Was? Hört er nicht mehr auf Gottes Wort?

Mignon: Genau so wenig wie du darauf hörst, Vater.

Burger: Hörtest! Hörtest! Ich ging nicht in die Kirche, ich mochte die Pfaffen nicht leiden, gewiß. Das ist dasselbe, als wenn er sich als Atheist aufspielt: das sind Kleinigkeiten, Nichtigkeiten, das ist alles nur Spiel und Mode. Jetzt, wo das Volk in die Kirchen strömt und Tag und Nacht siegflehend vor seinem Gotte auf den Knien liegt –

Lange: Das werden sie in acht Tagen in rund einem halben Dutzend Staaten tun – eine schwierige Sache für den alten Herrn Herrgott.

Burger: Spotten Sie nicht! Denken Sie an den alten Fritz! Not lehrt beten! – Eine schwierige Sache? Herr! Herr! Kennt der Herr Professor nicht das Dichterwort: „Und am deutschen Wesen wird noch einst die Welt genesen"? Deutsche Kultur, deutsche Sitte, deutsches Gemüt, deutsche Treue, deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft –

Herbert: Das ekelhafte Geschwätz! Springen Sie nur auf mich los! Ich liebe mein Vaterland genau wie Sie, und ich liebe es gewiß ehrlicher als Sie. Aber dieses Protzen mit den Tugenden seines Volkes, Tugenden dazu, von denen Sie keine einzige Ihr eigen nennen – denn Sie haben keinen Begriff von Wissenschaft, keine Ahnung von Kunst, daß Sie über ein sogenanntes Gemüt verfügen, machen Sie keinem von uns weis, und Ihre Treue hat feine Ohren und Ohren, die nur nach einem gewissen gelben Klang sich spitzen – und nun sich mit diesen Vorzügen, Eigenschaften, die letzten Grundes jedes kultivierte Volk besitzt, zu brüsten und zu verlangen, daß der arme, zum

Staatspopanz verhunzte Christengott derentwegen, Ihretwegen zum privilegierten deutschen Kriegsgott werde, das ist ekelhaft. – Und sind Sie vielleicht mit solchen Phrasen, solchem verfluchten Zeitungshurrakitsch Egon gekommen, so gratuliere ich ihm, Ihnen eine Abfuhr gegeben zu haben. – Es steht die Lebensmöglichkeit eines Volkes als Staat auf dem Spiel; zerfällt der Staat, so gehen damit unzählige Vermögen und damit Glücksmöglichkeiten dieses Volkes zu Grunde; und zur Erhaltung dieser Glücksmöglichkeit für sich und seine Nachkommen greift der Bürger, dreiviertel gezwungen und ein bißchen freiwillig, zur Waffe – das muß den Allermeisten und folglich auch Ihnen genügen. Aber mit alledem zwingen wir noch nicht Egon zum Krieg.

Mignon: Ihr werdet ihn niemals zwingen, ihr wenigstens sollt ihn mir niemals zwingen.

Egon *(eintretend)*: Der Kriegsrat versammelt? *(zu Albert und Herbert, lächelnd)* Und ihr dabei? Und du, Mignon? – Aber ich habe Ihnen Unrecht getan, Herr Burger; es gibt noch größere Knoten als Sie.

Mignon: Die Blamage hättest du uns ersparen können.

Egon: War keine Blamage, denn das Geld war nicht für mich. Aber daß ich den Großmütigen spielen wollte, das ist die Blamage.

Mignon: Den Großmütigen?

Egon: Ja, den Großmütigen! – Was wollt ihr von mir! Ihr zwingt mich nicht, ihr nicht! Eure Erbärmlichkeit noch verteidigen, nicht wahr? *(in höchster Wut)* Laßt mich allein!

Burger *(hinausgehend)*: Gut, gut, mein Bürschchen; wie du willst, wie du willst. *(in der Tür begegnet ihm Jakob. Während des Folgenden redet Lange eindringlich auf Egon ein, der dazu aber immer ernst und verneinend den Kopf schüttelt)* Ha! Noch ein Deserteur?

Jakob: Ih wo! Ich bin ein unbekümmertes Kanonenfutter!

Burger *(ihm in die Hand schlagend)*: Bravo! Wenigstens ein Mann! Ein Mann unter tausend Memmen! Haben Sie schon gehört? Libau brennt! Wir haben das Russenkaff bombardiert! Bom – bar – diert! Ein Kreuzer hat's bombardiert! – Aber unbekümmertes Kanonenfutter? Sie wollen doch nicht sagen, junger Mann, daß Sie unbekümmert, daß Sie leichtsinnig, daß Sie ohne zu wissen, vielleicht gar ohne wissen zu wollen, um wie Hohes, Heiliges es sich hier handelt, in den Krieg ziehen?

Jakob: Ih wo! Wir wollen dem Franzmann schon die Hose kloppen!

Burger: Das ist recht, so lieb ich's, das ist deutsche Männerart! *(ihn plötzlich bei der Hand fassend)* Mignon, du schriebst mir einmal, der junge Mann hier sei euer Freund, euer Hausfreund, wie du schriebst. Ich will nicht annehmen, trotz allem, sogar trotz deines Mannes nicht annehmen, daß hier etwas Unmoralisches –

Herbert *(Egon, der sich auf Burger stürzen will, zurückhaltend)*: Laß ihn! Du wirst doch nicht –

Burger: – geschehen ist – das bist und bleibst du deiner deutschen Frauenwürde schuldig. Aber, wenn er nicht will, wenn er dabei bleibt, der Musjö – ich sage nur: *(Jakob die Hand schüttelnd)* ich habe noch eine Villa zu bauen!

Jakob: Ist das wahr?

Herbert: Pfui Teufel!

Burger: Das ist mein Manneswort, und das ist mein letztes Wort! *(die Tür zuschlagend, ab – Schweigen)*

Mignon: Ich kann nichts dafür.

Albert *(auf Egon zugehend)*: Ich will dich nur eines fragen: warum schreibst du? Du willst nichts mit uns, mit deinem Vaterland, nichts mit unserer Welt zu tun haben – warum schreibst du denn? Du schreibst doch für uns, nur für uns; du läßt deine Bücher drucken – vielleicht für dich? Du willst deine Brüder – denn du bist und bleibst ein Mensch – bessern, vertiefen, du weißt wohl selbst nicht recht, was du mit ihnen willst; aber du willst gelesen werden, heute, morgen, übermorgen, das gilt hier gleich. Jedenfalls willst du ihnen näher stehen und stehst du ihnen näher als irgend einer. Und jetzt? Sie sind in Not, sie wollen jetzt nicht lesen, sie wollen dich, deine Faust, deinen Fuß. Du willst auch Ruhm, heute oder morgen deinen Ruhm. Dann aber ist es – sei mir nicht böse – schäbig, von ihnen Lob und Ruhm zu verlangen, zu erzwingen, zu erbetteln, wenn du dich jetzt ihrer Not entziehst. Darum, entweder: du schließt dich völlig von der Welt ab, du stehst ganz allein, du bleibst ganz in deiner Welt und Einsamkeit – aber dann schreibst du nicht mehr und stellst dadurch noch Forderungen an uns, oder du gehörst zu uns und schreibst und – kämpfst!

Egon *(mürrisch)*: Ich schreibe, um mich zu finden.

Albert: So so, um dich zu finden. – Lieber, du wirst noch an mich denken.

Mignon *(plötzlich zu Albert)*: Kommen Sie, ich weiß vielleicht noch einen Weg. *(sie drängt ihn und den alten Lange hinaus)*

Jakob *(hinter ihr herlaufend)*: Mignon! Hast du gehört?

5. Auftritt

Egon *(drohend)*: Nun?

Herbert: Ich bleibe. – Egon, das ist ein Krieg, wie ihn die Welt noch nicht gesehen.

Egon: Was geht mich dein Krieg an! Ich habe mich blamiert, ich habe gebettelt – was die da reden, du da, der da – ich habe eine andere Welt, meine Welt und mein Weib – rede nicht, Herbert!

Herbert: Und ich will reden! Ich will den Mann in dir aufpeitschen, daß du vergißt, was Weib und Krämer und deine Welt ist, daß du dich erinnerst, was Rasse ist. Still! Willst du, daß die Seele eines Dostojewsky, eines Turgenieff, eines Gorki, die Sklavenseele eines Tolstoj sich schwellend, schwälend breit mache und die Welt ersticke? Willst du, daß die schnapsduselige Melancholie und der ganze Jammer der Knute und zynischen Apathie, daß die Fratze fanatischer Epileptiker, willst du, daß der degenerierte Mammongeist eines Albion, willst du, daß ein bigotter Kaufmann und ein Epileptiker die Welt beherrsche!

Egon: Du machst in Rasse – haha! du machst in der Litteratur einer Rasse! Aber ich habe kein Vaterland, ich habe kein Volk, ich kenne keine Rasse, ich kenne keine Litteratur, ich bin in andern Ländern so gut umhergestoßen und geschunden wie in dem deinen.

Herbert: Und das wirst du auch weiter, wenn du auch für das eine oder andere geblutet hast; du taugst nicht zum Untertan. Aber das ist nun völlig gleich. Du kannst dein Blut nicht in dir ersticken – geh auf den Mond, wenn du ohne Rasse sein willst, und du wirst doch mit glühendem Herzen – lach mich nur aus! – mit Schauern des Stolzes von den Siegen deines Volkes hören, hungern wirst du nach ihnen und dich grämen, wenn du nach dem endlichen Sieg – denn es wird ein zweifelloser Sieg – dir sagen mußt: und ich habe abseits gestan-

den, um eines übertriebenen Trotzes, einer aufgebauschten Marotte willen – um ein Weib. Egon!

Egon: Willst du nicht auch noch Kriegsnovellen schreiben? – Übrigens, mein Kleiner, du gehst ja selber mit zugestopften Augen und Ohren in den Krieg – mit dem Wort „Rasse" stopfst du dir die Ohren vor deinen eigenen Skrupeln zu; und ich danke für diesen Werg.

Herbert: Das ist nicht wahr! Sieh auf deine Worte! Ich habe keine Skrupel, ich brauche keinen Werg – denn ich liebe den Krieg! Ich kenne, oh! ich kenne wohl seine unerhörte Brutalität, oh! ich weiß wohl, daß von tausend nur drei ihn als ihr Eigenstes, ihre Liebe, ihr Element erkennen, und die übrigen sind nichts als wimmerndes, sich sträubendes, sich wehrendes, sich in Wut und Todesangst betäubendes Fleisch, das diese ungeheure rote Schneidemühle in sich zieht – aber ich bin einer von diesen dreien! – *(visionär)* Es ist Herbst und das Land ist braun verbrannt, wie ein weißer Kessel hängt die Sonne in der Luft und sengt und sengt – und als stiegen und platzten aus der Erde kleine Blasen auf, pafft da und da ein Schuß in die gläserne Luft –. Als risse ein Riese, ragend von der Erde bis zum Mond, einen Hebel hoch, zerreißt in zwei Hälften donnernd die Welt und aus dem gähnenden Spalt des Nichts – heult der singende, hohnlachende, strahlende Tod! Das sind keine Töne der Welt! Das Nichts ist laut geworden und faucht und heult und singt und weint und zischt und birst schlagend, donnernd in die Welt, in unser zuckendes Fleisch, in unsere jagende Angst. – Stun – den – lang – ta – ge – lang –. Und die Erde? Hoho! die Erde? der Herbst? das Land? Unter den trommelnden Fäusten des Nichts fährt sie, rast sie, wirbelt sie, stäubt sie, raucht sie wimmernd empor und liegt und hängt über sich selber, als wäre sie nicht mehr sie – ta – ge – lang. Lebe ich? bin ich? sehe ich? höre ich? – Wie er zuckt –! wie er zittert –! wie er – –! Nun zuckt er hoch, nun blitzt er in die Nacht und – mit meinem blitzenden Degen stürme ich – ein Heer von Giganten brandet um mich hoch und brausend brechen wir ein in knirschendes Blut, in rotes rotes Blut – – – Komm mit!

Egon: Wie gesagt, du könntest Kriegsnovellen schreiben. Als ob du nicht wüßtest: es ist hier die Frage: wie weit beuge ich mich vor dem Staat – denn es ist hier die Frage zwischen mir und dem Staat, nicht zwischen mir und den Menschen, wie mein kluger Bruder meint; es ist hier die Frage, wie weit beuge ich mich vor dem Staat, diesem

Zwitter: halb Kinderbewahranstalt, halb kaltem Ungeheuer, das außer sich nichts kennt und anerkennt, es sei denn, daß man ihm fette Bissen, allerfetteste Bissen in den Rachen wirft. Du weißt, ich stehe außerhalb, ich habe mich ihm entzogen, so weit ich konnte, und mich vor ihm gebeugt, so weit ich es nur eben vor meinem Wertbewußtsein verantworten konnte. Jetzt aber, wo er rücksichtslos verlangt, daß ich das vorher Verdammte – und das ist nicht die Rasse, das Volk, die Ordnung, das ist die bestialische Nichtachtung der Persönlichkeit – jeder nicht milliardenschweren Persönlichkeit – mit meinem Blute verteidigen soll, kann ich nicht anders. Es wäre ein Treubruch gegenüber mir selbst. Der Staat ist der notwendige Schutz und die Bändigung der Herde und Mittelmäßigkeit – aber er soll eine Grenze ziehen zwischen denen, die dieses Schutzes und dieser Bändigung bedürfen, und denen, die ihre Wege gehen, ohne nur auf den Gedanken zu kommen, den braven eingepferchten Herdentieren auch nur einen Deut ihres armseligen Behagens zu rauben. Das klingt nach Anarchismus und der Staat hat das Recht, diesen Todfeind niederzuschlagen, wo er ihn trifft, aber – und das weißt du gut – ich predige den Anarchismus nicht! Diese Grundsätze gelten nur für mich! Ich verbiete sie jedem anderen! Und darum dürfen sie auch vor der Allgemeinheit, vor dem Staate für mich gelten, weil ich niemals einen Gebrauch von ihnen mache, der ihn und seine Glieder schädigt. Ich bin kein Prediger, nichts ist mir widerwärtiger als ein Prediger, ich stelle keine Gemeinplätze auf, ich bin nicht Pöbelmann und was ich schreibe, schreibe ich für mich, jawohl! nur für mich und um mich selbst zu finden. – Gewiß, der Staat kann diese Grenzlinie zwischen denen, die ihn nötig haben oder nicht, nicht ziehen, er hat kein Maß dafür und hat deswegen das Recht und seinen Gliedern gegenüber die Pflicht, alle über einen Kamm zu scheren; aber dasselbe Recht und dieselbe Pflicht habe ich, die Pflicht, allen Anfechtungen, Gefahren und Verlockungen gegenüber Ich zu bleiben – ich bin nicht uniform –

Herbert: Du bleibst dabei?

Egon: Ich bleibe dabei.

Herbert *(geht nachdenklich umher)*: Du magst recht haben – aber was heißt hier Recht? Recht hat, der die Gewalt hat. Gewiß, es gibt keine immanente Vernunft der Dinge und der Staat wäre gewiß nicht die

höchste Manifestation dieser Vernunft – eher könnte man von einer immanenten Vernunft, einem immanenten Recht der Rasse reden.

Egon *(lachend)*: Der Rasse? Es gibt keine Rassen mehr in Europa, es gibt höchstens eine Rasse des Kapitals – zöge ich die Waffe, so wäre es höchstens gegen diese Manifestation des Kapitals, so wäre es höchstens gegen den Briten.

Herbert: Ziehe sie! Ziehe sie! *(da Egon lächelnd den Kopf schüttelt)* Nun, mein Junge, Gewalt geht vor Recht, und da der Staat Gewalt hat über Himmel und Hölle und alle Welt – drückt er dich tot. Du bleibst dabei? Dann *(ihm die Hand schüttelnd)* Glück auf zum Untergang! *(ab)*

Egon *(zuckt die Achseln, geht dann in einem plötzlichen Entschluß zur Tür und ruft)*: Mignon!

Anna *(draußen)*: Die gnädige Frau ist im Bad.

(Egon bleibt unschlüssig stehen)

III. AUFZUG

1. Auftritt

Mignons Zimmer; im Hintergrund das mit einer halbgeöffneten Portiere abgeschlossene Badezimmer; Mignon und Anna vorläufig unsichtbar im Badezimmer

Mignon: Du sollst mir längere Strümpfe geben – und jetzt den Kimono –

Anna: Will gnädige Frau denn nicht erst –

Mignon: Den Kimono. So –! Was hast du für ein zerknittertes Gesicht!

Anna: Ach, gnädige Frau –

Mignon: Wo steckt er denn?

Anna: Oben, bei mir; er hat mir seine Manuskripte gebracht, zum Aufbewahren; denn vielleicht muß er ja doch mit in den Krieg, man weiß ja garnicht, was kommt – jetzt ordnet er sie. *(Egon tritt in das vordere Zimmer, horcht auf, schwankt einen Augenblick, ob er bleiben oder gehen soll, und setzt sich dann, zusammengekrümmt, auf einen niedrigen Stuhl)*

Anna: Wann fahren wir denn?

Mignon *(gleichgültig)*: Nachher –

Anna: Und er fährt doch mit, der gnädige Herr?

Mignon *(in bejahendem Ton)*: Hm – – Was meinst du: wenn ich jetzt abführe, heimlich, ohne daß er oder Vater es merkte, und ihm dann von drüben schriebe – ob er mir nachkäme und dann gegen Frankreich zöge?

Anna: Oh, er kommt Ihnen nach bis an das Ende der Welt – so schön, wie Sie sind –

Mignon: Du bist zu dumm. – Sind meine Knie nicht schön? – Möchtest du sie küssen? – – und ein Kind bekommst du auch – ach! du hast einen garstigen Mund. *(man hört ein knisterndes Geräusch, Mignon tritt, im tief ausgeschnittenen Kimono, in das vordere Zimmer, streift Egon, der sie mit starren Augen anblickt, mit einem Blick, als ob sie ihn übersehe, und streckt sich dann lang hin auf den Diwan)*

Egon *(nach einer schweren Pause)*: Sehr gut – – – ich sage, sehr gut.

Mignon: Ja?

Egon: Also, das mit Anna und dem Doktor – *(plötzlich, in zärtlich sein sollendem, aber sehr verbissenem Ton)* Also so werden wir nun immer hier zusammen sein –

Mignon *(noch immer ohne ihn anzusehen)*: Oh, dieses Zimmer müßte nicht hier, es müßte an der See, oben an der See sein. Es ist heißer Mittag, es ist ganz heiß und die Luft ist so still als horche sie – nur das Meer glänzt: da müßte dieses Zimmer sein. Und man sieht weit hinaus, auf eine ferne weiße Insel. Ich bin nicht müde, ich habe nur diese langen Strümpfe und diese braune Seide an, darunter bin ich nackt – nein, ich bin nicht müde. Und die Tür ist offen, sie ist nur angelehnt, es kann jeder hereinkommen – vielleicht höre ich es nicht einmal. – Ich bin ja sicher, ich bin ja gefeit, dieses alles ist ja gefeit, denn – *(ihn voll ansehend)* du bist ja im Feld. – – Ich denke ja stündlich an ihn – ich bade mich ja stündlich für ihn – schmücke mich für ihn – entkleide mich ganz für ihn – es bleibt alles für ihn aufbewahrt – nur Bilder schicke ich ihm, keine Briefe, nackte wilde Bilder – und ich bin wochen-, monate-, jahrelang voll heißer weißer Erwartung – und wenn er kommt, schweißbedeckt, bestaubt, durch die offene Tür –

Egon *(mit einem Versuch zu scherzen)*: Und wenn ich falle –?

Mignon *(plötzlich mit sehr starren Augen, dann ausbrechend)*: Egon!

Egon: Verzeih! Verzeihe! Ich bin nicht feig.

Mignon: – Du fällst ja auch nicht; du bist ja ein Künstler, du stehst ja unter einer höheren Gesetzmäßigkeit, jenseits der Kausalität, jenseits der Moral – mich friert! Gib mir die Decke. – Schließe doch die Tür zu! Schließen! Schließ sie doch zu!

Egon *(schließt umständlich die Tür zu, währenddessen wirft Mignon die Decke, die er über sie gebreitet hat, wieder ab)*: Du willst fort von mir – muß das sein?

Mignon: Herbert und Vater sind schon fort, in Zürich warten sie auf mich. Und ich fahre, ich muß fahren, ich fahre auch. Ich halt es hier nicht aus, ich bleibe nicht, wir haben keinen Heller Geld – ich mag nicht hungern, mag nicht wieder hungern und elend sein, nur weil du – so feige bist! So feige, um ein Weib so feige!

Egon: Ich kann nicht arbeiten, wenn ich dich nicht habe – ohne dich, ich hänge ratlos, haltlos, sinnlos im Dunklen, im Leeren – nur deswegen bleibe! Nur meine Arbeit will ich, ich will nicht dich.

Mignon: Du willst nicht mich? Ich weiß nicht, vielleicht lügst du das. Und deine Arbeiten? Dein Schreiben? Lieber, was geht mich das an! Deine Arbeiten! Weißt du, was mein Vater sagte, als er fuhr? „Nicht einen Pfennig gebe ich euch – denn euch gehört bis jetzt noch nichts –, bis der Herr Größenwahn nicht Arbeit gefunden hat! Arbeit! Versteht ihr? Aber er wird keine Arbeit finden, er wird keine finden, und wenn er als Schneeschieber oder Straßenfeger sie sucht – nichts! Keine Arbeit, mein Herr! Und keine Arbeit, das heißt: ausgewiesen! Und ausgewiesen, das heißt: Zuchthaus, mein Freund!"

Egon: Dann fahre! fahre zu! Aber das sage ich dir – ach, ich sage dir nichts. Ich lebe in dir, ich denke in dir, bei jedem Worte, das ich schreibe, fühle ich dich, deinen Mund, deinen Leib – *(es klopft; Alberts und Langes Stimmen)*

Lange: Egon, ich fahre fort – in einer Stunde geht der Zug. Junge, hast du kein Herz im Leib! Wenn dir wirklich dein Vaterland gleichgültig ist, willst du mit deinem Leben auch meines vernichten? Denke an mein weißes Haar – ich gab dir alles – ich bitte dich – ich flehe dich an, dich – meinen Sohn.

Egon: Ich kann nicht anders – *(leise)* versteht mich doch – redet doch nicht – laßt mich doch allein – ich liebe euch doch –

Lange: Egon, es ist dein Vater, der an deiner Tür klopft!

Egon *(in verzweifelter Wut)*: Vater hin! Vater her! Ich habe nichts mit euch zu tun! Fahrt doch fort! Fahrt doch alle fort! Alle! Alle! Ich bin ja nicht mehr da, ich bin längst tot, längst nichts – verfault, verwest – Fahrt! *(mit dem Fuß stampfend)* Fahrt!!

Albert: Laß ihm Zeit, Vater – er wird noch kommen.

Mignon: Albert, ich fahre mit, in einer Stunde fahre ich mit! *(Albert und Lange entfernen sich)*

Egon *(ist vor Mignon niedergekniet und preßt seinen Kopf gegen ihren Schoß)*: Noch einmal! Mignon, noch ein einziges letztes Mal!

Mignon: Nein, das ist nun aus – nein! pfui! Das ist nun aus. – Aber wenn du mir versprichst, noch in letzter Stunde versprichst, zu fahren – dann, dann –

Egon: Nein – Mignon, noch ein letztes Mal!

Mignon: Kein Mal, kein einziges Mal! – aber sehen sollst du noch einmal, wie schön ich bin – sehen sollst du es, damit du weißt, was du verlierst – oder: was ich dir aufbewahre, rein, unberührt, täglich, stündlich in Gedanken an dich – nur sehen! Versprichst du? *(sie ist aufgestanden, und wie sie im Begriff ist, den Kimono fallen zu lassen, klopft es dröhnend an der Tür; Faustschläge, Fußtritte – die Tür springt auf)*

2. Auftritt

Der Pfarrer tritt ein

Pfarrer: Ja, ja! – Ja, ja! Schlimme Zeit, schlimme Zeit! Es ist nicht mein Amt zu fluchen, aber hier – Du willst in Wollust leben, während dein Vaterland und Gott dich ruft! Ihr wälzet euch in Fleischeslust, und eure verführte Magd winselt vor meiner Tür! Ihr wollt in Lust und Sünden wühlen, während eure Väter euch fluchen mit wehem Vaterfluch! Aber ich sage euch: der Fluch des Allmächtigen, der durch mich spricht und dessen Knecht – ja ja – Knecht ich bin, trifft euch und euer Kind, das ihr in Schanden zeugen wollt, trifft euch bis – *(da Mignon sich abwendet und in das Badezimmer gehen will, donnernd)* Du bleibst hier! *(Egons zuerst belustigte Miene wird während des Folgenden immer ruhiger und nachdenklicher; Mignon*

spielt lächelnd mit der Schnur ihres Kimonos) Du mit deiner glatten Haut und deinen zuchtlosen Brüsten – bist du des Teufels Werk von Anbeginn! Was ist sein Kleid und nimmer müde Magd, durch wen – wer streut sein ewiges Unheil und Unkraut in die blinden Seelen? Durch wen verwirret er der Männer Sinn, daß sie vergessen was Rechtens und Sitte, daß sie verlachen – die Verblendeten! –, was Pflicht und Würde und Heldentum ist, daß sie sich verlieren und ratlos torkeln wie die Trunkenen in einer roten blinden Brunst? Oh du große Hure, mit deinen Lenden und geilen Brüsten vergiftet er ihr Herz! Um was baut man Häuser, um was durchschlägt man die Berge und durchschifft die Meere und wilden Lüfte, um was malet man Bilder und läßt die Orgeln brausen, um was schreibt man Bücher, kluge Bücher, ja ja, kluge Bücher, Herr Lange, um was berechnet man den Gang der Gestirne und bohrt der Erde in den Leib, um was führt man Kriege und stiehlt und betrügt und mordet und schlachtet und bettelt und arbeitet und redet und wacht und schläft und steht und geht und ißt und trinkt – um was lebt man? Oh, das ist wahrlich zum Lachen und ich alter Mann schlage die Hände entsetzt zusammen: um das da, *(auf Mignon zeigend)* um ein paar weiche Stücke Fleisch! Hoho! nicht um deine Augen, nicht um dein kleines Lärvchen – bilde dir nichts ein; um das da, das da, um diese zwei runden, vier runden Stücke Fleisch! – damit der Erdfloh nicht alle werde. – Ach ja, es ist zum Lachen – verzeihen Sie.

Egon *(geht still und nachdenklich auf Mignon zu, die er an sich zieht und auf Mund und Augen küßt)*: Gehe, mein Kind – und dann fahre fort.

Mignon *(ihn leidenschaftlich umschlingend; an seinem Halse)*: Komm mit, Liebster, ich flehe dich an, komm mit!

Egon *(schüttelt den Kopf und führt sie in das Badezimmer, dessen Tür er schließt)*: – Sie sehen, Herr Pfarrer, das – war es nicht.

Pfarrer *(ironisch mit der Hand abwinkend)*: Ich will Ihnen etwas sagen. Sie sind vergiftet, – ja, ja, vergiftet. Wer mit dem Weib zusammenlebt, Tag und Nacht – oh du lieber Himmel! zusammenlebt, der ist vergiftet; dessen Kraft ist morsch, dessen Herz sieht nur sie. Bei allem, was Sie tun und denken, bei allem, was Sie schreiben – ich kenne Ihre Bücher nicht, aber sie mögen nicht schlecht sein, da niemand sie liest – Sie schreiben nur sie. Ich seh es ja, ich seh es ja. – Wo sind die guten Zeiten, da das Weib und seine Lust nichts weiter

war als der Lohn für des Tages Arbeit und Gefahr – aber ein Lohn, den man nicht suchte, um den man nicht kämpfte, der sich einstellte wie der Schlaf oder irgendeine ungesuchte süße Frucht? Wo sind sie hin, da wir uns mit Bären schlugen und Wälder rodeten, und diese da, zu dreien, zu zehnen auf unsere Beute warteten und uns sich gaben, wie sich uns die faulen Tage geben – unerkämpft, aber wenn sie kommen, sind sie angenehm – freilich angenehm! Aber nicht mehr als Essen und Schlaf und ein hübsches Spiel der Ruhe, nicht mehr! Aber jetzt sind sie das Ziel geworden und der Zweck, der Sinn jeglichen Tuns ist jetzt das Weib – du lieber Gott! sogar das Weib im Singular! Sie mögen es gewollt haben oder nicht – zwar soweit ich frommer Herr sie kenne, haben sie es nicht gewollt, sondern wir haben sie dazu gemacht. Und nun verlieren sie ihren kleinen Kopf und spielen mit uns – aber sie spielen im Plural, die Rackerchen – und werden dabei ihrer und unser irre und überdrüssig. Habe ich nicht recht? Habe ich Sie? Ja, ja – habe ich Sie? Sie hängen an ihr, Sie lieben sie – oh Sie junger Mann, ziehen Sie in den Krieg, werden Sie ein Mann, sei es auch nur, um sie, die da, nachher als Lohn wiederzubekommen, als Spielzeug, ei ja freilich, ein hübsches Spielzeug!

Egon: Sie will mich in den Krieg schicken – meinen Sie – Herrgott! entschuldigen Sie! – daß das auch ihr Grund ist?

Pfarrer: Will sie? Will sie das? Gewiß, gewiß – ja, ja, gewiß. Sie will kein Spielzeug mehr haben, sie will es sein, sein, mein lieber junger Mann; sie will nicht so wichtig genommen sein – ei ja, so eine hübsche Puppe! Aber sie weiß es selber nicht, haha! sie ist zu dumm und weiß es nicht! *(sich die Hände reibend)* Nun ist alles gut. Und die Anna, Ihre Magd –

Mignon *(im Reisekostüm)*: Nun?

Egon: Nein, nein – du fährst allein.

Pfarrer: Gewiß, meine liebe junge gnädige Frau, Sie fahren allein. Und nachher –

Egon: Und nachher – ?

Mignon: Der Vogel fährt mit.

Egon: Ist es wahr?

Mignon: Er taugt nicht viel; aber was er will, das taugt.

Egon: Was will er denn?

Mignon: Mich.

Egon *(lächelnd)*: Er zieht ja in den Krieg.

Mignon: Das ist es ja gerade! Das ist es ja gerade!

Egon *(in Gedanken)*: Ja, ja –

Mignon: Aber ich warte auf dich, ich warte ein ganzes Jahr – nun – dann lebe wohl! –

Egon *(wie abwesend)*: – „Und er sprang hoch und eilte, ohne stehen zu bleiben und ohne zu ruhen, bis er den Dammastock erklettert hatte, und rutschte unter einem höhnisch blauen Himmel, erst langsam gemächlich, dann kopfüber brausend und polternd mitten in die Jagd und die Lösung hinein" und *(ihr schmerzhaft die Hand drückend)* ich wette, beim Teufel! ich fange dich!

Pfarrer *(da Mignon zögert)*: Gehen Sie, gehen Sie – willst du gehen! *(Mignon ab)* Fahren lassen, fahren lassen – fahren Sie mit dem nächsten Zug. Und Anna, Ihre Magd – lassen Sie sie bei mir wohnen.

Egon: Warum?

Pfarrer: Geben Sie sie mir.

Egon: Geben? Ihnen geben?

Pfarrer: No ja – ich bin auch nur ein Mensch – und daß sie ein Kind erwartet – no ja. Unter uns gesagt, das reizt ja gerade – eine gefallene junge Magd – ja, ja! Und nun, viel Glück, mein Sohn! Mit Gott, mein Sohn! Schlagen Sie sich, und setzet ihr nicht das Leben ein – nicht wahr? Und schicken Sie sie mir.

Egon *(suchend im Zimmer herumlaufend)*: Eine Hundepeitsche – eine Hundepeitsche – Herrgott! nur eine Hundepeitsche – nur einen Stock – ein Stock – denn meine Hände – *(vor ihm stehen bleibend)* meine Hände – *(die Hände schüttelnd)* meine Hände –

Pfarrer *(zurückweichend)*: Nun nun – bleiben Sie –

Egon *(läuft wieder in höchster Wut im Zimmer umher, bleibt dann am Fenster stehen)*: Es ist nicht Ihretwegen – nicht Ihretwegen – einer Kloake gehe ich aus dem Weg – aber daß ich Sie um Rat gebeten habe – daß ich nicht still gewesen bin vor Ihnen – daß Ihre Pfaffenschlauheit mich durchschaute – einen kleinen Teil von mir durchschaute – etwas, das ich selbst nicht wußte – etwas, auf das Ihre Geilheit gleich kommen mußte – und zufällig war es das Richtige – hinaus! hinaus!

Pfarrer *(an der Tür, während des Folgenden läuft Egon wieder wie suchend im Zimmer umher)*: Nun, nun – ich bin grob gewesen – wir sind wie zwei junge Leute – geben Sie sie mir? geben Sie mir Ihre Magd? Sie haben kein Geld, ich weiß es besser als Sie, Sie haben keinen Heller Geld, Sie sind verschuldet im Dorf – man wird Ihnen stunden, wenn Sie sich stellen, sogleich an der Grenze sich stellen – Sie wollen nicht? Sie wollen hier bleiben? Haha! bei uns, in unserem Lande bleiben? – Nun, dann war mein Gang vergebens, dann hole ich die Polizei. *(ab)*

3. Auftritt

Egon *(nach langem Schweigen, während dessen er die Hände krampfhaft ballt und sich anschickt, als ob er vom Fenster forttreten will)*: Und es ist nicht das, daß ich sie liebe; vielleicht liebe ich sie ja nicht, vielleicht ist es nur die Einsamkeit, oder die Furcht vor ihr, die mich an sie gepreßt und gewöhnt hat – es ist ganz was anderes. – *(man hört das Vorbeifahren eines Eisenbahnzuges)* Jetzt fährt sie fort – jetzt ist das aus. – Und ich bin wieder nichts als eine dünne Haut, in deren schwarzer Leere es vor Sehnsucht brüllt. Wonach? Fleisch, Knochen, Blut und Hirn, nichts ist mehr in mir, kein Wissen, kein Bild, nur die brüllende Leere. Wonach brüllt sie nur? Und ich komme mir vor wie einer, der auf der Einsamkeit eines toten Sternes reden soll – aber ich rede nicht mehr, denn das Ich ist fort, an das ich meine Gedanken richten könnte, zertreten und ins Bodenlose gefallen, und ich weiß nicht, ob aus der hohlen Leere noch einmal wieder ein Ich aufwachsen kann. Ich will nicht denken – es nützt ja nichts. *(er geht eine Weile umher, greift dann zu Hut und Handschuhen, legt sie aber bald wieder hin)* Ich will nicht gehen – es nützt ja nichts. *(er setzt sich an den Schreibtisch und beginnt in den Manuskripten zu blättern, legt aber bald die Feder wieder hin)* Ich will nicht schreiben – *(lächelnd)* es nützt ja nichts. *(er geht wieder eine Weile umher, nimmt dann aus einem Tischfach eine Pistole, mit deren Mechanismus er spielt – sie fortlegend, lachend)* Es nützt ja nichts. *(wieder am Fenster)* Oder wäre es nicht doch das Beste? – Wie blau der Himmel ist, dunkelblauer als die Blüte des kleinen Enzians; doch nun senkt sich eine Trübung in die Bläue, es sind Zirruswolken, aber sie winden sich und kreisen so lange, bis sie drei

braungelben Fingerabdrücken gleichen, wie ich sie in einem Verbrecheralbum sah – wo war das noch? – Aber schnell, als hätte er Angst, wischt er sein Signum wieder fort – der Hund! Doch ich wette, über Nacht wird's schnein und morgen werden diese Kämme und Höhen wie eine blendend weiße Säge unter dem blauesten Himmel liegen. – *(sich besinnend)* Wo bin ich? Was will ich nur? Es ist nichts geschehen – habe ich mich verloren, habe ich einem Weibe nachgeflennt und bin ich gefallen aus meiner Ruhe und meiner Welt in die des Schmutzes und der Angst, nun, so bin ich gefallen! Aber jetzt ist nichts mehr geschehn! Jetzt bleibe ich hier, aber nicht wegen dem und dem und der und der, sondern weil ich so will und es nicht anders will! *(sich an den Schreibtisch setzend und sich in die Manuskripte vertiefend)* Es ist nichts geschehen! – *(Militärmarsch, man hört den wuchtigen Schritt vor dem Fenster vorbeimarschierender Truppen)* Der verwünschte Lärm! *(dann aufhorchend)* – Es ist schon etwas dran – es reißt irgend etwas in mir mit – – *(träumend)* es war meine unbekümmertste Zeit – – meine dümmste Zeit!

Anna *(hastig eintretend)*: Haben der Herr gehört? Die Musik? – Wir haben auch mobil gemacht, jetzt marschieren sie an die Grenze.

Egon: Sage einmal, warst du beim Pfarrer?

Anna: Ach, gnädiger Herr, lassen Sie mich nicht zu ihm. Er will mich zu sich nehmen, aber lassen Sie mich bei Ihnen bleiben. Ich kann noch arbeiten, es dauert noch ein paar Monate, bis es soweit ist. Sie haben ja auch niemand mehr – wer soll für Sie sorgen? – Und die gnädige Frau – Der Doktor Vogel ist mit ihr zusammen in den Zug gestiegen!

Egon: So, er ist mit ihr zusammen eingestiegen.

Anna: Ja, mit ihr zusammen – beide allein in ein Coupé. – Oder fahren der gnädige Herr auch in den Krieg?

Egon: Nein. Aber wie soll ich dich bei mir behalten? Ich weiß selbst nicht, wovon ich leben werde.

Anna: Ach Herr, so weit, daß ich uns beide durchfüttern kann, so weit wird's schon reichen.

Egon *(sie plötzlich scharf und mißtrauisch ansehend.)*: Nun, vorläufig kannst du bleiben.

Anna: Und das sollen Sie nicht bereuen, Herr Lange. *(ab)*

Egon *(ihr lächelnd nachsehend)*: Die Kollegialität der Armut beginnt schnell – mag sie der Pfaffe haben! – Ob ich auf die Berge gehe? Mich in einer Sennhütte, einer Klubhütte verborgen halte? Aber es wird Winter, über Nacht wird's schnein – mit ihr auf die Berge gehn! Ich werde sie höchstens in den Bergen fangen können – brausend und polternd mitten in die Jagd und die Lösung hinein! – Mit ihr leben konnte ich nur im Tal, aber da kamen wir unter die Tiere des Tals und rochen nach Herdenvieh –. Ich habe die Richtung verloren und mein Inneres zittert noch immer nach ihr und kann sie nicht finden und – soll sie nicht finden! – Nun, vielleicht werde ich schon bald auf die Berge gehen müssen. *(es klopft)* Das klingt nach Sporen, ob das mir die Richtung bringt? *(es klopft stärker)* Herein!

Gendarmerie-Offizier: Habe ich die Ehre, den Herrn Schriftsteller Lange vor mir zu sehn? – So. Dann wollen Sie mir einen Einblick in Ihre Manuskripte erlauben.

Egon: Gewiß – *(während der Offizier sich an den Schreibtisch setzt und sich in die Manuskripte vertieft)*: Was Sie wohl zu meinen Manuskripten bringt? – Können Sie es denn lesen? – Davon kapieren Sie keinen Deut. – Sie scheinen sich ja Zeit zu nehmen – dann erlauben Sie wohl, daß ich mich inzwischen entferne.

Offizier: Sie bleiben hier – übrigens ist Ihr Haus besetzt. – Jawohl. – Wir haben in Ihren Büchern Sätze anarchistischen Inhalts gefunden – auch beschäftigen Sie sich mit technischen Arbeiten – *(höhnisch, dazwischen immer in den Manuskripten weiter lesend)* ich werde mir nachher Ihr Laboratorium ansehen – auch hat man Sie wochenlang auf dem Gotthart und der Furka herumstreichen gesehn – Sie haben dort Aufnahmen und wahrscheinlich Skizzen gemacht.

Egon: Hören Sie – !

Offizier: Seien Sie kein Kind, Sie wissen, der Gotthart ist stark befestigt, Festungsgebiet – *(er liest weiter, Egon steht am Fenster und sieht ins Gebirge, es klopft)*

Offizier *(mit gerunzelten Brauen)*: Herein!

Pfarrer *(eintretend und den Offizier begrüßend)*: Grüß Gott, Bernauer. *(er bleibt dann mit dem Hut auf dem Kopf und auf seinen Stock gestützt dicht bei der Tür stehen)*

Offizier *(ihm lächelnd zunickend, dann zu Egon)*: Sind Sie militärpflichtig?

Egon *(der mit einem Blick den Pfarrer gemustert hat)*: Das geht Sie nichts an.

Pfarrer: Und das will ein deutscher Soldat gewesen sein!

Offizier: Ihre Militärpapiere! *(da Egon die Achseln zuckt)* Man wird sie zu finden wissen. *(weiter lesend)*

Pfarrer: Und das will ein deutscher Schriftsteller, ein gebildeter Mann sein!

Offizier: Weswegen stellen Sie sich nicht? – Wollen Sie sich nicht stellen?

Pfarrer: Er möchte hier bleiben – er hat ein Techtelmechtel mit seiner Magd.

Egon *(einen Stuhl packend und auf den Pfarrer zuspringend)*: Hinaus!

Offizier *(ihn zurückreißend und durch die Tür, die der Pfarrer geöffnet hat, rufend)*: Posten! *(ein Posten tritt ein und stellt sich mit aufgepflanztem Seitengewehr neben die Tür)*

Egon *(in verbissenster Wut)*: Gut – gut – macht nur so weiter.

Offizier *(der sich wieder hingesetzt hat, ohne von den Papieren aufzusehen)*: Haben Sie Vermögen? – Vielmehr: verfügen Sie augenblicklich über Geld? Und über wieviel?

Pfarrer: Haha! Bernauer! Ein deutscher Schriftsteller! Den Kavalier spielen – ja. Jaja. Er wird sich schon sein Fahrgeld vom Konsulat borgen müssen.

Egon: Gut – gut – – ihr Hanswürste!

Offizier *(wieder ohne aufzusehen)*: Haben Sie Schulden? – Ich meine: haben Sie Verpflichtungen hier? – Wie hoch? – *(aufblickend)* Nu?

Egon *(vergnügt)*: Jewiß, Herr Leitnant.

Pfarrer *(sich die Hände reibend)*: Und auch noch andere!

Offizier: Können Sie ihnen nachkommen?

Egon: Geht Sie nichts an.

Pfarrer *(mit dem Stock auf den Boden stoßend)*: Geht uns schon was an.

Offizier *(dem Pfarrer abwinkend, aufstehend)*: Ich habe in den Manuskripten nichts Verdächtiges gefunden – Sind Sie ordnungsgemäß angemeldet? – Gut. Ich werde mir nun das Laboratorium ansehen – es ist wohl das Dings da im Garten – nein, Sie bleiben hier! Sie verlassen dieses Haus nicht mehr! – Dann erfahren Sie Weiteres. *(er*

tuschelt eine Zeitlang mit dem Pfarrer, gibt dem Posten einen Wink, ihm zu folgen, ab)

4. Auftritt

Pfarrer *(Egon, ihm den Rücken zuwendend, am Fenster)*: Ja, sehen Sie nur die Berge, unsere Berge sich an – da möchtest du wohl hinauf – gell? Da möchtest du dich wohl verkriechen vor uns und deiner Pflicht – gell? Da möchten Sie wohl hinaufkraxeln mit Ihrem Geschreibsel da und den Herren spielen – den Einsamen – den Verfolgten – den Künstler – den Mißverstandenen – den Märtyrer – den Manfred – gell? Da möchten Sie wohl mit Ihrer Magd ein Huren-Herrenleben führen – nicht wahr? Du hochmütiger Mensch! Was sind Sie denn anders denn andere Menschen? Meinen Sie vielleicht, weil Sie nicht an unseren Herrgott glauben – der Sie dafür mit Blindheit schlägt – meinen Sie, weil Sie sich irgendeine Philosophie, einen Firlefanz zurechtgemacht, zurechtgelesen haben, weil Sie das da schreiben können, wären Sie mehr als wir? Meinst du, junger Mensch, weil du den da oben auf deine Weise verehrst – wehe! grinse nicht! – ich habe vorhinnen in deinen Büchern gelesen, dein ganzes 'Hinter-über-unter-der Welt' ist nichts als die verzehrende Angst, die verehrende Angst vor Ihm, den du zu hochmütig bist bei Seinem Namen zu nennen – bildest du dir etwa ein, deswegen wärest du anders, wärest du mehr, hättest du höhere Rechte als wir – als wir, die wir in tiefer Einfalt die Dinge bei ihrem Namen nennen? Fliehe von hier, fliehe, tue deine Pflicht, stelle dich deinem Volk, stelle dich deinem Gott – denn Gott ist's, der dich ruft! Ich rede nicht von deiner Magd – ist sie aber, seid ihr beide aber so verblendet und wollt da hinauf – denn ich sehe an deinen sehnsüchtig-hochmütigen Augen, du willst da hinauf –, so wisse: in acht Tagen liegt die schon wieder bettelnd vor meiner Tür; und verharrst du in deinem gott-losen Stolz: nun, so liegst du noch in Mondesfrist verhungert, vergraben in Schnee und Eis, oder du kollerst zerfetzt, ein armseliger blutiger Klumpen zu Tal. Aber sie wird nicht so verblendet sein, *(sich die Hände reibend)* sie gehört schon mir. Überlege es dir wohl, überlege es dir in letzter Stunde: Du wählst zwischen dem Fluch deines ganzen Volkes und der seligen Befriedigung einer erfüllten heiligen Pflicht, du wählst zwischen Leben und Tod!

Egon *(der sich inzwischen umgewandt und ihm mit verschränkten Armen lächelnd zugehört hat)*: Ein ernstes Wort gönne ich Ihnen nicht; ich sage Ihnen nur: wäre ich ein Theatermann, Sie würden in meinem Stück florieren. *(er macht ihm eine leichte Verbeugung, der Pfarrer geht in kerzengerader Haltung durch die Tür. Draußen begegnet er dem Offizier, man hört sie miteinander sprechen. Egon gegen die Tür gewendet)* Nur zu! Nur zu! Jetzt lenke ich mein Glück! Oh, ich danke euch Hansnarren und Hansnarrenvaterländern; je mehr ihr geifert und euch erbost, desto stolzer fährt mein kleines Boot, desto schneller, ferner, weiter fliegt es in die Ewigkeit! Was ist mir Vaterland und Krieg, was ist mir ein Jahr des Kriegs, was ist mir die Zeit? Was schiert es mich, ob ihr mich lest, ob ihr mich schmäht, ob ihr mich lobt, ich angele nicht nach euch, ich angele nach dem Grund und für euch – für euch angele ich nach der Ewigkeit! Ihr sollt mir noch einmal dankbar sein, ihr sollt mir noch Kränze winden, daß ich nicht den Kopf verlor, daß ich mich über euch schnellte, über eure Zeit und euren Krakehl.

Offizier *(tritt ein, sehr reserviert, ein großes nachlässig in Papier gehülltes Instrument unter dem Arm)*: Mein Herr, ich sagte Ihnen vorhinnen, daß ich in Ihren Manuskripten nichts Kompromittierendes gefunden habe; wie es sich mit diesem Instrument –

Egon: Es ist das Modell einer automatischen Wasserdruckpumpe.

Offizier: – mit diesem Instrument verhält, wird eine andere Stelle entscheiden. Von einer Visitation Ihres Passes und Ihrer übrigen Papiere, auch von einer Haussuchung – *(da Egon ihn groß ansieht)* einer Haussuchung sehe ich vorerst ab. Ich rate Ihnen aber ernstlich und als Mensch: fahren Sie ab und stellen Sie sich. Von meinem Freund, dem Herrn Pfarrer, hörte ich, Sie sind arg verschuldet in unserer Stadt. Man wird Ihnen aber stunden, wenn Sie eine konsularische Bescheinigung über Ihre häuslichen Verhältnisse – denn Sie halten sich doch nur vorübergehend hier auf – beibringen werden und ebenfalls eine Bescheinigung des Eintreffens bei Ihrem Regiment. Auch das letztere allein genügt.

Egon *(der während des Vorhergehenden und Folgenden einige Male zustimmend nickt)*: Gewiß. Sie sind sehr liebenswürdig.

Offizier: Ich rate Ihnen noch einmal: verlassen Sie dieses Land, das Ihnen wie jedem Ausländer Gastfreundschaft in reichstem Maße gewährt hat und nach dem Kriege wieder gewähren wird. Jetzt aber

sind wir uns selbst der Nächste. Ich appelliere nicht an Ihre Manneswürde, ich appelliere an Ihren nackten Menschenverstand. Bestehen Sie auf Ihrer Weigerung, so wird man schärfere Nachforschungen über Sie anstellen müssen und Sie in kürzester Frist, einmal, weil Ihre politischen Anschauungen nach allem sehr bedenklich sind, und zum andern, weil Sie allem Anschein nach nicht über ein ausreichendes Vermögen verfügen, als lästigen Ausländer über die Grenze schieben – und was Ihnen dort blüht, wissen Sie selber am besten. Ich lasse Ihnen achtundvierzig Stunden zur Überlegung, während dieser Zeit verlassen Sie Ihr Haus nicht – Ihr Haus bleibt bewacht, vergessen Sie das nicht! Also Sie verlassen Ihre Wohnung nicht, es sei denn, daß Sie früher abfahren wollen. In diesem Falle senden Sie Ihren Dienstboten mit einer diesbezüglichen Meldung zu mir und Sie werden sich dann unter unauffälliger Begleitung eines Postens zum Bahnhof begeben können. Und was Ihr Dienstmädchen betrifft, auch das lassen Sie unsere Sorge sein. Was da von Ihnen gefehlt worden ist –

Egon: Mein Herr – !

Offizier: Schon gut. Also, Sie wissen jetzt Bescheid; sollten Sie sonst noch eine Aufklärung benötigen, so stehe ich Ihnen jederzeit brieflich und auch persönlich zur Verfügung.

Egon: Danke sehr.

Offizier: Dann ist mein Auftrag für heute erledigt. Noch einmal: meine Posten haben scharf geladen und strikten Befehl.

Egon: Ich verstehe Sie vollkommen.

Offizier: Dann habe ich die Ehre, mein Herr! *(ab)*

Egon: Nun ist's recht, nun ist's gut!

Nun sollt ihr tanzen, bis ihr Hilfe! schreit,
nun sollt ihr bald in unersättlicher Begier
euch überfressen noch an mir
und meiner Flöte wilden Traurigkeit,
die euch in aller Dinge Rätselstreit
taumelnd mitreißt und eure Eselsohren schier
verrückt und völlig trunken macht, bis ihr
mich und mein Flötenlied ausspeit
und dasteht wie der Pöbel, dem der Rausch
und Wein der Nacht verflog –

ich nehm den Ruhm der Ewigkeit in Tausch,
wenn ich nur einmal eure Stumpfheit hoch
gejagt und ihr euch zitternd eingesteht:
er hat uns wie ein Sturmwind fortgeweht!

So mußte es kommen; jetzt weiß ich den Weg! *(er beginnt eilig die umherliegenden Manuskripte zusammenzuschnüren; es ist inzwischen dunkel geworden)*

Anna *(kurzer Rock, Hut, Bergstock und schwergepackter Rucksack, hastig)*: Sind Sie so weit?

Egon: Wer hat dir das gesagt? Du bleibst hier!

Anna *(ohne auf ihn zu hören)*: Vier Posten sind's, einer vor der Tür, einer läuft auf der Straße hin und her und zwei stehen im Garten – wir müssen durch den Garten, wir kriechen auf dem Bauch – aber schnell! denn nachher kommt der Mond. Machen Sie doch! Soll denn das *(auf die Manuskripte zeigend)* mit?

Egon: Du bleibst hier.

Anna: Leise! *(beide horchen auf, man hört das einförmige Vorbeischreiten des Postens)* Ich gehe mit, ich führe Sie – Sie wissen nicht Bescheid. Lassen Sie mich Sie hinaufführen – ich habe Vorräte für acht Tage mit, dann bringe ich Neues. Ziehen Sie sich um! schnell! Jetzt denken die noch an nichts! *(auf die Manuskripte zeigend)* Geben Sie her, ich nehm's schon mit – gehen Sie!

Egon: Gut – aber du führst mich nur hinauf, nichts weiter! Dann gehst du wieder zurück. *(in der Tür sich umwendend)* Aber kannst du so –

Anna: Jaja!

Egon *(ab)*.

Anna *(mit dem Verpacken der Manuskripte beschäftigt)*: Das hat die gnädige Frau sich gewiß nicht träumen lassen! – Das verrückte Zeug – er sollte lieber den Stutzen nehmen. – Und ich bleibe doch bei ihm, ich mag hier nicht zum Gespött herumlaufen. Oh, ich werd's uns schon heimisch machen – er soll mich schon bei sich behalten! *(sie ist fertig und geht an die Tür, die Egon gerade öffnet)*

Egon: Nichts vergessen?

Anna *(ihn fortdrängend)*: Leise!

5. Auftritt

Matter Mondschein, letztes Viertel; Egon und Anna treten aus einem lichten Föhrenwald und klettern über kahle Felstrümmer einen steilen Hang empor; auf den Höhen Schnee

Egon: Weiter! Weiter!

Anna: Ich kann nicht mehr. Halten wir – wir haben Zeit.

Egon: Oh, es ist nicht deswegen – sieh, da unten! Unser Haus ist erhellt, sie leuchten den Garten ab – die Tölpel! Oh! es ist nicht deswegen! Ich will nur höher! höher! – Wo führst du mich hin?

Anna: Zu dem alten Turm, auf der anderen Seite, wir müssen erst über den Kamm hinüber. Es sind rund fünf Stunden Wegs – verschnaufen wir.

Egon *(umherblickend, mit der Hand in die Ferne deutend)*:

Siehst du den See? Siehst du, wie
des Mondes silberweiße Serpentine
sticht wie ein Riesenspeer
weit in den See hinaus?
Um den mit finsterer Heroenmine
der Berge weißköpfiges Heer
sich auftürmt. – Das ist ihr Haus,
in dem sie immer wieder Ruhe hält,
wenn flüchtig sie durch alle Welt
Mohn und Schlummer streute.
Nun ruht sie zwischen den Bergen und über dem See,
bis über der Gipfel vereiste Höh
des Morgens bellende Strahlenmeute
wie eine feurige Kugel Gold
klingend in die Täler rollt
und die Verschlafene wolkig zerfetzt
tief in die Berge und Klüfte hetzt.

Die Nacht – wie weich sie auf euch liegt, mit ihren mildesten Händen, mit ihren zärtlichsten Worten streut sie euch Mohn in die törichte Brust. Aber ihr wollt sie nicht hören, mit mörderischer, sinnlos mörderischer Hand zerreißt ihr das einzige Glück, das ihr genießt. So möchte ich der Morgen sein und unter euch fahren – *(plötz-*

lich lächelnd) ich scheine meinen Reim vergessen zu haben – aber die Nacht ist schön.

Anna: Was meint ihr, Herr?

Egon: Ich freue mich, ich bin selig, oh ich fliege, du dummes Wurm. – Wäre ich nie hinab gestiegen! – Weiter!

Anna: Gleich, Herr. *(verbissen)* Hier möchte ich ihn haben und ihn mit einem Fußtritt herunterkollern!

Egon: Nicht wahr? Sind sie nicht alle Lumpen? – Also hier willst du alle acht Tage herauf- und heruntersteigen und mir Atzung bringen?

Anna: Wer sollte es sonst wohl tun?

Egon: Weiter!

IV. AUFZUG

1. Auftritt

Einige Wochen später. Eine steil abfallende Wand, auf deren einem erkerartigen Vorsprung die Ruine, mit fast vollständig erhalten gebliebenem Turm und einigen kellerartigen, halb über der Erde stehenden Gewölben; Schutt, Legföhren und einiges schon vergilbendes Grün; die Wand ist tief hinab verschneit; im Hintergrund eine hochragende Berggruppe; im Vordergrund zerklüftete Abgründe, tief unten Nebel, der sich langsam hebt; kalter klarer Morgen

Egon *(in einem etwas phantastischen Kostüm aus einem der kellerartigen Gewölbe hervortretend)*: Noch ist sie nicht angelangt, meine alte Schwester Einsamkeit; noch traut sie sich nicht; noch ist ihr alles zu neu, noch sehen meine Augen zu durstig über meine kleine Welt. Aber nicht lange mehr, dann wird sie in jeder Spalte, auf jeder Zinne, auf jedem Baum, unter jedem Stein hocken und mich anträumen mit ihren großen müden Augen. *(in die Tiefe blickend)* Die da unten haben's gut. Wie sie in ihrem Nebel sich verstecken! Sie schlafen noch – Wie sie mit ihren Dünsten sich umgeben! – Haha!

Wie sie, den Finger an der Himmelsnase,
weislich erforschen ihre eignen Gase,
wie diese Klötze an der Erde kleben! –

Doch immer hohler, weiter wird mein Leben,
es wird noch, glänzend wie die Seifenblase
in schwereloser wiegender Extase
mit allen Winden in die Weite schweben.
Und wenn auf ihren dünnen Kugelschalen
sich eure schweren Nebelgründe bunt
verzerrt zu einem schönen Spuk abmalen,
wird sie in ihrer höchsten Pracht der Schlund
des Frostes und der Einsamkeit verzehren –
nichts wird in eure Tiefen wiederkehren! –

Nichts! nichts! Es sei denn mein zerschellter Leib, aber das hat noch gute Weile und das soll mir gleich sein. *(sich auf einen Felsblock setzend)* Wie sich der Nebel hebt. Wie der fliegende Teppich des Märchens. Hebe mich hoch, nimm mich mit, denn ich bin dieser Erde und meiner Liebe zu ihr satt geworden. Denn was ist's, das diese runde Erde liebt? Meine durstigen Augen, meine von reinster Luft geschwellte Brust, mein hungriger, wohliger, fauler Leib ist's, der die Erde liebt. Und mein Geist? He! wie steht's mit dem? Raunt er nicht meinem Leibe zu: sieh, das und das ist gut, sieh, das ist gut zu lieben? Und dann streut er Zuckerwerk darüber und malt es ihm in dunklen Nächten noch einmal vor – wirf ihn fort, wirf sie beide fort: sie waren die Zeit nicht wert, die sie nach Zuckerwerk und Glitzerglanz filtrierten. – *(aufstehend)* Aber mein Werk ist noch nicht vollbracht, noch ist mein Lauf nicht abgelaufen, noch sitzt meine Angel nicht tief genug,

noch zuckt ihr die Achseln und weicht mir aus,
duckt euch in meines Nachbarn Haus –
duckt euch! Ich werd euch dennoch packen
und euch auf Schnee und Bergeszacken
umbraust von aller Rätsel Plagen,
ein Hagelsturm zu Boden schlagen.

(lachend) Noch ist meine Leiter nicht ganz gezimmert, noch hängt mein Kranz nicht da, wo er hängen soll. *(wie er im Begriff ist, wieder in die Wölbung zu treten, sieht man an der Wand Anna niedersteigen)* Schau an! Mein Rabe! Aber es ist nur ein armes schwangeres Weib. *(er geht ihr einige Schritte entgegen)*

Anna *(ihm von weitem zurufend)*: Flieht! Ihr müßt fliehen! Es ist alles aus! Sie haben mich eingesperrt, aber der Offizier von damals hat mich freigelassen – : Sie sollen fliehen, über die Grenze, und sich stellen! – Gell, das tun Sie nicht? *(hinsinkend)* Ich kann nicht mehr.

Egon *(ihr den Rucksack abnehmend und mit der Hand ihr über das Haar streichend)*: Armes Wurm.

Anna *(ergreift schnell seine Hand und küßt sie)*: Ja, nun müßt Ihr fort. Morgen kommen sie und wollen Euch holen – denkt Euch, der Pfarrer will selber mit! Morgen müßt Ihr schon *(auf eine gegenüberliegende Wand zeigend)* drüben sein.

Egon: Und dann kommst du nicht mehr zu mir?

Anna: Herr, es ist zu weit, es geht nicht mehr. *(auf den gefüllten Rucksack zeigend)* Aber das reicht für lange Zeit. – Da ist eine Sennhütte, ganz hoch, ganz verlassen; über die Alm ist ein Steinschlag gegangen, nur die Hütte ist stehen geblieben und da haust der Sepp – ja, der Loidl Sepp ist desertiert und da haust er nun schon zwei Jahr, der nimmt Euch auf. Da müßt Ihr hin, aber ich kann euch nicht mehr führen – es geht nicht mehr. Der Lump – oh der Lump!

Egon: Komm mit, in den Turm. Ruhe dich aus.

Anna: Nein, nicht! Nicht in den Turm!

Egon: – Hast du getrunken? Du hast so seltsame Augen –

Anna: Nein, nicht getrunken, nicht getrunken. – Der Loidl Sepp! Ihr steigt hier *(in die Abgründe zeigend)* hinunter – da, bei der dicken Föhre – bis Ihr an den Bach kommt, den geht Ihr herauf, eine kleine Stunde Wegs, bis Ihr an drei große Steine kommt, da könnt Ihr hinüber. Dann geht Ihr immer gerade aus – aber nein! Ihr schaut ja nach dem Berg! da! dahin! über die hohe gelbe Wand müßt Ihr hinüber! – Dann geht Ihr also immer geradeaus, bis Ihr an einen anderen Bach kommt, und den geht Ihr entlang, immer entlang, bis Ihr an die gelbe Wand kommt – da! bei dem kleinen Sattel, da könnt Ihr hinüber. Und dann geht Ihr immer an der anderen Seite der Wand weiter, drei, vier Stunden lang, bis Ihr rechter Hand einen umgeschlagenen Wald seht, auf den geht Ihr zu und laßt ihn dann rechts liegen, dann kommt Ihr auf die Alm, wo der Loidl Sepp schon seit zwei Jahren haust und es hat ihn keiner finden können. Da müßt Ihr auch hin, ich kann's nicht mehr, aber da seid ihr sicher. *(traurig)* Aber Ihr schaut immer nach dem Berg, laßt den Berg! Ihr wollt auf den Berg, ich seh's!

Egon: Was sollte ich wohl auf dem Berg. – Aber was wird aus dir? Und wie soll ich dir danken?

Anna: Aus mir? Ich habe meinem Vater geschrieben – er ist hier. – Danken? – Ach Herr, ich bin ein törichtes Weib. – Der Lump! Oh, wenn der Lump nicht gewesen wäre!

Egon: Was willst du denn?

Anna: Wißt Ihr's denn nicht?

Egon *(küßt sie auf die Stirn)*: Dummes Kind.

Anna: – Ich muß gehen. Und Ihr müßt morgen fort – geht recht früh, sehr früh! Sie sind bald hier! – Aber seht nicht immer nach dem Berg! Laßt den Berg! Ihr seht starr wie ein Adler dahin.

Egon *(lächelnd)*: Wie was?

Anna: Nichts, nichts – ich muß fort. Mein Vater wartet.

Egon: Dein Vater?

Anna: Er hat mich heraufgebracht, jetzt wartet er oben auf der anderen Seite. Oh! der verrät Euch nicht! Wir sind treu, ach! viel zu treu. *(sie küßt stürmisch seine Hände, reißt sich dann, ohne ihn anzusehen, los und eilt fort)*

Egon *(sieht ihr eine Weile nach und geht dann langsam zu seinem Turm zurück)*: Wie schön sie geworden ist, seitdem wir den Qualm und Quark da unten verließen. – Aber den Weg, den du meinst, den gehe ich nicht, mein liebes Kind; ich bleibe fern von Parias; und der, den ich jetzt will, der führt – *(lange die Bergzüge im Hintergrund betrachtend)* – Das zieht mich seltsam an! Das lockt mich mit seinen flimmernden Zacken und grünblauen Eisschärpen gar zwingend zu sich her! *(er tritt in das Gewölbe)*

2. Auftritt

Nacht; das Innere eines der kellerartigen Gewölbe; an den weißen mit Staub und Spinnengeweben bedeckten Wänden Ketten und altes Gerümpel, in der Ecke ein als Lagerstatt dienender Haufen von trockenem Gras und Föhrennadeln, in der Mitte ein roh gezimmerter, mit Manuskripten voll bedeckter Tisch, in dem eingemauerten Kamin ein nicht sehr großes, aber hell loderndes Feuer; durch eine fensterartige Öffnung in der Mauer

erblickt man die im schwachen Mondschein liegende Berggruppe; Egon auf einem Schemel vor dem Kamin

Egon *(nachdem er eine Zeitlang schweigend in die Flammen gestarrt hat, sich plötzlich umwendend)*: Jetzt ist sie da! Nun liegt sie draußen mit tausend Ohren, meine alte Schwester Einsamkeit. Und so dicht legt sie ihre braunen Arme um mich, so tief blickt sie mich aus großen Augen an, – die Welt ist fort, wir sind allein. Die Welt und ihr Geschrei, die brausenden Bäche und das strömende Blut, mein Ekel und mein Stolz, es ist nichts mehr da. *(nach der Maueröffnung blickend)* Nur du mit deinen Eisdiademen und Höhn stehst da wie ein blasses, fernes, leise lockendes Rätsel an dem Rande meiner Welt. – Es ist so still. *(gedankenlos ein Blatt vom Tisch nehmend und es gedankenlos lesend, plötzlich)* Was für laute Worte! – Für wen schrieb ich das? *(das Blatt ist unversehens der Flamme zunahe gekommen und fängt in seiner Hand Feuer; er läßt es nachlässig in das Feuer fallen, schiebt, da eine Ecke nicht verbrannt ist, diese mit der Fußspitze in die Glut und nimmt ein anderes Blatt; nachdem er kurz hineingesehen hat)* Bin ich das? *(man hört ein erst leises, dann immer lauter anschwellendes, tumultuarisches, wüstes Gewirr von Worten; in dem Rauch, der dem Feuer nun stärker entweicht und nach innen schlägt, tauchen immer deutlicher werdende phantastische Gestalten auf, altertümliche, wüste Studententypen, Bergarbeiter, Maler, Gelehrte, Landleute, Jäger, unter ihnen Mädchen, üppige Frauen – die alle seine Gesichtszüge tragen und unter theatralischen Gesten laut gegeneinander deklamieren. Egon aufspringend)* Und das bin ich? Ich! Ich! Und das fand ich alles sehr gut?

Die Phantasmen *(ihn echoartig nachäffend, so, als wenn das Echo durch die Bergwände erzeugt würde)*: Sehr gut – Sehr gut – Sehr gut – –

Egon: Sehr gut! Und damit wollte ich Dem da *(mit dem Fuße aufstampfend)* auf die Spur? Mit Worten? *(hohnlachend)* Mit Worten!

Die Phantasmen *(wie oben)*: Mit Worten! – Mit Worten! – – –

Egon *(wütend auf sie einschreiend)*: Die Fratzen herunter! Die Lappen herunter! Jetzt will ich sehen, was ich bin! Jetzt will ich mich sehen!

Das Echo *(sehr höhnisch)*: Mich sehen! Mich sehen! – Als könntest du dich sehen!

Egon *(lange die Phantasmen anschauend, die ihn ironisch anblicken; zu dem Studenten)*: Mit dir wollte ich den Dingen auf den Grund.

Der Student: Haha! Den Dingen auf den Grund! Du zeugtest mich aus Not! Um Geld und Ruhm! Haha! um Geld! um Geld! Weißt du noch?

Egon *(zu einem Soldaten, der mit sehnsüchtigen Blicken ein schönes blondes Mädchen ansieht)*: In dir heilte ich mein krankes Herz.

Der Soldat: Und kleistertest mich zum Philosophen. Hoho! Um Geld! um Geld! Um die *(auf das blonde Mädchen zeigend)* da! Du wolltest sie damit wiederlocken. Hoho!

Egon *(zu einem verführerischen nackten Weib)*: In dir malte ich die Wollust selbst.

Das nackte Weib *(lachend)*: Da du gerade nichts Lebendes hattest – da triebest du Notzucht mit mir.

Egon *(zu einem Irren)*: Dein Wahnsinn gab mir das Tiefste, was ich schrieb.

Der Irre: Das Tiefste! Hihi! Brüderlein! Brüderlein! Du machtest mich, weil du selber bald *(mit einer Geste gegen die Stirn)* paraly – hihi! – tisch bist!

Egon *(wendet sich ab)*

Sein Ebenbild *(hervortretend)*: He! Und ich? Und ich? *(ihm ein frisch gebundenes Manuskript entgegenhaltend)* Und warum schrieb man dies? dies? Warum schrieb man das Lob der Einsamkeit? Vielleicht weil's im Kriege schießt? Und man sein Weibchen keinem andern gönnt?

Egon *(ihm das Manuskript entreißend und ins Feuer werfend)*: Fort! Fort! *(in rasender Wut alle Manuskripte in die Flammen schleudernd)* Fahrt zur Hölle! *(Die Phantasmen entschwinden, außer einer Gestalt, die Mignon gleicht)* He! Und du? Willst du – *(sie erkennend und zurückprallend)* Du? – Haha! Soso! *(das letzte Blatt, das er noch in der Hand hält, zusammenballend und ins Feuer werfend)* Zur Hölle! Wir sind quitt! *(der Rauch verzieht sich – tiefste Stille; das Feuer sinkt leise knisternd unter dem verbrannten Papier zu einer roten Glut zusammen; Egon auf die Stille lauschend)* Bist du jetzt beruhigt, bist du mir wieder gut, meine kleine braune Schwester? *(sich hinsetzend und in das Feuer blickend)* Nun knistert ihr und glummt und in einer Stunde seid ihr Nacht und Staub – meintest du es so, mein kluger Bruder? *(in das Feuer träumend)* Mein Leben, das was wertvoll an mir war, weswegen ich mein Leben lebte und

Leib und Leben ertrug – in einer Stunde Nacht und Staub. *(sich gewaltsam aufraffend)* Das ist jetzt aus! Jetzt sind wir quitt, jetzt bin ich frei, von – allem – frei – ! *(das Feuer erlischt rasch, durch die Wandöffnung scheint der Mond herein; Egon gegen das Gebirge)* Und du mit deinen bläulichen Kuppeln und Zinnen – Aber es soll genügen, daß jeder Tag seine Plage habe – und seine Ruhe – und seine selige Stille. *(im Begriff, sich auf sein Lager zu legen)* Liebst du mich wieder, braune Einsamkeit? Nun trennt mich nichts mehr von dir – der Spuk ist fort – ich bin ein Teil von dir und deinen Bergen –. Werde ich je so selig geschlafen haben? – Wie die Bäche rauschen.

3. Auftritt

Glühend heißer Mittag, Gletscher; wilde Hochgebirgsformation

Egon *(auf einem Felsblock am Gletscherrand)*:

Hoch wuchs ich über Mensch und Tier;
und sprech ich – niemand spricht mit mir.

Nur das lautlos donnernde Rauschen des Eises zu Tal und über mir der drohend blaue Himmel. – Aber ich atme nicht frei – wo ist meine Einsamkeit? Ist sie unten, tief, tief unten liegen geblieben und schläft? Aber jetzt liegt mit weißen Augen über mir der zornbrütende, zungenlos donnernde Gott der Öde und des Bald-außerhalb-der-Erde-Seins! Es ist, als ob aus allen Klüften und Höhen und aus dem drohenden Himmel über mir gleich etwas Ungeheures mich anspringen und mich zerpressen möchte; es ist, als brüllte über mir die schwärzeste Nacht! Aber ich werfe ihm eines entgegen, dem schwarzen Grauen und Himmel über mir – das ist der Tod! Der schlug noch jeden Feind! – *(Ein Jäger erscheint, mit einem erlegten Adler auf dem Rücken)* Hallo! Komm ich recht zum Teufelturm?

Jäger: Grüß Gott! Zum Teufliturm? Wollt Ihr den nauf? Zu spät, Landsmann, zu spät. Wir haben den letzten August; den kraxelt Ihr nimmer nauf.

Egon: Ich hab schon andere Sachen gemacht. Ist's der rechte Weg?

Jäger: Freilich, freilich. Jeder Weg ist immer der rechte. – 'ne gute Rutschbahn, der Teufliturm – gell?

Egon: Wie man's nimmt. – Wie meint Ihr das, Jäger?

Jäger: Ich weiß schon, i hab Euch gleich erkannt. Seid Ihr nicht der deutsche Doktor aus dem Dorf dahinten, der wo sich nicht stellen will? Und jetzt wollt Ihr da nauf und nunterrutschen – hab ich nit recht? Nehm's Euch nicht übel, Landsmann; meine Viecher machen's grad so. Wenn die einen Knacks haben und spüren, daß es ans Verenden geht – fort! fort! daß sie keiner sieht; die schönen Viecher!

Egon: Warum schießt Ihr sie denn?

Jäger: Weil i muß! Wenn ich die da heroben schwimmen seh, so stolz, als wären sie unser Herrgott selbst, – ich muß weinen, aber herunter! herunter! sag i – und da kugelt er schon wie ein armes Häufli Elend herab. Ja, Herr, das ist ne traurige G'schicht: die wo fliegen können, die müssen fort, das geht nit anders, das muß so sein. Die Hühner und Lausbubn, die läßt er laufen, unser Herrgott da oben, aber die wo fliegen können – herunter! sag i. Schauns, da helf ich ein wenig unserm Herrgott. Und wenn ich Euch anschau, Ihr habt auch ein guts Blut, Ihr seid auch *(auf seinen Adler zeigend)* wie der. Ich kann's verstehn, oh! ich kann's verstehn. Ihr wollt nicht zusammen mit dem Lausbubenvolk ins Gras beißen. Wollt Ihr nit fliegen, Herr? Ich tu Euch schon den Gefallen – na, na, Scherz. – Aber das haben wir vorm unvernünftigen Vieh voraus, daß wir's selber machen können, wenn's Zeit geworden ist. Gott befohlen, Landsmann! *(lachend)* Könnt Ihr nit aufi, so könnt Ihr doch abi fliegen. *(er verschwindet hinter einem Felsblock)*

Egon *(der nach dem Weggang des Jägers vor sich hin gebrütet hat, plötzlich erschreckt zusammenfahrend und um sich blickend)*: – Es ist nur die ungeheure Öde. *(aufstehend)* Aber ich komme mir wie ein Geweihter vor und als schaute alles mit großen wartenden Augen auf mich. – *(leise zitternd)* Wohlan! noch lebe ich. *(er steigt den Gletscher hinan)*

4. Auftritt

Hoher, völlig isolierter und steil abfallender Berggipfel; auf dem sehr kleinen Raum loses Geröll, ungeheure Fernsicht auf das verschneite Gipfelmeer der Alpen; Mittag, die Sonne scheint scharf und blendend aus dem tiefdunklen, völlig unbewölkten Himmel

Egon *(halb liegend)*: Wie mit schweren Speeren hält sie mich mit ihrer Glut hier hingeschlagen; einpressen möchte sie mich in den Stein, damit ich nicht noch höher wachse. *(sich etwas aufrichtend und umherblickend)* – Das ist die Ewigkeit – die spricht kein Wort – der bin ich nichts – die liegt und schweigt. Gibt es ein Hinter-der-Welt, hier würde es laut, hier würde es zu mir sprechen. Aber es spricht nicht – es lächelt nicht einmal – es ist nicht da – – – es tut mir nichts. *(aufstehend, hoch und schwindelfrei)* Und bald bin ich wie ihr, *(einen Stein aufnehmend)* wie du,

> du Symbolum der Welt,
> du Zwitter frostiger Erhabenheit
> und zynisch schweigender Gleichgültigkeit! –
> Gefährlich nahe schon dem Nichts gesellt
> hast du dich auf den höchsten Stolz gestellt
> und hebst dich herrisch aus dem Strom der Zeit
> und über des Geschehns Formlosigkeit
> bleibst du der Einzige, der Form behält. –
> Oh kalten Gleichmuts lautberedter Hohn,
> des Unbegreifbarn greifbare Erscheinung
> ist hier gepreßt in einen Klumpen Ton
> und – nur ein Ding, ein Nichts in unserer Meinung –
> liegst du auf deiner Weisheit kahlem Thron
> als dieser Welt *(den Stein in die Tiefe schleudernd)*
> sarkastischste Verneinung!

(wie er im Begriff ist, sich ihm nachzustürzen, werden Stimmen laut, unter denen man die Stimme des Offiziers und des Pfarrers unterscheidet – er horcht auf und stemmt instinktmäßig den Fuß gegen einen Felsblock) Will das Geschmeiß auf den Thron? Achtet das nicht einmal den Tod? *(die Stimmen kommen näher)* Zurück! *(er stößt den Felsblock hinab; von unten tönen Schreie herauf, er stößt*

noch einen, und einen zweiten hinab – neue Schreie – Schüsse fallen – er stößt noch einen Stein hinab) Und kommt ein ganzes Heer! Es fallen Bessere als ihr! Die Welt steht auf dem Kopf! *(noch einen Stein hinabstoßend)* Heißa! auf dem Kopf! – *(er horcht auf die entsetzliche Stille, sieht plötzlich in die Weite und seine Augen weiten sich schreckhaft; dann sich gewaltsam aufraffend und den Kopf schüttelnd)* Es ist das Fremde – es bleibt uns ewig fremd. Wir sind von ihm und haben nichts mit ihm zu tun; Bilder, die nur Bilder sehn; der Kern ist unsichtbar und stets allein –. Als ich ein Kind war, – und als ich einmal krank war, – faltete mir meine Mutter die Hände – das Zimmer war schneeweiß gekälkt und die Sonne schien noch einmal leuchtend über den westlichen Wald – – was ward aus mir? Mein Körper tut, was er will, ich kenne ihn nicht, ich sehe ihn nicht mehr – und mein Geist ist nicht bei mir, und irrt einsam, taumelnd auf dunkelsten Wegen, auf den Wegen des Nichts – und Ich? Doch es wird Zeit. *(er geht mit aufgerichtetem Kopf und den Blick in die Ferne gerichtet gegen den Abgrund vor und stürzt unter dem Gepolter der nachfallenden Steinmassen in die Tiefe – während man das immer tiefere Niederstürzen und Aufschlagen der Felsmassen hört, bleibt die Bühne noch eine Weile offen)*

Der Rubin[1]

Zwölf Novellen

(1913 - 14)

[1] Paula Sack merkte in den Gesammelten Werken 1920 an: „Die Sammlung sollte, nach unserer letzten Vereinbarung, nur zehn Stücke umfassen. „Schummin" und „Im Gebirge" fügte ich ein. Die Zusammenstellung der drei Stücke „Die Fledermaus", „Adagio" und „Die Jagd" unter dem Titel „Im Gebirge" habe ich selbstständig vorgenommen."

Der Rubin

Um die Zeit, in der an der Küste die Linden blühen, saß der Einjährig-Freiwillige Wiekannmannur rittlings auf der Mauer, die das Kasernement umschloß. Denn außer dem dreitägigen Arrest und der Degradierung zum Gefreiten bestand seine Strafe, die er sich wegen einer handgreiflichen Äußerung moralischer Dekadenz zugezogen hatte, in der Einkasernierung: Darum mußte er sich allnächtlich aus der Stube, in der er mit den Leuten seiner Korporalschaft schlief, herausstehlen, mußte sich sachte über den Flur und die hallenden Treppen und durch die lauernden Schatten des Kasernenhofes schleichen und dann sich über die Mauer ins Freie schwingen. Dort erwartete ihn die blonde Madelon, mit der er eilig in seiner Wohnung verschwand. –

Knarrend zog die alte Uhr Luft in ihre rostigen Lungen und rief zwölf rasselnde Schläge in die Nacht und hart und dumpf tapsten die nägelbeschlagenen Stiefel der patrouillierenden Posten auf dem Pflaster oder glitten langsam und tückisch über den knirschenden Kies. Ringsum aber breitete sich in weißen Lachen und Seen der Nebel, aus dem gleich wulstigen Echsenköpfen die Wipfel der Ulmen und Linden ragten und die Lichter einer Bahn wie rote Kakerlakenaugen glotzten; und mitten aus der sternleeren Nacht hing der Mond wie eine blankgescheuerte Messingampel herab. Eine Handvoll verlorener Klänge kam durch die Luft und flatterte träumerisch zwischen den rotbraunen Gebäuden und versank gerade wimmernd in den traurigen Nebeln –

Halt!

Mit einem brutalen Griff packte ihn eine rote haarige Faust am Fuß und zog ihn herab. Aber fluchend riß er sich hoch, trat dem Kerl mit Wut ins Gesicht, daß er zurücktaumelte und Helm und Gewehr auf die Erde kollerten, und schwang sich herab.

O Madelon!

In dichten Wolken quoll aus den Lindenblüten der Duft in das Zimmer, von dessen Decke braune Schattenfransen in das rote Licht herabhingen, das da zwischen den vier Wänden lag wie ein riesiger Rubin. Und willst du den Rubin gelten lassen, so wirst du die zitternd graue Rauchwolke, die aus einer bläulichen Aschenschale hochstieg, sich schirmartig verbreitete, und in phantastischen Akanthuskapitälen und krausen Arabesken sich auflöste, als einen vertikalen Riß oder eine Trübung des Steines ansprechen dürfen. Und nicht mehr als Trübung, sondern als das innerste Geheimnis, als das Herz des Edelsteines wirst du die Karaffe öligen Weins bezeichnen müssen, in der es zuweilen in einem tiefen Purpur aufleuchtete, als sei es eben das pulsie-

rende Herz des roten Rubins. Aber eine hohe weiße Flamme, den brennenden, sehnsüchtigen Geist des Steins, muß ich Madelon nennen, als sie in unbekümmerter Nacktheit an das Lager trat, auf das sich ihr Geliebter hingeworfen hatte. –

Willst du dich nicht ausziehen?

Nein, denn du siehst weißer und seidener aus neben dem stumpfen Blau und dem knalligen Rot und den grellblanken Knöpfen dieses – ach, dieses Ehrenrockes! O Madelon!

Dann zog er sie an sich und bat sie, sich rittlings auf seine Brust zu setzen. Darauf faßte er ihre Hände und suchte ihre Augen und versenkte sich in ihrer strahlenden Bläue wie in ein immer grundloseres Meer.

Hast du gesehen, wie draußen der Mond in der sternleeren Nacht hing, wie eine einsam leuchtende Ampel, wie ein vergessenes Licht? So hänge auch ich in meiner Welt, ratlos und einsam in ihrer unbeschreiblichen Sinnlosigkeit und ihrer ewigen Brutalität. – Ich habe dieser Welt nicht fluchen können, ich bin viel zu klug zum Fluch; denn ich weiß, mein Fluch wäre bedingt und bejahte irgendein Gespenst, ein fernes irrlichterndes Ideal. – Ich baue mir auch nicht auf diesem Fundament und trotz diesem Fundament von Sinnlosigkeit und Brutalität ein hohes helles Haus; ich bin viel zu schwach zu diesem „Trotz" und mein Wille zergeht in dem Licht meiner Augen. – Ich gehe abseits und vergesse die Welt im Rausch, in dem rigorosen Wegsehen von Allem und dem inbrünstigen Untertauchen in deiner roten Liebe und deinem seidenen Leib.

Du schöne gischtende Welle, die der Sturm da draußen ins Leben rief und brausend weitertreibt und sie nicht ruhen heißt, bis sie den Felsen, den sie umschäumt und umstrudelt und umkost Tag und Nacht, in ihre weichen Arme sinken sieht. –

Ist es nicht wie in einer Kirche, in deren dämmernden Bögen und Nischen sich Weihrauchwolken und Orgeltöne verfangen? – Willst du nicht trinken? Sieh, der Wein ist so rot, rot wie die Knäufe deiner stolzen Brüste.

O Madelon, in deiner Liebe liegt für mich die Möglichkeit, die Welt anzuschauen als ein Gemälde, an dessen Buntheit und Farbenreichtum ich mich erfreue, ohne nach dem Zweck, dem Schöpfer und der Zusammensetzung der Farben zu fragen. Du süße Aster, du roter Wein und seidener Leib, o du gischtende Welle, du letztes verlorenes Glück und veilchenblaues Lächeln im Winkel, du – mein – Gott!

Da rieselte es über ihren Leib und sie sank über ihn so, daß sein Kopf zwischen ihren Brüsten zu liegen kam. – –

Als der Einjährig-Freiwillige Wiekannmannur am nächsten Tage vom Feldwebel aus dem Bett geholt wurde und erfuhr, daß er mit zehntägigem Arrest und Verlust der Schnüre bestraft werden würde, nahm ihn einer seiner Kameraden beiseite: Ich verstehe Sie nicht – ein Mädchen, das Sie notorisch betrügt! Ich habe noch heute morgen gesehen, wie Sie von Ihnen drei Häuser weiter zu einem Andern auf die Bude stieg. Und da Sie auch des Nachts erst um zwölf zu Ihnen kommt, nicht wahr? und Sie nicht wissen können, – –

Da ging der Einjährig-Freiwillige Wiekannmannur auf seine Wohnung, entkleidete sich gemächlich und legte sich in die Kissen, die noch die Wärme ihres Körpers trugen. Dort wartete er, bis die Patrouille kam, die ihn abholen wollte, und in dem Augenblick, da sie die Tür aufrissen, schoß er sich die Kugel in den Mund. – – –

Wirst du nun zugeben, daß du mit ihm verkehrt hast? Wirst du?

Und da sie schwieg und sich nur wimmernd vor ihm krümmte, fuhr wiederum die Peitsche klatschend über ihren Rücken.

Es ist ein Skandal! Sich wegen so einer Dirne zu erschießen! Gib es wenigstens zu! Hörst du?

Und da sie immer noch schwieg und sich nur wimmernd vor ihm krümmte, fuhr wiederum die Hundepeitsche klatschend ein, zwei, dreimal über ihren entblößten Rücken. Dann ließ er ihre Hand los, daß die vor ihm Kniende zusammenbrach und mit der Stirn auf die Stuhlkante schlug; und so blieb sie liegen.

Er aber lief schnaufend in dem Zimmer umher, in dem eine saure Bier- und Tabaksatmosphäre brütete, fuchtelte mit der Peitsche und warf sie schließlich mit einem „Du Aas!“ auf den striemenbedeckten Rücken der blonden Madelon. Dann trat er an das Fenster, öffnete es und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Da flog zitternd die Nachtluft herein und streichelte Madelons zerwühltes Haar und hielt vor ihre schluchzenden Augen das Bild von dem dunklen Rubin und seinem purpurnen Herzen. –

Als aber dieser Musensohn ihren Hauch auf seiner zerhauenen Stirn fühlte, riß er einen Mensursäbel von der Wand und warf sich in Fechterpositur und begann mit dröhnenden Quarten das Ofenrohr zu bearbeiten.

Da verlor Madelon den roten Rubin und vergaß zu weinen und fing an, leise in sich zu lächeln und als der Unermüdliche den Säbel polternd in die Ecke warf, einen Kasten Flaschenbier an das Sopha zog und zu trinken begann, ließ sie ihre Augen leuchten und wartete nur auf das „Na, Kind, wir wollen uns wieder vertragen“. Und wie es endlich kam, rutschte sie auf den Knien zu ihm und umfaßte mit ihren Armen seinen trunkenen Leib.

Dann zog sie ihm Stiefel und Strümpfe aus und drückte ihre Lippen auf seinen Fuß –

Am nächsten Morgen um neun lag die Sonnenglut auf der Straße wie ein böses weißes Tier, das mit seinen gläsernen Tatzen und seinem stickenden Atem jeden ansprang, der aus der nächtigen Kühle der Wohnungen trat; dann preßte es ihm die Lungen zurück, griff beißend und brennend in seine Augen und hängte sich ihm schwer wie Blei an die Füße. Und je höher die Sonne stieg, desto größer wurde das Tier und desto weißer seine gläserne Haut; desto höher kletterte es an den Häusermauern hoch und stieg durch die Fenster und wälzte sich in die Zimmer, faul und schwer und schwül. Am wohlsten aber fühlte es sich und blähte sich vor Vergnügen in dem Zimmer, in dem neben dem zerbeulten Ofenrohr und den geleerten Bierflaschen der schartige Säbel an der Erde lag. Da sog es in tiefen Zügen den Schweiß- und Bierdunst ein, erwärmte ihn glühend in seiner Brust und hauchte ihn mit einem teuflischen Grinsen über die beiden Schlafenden wieder aus.

Davon erwachte Madelon. Und da sie den hellen Tag und das weiße Sonnentier sah, wandte sie sich um und weckte ihren Geliebten und ließ über sein rotgedunsenes Gesicht, seinen halbgeöffneten Mund, aus dem der sauersüße Alkoholschwaden stieg, und seine verschleimten Augen die ihren in ihrer blauesten Zärtlichkeit streifen. Dann preßte sie sich an seinen warmfeuchten Leib und fühlte, wie plötzlich ein klebriger Schweiß aus allen seinen Poren quoll –

„Oh Liebling, nun bist du nicht mehr böse –,"

Da hallten ein, zwei, drei Salven durch den Morgen – –

„Nun haben sie ihn begraben" –

Aber sie schüttelte mit lächelndem Unwillen ihr Haar, ein Sturm süßer Zärtlichkeit flog über ihr feines Gesicht, und während sie den behaglich Grunzenden fiebernd umklammerte, flüsterte sie in seine roten Eselsohren: „Warum habe ich dich nur so lieb?"

Die gerade Linie

Er hatte sein erstes Freibad im heurigen Frühjahr genommen und lag nun an dem über algengrüne Kiesel sich weiterschiebenden Wiesenbach, und vertrieb sich die Zeit, indem er der quecksilbernen Harmlosigkeit zuhörte, mit der die allemal nach sieben Sekunden übermütig aufperlenden Wellen über die kopfgroßen Steine sprangen, er hörte ihnen zu und blätterte dann in einem Brief und las ihn wieder, vielleicht zum zweiundzwanzigsten oder dreiundzwanzigsten Mal.

Und da der Himmel seit einigen Tagen so blau war und die Primeln sich gelb und die stumpfen Blütenpinselquasten der Pestwurz sich wieder einmal schmutzig scharlachrot angestrichen hatten, so werden Sie, meine Gnädige, der ich das Wunderbare erzählen soll, wohl wissen, was in diesem lieben Brief geschrieben stand.

Und da er ferner als Sekundaner ein Heldengedicht auf eigene Kosten hatte drucken lassen und augenblicklich für seine Psychologischen Studien einen Verleger suchte, konnte er, als er am nächsten Morgen in einem dröhnenden Bummelzuge sein niederrheinisches Dörfchen verließ, garnicht anders als nach München fahren.

Trotzdem dürfen Sie sich nicht wundern, daß er des Abends mollig Arm in Arm mit einem Mädel über die Straßen Bremens lustwandelte. Sie war blond und trug ein schwarzes Samtkostüm und ihrer beiden Unterhaltung schien intim und süß zu sein, denn sie verliefen sich und strandeten anstatt in der Astoria in einem kleinen Café.

Am folgenden Mittag irrte er verstört durch dieselben Straßen und saß einsam und mit einem bitterbösen Gesicht in dem kleinen Café, in welchem sie gestern in ihrem zuckersüßen Geplauder gestrandet waren; plötzlich kniff er die Lippen wie zwei Buchseiten zusammen und bestellte eine Droschke, wartete, warf während des Wartens mit einer Gebärde des Ekels eine frisch angezündete Konstantin ins Zimmer, sah den Wagen kommen, errötete, warf trotzig die Lippen auf und ging hinaus.

Hier gibt es doch – –? Sie wissen ja. Fahren Sie mich hin.

Der Mann nickte und grinste nicht, und fuhr ihn hin. –

In dem ersten Hause, in das er trat, ließ er sich von der fettigen und baß erstaunten Odaliske eine Flasche Wein besorgen, entkorkte sie umständlich und füllte sein Glas, hob es hoch, setzte es unberührt wieder ab und begann dann ruhelos in dem niedrigen rot tapezierten Zimmer, an dessen Wänden der Schwamm in gelblich blauen Fladen wuchs, umherzugehen, auf und ab, ruhlos auf und ab – auf und ab – –

Ist das zu glauben? Da trifft man sie, die man liebt bis zur Selbsterniedrigung, die einem die tollsten Streiche gemacht hat, der man alles immer wieder verziehen hat, da trifft man sich wieder, nach einem halben Jahr, ist nichts als Freude und Vergib! und Vergib mir! und verabredet, morgen nach München zu fahren, zusammen abzufahren, und schläft mit ihr in einem Hotel, aber „Nein, Liebling, das geht hier nicht; glaube mir! Aber ich werde dich schon wecken morgen um neun." Und man ist so – dumm! Aber um sechs Uhr morgens ist man wach und wartet und wartet und steht auf und fragt und fragt und fühlt schon, wie sich zwischen Lunge und Hals etwas zusammenzieht, da –: Das Fräulein ist heut morgen abgefahren! Ist das nicht wie ein Keulenschlag, wie ein Bumeranghieb? Ist das nicht zum Wahnsinnigwerden!

Wo ist se denn hin?

Was weiß ich? – Aber zum Pfingstmarkt! Natürlich! Wo soll sie sonst hin als zum Pfingstmarkt! – Nach irgend so einem Kitsch an der Waterkant. Oh was seid ihr für eine Bande! Was für eine Bande! Was für eine gemeine Bande! – –

Quatsch! Laß se!

Da sah er sie und sah sie aus seinen blauen Augen an und –

Wo ist mein Hut? Zum Donnerwetter, wo ist mein Hut! Zum – – –

Nach einer Stunde, es war des Nachmittags um drei, fuhr er mit dem Schnellzug über Hannover, Halle – und war am nächsten Morgen um acht Uhr in München.

Hier lief er acht Tage lang umher, als hätte ihm die Maximilianstraße und die grünlich schäumende Isar Gott weiß, was? zu Leide getan, und hockte im Odeon, als sei es ihm zur persönlichen Qual gebaut, während Sie im Jahrmarktstrubel wie ein lustiges blondes Tier aber mit prickelndem Bewußtsein und einem verlockenden ewig ironischen Lächeln ihm Hörner um Hörner auf seine melancholischen Haare pflanzte. –

Aber mein Teurer, ich begreife Sie nicht. Sie haben sich vor einem halben Jahr ihr gegenüber benommen wie, wie Sie selber sagten, wie ein Kastrat, dann haben Sie sich wieder gefunden, indem Sie diesen Giftstoff, wie Sie selber sagten, ausgeschieden und aus ihm ein Buch gemacht haben, – und jetzt?

Ich habe sie wieder gesehen! Sie ist für mich der Typus des lockend verdorbenen und in seiner Sinnlichkeit skrupellosen Weibes, ach was! sie ist für mich das Symbol und die blendende Personifikation des Triebs, des Lebens, der Welt, des Hinter- und Überweltlichen! Und ich brauche dieses Symbol und vergrabe mich in diesem Lebensrausch, diesem braunen Wei-

berrausch und ganz besonders – –
Schluß! Sie wissen, diese Rauschtheorie ist mein intellektuelles Rückgrat, mein moralischer Chordastab, meine Möglichkeit, mit Ihnen Burgunder zu trinken. Ich muß mich am Leben berauschen, wenn ich das Leben ertragen will! –

Dagegen ließ sich nichts sagen, und wir hörten mit wachsender Langerweile seinen erotischen Tiraden zu und betrachteten mit gelassener Ironie die naive Art, mit der er seine Sehnsucht in Briefen und Rosen und bunten Ansichtskarten kultivierte.

Aber die vierzehntägige Jahrmarktsstadt da oben dachte nicht daran, ihm aus ihrem bier- und lebkuchenduftenden Trubel auch nur eine Karte zu schicken, und da der Vorschlag, den Reim von den anderen Städtchen, anderen Mädchen ins Praktische umzusetzen, auf empörten Widerspruch stieß, und die Nächte anfingen schlaflos zu werden, und er gar eines Vormittags unter den blühenden Kastanien des Hofgartens ein Sonett schrieb, drohte die Lage ernsthaft kritisch zu werden.

Da führte ihn ein Abend in den Englischen Garten, über dem der Mond wie eine blankgescheuerte Messingampel hing. Leise, spöttisch lächelnd fuhr die Nacht mit einer riesigen Sichel unter dem Rasen hin, ließ die Erde ins Bodenlose fallen und hielt dieses abgeschnittene Rund von wulstigen Baumschatten, die müde um die schlafenden Rasenflächen kauerten, in ihren zwitschernden und singenden Händen. Und er ging auf dieser hochgehaltenen singenden Schale wie im Traum und ging geradewegs auf den Monopteros zu, über dem hoch im schon südlich blauen Nachthimmel der blankgescheuerte Mond hing, mitten durch die taufeuchten Rasenflächen und das wurmartige Gewirr der Löwenzahnstengel.

Was ist denn viel dabei? Ich will sie wieder haben, ich will mein Glück haben, will geradewegs mein Glück. Darum muß ich über mir stehen und mich auf eine Höhe schwingen, die die Anschauung meines eigenen Ichs gestattet, von der aus ich meinen Willen lenken und mit ihm wie mit Geistersingern über die Erscheinungen und lockenden Süßigkeiten des Daseins prüfend tasten und mir von ihnen nehmen kann, was mir und meiner Willkür beliebt.

Und er öffnete die Augen weit und sah geradeaus in einer langen schnurgeraden Linie und leitete seinen Willen auf diese unsichtbaren blauen Radien und tastete nun mit ihnen wie mit dem Strahl eines Scheinwerfers zitternd und suchend – da blieb die Linie stehen, leise vibrierend wie ein unerhört straff gespanntes Seil.

Zu gleicher Stunde trat in der Jahrmarktsstadt aus einem Tanzlokal ein

Mädchen, blond und in einem schwarzen Samtkostüm, sah in die Nacht, öffnete plötzlich die Augen weit, zuckte zusammen, lächelte und nickte in die Nacht. – –

Nun wird sie kommen. –

Und mit einem leisen Klack! setzte sich der abgeschnittene Rasen mit seinen kauernden Baumschatten und seinem einsamen Monopteros wieder auf die Erde. – –

Sehen Sie, meine Gnädige, zwei Wochen später saßen sie zusammen in diesem Café und stritten sich über seinen Freund, den sie doch nur angesehen habe, weil es sein Freund sei. Sie trug noch dasselbe schwarze Samtkostüm, aber einen neuen chiken Hut –

Und?

Also Sie fühlen auch, daß die Geschichte nicht zu Ende ist? Ja der Neid, meine Gnädige! Nach acht Tagen verkaufte er seine Bücher und Tennisschläger, verschaffte sich einen Wanderpaß und strolchte als freiherrlicher Strom nach Italien über die Berge, an die Meere, wo immer die geraden Linien wachsen und man über ihnen vergißt, daß das Leben nur zu ertragen ist im Rausch. –

Einsamkeit

Dann bringen Sie einen alten Juden um, unterschlagen Sie, stehlen Sie, nur sehen Sie zu, daß Sie hier herauskommen. Fahren Sie an die See und dort segeln Sie, schlafen Sie und amüsieren Sie sich – –

Da unterschlug er, denn er war Beamter an einer kleinen Bank, und fuhr an die See.

Vor einem Jahr hatte es angefangen. Da sagten im Laufe einer Woche der Pedell und sein Ehegespons den patzigen Automobilhupen und dem müden ewig wieder aufgewirbelten Staub ein melancholisches Lebewohl, und innerhalb derselben sieben Tage hatte ein Kavalier seine Braut, als sie vom Grabe ihrer Schwiegereltern zurückkam, angeredet, und, wie ihm eine mitfühlende Seele hinterbrachte, schon am zweiten Tage sein Ziel erreicht.

Da verkoch sich seine Seele, die sich zuerst unterhalb des Halses in einen schmerzenden Klumpen zusammengezogen hatte, in einen dunklen Winkel. Als sie wieder hochstieg und mit entsetzten Augen in den müden ewig wieder aufgewirbelten Staub hineinzuschauen und mit wehen Ohren den Schreien der patzigen Automobilhupen zuzuhören begann, wandte er sich ab und warf sich auf die Dichterei. Nur um nach einigen Monaten schmerzlichen Bemühens einzusehen, daß trotz der drei nachdrücklichen Griffe, mit denen die Welt ihre Nägel in sein Herz gesenkt hatte, seine Unzulänglichkeit dieselbe geblieben war wie vor zehn Jahren, als er zum ersten Male dieser gefährlichsten aller Verlockungen gefolgt war. Da versuchte er es mit dem Trinken; aber seine Seele war zu fein, um im Trinken Vergessen zu finden; denn die gelinden Quanta arbeiteten das Objekt des Vergessens nur noch deutlicher und schmerzlicher heraus, und bei den stärkeren war der Ekel nachhaltiger als der Rausch. Er versuchte es mit der Straßenliebe, aber hier ließ der Ekel schon nicht mehr den Rausch aufkommen. Er versuchte es mit der Freundschaft, aber da die Freundschaft nur zwischen Menschen mit gleichen Zielen bestehen kann und sein Ziel Vergessen hieß, war es eine logische Unmöglichkeit, in einer Freundschaft Vergessen zu finden, da dann die beiden lethedurstenden Unglücksraben ewig von ihrem Pech und Ziel einander hätten vorkrächzen müssen.

So – lebte er denn; und hatte das Gefühl, als bestände er aus nichts denn einer dünnen Epidermis, die über einen lauernden Hohlraum gespannt sei, den zu betasten oder gar mit seinen Gedanken in ihn einzudringen, er sich, trotz einer rätselhaft süßen Lockung, ängstlich hütete. Denn als er ihr einmal gefolgt war, und dabei die zynische Brutalität des Lebens in ihrem Gipfelpunkt, der unbedingten Einsamkeit der einzelnen sinnlos ins Dasein

gestoßenen, dort von den dröhnenden Wagen der Kausalität hin und hergeworfenen, überfahrenen und am Ende achtlos zur Seite geschleuderten und doch zur Erzeugung neuer Mißhandlungsobjekte verdammten Existenz erkannt hatte, hatte er seine Ersparnisse zusammengerafft und sich wie ein Tier den gefälligen Dirnen in die Arme und darauf in einem nicht minder viehischen Taumel sinnlosen Alkoholgenusses geworfen, bis man ihn verlumpt und verlaust aus einer Destille auf die Straße warf; wo ihn sein gutmütiger Chef als einen Klumpen Elend und Scham aufhob und auf seinen verwaisten Platz in der muffigen Schreibstube zurückbrachte. Und dort schrieb er, bis man ihm eines Tages jenen Vorschlag machte und er an die See fuhr. –

Es ist ein läppischer Singsang, aber es liegt der Hauch einer primitiven zärtlichen Sehnsucht über der Melodie, und man sieht es manchem sonnenverbrannten Gesicht an, wie sie Erinnerungen und versteckte Wünsche zu wecken weiß; man sieht, wie sie einem nichtssagenden Gesichtchen eine schwimmende Zärtlichkeit in die Augen legt, daß sie blau und weich die Gestalt eines andern kosen; wie sie einen bloßen Arm, als geschähe es unbewußt, an einen andern sich lehnen läßt, wie sie ein nachgebendes Sich-Wiegen über die ganze hellgekleidete, sonnen- und strandfrohe Menschenmenge breitet – – dem Flüchtling aus der muffigen Schreibstube schneidet sie wie ein heißes Messer durch die Brust, aber er folgt nicht mit seinen Gedanken der brennenden Wunde, er weiß, was in ihm lauert, er spielt gegen sich selber den Gleichgültigen und Erlebnismüden und beginnt allmählich die Blicke zu bemerken, die an ihm haften bleiben. Er fühlt sie wohl, aber – – Wer einmal vereinsamt ist, dem steht es auf dem Gesicht geschrieben, daß er nicht mehr zu der Liebe taugt, wie ihr sie wollt! Ihr wollt immer zu eurem Geliebten ein wenig hochsehen und eine kleine spöttisch zärtliche Knute auf eurem Rücken fühlen: Seht ihr denn nicht, daß ich zu den Höhlentieren gehöre, die euch, wenn nur ein Funke Liebe in euch aufgeleuchtet ist, aus ihrer schmerzlichen Umklammerung nicht mehr freigeben, die sich sehenden Auges betrügen und treten lassen, um sich immer nur fester an euren falschen Leib zu klammern, und ihn zu ihrem Gott machen, während euch dieser Priester schon längst zum Ekel geworden ist? Seht ihr das nicht? Habt ihr hinter euren Sammetblicken keine Augen im Kopf? Ihr, – was wollt ihr von mir? Und was will ich hier? Ich gehe an den Strand und ich werde mich in den Sand und in die Sonne werfen – –

Der gestrige Sturm hatte Tang und pfenniggroße Muscheln auf den Strand gespült, und die Quallen, die die grünen Wogen unter seinen Hieben auf den Sand geschleudert hatten, lagen jetzt als milchig weiße gallertige

Klumpen da, und ihre orangenen und rötlich violetten an den Radialkanälen hängenden Geschlechtsorgane hatten einen öligen Glanz wie venetianisches Glas. Sie faulten langsam in der Sonne und waren bedeckt mit bläulich schillernden Aasfliegen, und hob man die kalten glitschigen und – unerwartet schweren Leichen hoch, so stieg einem ein widriger Modergeruch in die Nase, und schleunigst warf man sie in die träge rollende See.

Der Zigarettenrauch, den der einsame Strandwanderer in die Luft blies, blieb als blaue krause Säule senkrecht stehen, die Sonne brannte herab, als sei der ganze blaugraue Himmel eine einzige Sonnenglut, und wie ein faules bösartiges Tier wälzte sich und stöhnte unter ihr das Meer.

Er wanderte und wanderte, und es schien nichts anderes zu sein, als flüchte er nur vor dem Klingen, das von fern her über das tückische Meer flog. Dabei sanken seine Füße in dem nachrieselnden Sande bis zu den Knöcheln ein, und die Hitze der leise singenden Quarzkörner durchdrang das Leder und fraß brennend an seinen Sohlen; die Sonne aber stach mit ihren spiegelhellen auf dem blauen Sammetpelz des Ungeheuers abprallenden Serpentinen in seine Augen und hing dann wieder wie eine feurige Hand über ihm, die geschäftig seinen schmerzenden Schädel durchbohrend in seinen Gedanken wühlte, sie in langen Fetzen und Strähnen hervorzog und in grünlichgelben und blutrot fluoreszierenden darmähnlichen Gebilden um ihn wickelte.

Herrgott! Herrgott!

Da riß er Rock und Kragen ab und warf sie auf eine porphyrne Steinnase, die da aus dem Sande ragte – denn der Strand begann hier anzusteigen und felsig zu werden – und wanderte weiter und schleppte über Steine und Klippen seine brennende Einsamkeit.

Was gehe ich weiter? – Ich will weiter gehen. – Bis auf die rote Höhe, wo sie kahl und steil in die See fällt. Was wird dahinter sein?

Und er wanderte und stieg, bis die Sonne mit einem Male ihre Strahlen zusammenriß und ihn kopfüber auf das braunrote Gestein warf, die Gedankenfetzen, die sie vorher um seinen Leib geschlungen hatte, hastig abwickelte und sie in einem grünlichen Knäuel, einer blutigen Lache um ihn breitete, auf welche sie nun ihre Glutblicke lenkte und sie zum Sieden brachte, so, daß aus den zerplatzenden Blasen krause Dämpfe stiegen, die sich schnell zu dem Bilde eines kleinen Gartens gestalteten, in dem er unter dem Schatten einer gewaltigen Kastanie aus einem Sandhaufen Burgen und Backöfen baute; aber während er träumerisch in die grüne Dämmerung der langfingrigen Blätter hinaufschaute, fiel hastig der Herbst über diese, färbte sie braun und gelb und reihte sie Blatt an Blatt zu vier grauen Wänden zusammen,

innerhalb deren er an einem hochbeinigen Pulte stand und schrieb – –

Da stieß wieder die Sonne wie mit einem spitzen Nagel in seinen Kopf, und er raffte sich hoch und stieg und stolperte weiter unter dem blauen Himmel, bis er zu dem Felsvorsprung kam, der dort kahl und steil in das Meer abfällt.

Und wie er auf der verlassenen Höhe von nacktem Porphyr stand, nur noch bekleidet mit einem Hemde – denn die übrigen Kleidungsstücke hatte er auf dem schweren Wege Stück für Stück von sich geworfen –, und in die Tiefe blickte, in der ein weißes Wellengekräusel an den kleinen Klippen nagte, bemerkte er, daß das Untier, welches jetzt vor ihm in tückischer blauer Ruhe schlief, mit seinen grünen Tatzen und schlohweißen Zähnen in das Gebirge einen weiten Halbkreis geschlagen hatte, so, daß jetzt ein Kranz kahler Berge und vorgeworfener rauer Klippen die breite türkisblaue Meereszunge umringte.

In der Mitte, wo der verlorene Klippenstein liegt, treibt es mich hin. Dort muß ich mich lagern und niederlegen – ob nicht das Meer draußen erwacht und mich mit seiner Zunge lautlos in die Tiefe schluckt?

Und er machte sich auf und wanderte fürbaß und entledigte sich auch des Hemdes, so daß er nun wie ein weißes steiles Licht inmitten des roten Ufergesteins und des blauen Meeres dahinwandelte.

Als er in die Höhe der flachen Klippe gelangt war, die nicht viel mehr als einige Meter im Geviert faßte, warf er sich in die See, die ihn auf ihrem warmen Rücken hinübertrug. Dort legte er sich lang hin, doch nach einer Weile erhob er sich ein wenig, kreuzte die Arme über dem rechten Knie und ließ einen toten Blick über die kahlen Berge und das schlafende Meer streifen – – Langsam senkte er sein Haupt auf die Hände, und saß derart, still und starr und weiß auf seiner Klippe wie eine Statue, stundenlang – – als er wieder sein Haupt erhob und die Augen langsam öffnete und mit einem Blick hochsah, aus dem die Einsamkeit schrie, warf das Meer, das ihn schon lange aus der Ferne beobachtet hatte, plötzlich eine breite blaue Welle hoch und schluckte ihn lautlos von der Klippe herab.

Großmut

Er hatte ihm die Geliebte verführt und sie dann in die Stadt und ins Elend gestoßen. Von da aus schrieb sie ihm einige Male, aber er war stark und stolz und mochte von solcher Liebe nichts wissen – er widmete von nun an sein Leben dem Haß. Den fuhr er mit seinem Fischerkahn hinaus auf die See, und sah er am anderen Ufer das Haus seines Freundes in der Sonne liegen, so ward er eine brennende Flamme und freute sich seiner Glut.

In einer Herbstnacht, als die ziehenden Wildgänse und Kraniche aus den Sturmwolken herabtrompeteten, setzte er seinem Feinde den roten Hahn aufs Dach und ruderte sich zurück auf die Höhe des Haffs und sah dem Brand zu, der bald wie eine riesige Dahlie der Nacht entgegenblühte, bald sich unter den Sturmstößen auf die Seite legte und dann flatterte wie eine königliche Versammlung seidener Standarten. Als alles zusammengefallen war, und es aus der Nacht nur noch wie ein drohendes Riesenauge glummte, legte er sich in die Riemen und fuhr heim.

Am nächsten Tage aber mußte er sich erzählen lassen, daß keiner der Bewohner Schaden gelitten und das Vieh und die Gebäude versichert seien. Dann kam nach einigen dumpfen Wochen aus den Stürmen und Nebeln der Winter ins Land und biß sich fest.

In zweimal acht Tagen hatte er über das Haff einen kristallenen Tanzboden geschlagen und nun streifte er, der tagsüber sich an seiner ironischen Schönheit freute, des Nachts in den Dünen wie ein hungriger Wolf umher und flog in eine Staubeiswolke gehüllt über den donnernden Tanzboden hinüber zur Nehrung, wo er sich wütend in den Kiefern und Buchen festbiß, daß sie der Länge nach aufbrachen und knallten wie Flintenschüsse.

In solchen Nächten streckte sich der Fischer auf seinem Seegraslager und lauschte der sinnlosen Wut, wie sie draußen tobte und heulte und – faßte sich seinen Feind.

Daß dich der Brand nicht bei deinem Weibe überraschte und dir mit seinen roten Ketten und grauen Rauchmauern den Weg versperrte und dich elendig erstickte, daß dich nicht brennendes Stroh überschüttete und dich Verfluchten stürzende Balken erschlugen, wie man eine Kröte erschlägt, das dank dem Teufel!

Das dank dem Teufel! heulte der Wind und raste wie ein Kreisel mit dem Wort um die Hütte und verlor sich winselnd in den Dünen. Dort kauerte er sich in den Schnee und vergrub sich mit seinem Wolfsgesicht, daß nur noch seine gelben Augen zu der fernen Nehrung hinüberlichterten.

Das dank dem Teufel! Nur ein wenig Brand und ein Keulenschlag auf

den Kopf – dazu haben wir uns zu lieb, mein Bürschchen! Auf deine Seligkeit hoffst du – die werde ich dir langsam aus den Fingern zerren, daß du Zähne klappern sollst; denn ich lehre dich, dem Allmächtigen fluchen. Ein Weib hast du – die soll dir einen Bastard schenken und du sollst es wissen und sie dennoch lieben; denn du bist ein Eigenbrödler, die Welt hat dich arg zerbissen und Freunde und Freuden um dich fortgefressen und nun hängst du mit dem ganzen Hunger deiner einsamen Seele an ihr wie an deinem Heiligtum – einen Bastard soll dir dein Heiligtum schenken und in deinen Armen soll sie von mir träumen und du sollst doch nicht von ihr lassen können! Du hast einen geraden Leib und eine blanke Haut – ich werde in die Stadt gehen, in die du mein – Weib gestoßen hast, und werde dort mein Geld unter die Dirnen streuen, und werde dann wiederkommen und dein Weib besuchen, das soll dir dann etwas in deine Glieder tragen, das dir deine Knochen zerbeißt, deine Nase frißt, deinen Gaumen durchbohrt, deine Augen blendet, deine Haut zu triefendem Eiter und dein Hirn zu einem trüben Brei macht, daß du bei lebendigem Leibe verfaulst und man auf dich spuckt, du Hund! Und wenn es so weit ist, daß dein Gehirn weich wird und der Wahnsinn um dich fliegen will, dann werde ich dir einen Brief schreiben lassen, damit du weißt, wer dir solches angetan hat und du mir und deinem Gott noch vorher fluchen kannst!

Fester biß sich der Frost in den Boden und glühender funkelten seine Lichter, dann sprang er hoch, daß der Schneestaub über den Tanzboden stiebte, und begann heulend um die Hütte zu rasen; bis in den Morgen heulte er, und bis in den Morgen donnerte das Eis auf dem Haff und klafften und knallten die Buchen und Föhren wie Flintenschüsse.

Und das währte den ganzen Winter lang, jede Nacht, und der da in der einsamen Hütte wuchs und wuchs und kletterte in wilder Luft schwindelnd hoch an seinem wachsenden Haß. –

Als der Tanzboden zu Wasser geworden war und die See sich wieder wie ein blauseidenes Riesentuch auseinandergefaltet hatte, aus dem die Möwen wie weiße Staubpunkte tanzten, und der Frühlingswind an goldnen Tauen die weißen Wolkenfetzen über den Himmel zog, schob er das verschlafene Boot zu Wasser, setzte ihm seine rotbraunen Segel auf und ließ sich mit ihm treiben. Es war ihm heute nur um das Sich treiben Lassen zu tun und um die Möglichkeit, seine flatternden Winterphantasien durch den Anblick des feindlichen Gutes, das wieder mit hellen Balken und zinnoberroten Steinen aus der Erde zu wachsen begann, mit der Wirklichkeit zu verbinden und ihnen neue Kraft zu geben.

Und die Kraft kam und seine Phantasien flogen wieder wie lodernde

Fackeln über das leise sich bäumende Riesentuch.

Dein Weib!

Und er saß am Steuer und malte sich die Verführung aus und merkte es nicht, daß der Wind sein Boot näher und näher der Nehrung zuschob, bis es im Sande aufknirschte und ihn mit einem leisen Ruck auf die Seite warf. Da sprang er heraus, legte es fest und ging vorsichtig und zögernd, dann freier und hastiger, und endlich eilenden Schrittes den roten Steinen und hellen Balken zu, die hinter den dürren Kopfweiden zu ihm herüberblickten. Und wie er so weit gekommen war, daß er die weiß ausgestrichenen Fugen erkennen konnte, blieb er stehen und atmete tief.

Ein Ball rollte vor ihn hin und wie er gedankenlos den Fuß hob, um ihn fortzustoßen, sprang hinter einem Bretterverschlag ein Kind auf ihn zu und blieb erschrocken stehen und sah ihn mit weiten Augen an. Da lächelte er und bückte sich und nahm den Ball und warf ihn dem Jungen zu. Der fing ihn auf und warf ihn zurück.

Und so begannen sie Ball zu spielen. –

Jens!

Sie hörten es nicht, denn sie waren vertieft in ihr Spiel; und dann stand sie vor ihnen.

Peter, Ihr?

Und er sah, wie sie seine Gestalt abwägend musterte, und wie sie wartete und zu lächeln begann, und er erkannte die Möglichkeit, die unfehlbare Sicherheit seiner Rache und genoß sie glühend und trank sie wie einen Becher heißen Weines und war berauscht, wie man berauscht ist, wenn das letzte Gewand der Geliebten fällt.

Aber wie das Begehren in ihren Augen hochstieg, wurden seine Glieder schwer und der Ekel überkam ihn und er kehrte ihr schweigend den Rücken und ging zu seinem Boot zurück.

Am gleichen Tage fuhr er zur Stadt, dort ließ er sich anheuern und schleppte sein nutzlos und sinnlos gewordenes Leben über die Meere, bis ihn eine mitleidige Welle begrub.

Die Flucht

Wie gelbe Ölkleckse auf einer alten Leinwand klebten die Gaslichter neben der Straße, die schnurgerade durch den Regen, in dem man zuweilen einen Schlot sich emporrecken oder eine Arbeiterkaserne aus hundert kleinen trüben Augen in die Nacht glotzen sah, mitten hinein ins Leere lief. Immer spärlicher wurden die Lampen, die vorher noch wie zwei gelbe Schienen sich in die Dunkelheit gebohrt hatten, immer gleichmäßiger und traurig hohler, wie eine immerwährende Brandung, rumorte und stöhnte zwischen Himmel und Erde der Wind, und immer schweigsamer stapften sie gegen seine endlos niederhängenden Regenfransen – nun blieben sie mitten auf der Straße stehen.

Wo willst du hin?

Heraus. Ich will da heraus.

Dabei wandte er sich um und wies mit dem Stock auf die letzten noch sichtbaren Lampen, die wie zwei dünne glänzende Perlenschnüre in das Dunkel hingen.

Ich will da heraus. Irgendwie. Und es ist so gleichgültig, ob ich mich in einem gepolsterten Zuge oder auf einer schmutzigen Landstraße fortstehle.

Und dann?

Du gehst ja mit.

Und dann?

Deine ewigen Fragen! Sei froh, daß wir da heraus sind.

Darauf nahm er ihren Arm und sie gingen weiter, schweigend, mitten hinein in die dunkle Nacht, durch die immerfort der Regen fiel und der Wind seine hohle Brandungstrommel schlug. Und er schlug sie so lange, bis sie nichts mehr waren als ein Teil dieser dröhnenden hohlen Trommel, bis ihre Gedanken und ihr Ichgefühl in ihm aufgegangen waren und ihr Wille hohl und leer und sinnlos zwischen Himmel und Erde flog. Sie hatten sich verloren und wußten nichts, in ihrem Blut war der monotone Rhythmus des Windes und in ihrer Seele sein ödes, ruhlos trauriges Stöhnen. Nur zuweilen, wenn er hinter einer Waldecke heftiger auf sie sprang und sie gegeneinander trieb, zuckte in ihnen das Bewußtsein ihrer Existenz und, daß sie zu zweien waren, auf; aber das erlosch schnell und weiter stöhnte der Wind. So gingen sie fort, und das Brausen in ihnen ließ sie nicht merken, daß sie stundenlang im Regen gingen, und hielt die Müdigkeit von ihnen fern.

Ich war es satt; heraus! jetzt bin ich heraus! Den Wind will ich malen, so wie er ist; wie er die Trommel rührt und in sein Muschelhorn bläst, daß die Blätter kopfüber kopfunter über die Hecken springen und in kapriziösen

Wirbeln über die Gassen tanzen und mit einem Male wie Winterflocken in die Weite stieben grenzenlos; die Menschen aber ducken sich und kuschen sich und halten in den Nächten die Augen offen, wenn er mit seinen weißen Zähnen die Drähte faßt und pfeift und hussa! die Ziegel hebt und mit Gepolter zu Boden wirft!

Und er sah, während es in ihm stöhnte und brauste, – denn das Gefühl, auch wenn es sich zur mystischen Ekstase hinaufschraubt, kann auf die Dauer nicht der Bilder entbehren, aus denen es Nahrung holt – den Wind, wie er mit ungeheuren schlotternden Flügeln auf den Wogen des Atlantik lag und trank und trank, den ganzen Sommer lang, bis seine Lunge gefüllt und seine Haut straff und glänzend war und er sich wuchtend hochhob, daß vor seinen Schlägen die Schiffe auseinanderstoben wie Kücken vor dem Habicht fliehen, und er sich brüllend auf das Festland warf.

Jetzt ist er über mir und wir brausen durch die Welt, ziellos, zwecklos und voller Klage; sein Haupt ein brauner Berg und verwitterter Stein, seine Haare Schnee und sein Atem gießender Regen und seine Stimme hohl und wild und ungeheuer, und seine Seele ist das Leid – – –

Als die Straße in die Sohle eines Kessels zwischen vier Hügeln, die wie gestrandete Wale oder lauernde Berberlöwen dalagen, hinabgelaufen war, blieben sie stehen. Denn das ganze Tal war bis zu der Höhe der Löwen mit hohen Fichten bestanden, so daß hier unten eine schwüle stille Luft lag; hoch oben aber sang der Wind sein ungestümes Lied. Und da fühlten sie, wie das hohle Brausen und der monotone Rhythmus, der sie bis hierher getragen hatte, aus ihnen schwand: sie taumelten noch bis an den Rand der Straße und hier glitt sie an ihm in das schwammfeuchte Moos herab; dann legte sie ihr Haupt an seine Knie und fiel sogleich in einen tiefen Schlaf, während er sich gegen eine Birke lehnte, die man hier an die Straße gepflanzt hatte. Vergraben zwischen den schwarzen Fichtenschatten war sie vor Lichthunger wie eine dünne Gerte aufgeschossen und ihre Äste stachen in dem grünen Morgenschimmer, der schon über den Himmel flog, seltsam ab gegen die dunklen Riesenbäume.

Immer höher und ferner sang über ihm der Wind, und noch einmal ließ er sich von ihm gefangen nehmen und folgte ihm willenlos, über die Karpathen und Steppen bis in die Klüfte des Ural; und während dieser Fahrt, die immer ferner und leiser verklang, fiel auch er mit einem Male kopfüber in die tiefen Brunnen des Schlafes. –

Als ein polternd vorbeihumpelnder Wagen sie aufweckte, war es über den Fichten bereits Tag geworden und die letzten Schatten der Nacht lagen faul und mürrisch unter den triefenden Zweigen und ihren regenblanken

Flechtenbärten; gelb und lehmig lief die Straße an ihnen vorbei, und ihre Kleider waren schwer und schmutzig und rochen muffig nach Regen. Da machten sie sich, immer noch schweigend, wieder auf den Weg, bis sie die Höhe des einen Hügels, über den die Straße hinüberführte, erreicht hatten. Dort blieben sie stehen, und er erkannte die Gegend und nannte den Namen eines Ausflugsortes, dessen Bahnhof in einer kleinen Entfernung zu sehen war.

Hör mal, nun bin ich es satt. Tagtäglich prahlst du von deinen tausend Entwürfen, aber am Abend ist nicht einmal einer angefangen; und halte ich dir das vor, so geht es über meine Verständnislosigkeit her und so endet es regelmäßig damit, daß wir uns betrinken. Nun schleppst du mich in irgendeiner Laune auf die Landstraße; ich werde ja morgen, denn jetzt siehst du noch zum Erbarmen aus, hören müssen, wie reich dieser irrsinnige Ausflug an Inspirationen gewesen ist, aber mein neues Kostüm ist total perdü. Danke, mein Lieber. Ich werde dort unten in das Gasthaus gehen, in dem wir einmal so hübsch über deine Kunst gekannegießert haben, und du wirst so liebenswürdig sein und mir meine Sachen dahin schicken lassen. Denn ich will nun auch da heraus, wie du gestern orakeltest, nur hättest du es gleich deutlicher sagen können, dann hätte ich wenigstens noch mein Kleid. Was du sonst anfängst, ist mir ungemein gleichgültig; du fährst ja doch wieder zurück und da wirst du schon eine Andere finden, die ein Vierteljahr lang deine Klagen anhören will. ADIEU, MON CHER – !

Dann raffte sie die Röcke und ließ ihn stehn. Er aber sah ihr achselzuckend nach und begann nach einer Weile ihr gedankenlos zu folgen, immer noch etwas erschüttert von der seltsamen Erregung der Nacht. Und in diesem gedankenlosen Wohlbehagen lief er solange fort, bis er über irgendeinen Stein stolpernd das trübe Morgenbild von regenglänzenden Ackern und einer lehmgelben Straße, über der niedrige Wolkenfetzen hinhasteten, mit so überraschten Augen anblickte, daß er sich gegenüber dieser Alltäglichkeit laut fragen mußte: was ist das da?

Nachdem er sich aber von seinem Staunen erholt hatte, ging er ruhig und beinahe wohlgemut dem Bahnhof zu und wurde sich darüber deutlich bewußt, daß er den Wind, so wie er ihn heute Nacht gesehen hatte, niemals würde malen können. – Ich habe ihn zu tief erlebt, und wie mit diesem Plan, so war es mit allen meinen Plänen: sie konnten niemals wirklich werden, weil ich mich selber malen wollte. Aber es ist eine schöne Sage, daß wir in der Kunst unser Eigenstes und Innerstes geben; wir können nur das schaffen, was in uns gedrungen ist, ohne sich uns ganz assimiliert zu haben, und das derart als quälender Fremdkörper in uns liegen bleibt, bis wir ihn in der

künstlerischen Produktion aus uns entfernt haben. Aber was ganz in uns aufgegangen ist und was wir selber sind, das können wir nicht wieder schaffen, denn es liegt keine Nötigung dazu vor. Darum kann ich den Wind nicht malen und darum konnten auch meine anderen Entwürfe nicht einmal – angefangen werden. – Man sagt zwar und deklamiert mit großem Pathos und noch größerem Selbstbewußtsein, daß das Leben nur seine Rechtfertigung hat im Werk und daß außer diesem das ganze Dasein sinnlos ist. Nun, wenn diese wahnwitzige Überschätzung der Kunst gelten soll, dann sei es eben sinnlos; denn es fragt wenig darnach, ob wir ihm einen Sinn geben oder nicht, jedenfalls gibt es uns zuweilen das Wunder eines tiefen Erlebens und deswegen lohnt es sich immerhin, wo man einmal da ist, dazubleiben.

Und als er derart von seiner Aspiration geheilt war, in einer entschiedenen Einsamkeit – die er aber trotzdem nicht den Mut gehabt hatte, durch den Verzicht auf seine Geliebte vollkommen zu machen – endlich das adäquate Werk zu schaffen, zog er die einst so geschmähten Zerstreuungen der Zivilisation einer einsiedlerischen Verbohrtheit vor und fuhr mit dem nächsten Zug nach der Stadt zurück; und sah mit einem etwas melancholischen Sarkasmus eine Zeitlang die Landstraße an sich vorbeieilen, die ihm zu dieser kühlen Heilung verholfen hatte.

Er blieb fortan bei seiner ruhigen und skeptischen Würdigung der Kunst; in seinen Bildern aber wehte immer irgendwie und unaufdringlich ein Wind: einmal kräuselte er einen Teil eines Sees zu einer kleinen Wellenfläche, ein andermal hob er ein herabgefallenes Blatt und trug es eine Weile fort, oder er bewegte spielend das Band an einem Mädchenhut.

Die Dirne

Als aber die fetten Blattleiber der Aronstäbe kitschgrün und herdenweise aus der Erde quollen und über ihnen die Rüstern gelbbraune Pollenwolken in die Winde streuten, drückte mich die Welt am schmählichsten nieder, indem sie mich die kränken hieß, über deren Herz ich mehr Macht hatte als über mein eigenes. Seitdem bin ich mit dir lange Jahre hoch in die Berge und dünnen Lüfte gestiegen und will dir heute zwischen ihren Gletschern und gläsernen Firnen auch von dieser Zeit erzählen, auf daß du lernest, mein Sohn, daß das Narreneinsiedlertum des Stolzes gefährlich ist und zumal eines Stolzes, den die Verzweiflung gebar, und auf daß du wissest, daß es eine verderbliche Eitelkeit ist, eine Sentenz auf sich anzuwenden, die nur der Müßiggang schuf und die zuwidere Sucht, geistreich zu sein. Du hast gelesen, was solch ein geistreicher Schwätzer schrieb: „Eher lieben wir noch die, die uns hassen, als die, die uns mehr lieben als wir wollen." Das mag wahr sein, wie nur etwas wahr sein kann, aber es ist eine Verruchtheit, und ein unglückseliges Bestreben, eine vorübergehende Stimmung durch eine solche Sentenz zu verstärken und dauernd zu machen; denn eben diese Sentenz und den Versuch, sie an mir selber zu beweisen, meine ich.

Als also wiederum die Aronstäbe sproßten und die Bäume stäubten, hielt ich es nicht mehr aus und machte ihr eine Szene:

Laß mich wenigstens allein! Liebe mich, meinthalb, aber sage es mir nicht, erzähle es mir nicht jede Stunde und jeden Tag. Diese ewige Anhänglichkeit, diese hemmungslose Hingabe, dies entsetzliche mich Bewundern, mich entzückend Finden, dieses Hungern nach einem freundlichen Wort, dieses stündliche, dieses bedingungslose sich an mich Schmiegen, dieses hündische Dulden – das ist ja entsetzlich, das hängt einem ja zum Halse heraus!

Als sie aber mitten auf der Straße laut aufschluchzte, schwieg ich still und ging weiter mit ihr und stemmte bei jedem Schritt den Stock so heftig auf den Boden, bis er zerbrach. Dann blieben wir an einer Ecke stehen.

Du mußt das einsehen; laß uns für einen Augenblick objektiv und ruhig sein; versuche einmal, unsere Lage von oben zu betrachten. Sieh, du bist in deiner Sprache und deinen Gedanken mein reines Konterfei geworden, nun kann ich dir nichts mehr geben und wir laufen hintereinander in einem ewigen Kreise herum; und dabei stehle ich dir deine armseligen Groschen. Laß uns warten und uns trennen, bis ich die Mittel habe, wieder menschenwürdig zu leben; ich muß Menschen, andere Menschen sehen – seit einem Jahr spreche und kenne ich nur dich – in andere Gegenden, in die Berge muß ich;

dann komme ich zurück, ein Anderer, ein Neuer – so sagt man ja – und dann – – kann ja das alte Spiel wieder beginnen. Du modelst dich wieder nach mir um, wir verpulvern unser Geld, essen, trinken, amüsieren uns, bis – nun ja. Aber jetzt, ich muß allein sein! ich will nichts geschenkt haben! Ich kann nun einmal deine Liebe nicht brauchen! Such dir einen Anderen!

Als sie mich dann aus großen Augen ansah und nichts sagte und mich nur ansah, suchte ich ihr den Abschied leicht zu machen dadurch, daß ich sie in einen Krämerladen schickte, um mir dort mein gewohntes Mittag- und Abendbrot zu kaufen, eine Zusammenstellung, wie sie sich der gewöhnlichste Gelegenheitsarbeiter und Schneeschieber zum Frühstück verbeten hätte, und wußte, daß mein Geld auch dieses Mal nicht ausreichen und sie ihren Groschen zulegen würde, aber – als sie wieder herauskam, gab ich ihr schweigend die Hand und ging heim.

Und daheim – ich habe dir von diesem Daheim erzählt – fand ich eine Geldanweisung vor; da ging ich in ein Restaurant und aß und trank. Und als es spät geworden war, und ich anfing, trunken zu werden, trollte ich mich auf die Straße, um mir für die Nacht ein Abenteuer und eine Dirne zu besorgen. Und ich fand die Dirne, die willig genug war, mitzugehen – es regnete diesen Abend und der Regen hatte ihr Gelichter und zumal die „Besseren" unter ihnen verscheucht – und nahm sie mit und war überrascht von der Schönheit dieser Dirne. Denn ihr Leib war gepflegt wie einer der besten ihres Handwerks und war doch heiß und schien unverbraucht, als hätte sie eben nie ihrem Handwerk angehört. Aber was ich sagte, verstand sie nicht und auf meine Fragen schüttelte sie lachend den Kopf und zuckte die prächtigen Schultern. Da preßte ich den Mund zusammen, wenn sie mich küßte, und stieß abwehrend den Atem durch die Nase, wenn sie näher rückte und Liebesworte flüsterte; und lag wach die ganze Nacht und freute mich, daß es regnete, und der Wind in den Kaminen heulte und sich pfeifend an den Telegraphendrähten mit seinen weißen Zähnen verbiß.

Am nächsten Morgen hatte er den Himmel reingefegt; da nahm ich ein langes Bad und säuberte meinen Leib und ging dann hinaus vor die Stadt, um von einer hohen Brücke aus zu den Bergen hinüberzusehen, auf deren höchsten Höhen wir nun schon lange Jahre wandern. Dann kaufte ich Früchte und ging zu ihr, der ich gestern in einem törichten Stolze vermeinte den Abschied geben zu müssen, und sie nahm die Früchte und aß sie und lachte und blieb so lange bei mir, bis sie deine Mutter wurde und starb. –

So hast du es einer Dirne zu danken, daß du auf diese Welt kamst und lange Jahre meine Einsamkeit zwischen Eis und Enzianen teilen konntest. – Aber die Sonne beginnt schon senkrecht aus dem Himmel zu fallen und der

Schnee will schon wieder rot werden, die Enziane schließen ihre Blätter und wir haben noch einen weiten Weg.

Der Teufelszwirn

Vor einigen Wochen beklagtest du dich, liebe Felizitas, über meine ironische Kälte, die mich auch in den Momenten der weißen Seligkeit nicht verläßt, und nun schreibst du deiner Mutter, du wärest ernüchtert wie noch nie eine Frau ernüchtert wurde. Ich werde mich hierhersetzen und magst du zuhören, so will ich dir eine Geschichte erzählen – vom Teufelszwirn, nun ja vom Teufelszwirn.

Wenn du, wie heute, wo der Wald und der gebeugte Roggen vom Regen dampft und der blaugraue Dampf schwer in den reingefegten Himmel steigt, wenn du dann hinausblickst und nicht mit neidischem Ohr dem Geflüster der Mägde folgst und dem schwer zu Bezeichnenden, das man nicht sieht und nicht hört, das aber in der Luft liegt drückend und lockend, wenn du auf das Alles nicht achtest, sondern mit der kindlich grollenden Bitterkeit der Unbefriedigten in den Abend blickst ziellos und ohne etwas hören oder sehen zu wollen, so wirst du sogleich auf dem Kleefeld draußen schwefelgelbe Flecke liegen und von den Weiden am Bach bleiche zerfetzte Tücher herabhängen sehen – das ist der Teufelszwirn; ich habe dir drüben in der Heide und an den Thymianbüscheln seine Saugnäpfe gezeigt und dir erzählt, wie er in seiner Jugend gleich einem Wurm über den Boden kriecht, bis er seine Beute gefaßt hat und in ihr grünes Fett seine Zähne schlägt. Und nun –

Nun wird man mir ein kitschiges Symbolum servieren, vom Rätsel des Lebens und seiner ewigen Fragwürdigkeit, die über dich gefallen ist und deine Seele würgt, und was noch sonst – du lieber Gott, verschone mich.

Meinte ich es so, dann dürftest du meine billige Symbolik gewiß als Kitsch bezeichnen; ganz abgesehen davon, daß wenigstens in unserem Falle dieses Bild nicht zutreffen würde; denn wir beide glauben nicht mehr, daß erkenntnistheoretische Nöte jemals ein Leben zerstören könnten, im Gegenteil, wir meinen, diese Nöte sind nur die sichtbaren und feinsten Äußerungen eines schon kranken Lebens, oder die Höhepunkte und spielerischen Unnützlichkeiten eines strotzend gesunden. Aber was soll das nun noch, lassen wir die Geschichte – aber sieh, wie teufelsgelb diese Flecke leuchten; wir müssen Eisenvitriol über sie gießen lassen, sonst haben sie in drei Wochen das ganze Feld gefressen.

Ich weiß es wohl, dieser Teufelszwirn und zähe Seide, die deine Seele frißt, bin ich; nur daß ich nicht deine Seele dir raube, sondern nur eine klägliche Freiheit dir nehme; doch geh, du bist schon lange frei.

Und wie unsere CUSCUTA, wenn sie die eine Kleestaude gefressen, sich auf die andere wirft, – wie ihr doch alles aus eurem einen Instinkte heraus

beurteilt!

Gott ja, aber wir haben recht.

Wie man eben immer recht hat, wenn man einseitig konsequent ist; man kann die Dinge ja so biegen, man kann ja alles was man will – aber sieh nur, – ich werde dir doch die Geschichte erzählen; die Geschichte von dem, der ein Meerweib haben wollte. Kennst du die Geschichte?

„Ja, ein Meerweib möcht ich haben. Grün ist ihr Haar und flutet wie der Tang, blau sind ihre Augen wie die See, rank und schlank sind ihre Glieder und voller Kraft, und ihr Sehnen geht dahin, einen Felsen zu finden, an dem sie zerbricht und zerschellt. Sie denkt nicht, sie grübelt nicht, sie redet nicht, sie schreibt keine Bücher und macht keine Konversation – sie sucht den Felsen, an dem sie zerschellt. – Wie sie ihn mit ihren Armen umschlingt, ihr Haar ihn überflutet und ihr schillernder Leib sich an ihn krallt, sich über ihn wirft und wie sie stöhnt und lacht! Zerschellt fällt sie an ihm herab und umschäumt und umkost, umschmeichelt und umlockt seinen störrigen Fuß – sie umschmeichelt und umlockt ihn Tag und Nacht, bis er zerfällt und in ihre weichen Arme sinkt. So ein Meerweib möcht ich haben, so ein Felsen möcht ich sein."

Und wie er das Weib gefunden hatte und wie er es als den feinsten Rausch erkannte, ein Ding zu sein, das einem Anderen gehört, genoß er sich, der jetzt nur noch ein Spielzeug war, das ein Weib Tag und Nacht nicht aus den Händen ließ, bis sie es eines Tages in- und auswendig kannte, bis sie sich bewußt war, daß es ihr Spielzeug war und nichts weiter und ihr nichts Neues mehr sagen konnte, bis – die Welle den Felsen zermürbt hatte und er weich in ihrem Schoße lag und sie dann ausging, einen anderen zu suchen, an dem sie wollüstig zerschellte und den sie wieder zerreiben und in sich begraben konnte. –

Und als sie schwieg und ihn halb müde, halb verächtlich und schon halb wieder überwunden ansah, fuhr er fort:

Dieser Vergleich mit der Welle – doch dieser Vergleich paßt nicht ganz. Und der der Galläpfel, wie wir sie rot und kugelig auf der Eiche fanden, und der der purpurnen Weidengallen, die, du weißt ja, entstehen, wenn ein Insekt zugleich mit dem Ei einen Zaubertropfen in das Blatt sticht, der die Befallenen so lange in einem auserwählt weichen Fleisch wuchern läßt, bis daß es der fettgewordenen Made beliebt, ihre Nahrungshöhle zu verlassen, trifft es schon eher, aber auch der Teufelszwirn, oder die CUSCUTA EUROPAEA, wie wir den Würger nennen, zielt nur auf eine Seite.

Du mußt dir denken, liebe Felizitas, der Klee liebe die von seinen Säften schmarotzende CUSCUTA und hätte sie an sich gelockt – der Himmel

mag wissen, aus welcher Notwendigkeit; vielleicht wollte er nur den Rausch, den der Mann des Wellenweibes wollte; und nun führe er der Wählerischen seine ausgegorensten Reichtümer vor, der Reihe nach, aus Furcht, sie möchte, wenn er sie nur von einer Speise nähre, alsobald seiner überdrüssig werden und über seinen Nachbar herfallen. So greift er Tag um Tag tiefer in seine Schatzkammern, er macht Alles zu Golde und verliert darüber Stolz und Scham, bis er sich ausgepumpt hat und sie den über Nacht langweilig und welk Gewordenen verläßt und sich weich und geschmeidig über den nächsten wirft. Denn, liebe Felizitas, ich habe mich dir prostituiert, mehr als die Dirne sich einem Manne fortwirft, denn sie gibt nur ihren Leib. Aber ich ward aus Wahnsinn und Liebe zu dir ein Proteus an seelischer Verwandlungsfähigkeit; ich hatte es erfahren und fürchten gelernt, daß ihr wie die Wellen seid, die immer einen neuen Felsen in uns suchen und sehen wollen, den sie überwinden und überkosen können; darum preßte ich bald die Überbleibsel eines jugendlich blauen Idealismus, wie ihr diese philiströsen Ambitionen nach dem „Wahren, Guten und Schönen" nennt, aus mir hervor, damit du sie mit deinem Hohn und deiner zynischen Wollust zerbröckeltest, bald raffte ich aus den Ecken meines Leibes zusammen, was in mir an Wissenschaftlichkeit und Skepsis steckte, damit du in einem lyrischen Gesäusel blauer Romantikblumen über mich spültest, dann blähte ich meinen Fond an Stoizismus zu einer römischen Toga auf, auf daß du sie mit der gleichen römischen Würde von mir nähmest, dann spielte ich den Ungetreuen, um in deiner Eifersucht deine Liebe zu genießen, und wurde eifersüchtig, um dich untreu zu machen und dich dann durch meine Gleichgültigkeit zu zwingen, reuevoll und liebend wieder über mich zu stürzen, ich ward hier Bauer, damit du mich mit dem Raffinement der drei Metropolen umgaukeln konntest, ich war Christ, damit du als Atheistin mich besiegen, und war Mystiker, damit du als die schalste, fadeste Positivistin mich widerlegen und den Widerlegten streicheln konntest, ich war ein Zimperling, um mich von dir brutal übermannen zu lassen, ein Hund war ich, auf daß du mich stoßen, ein König, auf daß du vor mir winseln konntest, und ich verlor darüber Stolz und Scham und habe nun auch in dem letzten Clou, meiner „ironischen Kälte in den Momenten der weißen Seligkeit" meine Verwandlungsmöglichkeiten erschöpft. Und mir bleibt, da ich dich hoffnungslos verloren habe, da ich zermürbt bin und du dich elastisch aufschwingen wirst, den anderen Felsen zu suchen, und da ich dich liebe, wie nur der Wahnsinn liebt, nichts Weiteres übrig, als, wenn auch nur für drei arme Sekunden, meinen Stolz und meine Scham zurückzugewinnen; und die kann ich wiederfinden, draußen, in der Nacht und unter den Weiden – denn der Bach ist tief und ein Geländer

bricht so leicht wie man im Dunkeln stolpern kann – gehst du mit?

In dem Augenblick goß ein Blitz des fernabgezogenen Gewitters ein bläuliches Licht über die Gebäude und das Gesicht des Mannes, so daß sie, von jäher Liebe zu der müden Schönheit dieses Mannes bezwungen, vor ihm niedersank und ihn umklammerte, just wie die gelbe Flachsseide sich draußen über die Weiden und Kleestauden wirft; und darum konnte er erst nach einer Stunde das Wohnhaus, oder genauer gesagt, das Schlafzimmer seiner Gemahlin verlassen und sich zu den Weiden hinab begeben, von denen der nun schon oft genannte Teufelszwirn gleich bleichen zerfetzten Tüchern über dem Wasser hing.

Schummin

Als ihm wieder mit höflichen Floskeln ein Romanmanuskript zurückgeschickt worden war, sagte ich zu ihm: „Helfen Sie sich mit dem Sarkasmus Lichtenbergs: ‚Man klagt über die entsetzliche Menge schlechter Schriften, die jede Messe herauskommen; ich sehe das schlechterdings nicht ein. Warum sagen die Kritiker, man soll der Natur nachahmen? die schlechten Schriftsteller ahmen der Natur nach, sie folgen ihrem Triebe so gut, wie die großen; und ich möchte nun wissen, was irgend ein organisches Wesen mehr tun könne, als seinem Triebe folgen? ich sage: sehet die Bäume an, wieviel werden von ihren Früchten reif? Nicht der fünfzigste Teil; die anderen fallen unreif ab. Wenn nun die Bäume Makulatur drucken, wer will es den Menschen wehren, die doch besser sind als die Bäume? – Ja was sage ich die Bäume; wißt ihr nicht, daß von den Menschen, die das procreierende Publikum jährlich herausgibt, mehr als ein Drittel stirbt, ehe es zwei Jahre alt wird? Wie die Menschen, so die Bücher, die von ihnen geschrieben werden. Anstatt mich also über die überhand nehmende Schriftstellerei zu beklagen, bete ich vielmehr die hohe Ordnung der Natur an, die es überall will, daß von allem, was geboren wird, ein großer Teil zu – Dünger wird und Makulatur, welches eine Art von Dünger ist; die Gärtner, ich meine die Buchhändler, mögen auch sagen, was sie wollen‘.“

„Aber dieser Dünger ist mir zu viel! Dieser Dünger, der da ewig von den Bäumen kleckert, drückt mich tot – auf den Guanoinseln wächst kein Baum! – – – Ich mag nicht mehr. Geben Sie sich keine Mühe. Leben Sie wohl!“ –

Dann begann der Karneval und ich vergaß meinen in dem ätzenden Dünger der Literatur erstickten Freund; ich glaubte ihn diesmal nicht auf sein Dorf entflohen, aus dem er nach einem halben Jahr hoffnungsselig mit einem neuen Opus wieder aufzutauchen pflegte; ich vergaß ihn und wenn ich unversehens an ihn dachte, folgte ich schleunigst dem peinlichen Imperativ: denk nicht an ihn! denk an was anderes! Wer weiß – hier ist was Unangenehmes geschehn.

Bis ich ihn in einer Nacht auf der Heimkehr von der Redoute traf – selig, begeistert, mit vollen Segeln auf dem Meer der Liebe kreuzend –: „Oh! die Laternenpfähle will ich ausreißen, straßenweit, und sie ihr zu Füßen legen! denken Sie, mein Leben hat wieder einen Sinn! es rauscht und braust und tönt und singt und klingt in mir!“ – Und dann mir leise ins Ohr geflüstert: „Ich werde sie entführen! Sie ist Medizinerin, schwarz, dunkel, ziemlich östlich, aus Galizien oder Turkestan – aber das hat Rasse! Rasse! Rasse!!“

Dann stürzte er sich unter der Nachahmung eines menschlichen Gesanges, welche Nachahmung jedoch mehr dem Gebrüll einer begeisterten Kuh ähnelte, auf einen Laternenpfahl, und schwang sich, da er ihn trotz seiner weitausladenden Anstrengungen nicht auszureißen vermochte, an ihm hoch, um wenigstens die Laterne einzuschlagen. Ich machte mich aus dem Staube und hörte noch, wie er selig lamentierend und protestierend einem Schutzmann auf die Wache folgte. So verlor ich ihn, und abermals für einige Wochen, aus den Augen.

Als ich ihn wiederfand, in einem Bräuhaus hinten im melancholischen Schwabing, saß er an seinem Tisch, bleich und einsam; widerwillig aß er sein Abendbrot, widerwillig trank er sein Bier, und die Hoffnungslosigkeit und Enttäuschung reinsten Bluts lag auf seinem Gesicht, nur, daß zuweilen ein spöttisches, und wie es schien, ein sich selbst verspottendes Lächeln über diese käseweiße Hoffnungslosigkeit und Magenverstimmung kroch.

Da diese Veränderung nur einen Grund haben konnte, und man bei ihm gerade gehen muß, zumal er den Punkt seiner Erzählungen immer erst nach meilenbreiten Einleitungen und auf verzwickten Umwegen erreicht, fragte ich ihn sehr bald nach dem Rassemädchen aus Turkestan. Er zuckte zusammen und blickte mich mißtrauisch an, da er aber das argloseste Gesicht sich gegenüber sah, zögerte und zauderte er und drückte und drehte sich noch eine Weile und begann dann:

„Sie sind ein vernünftiger Mann und werden mich nicht auslachen, wenn Sie hören, welchem häßlichen Faktum ich zum Opfer fiel. – – Sie wissen, der Grund, daß meine Romane – – – schon gut! Aber Sie kennen das Landshuter Roggenbrot und wissen, daß es wie die anderen süddeutschen Brote Anis und Kümmel und ähnliche Gewürze im Übermaß enthält; ein Umstand, der uns Norddeutschen dieses Brot beinahe ungenießbar macht, der aber gleichzeitig beweist, daß der Geschmack der verschiedenen Völkerstämme eben auch verschieden ist. Man wird das sicher aus den Boden- und Wasserverhältnissen, dem Klima und so weiter erklären können. In diesem Landshuter Brot haben wir nun Nahrungs- und Genußmittel vereinigt – Brot und Anis. Man unterscheidet nämlich Nähr- und Genußmittel und Gewürze, welche beiden letzteren gewiß in eine Rubrik zusammengefaßt werden dürfen. Ihr eigentlicher Nährwert ist übrigens verschwindend gering und doch strebt das gesamte Menschengeschlecht nach ihrem Genusse. Der Grund ist darin zu suchen, daß sie die Eßlust durch die Anregung der Geschmacks- und Magennerven erhöhen, und die gesteigerte Tätigkeit der Verdauungsorgane kommt dem Verdauungserfolg zugute. Dieses gilt für die Gewürze wie für die Genußmittel; ein Glas Bier würzt das einfachste Mahl

und steigert zugleich mit dem Genusse auch dessen Verdaulichkeit. Die nichtalkoholischen Genußmittel nun – man unterscheidet bekanntlich alkoholische und nichtalkoholische Genußmittel – bezeichnet man als Narkotika und rechnet zu ihnen unter anderen den Tabak, den Tee, den Mohn, den aus einer indischen Hanfpflanze bereiteten Haschisch, die aus dem Saft des roten Stechapfels bereitete Tonga der Südamerikaner, die Betelnuß, die von den Malayen usw. gekaut wird, die Kolanuß, die man unter dem Namen GURU GOLA in Westafrika kaut, – sogar in Schweden kaut man eine bestimmte Art Fichtenharz! Bis dahin ist ja alles recht klar. Wohin stellen wir aber z.B. die Salatarten, auch unseren Gartensalat, dessen beruhigende, also narkotische, Eigenschaften das Altertum rühmt und dem Dioskorides nachsagt, daß er kühlend, erweichend, eröffnend und schlafmachend wirke? Ein reines Genußmittel ist er nicht, eben so wenig wie etwa die Zwiebel, deren größte und wohlschmeckendste Sorten man in Ägypten zieht. Überhaupt haben ja die orientalischen, um nicht zu sagen die semitischen, Völker eine ausgesprochene Vorliebe für zwiebelartige Gewächse; so sehnten sich die Israeliten auf ihrer berühmten Flucht zurück nach den Zwiebeln Ägyptens (4. Mose 11,5), nach Ägypten, wo ihnen bei ihren Sklavenarbeiten an den Pyramiden auch Schummin verabreicht wurde – – Ja, und da wundert man sich doch, daß der Schummin, den vor einigen tausend Jahren die semitischen Sklaven mit Vorliebe verzehrten, auch heute noch – – – – – Herrgott! verstehen Sie mich denn nicht? Es ist doch unmöglich – – – es ist doch unmöglich – – – Sie wollen mich nicht verstehen."

Er zahlte und stand auf, müde und geknickt; und während er den Mantel anzog und mir, der ich mich noch immer angestrengt bemühte, der Pointe dieses physiologischen Extraktchens beizukommen, den Rücken zukehrte, murmelte er ingrimmig:

„Sagte ich Ihnen nicht, daß das Mädchen aus dem Osten käme und daß sie dunkel und von Rasse sei – – Es ist doch unmöglich, ein Mädchen zu küssen, das nicht nur vorübergehend einmal, nein, das an vier Tagen hintereinander – solange hatte ich Geduld – nach Knoblauch riecht!"

Das Duell

Da es Sommer werden wollte, hatte er seinen Mantel – sein letztes Verkaufbares – verkauft und nun stach ihn die Nacht mit tausend feinen Nadeln in die Hand und ließ ihn durch das dünne prickelnde Dunkel in einem seltsam stelzbeinigen Gang weitereilen. Und da der Wind aus dem Osten durch die Straßen blies, zwar nicht schwer und metallen wie er im Winter weht, aber mit einer schweigenden, boshaft tastenden Ironie, gelangte er immer weiter in den nun ganz menschenleer werdenden Nordteil der Stadt – dieses mitleidlos steinernen Kraken, der sich an den Ufern der Seine hingelagert hat und seinen Atem in die Nacht brausen läßt: Not, Brot und Brunst, wir sind die Welt! – und während ihn bei dem stundenlangen Gehen auf den sechzig Grad schiefen Absätzen seiner dünnen Schuhe die Waden zu schmerzen begannen und während er gedachte – – Oh! verflucht! verflucht! – – ward er sich klar, daß ihn jemand verfolge; blieb er stehen, so schwiegen die tapsenden Schritte hinter ihm und bog er aus den windstillen Straßen, aus den Straßen, in denen der Wind nur wie ein dünnes Schneegestöber sein Prickeln von oben auf ihn niederstreute, so daß er sich dicht an die Häuser duckte, in eine Querstraße ein und stemmte sich dort dem fegenden Prickeln und Brennen der Nacht entgegen, richtig: so folgte er ihm und, wie es schien, in dem gleichen frierenden, seltsam stelzbeinigen Gang. Schließlich wandte er sich um und traf seinen Verfolger, der an einer Ecke stehengeblieben war und, ebenfalls die Hände in den Taschen, einen Bilderladen betrachtete.

„Ah! Du!"

Und das war ein junger, noch hübscher Bengel, etwas verkommen, etwas leidend, und, wie man annehmen durfte, mit den gleichen sechzig Grad schiefen Absätzen, auf denen er schon seit Wochen durch die Straßen lief; der zog mit einer müden, chevaleresken, doch etwas ängstlichen und dadurch unendlich liebenswürdigen Verbeugung seinen Hut und sagte, während er den Anderen mit dem Stock für einen Augenblick leise gegen die Brust stieß:

„Es wird Sie höchlichst verwundern, – ah, was soll das zwischen uns! Sie müssen mit mir fechten; ich kann nicht fort von hier, als bis Sie mir diesen Wunsch erfüllen – fechten Sie mit mir, wenn Sie mich vor mir retten wollen."

Und da der nur einen Blick überlegenen Spottes über ihn herabfallen ließ, stieß er ihn wieder leise mit dem Stock gegen die Brust und fuhr fort, mit seiner durchdringlichen Knabenstimme auf ihn einzureden:

„Sie haben gewiß recht – ich habe mit meinen roten Apfelbacken und meiner faden Dummenjungenmelancholie Ihnen ein Weib geraubt, und noch schlimmer, ich habe Ihr Vermögen, das Sie an Marion verschwendeten, bis auf den letzten Heller in meine Tasche gesteckt und dann an Ihre Freunde verspielt. Aber sie mag mich nicht mehr, sie hat mich eben nie gemocht, sie hat nur aus einem ohnmächtigen Haß auf Sie, weil sie Sie mit einer fanatischen Anbetung liebte und sich dieser Liebe schämte – ich bitte Sie, lachen Sie nicht, denn so etwas muß es gewesen sein – Sie vernichten wollen und ich war ihr Werkzeug, ihr Werktier dazu und – bekam nichts als mein Futter. Nun hat sie es erreicht, Sie laufen frierend durch die Straßen und können sie nicht mehr mit Ihrer Großmut peitschen, und ein Werkzeug, das man gebraucht hat und verbraucht hat – – Und daß ich das war und es durchschaute und es dennoch blieb, es blieb des armseligen süßen Futters wegen – verachten Sie mich nicht, lassen Sie diesen Teufel wenigstens nicht zwei zugrunde richten, lassen Sie uns zusammenhalten, lassen Sie sie doch wenigstens nur ein Opfer haben, fechten Sie mit mir und geben Sie mir dadurch meine Scham vor mir und eine Lebensmöglichkeit zurück! – Sie sind sich zu gut, Sie sind vielleicht zu müde oder zu misanthrop, ein Leben zu retten? Oder sind Sie so kleinlich und rächen sich auf diese Weise an mir? Nein, nein, verachten Sie mich nicht! So rächen Sie sich doch lieber an ihr – vielleicht hat sie mich doch geliebt, vielleicht liebt sie mich noch, gewiß sie liebt mich noch."

Aber da er immer noch schwieg und sich dann mit einem Kopfschütteln von ihm wenden wollte, schlug er ihn – jäh ins Gesicht; ängstlich, aber gerade die Angst gab dem Schlag eine Kraft, daß der Andere zur Seite taumelte und sich dann mit gehobenem Stock auf ihn stürzte; als er aber sah, wie er sich duckte und den Arm abwehrend über den eingezogenen Kopf hob, ließ er von ihm.

„Kommen Sie mir nach."

„Nein, gehen wir zu mir, ich habe Waffen zu Hause und" – mit einem Versuch zu scherzen – „wenn Sie wollen, die schweren Schlagprügel der Deutschen. Und" – nun mit einem krampfhaften Auflachen – „Zeugen brauchen wir wohl nicht."

Dann gingen sie zurück in die Stadt; zuerst einer hinter dem anderen, aber der Jüngere holte den langsam vor ihm Hergehenden bald ein und so stapften sie miteinander durch die Nacht, den Stock unter dem Arm und die Hände in den Taschen ihrer abgeschabten Röcke, beide in einem frierenden, seltsam stelzbeinigen Gang. –

„Sehen Sie" – begann nach einer Weile der Ältere – „die Sterne haben

sich verkrochen und lassen einen silbernen Schleier unter sich fallen und eine Brücke bauen sie unter sich, eine Hängebrücke von weißen Wolken, geradewegs über den Zenith eine Wogenwolkenbrücke, eine geschwungene Silberwolkenleiter. Wissen Sie, ich wandere auf ihr, das Gewehr geschultert, mit weitem hallenden Schritt und in den Gliedern den schütternden Frost.

So wandere ich nun, und wenn ich zähle, so zähle ich: es fehlt nicht viel an dreißig Jahren – was sind wir nur? Sind wir nicht Wolkensteiger mit dem ewig haftenden Blick in die Tiefe, trotz der Erkenntnis der nie zu überbrückenden Entfernung bis zu dieser Tiefe? Wir sehen Farben und seltsame Klänge dringen zu uns und wir wissen doch, daß wir nie zu den Dingen, zu den spöttischen Malern und Sirenen-Müttern, gelangen, von denen jene zu uns kommen. Warum können wir nicht zu ihnen stürzen, warum können wir nicht auf unserer Wolkenleiter wandern, ohne zu ihnen hinabsehen zu müssen voll kindlich-weiser, voll kindlich-törichter Sehnsucht? Und warum wandern wir allein? Es gibt so viele Wolkenleitern, hohe und niedrige und solche, auf denen das Blut zu kristallenen Nadeln gefriert; aber sie sind einander fremd und laufen alle nach verschiedenen Winden; sie kreuzen sich wohl und wenn ihre Wanderer sich begegnen, so sehen sie sich wohl groß und mit einem traurigen Lächeln an und sie grüßen sich, aber sie verstehen einander nicht und gehen ihre Straße weiter, allein und nie verstanden. Und sollten sie sich und ihre Schatten, denn auch ihre Schatten wandern auf ihnen ewig und ernst, auch die Hand reichen und auf dem schmalen Punkte stehenbleiben und ihre Glieder schmerzlich süß umeinander schlingen – sie kennen sich nicht und erkennen sich nicht, sie bleiben zwei Welten mit undurchdringlichen Grenzmauern und reichen sich die Hände wieder und gehen ihre Straße fort, allein und nie verstanden – – Hallo! die Leiter bricht und der Morgen braust! Aber wir werden sentimental und es ist auch wohl zu kalt zum Reden – eine verfluchte Nacht! Sehen Sie, die Sprossen der zerbrochenen Leiter – denn die Morgenkälte knickte sie wie Glas – sind herabgefallen und liegen leuchtend wie aufgehäufter Silberschutt am Horizont. Aber die Nacht formt sich einen Fächer daraus und hebt ihn und hält ihn abwehrend gegen die gelben und braunen Bänke, die langsam aus dem Osten klettern. Dunkler wird sie und drohend leuchtender und wölbt sich noch einmal über uns in ihrer verführerischen Majestät: bleiben wir in ihr, halten wir uns an sie und flüchten mit ihr blindlings in rauschende MAESTOSOS SOSTENTUTOS? den letzten Schleier zieht sie fort von den uralten Nägeln, die wir in sie geschlagen, den letzten Wolkenschimmer streift sie fort von ihrem Samt und ihren schwarzen Sammetfransen und tiefer hängt sie ihre leuchtende Mondampel – aber stärker und sonnenbrauner wird der

junge Tag, den Silberfächer reißt er aus ihrer steifgefrorenen Hand und wischt sie fort wie einen heiligen Spuk. Die Elfenbeinrippen seiner zärtlichen Waffe färbt er rosenrot, Hörner und Zungen und drohende Papageienschnäbel schießen aus ihr hervor und stechen in die kopflos flüchtende Nacht, bis in einer stolzen Kugel rötlichen Goldes der Tag – zum Kuckuck! Sie machen mich sentimental und lassen mich Lyrismen produzieren; aber wir sind angelangt, VOILÀ, gehen Sie vor."

Dann gingen sie eine Stiege hoch, in der noch der Geruch geschmorter Zwiebeln vom Abend her hängengeblieben war, und traten in sein Zimmer, ein mittelgroßes, etwas muffiges Gemach, wie man es an „bessere Herren" zu vermieten pflegt und das ein verblichener Glanz von Seidenmöbeln und allerhand Tändeleien und Familienerinnerungsfirlefanz, der an den Wänden und auf den Schränken sich verstauben ließ, nur noch muffiger aussehen machte; durch zwei niedrige Fenster fiel das gelbliche Licht des Morgens und einige Floretts und Korbdegen standen in einer Ecke neben einer mit Leder überzogenen Holzpuppe – einem Phantom, wie man diese augenlosen Puppen nennt, an denen man seine Fechtkünste zu vervollkommnen sucht.

„Ich habe noch einen Rest Burgunder, von dem ich einmal mit Ihrer Marion zechte – trinken wir?"

Der aber zog schweigend Rock, Weste und Hemd aus, wählte fröstelnd einen der schweren Säbel und stellte sich in die Mitte des Zimmers, das Fenster im Rücken. Und der Jüngere folgte ihm, ganz ruhig und sachlich, aber mit einer Angst, die ihm hörbar bis an die Kehle schlug, und stellte sich ihm gegenüber.

„Ich schlage Brusthiebe, mein Freund – sehen Sie sich vor – –"

Im zweiten Gange zog sich durch die Brust des Jüngeren ein schmaler roter Strich, der sich plötzlich zu einem handbreit klaffenden gelblich-roten Spalt öffnete –

„Weiter."

Im nächsten Gang fuhr der Säbel in denselben Spalt, durchschlug die Rippen und brach in die Lunge – nach einigen Minuten verschied er, nachdem er noch vorher mit einer letzten Bewegung nach einem Schrankladen gedeutet hatte. In dem lagen sorglich nebeneinander gefügt Scheine und Louisdors und ein Zettel dabei: „Von Marion." Er überzählte die Summe und sie mochte ungefähr das Vermögen betragen, das er an Marion vergeudet hatte.

„Armer Teufel – wie kann man so sentimental sein."

Er nahm das Geld zu sich, weckte den Hausherrn, denn es war noch immer früh am Morgen und verließ dann das Haus, um mit einem etwas

pomphaften Schreiben sein wiedererlangtes Vermögen dem städtischen Armenpfleger zu übersenden; nun würde der Klatsch schon das Weitere tun; darauf stellte er sich dem Gericht. – Und als er nach dem Urteilsspruch, der ihn mit einer leichten Freiheitsstrafe belegte, seine Wohnung aufsuchte, lag dort weiß und duftend und in einem köstlichen Spitzenhemd in seinem Bette Marion; und man erzählt sich – denn diese Geschichte ist wirklich passiert –, daß diese Marion noch jahrelang – so lange ein Weib Geliebte sein kann – die einzige Geliebte dieses Mannes war und darauf in einem Kloster ein gottseliges Ende nahm.

Capriccio

1

Im Winter

Als er nun um die Waldecke bog – Sie wissen, des kleinen Kiefernwaldes, an dessen Südrand das weiße Landhaus liegt – sprang mit einem Male ungehindert aus dem Osten die Kälte auf ihn und schlug ihre Spitzzähne schneidend in seine Haut. Er aber preßte nur entschlossener die Mandoline an sich und stapfte seines Weges fort und sah dabei mit großen Augen auf den Mond, der hing rund und mächtig und wie eine gelbrote Papierlaterne, deren Licht nicht mehr lange brennen wird, dicht über dem Horizont, und stapfte seines Weges fort, bis er vor dem weißen Hause stand. Dort trat er unter das eine erhellte Fenster und zog seine Mandoline hervor, hob die Augen hoch und begann in einem dünnen Geklimper eine Serenade zu spielen – mit steifgefrorenen Fingern, in einem unsäglich dünnen Geklimper; bedenken Sie –: in der dünnen eisigen Luft und bei dem tobenden Wind, der ihm gegenüber im Walde heulte wie das obligate Rudel hungriger Wölfe – –

Nun aber hatte ihr Mann sie – denn sie waren jung verheiratet – ausgelacht und war mit den Worten „Du bist ja zu feige, die Ehe zu brechen" in die Karpathen gefahren, um dort einem Bären das Lebenslicht auszublasen; während sie sogleich einem milchbärtigen Verehrer geschrieben hatte, er dürfe in fünf Tagen bei ihr sein, PUNTUALE drei Stunden vor Mitternacht, denn um Mitternacht käme ihr Mann aus den Karpathen – „vorher aber müssen Sie unter meinem Fenster auf Ihrem MANDOLINO spielen – – eine Serenade – mein Lieber –"

Und in dem warmen Zimmer fließt und fließt die Zeit und das Ticktack–Ticktack einer Uhr zerschlägt sie kokett Stück um Stück, während das entzückende BAMBINO von Herrin dieses verschlafenen Hauses auf einer blauseidenen Ottomane den Niels Lyhne liest; und sie liest ihn Satz um Satz und in langen Pausen, um die verzehrende Süßigkeit und die hoffnungslose Trauer dieser trunkenen Worte ganz austrinken zu können und in sich ganz ausklingen zu lassen. Denn – Sie erlassen es mir, psychologische Feinheiten durch plump zutapsende Wissenschaftlichkeiten oder pretenziöse Aphoristik zu zerstören – –: „ich tu's, ich tu es nicht – oh wie verzehrend süß sind diese weißen Kirschblütengirlanden und blühenden Schwibbögen – und der hohle tobende Wind und Er – spielt – eine Serenade – wie dünn! Oh Gott, wie dünn in dem hohlen Frost – !"

Sie läßt sich also Zeit und fühlt, wie er unter ihrem Fenster friert und

wartet und wieder mit den toten Fingern frierende Töne aus seinem MANDOLINO holt, und sie kauert sich hierüber und über den wollüstigen Genuß ihrer Feigheit in einer prickelnden Freude zusammen und preßt sich, der ganzen Situation hell bewußt und sich selber genießend, tief in die Ottomane, derart, daß sie als eine weiße warme Kugel auf dem kalten blauen Tuch zu liegen scheint.

Dann aber, plötzlich springt sie hoch und tritt hastig zu einem bronzenen Faun und wickelt in das Tuch, mit dem der Fuß dieser kleinen Statue kunstvoll drapiert war, einen Schlüssel und öffnet das Fenster und wirft mit einer heftigen Gebärde das unförmige kostbare Knäuel in den Schnee. Dann kauert sie sich wieder wie eine weiße Kugel in ihr blaues Tuch. –

Geben Sie mir eine Zigarette, meine Gnädige, Sie sehen, diese Geschichte will in Unterbrechungen erzählt werden – – Denn wie sie die Schritte des Heraufsteigenden näher kommen hört, wartet sie eine kleine Weile und hält sich die Ohren zu und schließt die Augen – drei Sekundenschläge, meine Gnädige, dauerte dieses Augen Schließen – dann fliegt sie hoch und verschließt die Tür, aber – sie bleibt dicht an der verschlossenen Türe stehen und merkt nicht die Kälte, die immer kompakter durch das offen stehengebliebene Fenster in das Zimmer strömt, und läßt sein Flüstern und seine Bitten über sich ergehen wie einen schweren Rausch und — lächelt teuflisch dazu –

„Ich kann nicht aufmachen – ich stehe hier – ganz nackt – was denken Sie denn! –" –

Meine verehrten Zuhörer, es ist unnötig, Ihnen zu sagen, daß die Tür niemals geöffnet wurde und auch der Rest dieser Geschichte interessiert uns nicht; denn es ist gleichgültig, ob der heimkehrende Eheherr, der in den Karpathen einen Bock oder Bären erlegt hatte, entrüstet auch hier einen Bären oder Bock zur Strecke brachte – Sie haben gewiß den sprachlichen Scherz bemerkt? – oder ob der Mandolinenspieler rechtzeitig gewarnt mit bitterbösem Gesicht dieses Haus seines Mißlingens verließ und an einen hochgehenden Strom ging, der rauschend sein Grundeis zu Tale trug. Es kam mir nur darauf an, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Angiolina, denn so hieß die entzückende Ehebrecherin, in der Stunde ihres Ehebruchs gerade den Niels Lyhne las – zwar eine andere SOCIETÀ, der ich ebenfalls diese Geschichte erzählte, argwöhnte, der Clou meiner Erzählung läge in dem teuflischen Lächeln, mit dem die Angiolina ihren schweren Rausch über sich ergehen ließ; im übrigen: HO L'ONORE DI RIVERIRLA.

2
Im Regen

Und damals, in dem langen Regen, geschah eine andere Geschichte. Sie wissen, wie das unsere Glieder hohl und bleiern macht, und uns am Ende einsargen will, wenn wochenlang die Kastanienblätter ihre Finger hängen lassen, und es in einem ewigen Getröpfel bis tief nach Mitternacht von den Dächern tropft; kurz vor Sonnenaufgang geschieht dann eine Pause im Regen, er kann nicht mehr und die Drosseln mögen eine Weile flöten, aber wenn der erste Briefträger gekommen ist, gießt es wieder los und die Tauben und Spatzen ziehen die Köpfe ein. In den ersten Tagen ballt man die Hände, dann läßt man es geschehen und läßt sich treiben, trostlos, mutlos, ganz willenlos und vergißt über dem endlosen Getröpfel, daß über der weißgrauen Decke eigentlich ein blauer Himmel hängt. Und nun werden Sie meine Geschichte verstehen.

Als er sie nun endlich durch seine Gleichgültigkeit dahin gebracht hatte, daß sie ihn zu sich bestellte – nachmittags um drei, wenn mein Mann im Café ist – hatte man sich schon mit diesem Regen abgefunden; aber trotzdem – Sie verstehen nun dieses trotzdem – ging er zu ihr und fand sie auf ihrem Diwan liegend, dreißigjährig und in einer trägen Nacktheit – wozu auch die Präliminarien! sie hätten heute alles vereitelt.

„Aber dieser Geruch! Ich fuhr bis an Ihre Tür, aber dieser Geruch, er liegt in der Luft, dieser Geruch! faul, stickend, dieser entsetzliche Regengeruch!"

Dann küßte er sie, flüchtig, irgendwohin auf ihren Leib, den sie ihm träge und in einer wollüstigen Apathie darbot.

Dann zog er seinen Rock aus, hängte ihn bedachtsam über einen Stuhl und stapfte, richtig stapfte, ans Fenster und sah hinaus –:

„Dieser Regen – dieser Regen – –"

Aber Sie müssen ihn hören, das tripp trapp aus den Rinnen und von den Dächern Tröpfeln, wochenlang müssen Sie ihm zugehört haben, um den Blick des Mannes zu begreifen, mit dem er sich wieder umwendet und auf den Leib sieht, der sich ihm immer noch darbietet, faul und träge und in einer wollüstigen Apathie und blinkend wie eine Regenlache oder ein nasses Schieferdach, und werden es dann auch verstehen, daß er, wie man so sagt, ohne die Treue gebrochen zu haben, in die bequemeren Arme seiner Frau zurückkehrte.

Das ist gewiß eine affektiert andeutende und graziöse Art, eine lange

Geschichte zu erzählen; aber wie könnte man eine Geschichte, die kurz erzählt werden muß und die locken will, so erzählen, daß sie nicht den Anstrich des Koketten bekäme, wegen dessen man sie letzten Grundes ja überhaupt erzählt?

Im Gebirge

1

Die Fledermaus

Die Nacht, die im Flachland träge und bleiern aus dem Osten sich über die Felder und zaghaften Hügel zu wälzen pflegt, plumpst im Gebirge, sobald die Schatten die westlichen Hänge überkrochen haben, mitten aus dem Himmel in die Täler und umpreßt mit ihren klobigen Armen die Berge so, daß du in einem fortwährenden Kessel wandern mußt, dessen Ränder im nächsten Augenblick auf dich stürzen werden; immer düsterer, enger, drückender wird dein Weg, die Bäche, deren milchig flatternde Strähnen des Tages über ihr Rauschen glaubhaft machten, fangen schon an von allen Seiten lauter zu rauschen und umgeben dich bald, eben weil du sie nicht mehr siehst, mit ihrem unaufhörlichen Getöse wie ein aufregender Spuk und heben dich – vorausgesetzt, daß du so sensibel bist wie ich – mit einem Male vom Boden hoch geradewegs hinein in die Nacht und den Spuk.

Und erst, wenn die Lichter und Lampen an den Hängen aufzuleuchten beginnen, gelb, bläulich, unnatürlich hoch und regellos, stehst du, dieweilen dies Alles dich zu sehr an einen Dantischen Höllentrichter gemahnt und du es deswegen als Kitsch abzulehnen hast, wieder auf festem Boden und heißt deine müden Beine, die du soeben nicht mehr fühlen konntest, bis zum nächsten Gasthaus weiter trotten.

Aber die Lichter brannten noch nicht und der eine der beiden Menschen, der gerade sensibel genug war, daß ich meine Geschichte erzählen kann, begann soeben den Boden zu verlieren – –:

„Fühlst du nun, wie recht ich hatte, als ich dich bat: gehe allein! Denn was hast du jetzt davon, wenn ich mich dir gebe? Du wolltest mich doch gewinnen, man wollte mich doch erringen –! Aber wenn ich heute zu dir komme, denn ich komme zu dir – hör doch, wie kühl ich es sage – so treibt mich nicht etwas in dir, so treibt mich das ganze Düstere, Enge, Schwüle, Laute, der ganze Spuk hier hetzt mich in dein Bett. Was hast du davon? Bitte, was hast du davon?“ –

Und da sie nicht abließ, ihre Blicke stier auf den Boden zu heften, blieb er stehen und wies mit dem Stock auf die Höhen, gegen deren steilste Köpfe und Türme die gelben Wolken stießen. –

„Schneit es? Es schneit, sagst du? Weißt du“ – und jetzt legte sie ihren Arm in den seinen, rückte ihr Gesicht nahe an ihn, so daß ihre Haare seine Wange kitzelten, und flüsterte ihm ins Ohr: „die Wolken treiben Unzucht mit

den Bergen; sieh, wie sie sich um sie schlingen, sich in ihre Spalten und Klüfte pressen, eng, fest – ah! diese eiskühle gierige Bande! – Aber nur die Gipfel, nur die hohen und einsam stolzen – – sieh, wie sie das faule Grün verachten! Hoch hinweg – – nur die Gipfel, nur die einsam steinernen dürfen ihre drängende Wut schlürfen und ihr eisiges Glück – – und du – du – ach du Herdenvieh!"

In dem Augenblick stieß eine der vielen zwischen den Häusern niedrig umherflatternden Fledermäuse in ihr Haar und verhaspelte sich in ihm, ingrimmig fauchend und schreiend, und verfing und verzerrte sich mit unbehilflichem Flattern immer tiefer in den losgehenden Strähnen. Da warf sie mit einem gellenden Schrei die Arme hoch und raste die Straße lang, bis sie an einer Wegbiegung in die Tiefe kollerte.

Als er sie aufgefunden hatte und die leicht Betäubte wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, sah sie an ihm vorbei und sagte mit merkwürdig ruhiger Stimme:

„Er rächt sich – nun rächt er sich, nun ist er zum Vampyr geworden und überfällt mich Nacht für Nacht und trinkt mein Blut – weil ich ihn verschmähte, der zu stolz war, weil ich zu dir niederstieg in die fetten Täler zu den Bequemen, zu dir und den Kakerlaken – – oh! da braust er wieder über mir und flattert wieder über mir groß wie die Nacht und breit wie das Tal – – –"

Dann warf sie sich auf den Rücken und zerriß ihr Kleid und bäumte mit hochgewölbtem Oberkörper ihre Brüste der Nacht entgegen, während er vor ihr stand, ratlos, wie die jähe Erkenntnis ratlos ist, und leidend, wie die jähe Erkenntnis den tölpelhaft Liebenden in Stücke reißt, und wußte nichts, als immerfort und blöde vor sich hinzumurmeln: warum hast du das nicht gesagt? warum hast du das nicht gesagt? –

Leute aus dem Dorfe weckten ihn auf und brachten seine Gefährtin in ein Hotel, in dem sie sich noch während der Nacht unter immer erneuten wahnsinnigen Phantasmen zu Tode fieberte. –

Nachdem er sie begraben hatte – er folgte als Einziger dem Sarge und merkte von dem ganzen Vorgang nur, daß ihm der Seelsorger zweimal, innig wie es die Pflicht erforderte, die Hand gedrückt hatte – suchte der Tölpel in seinem Reisehandbuch einen Berg, dessen Besteigung gefahrvoll und nur für Schwindelfreie rätlich bezeichnet war; und da vor seinen Augen schon die gegenüberliegenden Dächer und tief unten die Straßen und Menschen zu tanzen begannen und Fratzen schnitten, wenn er aus dem dritten Stockwerk sich über die Brüstung lehnte, wird sein Weg, diesem vermaledeiten Spaß, der sich Leben heißt, ein Ende zu machen, wohl erfolgreich gewesen sein.

2

Adagio

Das Tal, durch das die Gletscher des Dammastockes ihre Wasser in die Reuß werfen, kommt geradewegs aus dem Westen, Tannen und speckglatte Granithänge links, winzige Matten, Tannen und über ihnen gelbgraue steile Bergmauern rechts, und im Rücken die, die beiden Flanken überragende, kahle öde himmelhohe Wand des Tales der Reuß; von dieser Wand, zackig und scharf wie ein zerhauenes Schwert, dröhnen zuweilen metallen und drohend hell die Geschütze der Gotthardbefestigungen über das Tal.

Aber es wird Abend und über den bläulich weißen Firnen des Dammastockes, die wie eine tollkühn hohe weiße Amphitheaterwand das kurze Tal nach Westen schließen, hängt in dem undefinierbar matt gefärbten Himmel der Abendstern, wie ein hoher scharfer grünlicher Punkt. Ich gehe ihm entgegen und trage in mir ein Leben, so sinn- und trostlos wie es vor dir war. Der Neid riß dich von mir und die Lüge brachte dich um, und nun stehst du vor mir, fern, hoch und kalt wie der Stern über den Firnen, auf denen es Abend wird.

Und nur der Bach rauscht neben mir fort, sinnlos wie das Leben tobt er zu Tal, um als Dunst wieder hoch zu steigen und als Schnee wieder nieder zu fallen und wiederum hinab zu brausen, ohne Sinn, ohne Sinn –

Aber wie ein Stern stehst du über ihm, kalt und hoch und ewig fern.

Es ist Nacht geworden, sie fiel wie ein Stein vom Himmel, und ich kehre zurück; und ich höre, wie hinter mir die Verzweiflung raschelt und wie zwischen den schwarzen haushohen Blöcken die Wut hochspringt, und ich fühle sie, die wie ein Sturm und ein Gießbach auf und nieder durch meine Glieder peitscht. Über den Gotthardwänden, die sich dunkel und drohend höher gereckt haben, hängt in einer kleinen Lücke ein Stern, blutrot und funkelnd.

Ich greife eine Dirne, ein schwarzhaariges verlaustes Tier, welsch und heiß; aber wie wir zu straucheln beginnen und ich die mich Niederziehende hoch zu reißen suche, wendet sich mein Blick, und ich sehe die Firnen bleich und weiß und der Himmel über ihnen ist leer – hinter ihnen, in die Öden und Eise fiel der Stern.

Da schlug ich der Dirne ins Gesicht und bin heimgegangen und habe am Fenster gesessen und sah in die Nacht – nun warte ich auf den Morgen; und dann – ?

3

Die Jagd

Über den braungelben Bergmauern, so braungelb und zerfressen wie die Reste eines vorjährigen Wespennestes, hing der Himmel reiner und dunkelblauer als die Blüte des Enzians; ein hellgrünes terrassenförmig abgestuftes Band schlang sich um diese zerrissenen Mauern und hinter und über ihnen war der Horizont nichts als eine knallweiße Säge, flimmernd und gleißend und zuweilen rätselhaft lockend mit unwirklichen grünblauen Gletscherfarben. Gegen Mittag aber senkte sich am Himmel, gerade im Zenit, eine Trübung in die grundlose Bläue, derart, daß die Zirruswolken, die diese Trübung bildeten, drei braungelben Fingerabdrücken glichen, wie man sie in einem Verbrecheralbum zu sammeln pflegt. Aber schnell, als hätte Er Angst, wischte Er sein Signum wieder fort – der Hund!

„Das hättest du sehen müssen – warum bist du nicht hier?" – –

Da dieser Ausflug außerhalb des Planes lag, den er ihr mitgeteilt hatte, warteten in dem Dorfe, in dem er übernachtete, keine Briefe auf ihn. Er hatte damit gerechnet und überwand es leicht. –

Am nächsten Morgen aber, als sich die Nebelfetzen pfeilschnell aus den Schluchten in die Höhe rissen und die Habichte durch sie schrien, krochen unerwartet Wolken über die Berge und blieben als gleichmäßig dünner Regen bis in den Abend über dem Tale hängen, durch das ihn sein Weg über den Gotthard nach LOCARNO führte. Und aus diesem Regen sickerten die Dämonen der Trübsal zusammen und hängten sich an ihn und fielen über ihn, die Dämonen der Trübsal, als da sind Sehnsucht und Heimatlosigkeit – wandern mußt du, wandern – –

Aber gegen Abend blies ein Wind unter sie und trieb sie in wulstigen Knäueln über die Berge und ließ noch einmal die Granitabhänge in einem speckigen Glanze wiederleuchten.

Da hob er den Kopf und reckte sich und schritt fürbaß und dachte der Briefe, die ihn erwarteten.

Und der eine Brief, den er fand, – – nun, der Mensch ist ein Neidhund und schmutziger Lügner von Anbeginn – aber sie ließ sich übertölpeln – „Du hast mich verlacht" – und ging in den Tod.

Da ballte er die Faust und hielt sie die ganze Nacht geballt und überlegte: was ist hier zu tun?

Die Welt – – daß die halbe Erde die Seelenwanderung oder die Un-

sterblichkeit glaubt, beweist nichts, das beweist höchstens das Gegenteil – aber die Welt – daß unsere Welt unwiderlegbar Vorstellung ist und etwas Geistiges und darum ein Bruchteil von Wahrscheinlichkeit besteht, – – – und das ist nur eine Seite, aber die Welt, der Teufel oder das Rätsel oder Gott, hat tausend Seiten und tausend Perspektiven und tausend Möglichkeiten – und warum sollte unter diesen Möglichkeiten nicht die eine sein – dich wiederzusehen!

Als was? und wie? und wo?

Aber da sein Geist hier zu schwindeln begann und seine Augen glänzten und seine Finger sich lösen wollten, ballte er wieder fest die Faust und mußte sie in dieser Nacht noch oftmals ballen und sich aus den schimmernden, lockenden und klingenden Schleiern zurückreißen in das eine kühle: es ist eine Möglichkeit, eine Möglichkeit – –. Die Möglichkeit, die fast verschwindende Wahrscheinlichkeit, aber gegenüber dem Nichts; wer weiß, ich fange dich! –

Und als die Nacht zu Ende war, saß er noch immer auf seinem Stuhl, starr und steif, und sah eisigkühl dem Morgen zu, wie er, erst zaghaft, dann sicher geworden und frech wie ein dummer Junge sein rotes Konterfei über die Bergspitzen und den Himmel pinselte – – –

Zu dir! zu dir!

Und er sprang hoch und eilte, ohne stehen zu bleiben und zu ruhen, bis er den Dammastock erklettert hatte und rutschte unter einem höhnisch blauen Himmel, erst langsam gemächlich, dann kopfüber brausend und polternd mitten in die Jagd und die Lösung hinein.

Im Heu

(1915)

Es ist Juli, und in dem weiten Kessel liegt die Sommerglut so heiß, so drückend schwül und heiß, daß die bewaldeten Ränder dieses Kessels in der milchigen Bläue des Himmels schier verschwinden, so zittert und bebt die Luft vor ihnen auf und nieder. Und in dem Kessel steht weder Baum noch Haus, es ist eine glatte, wie auf einer Töpferscheibe gedrehte Mulde von deren Rand sich Ackerstück an Ackerstück, Vierecke an Vierecke in nicht ganz konzentrischen Kreisen, in nicht ganz radialen Streifen in die Tiefe ziehen – gleißend gelbe Roggenfelder, bräunliche Kartoffel-, buntscheckige Buchweizen-, hellgrüne Haferfelder, in der Mitte aber, in dem Tiefpunkt der Mulde liegen die Wiesen, so fette grüne Wiesen, daß auf ihnen sogar die Sumpfdotterblumen und schwarzpurpurnen Sumpfblutaugen wachsen mögen; aber grau wie ein ungeheurer Flechtenbelag sind die Wiesen heute anzusehen und ein betäubender Geruch, ein süßer Geruch von welkem Ruchgras steigt von ihnen zu den Rändern des Kessels hoch – die Dichter würden sagen, blutige Sensen haben Milliarden Kinder Floras hingemordet, aber es ist nur Heu, gutes, saftiges Heu, das da unten in der Mulde zum Trocknen liegt, und ein berauschender Duft. Und mitten in diesen betörenden Klee- und Thymiangerüchen, mitten in dem ungeheuren Kessel von Schweigen und Glut bewegen sich zwei Menschen hin und her, und blicktest du von der Höhe und dem schattigen Waldsaum herab, so würde es dich anmuten, als ob dort unten zwei winzige Magnete sich anziehn und fliehen, anziehn und fliehn.

Es ist der Bauer Buchenkamp, der da oben hinter dem Walde im Osten seinen Hof hat, und seine Tochter Marie. Er – fünfundvierzigjährig, groß, hager, in seinen Augen, die nicht gemacht sind, in eine idealistisch verbrämte Weite ALIAS Tiefe zu sehen, liegt eine herbe Grausamkeit, und in seinen Armen, die sich niemals jubelnd verzückt ausgebreitet haben, ist eine arme Eckigkeit; aber sein Haar ist stark und sein kurzer Bart dicht und kraus. Er ist Witwer, denn seine Frau ist im Kindbett gestorben, und seitdem liefen fünfundzwanzig Jahre ins Land, fünfundzwanzig Jahre ohne Liebe und ohne Genuß – wenn es überhaupt einen anderen Genuß als die Liebe gibt und wenn man das satte Ruhen nach schwerer Arbeit und das Bewußtsein des Erfolges schwerer Arbeit nicht als Genuß gelten lassen will – denn von den Hanswurstgenüssen der Ästhetik und Philosophie konnte bei Buchenkamp nicht die Rede sein. Im übrigen ist er geachtet im Lande und seine Knechte

und Mägde nennen ihn einen guten Herrn. Und sie – fünfundzwanzigjährig, fünfundzwanzig Jahre ohne Liebe und nur mit dem einen Genuß des Ruhens und verträumten Sehnens, wenn man ein solches verträumtes und sich selbst befriedigendes Sehnen nicht als den feinsten Genuß bezeichnen will. Und beide lebten in Arbeit und einer flachen Wunschlosigkeit, die ihnen aber als solche nicht zum Bewußtsein kam. Mariens Liebesleben übrigens den sie zahlreich umwerbenden Burschen gegenüber bestand in einem lässigen Dulden einiger bäurischer Handgreiflichkeiten, die sich so regelmäßig wiederholten, wie die Feste und Wallfahrten kamen; von etwas Anderem oder gar einer bestimmten Neigung war nicht die Rede – aber ihr Haar ist schwer und feuerrot und ihre Brüste sind üppig und breit.

Und die ruhelose Arbeit geht fort, denn der glühende Tag muß ausgenutzt werden und die Wiese ist groß und sie nur zu zweit, um mit langen Rechen die duftende Überfülle hin und her zu wenden, sie in langen flachen Reihen aufzuhäufen und diese immer wieder umzuschichten, damit die Sonne auch den letzten Tropfen Lebens aus den Halmen zieht; es ist eine lustige Arbeit, die Augen blinken und die Röcke fliegen. Und wenn sich Vater und Tochter begegnen, lachen sie sich an – „Es ist heiß, Marie" – „Ja, Vater, es ist heiß".

Aber es ist eine Lustigkeit eigener Art, eine Lustigkeit, die tiefer sitzt, und die Blicke, durch die sie spricht, haften seltsam aneinander, denn es ist stickend heiß, die Luft ist schwer von Duft und die Körper, die da wie im glühen Raume hin und wider kreisen, brennen vor Glut und Schweiß, und darum ist ihre Lustigkeit eigener Art, denn die Augen leuchten nun nicht mehr, sondern glänzen starr und stumpf vor sich hin, ins Weite, einer am andern vorbei –, sie fiebern und das Blut hämmert in den Schläfen.

Es ist stickend heiß und die Milliarden aufgewirbelter Staubpartikel der toten Gräser machen die Kehle trocken und lassen die Augen schmerzen und der Schweiß fließt. Er fällt in dicken Tropfen von der Stirn und rinnt kühlend die Brust herab; er bricht aus allen Poren aus, so daß die ganze Kleidung, Hemd und Rock, am Leibe klebt. „Es ist heiß, Vater" – „Es ist heiß, Marie", und sein Blick klebt an ihrer Gestalt.

Da lassen sie die Rechen fallen und entledigen sich der Kleidung, so weit sie sich ihrer entledigen können, und arbeiten fort und wenden und harken und wenden, nähern sich, entfernen sich – alles bis auf Hemd und Rock hat sie fortgeworfen, und wirbelt sie nun einen Ball der glühenden Halme gegen ihr pralles, oft bis über die Knie entblößtes Bein, so steigt ein wildes Prickeln fiebernd an ihrem Leibe hoch. Und sie fühlt, wie er – denn sie sagt in Gedanken „er" – wie er ihr folgt, wie sein Blick auf ihrer halben

Nacktheit liegt, deren strotzende Fülle das eng am Leibe liegende Hemd kaum umfassen kann; sie fühlt es, aber sie hat nur das eine Gefühl: es ist mir gleich. Und es ist ihr gleichgültig, daß er mit einem Ruck sein Hemd vom Körper streift und sich auf den Rechen stützt und sie mit langem Blick betrachtet, während sie die Hand unter ihr Hemd führt, um das feuchte Tuch von ihrer Haut zu lockern, und es ist ihr gleichgültig, daß sie beim Zurückziehen ihrer Hand die Brust entblößt; sie verhüllt sie nicht, sie fährt streichelnd über die pralle Fülle und enthüllt sie ganz und atmet tief, wie sie sich unter einem leichten Lufthauch kühlt und strafft. Aber ihren weitausladenden Armbewegungen und den ruckhaften Bewegungen der rechten Schulter unter dem feuchten Hemd dürfte die Neugierde zu Grunde liegen, ob es ihr nicht gelingen möge – – und es gelingt, denn nun quillen ihre beiden Brüste nackt aus dem Hemd hervor. Ihr Blick aber fängt an, den seinen zu suchen und zu meiden, wie sie ihn aber zum zweiten Mal gefunden hat, läßt sie den ihren langsam an ihm niedergleiten; bis er plötzlich vor ihr steht und neben sie tritt, scheu, mit gesenktem Blick.

Dann aber legte er seinen Arm um ihre Hüfte – „Marie!" – und ging mit ihr fort, geradeaus, ins Blaue hinein; und seine schwielige Hand tastete wie verstört, wie verzückt über die Fülle ihrer Brust. Sie finden kein Wort, aber es genügte ihnen, daß sie ihre Hüfte an die seine schmiegte. An einer kleinen Bodenwelle legten sie sich nieder; ihr Hemd ist tief geöffnet und ihre Nüstern sind gebläht und brandrot leuchtet ihr Haar, ihr Blick aber flackerte lechzend in den Himmel, in die Sonne, irgendwohin; und da ihre Bekleidung nur aus einem Hemd und einem knielangen Rock bestand und da sie sich so niedergelassen hatten, daß er am Grunde der kleinen Bodenwelle lag, auf deren Höhe sie mit hochgezogenen Knien ihm gegenübersaß, bot sie ihm freigebig den unbehinderten Anblick ihres letzten Reizes dar. Er aber vermochte dieser Lockung nicht zu widerstehn, sondern warf sich vor ihr nieder und streifte ihr, während sie sich hintenüberfallen ließ, mit einer Zartheit der Bewegung, die man dieser verarbeiteten Hand nicht zugetraut hätte, Rock und Hemd bis über den Leib hoch und preßte seinen Kopf in ihren Schoß.

Als sie aufwachten – denn die Sonnenglut hatte sie bald in einen tiefen Schlaf gedrückt – war die Luft klar geworden, klar hob sich die bläuliche Linie des Waldes an der Höhe gegen den nun schon wieder dunkelblauen Himmel ab und ein ferner turmgekrönter Berg drohte mit seinem Finger in die Luft, während im Osten ein Wolkengebirge aufgetürmt war, das, wie von seiner eigenen Schönheit berauscht, unverändert, unbeweglich stille stand. Denn als die Sonne im Westen hinter den Horizont gefallen war, verschwand die dunklere Nachmittagsbläue des Himmels und ward zart rosenrot, welche

Färbung aber im Osten einer violetten wich, der im Westen eine leise meergrüne gegenüberglummte; in jenen violetten Dunst aber hinein hatte sich das Gebirge aufgebaut. Da waren zuvorderst drei Türme, als hätte eine Hand von oben drei Riesensäulen eingepreßt, aber elastisch bäumten sie sich in üppigen Windungen gegen den Druck hoch, gleißend weiß, die Schatten der Windungen bläulich rot und ihre stolzen Ränder rot wie die Blätter der Hagebuttenrosen; hinter ihnen jedoch starrten zerrissene Klippen, zahllos, rot wie Korallen und zerklüftet und steil wie die Riffe eines Dolomitenstockes empor, schieferblau und wuchtig fielen die Schatten der drei Säulen hinein in dieses tiefe Felsengewirr; aber hinter allen und alle überragend lag weit fern, so fern, daß die Schatten der Säulen und Dolomiten nur auf dem krausgewellten Fuße dieses Berges lagen, eine Bergkuppe, majestätisch geformt wie der Gipfel des Kilimandjaro; die war flamingorot und stach mit ihrer unsäglichen Reinheit blendend ab von dem violetten Dunst des himmlischen Hintergrundes. Und unbeweglich stand dieses Gebirge, so vollkommen, so vollkommen wie das Glück selbst.

Aber sie sahen es nicht, sie sahen auch nicht den Glanz, den die Röte des Abendhimmels über ihre Glieder gebreitet hatte; sie sahen nur ihre derbe Nacktheit, fühlten ihre wollüstige Müdigkeit und sagten sich, während ihnen ein wenig die Sinne schwindelten, daß alles dieses Nackte ihnen zugehörte; im übrigen aber sahen sie nur, daß eigentlich für heute die Arbeit nicht getan war: für solche Menschen ist eben ein Wolkengebirge nicht da, sie sind eben zu dumm. Aber sie müssen es doch in sich aufgenommen haben, so daß es in ihnen weiterwirkte, denn sie ließen die Arbeit liegen, kleideten sich an und gingen, Hand in Hand, schweigend wie Verliebte heim.

Da entbrannte über ihnen der Himmel in einem roten Leuchten und das Gebirge im Osten blähte sich stolz und düsterrot – still ward die Welt, denn es gab keinen Klang für sie, keinen Ton, in dem sie ihre Schönheit zusammenreißen und in einer Fanfare in das Nichts hätte austönen lassen können. Aber die beiden Menschen trieb die Heiligkeit dieses Schweigens wie mit roten Ruten heim, so daß sie hasteten und eilten und atemlos in ihren Hof sich retteten. –

Vom nächsten Tage an, denn in dieser Nacht lagen sie irgendwo, bezogen sie ein gemeinsames Schlafgemach und lebten zusammen wie Mann und Weib. Als aber der Herbst kam, der die Folgen ihres Verkehres sichtbar machte, und es ihrer Sinnlichkeit nicht einfiel, dieses zu verbergen, denn sie ließ vielmehr ihre veränderte Gestalt als immer heftigeren Reiz und neue Lockung wirken, gelang es irgendwem, den Arm der Justiz auf ihn zu lenken, und nur in letzter Stunde vermochte er diesem durch einen raschen

Selbstmord in den Weg zu fallen. Sie aber duldete es nicht, daß die Verzweiflung sie übermannte, sondern ließ ihre Frucht reifen und brachte zu ihrer Zeit einen Knaben an das Licht der Welt. Und da der Vormund dieses Kindes ein Rechtsanwalt war, der folglich anderes zu tun hatte als uneheliche Kinder zu erziehen, überließ er ihr die Erziehung ihres Knaben, den sie nach dem Vorbild ihres Vaters zu einem Bauern und in geeigneter Stunde zu einem zweiten Ödipus erzog; aber sie gebar kein Kind von ihm, ihr Anwesen wuchs und sie starb nach langen Jahren geachtet und geliebt und verrufen als die blutschänderische Schlußfigur dieser absichtlichen Geschichten.

Aus dem
Tagebuch eines Refraktärs

und andere Novellen

(1914 - 16)

Aus dem Tagebuch eines Refraktärs (Göschenen, August 1914)

1

Eigentöner

„– – Es sind alles Eigentöner; von den braunseidenen Knieströmpfen und Lederwesten an über Schillerhemden, Schwabinger Haartrachten und verblüffend vollkommener Plattbrüstigkeit bis zu den raffinierten Persönlichkeitssignen der fehlenden Kommata, der Hermann Bahrschen Extraktsätzchen und dem unfehlbar zum Genie stempelnden Doppelpunkt hinter der Anrede im Brief und dem Semikolon auf der Karte – alles ausgeprägte Persönlichkeiten. Und mitten unter diese Voll- und Fein- und Eigenkulturisten platzt der Krieg und läßt sie eine Weile in zitterndem Gerede, Getue, in einem krampfhaften Herauspressen von Humanität und Menschlichkeit – denn das sind zwei Dinge! – umherzappeln, aber das Hurra! liegt unten, und noch ein paar komische Zuckungen, und die ganze Elite verliert bis auf den Rest ihre angeblasene Eigenkultur und lodert auf: in den Krieg! in den Krieg! –

Ich sitze an einem Nebentisch, ich bin unterwegs, ich bin auf dem Wege zur Adria und will darauf den Oktober in Rom genießen, der noch kostbarer ist als der italische Frühling. Und dieses Völkchen, ich kenne es, ich habe selber einmal mitgemacht und da man nichts so sehr verachtet als seine eigenen Entwicklungsstufen, – – aber nun sehe ich einen Bekannten zu ihnen treten, der einst ein guter Mathematiker war, nun aber ist er Schriftsteller und trägt brandrote Schillersträhnen und – kann nicht über sich hinweg und wird nicht älter; da begrüße ich ihn und setze mich zu ihnen. –

Gehen Sie mit? –

Wie? Sie gehen nicht mit? Brauchen Sie nicht mit? Oder –?!

Und da ich Zorn und Verachtung um mich sehe, fange ich an folgendermaßen meine Verteidigung zu führen:

Ich bin weder Sozialdemokrat, noch Sozialist, auch nicht Anarchist, ich bin, wenn ich mich einmal zur Behauptung politischer Richtungen und Überzeugungen herablasse, konservativ – aber wohlgemerkt, wenn ich mich zu derartigen Niederungen herablasse. Ich kenne keine rechtliche Gewalt über mich, dennoch bin ich konservativ. Schütteln Sie nicht den Kopf, denn ich bitte Sie zu verstehen, daß ich unterscheide zwischen mir und meinen

Ansichten, so, daß ich über ihnen stehe und mich nicht von ihnen treiben lasse. – Ich bin in philosophischer Hinsicht Materialist, Realist, oder wie Sie es nennen; d.h. wenn ich gezwungen bin, eine bestimmte Weltdeutung zu wählen, so wähle ich die des Materialisten, obwohl ich weiß, daß ich, wollte ich ihr bis zum Ende folgen, in die Sackgasse gerate, in die alle –ismen münden; sie ist eine verhältnismäßig kurze, klare und wegen ihrer Klarheit dumme Auslegung der Welt, aber – sie ist die einzig brauchbare und fördernde im Gebiet der Wissenschaft und – meiner – stoischen Moral. Steige ich also, aus seelischer Not oder um über ein Problem ein unverfängliches wissenschaftliches Bild zu gewinnen, in philosophische Niederungen, d.h. in die Quer- und Sackgassen der Systeme, herab, so bin ich Materialist, wie ich konservativ bin, wenn ich gezwungen werde, politisch zu sein. – Oder von einer anderen Seite gesehen: ich stehe dem Staatsleben gegenüber wie einem Problem, wie etwas Fremdem, das allerdings recht oft meine bestimmte Ansicht über sich von mir fordert; und ich forme meine Antwort auf diese Fragen, ohne aus meiner Antwortbildung für mich die Pflicht zu ziehen, mich diesem Frageheischenden zu verschreiben und die Konsequenzen meiner Antwort, meine Richtung, die ich mir so i n n e r h a l b des Fremden bilde, zu verfolgen. Denn wie ich es mir nicht einfallen lasse, einen mich bindenden Disput für den Materialismus auszufechten, – ich hüte mich –, so lasse ich mich nicht herab, eine Lanze für meinen – um es kurz und schief zu sagen – theoretischen Konservativismus zu brechen; ich verschreibe mich meinen Ansichten nicht mit Haut und Haar, sondern ich benutze sie nur, um mir über eine Frage – Welt, Staat – die mir bestdünkende Lösung zu geben.

Denn, nun gebe ich meinen zweiten persönlicheren Punkt, es riecht mir – schon in den philosophischen Systemen – in dem Frage-Antwortspiel Staat zu sehr nach Massen und Massengefühlen; ich aber will einsam sein und unbedingt frei von Gefühlen, ich verlöre mich sofort halt- und rettungslos, wenn ich mich gar von dem Trubel und übelen Geruch der blutdürstenden Massensuggestionen mitreißen ließe: ich kenne keine Herren über mich; wenn ich nicht einmal meinen Ansichten, meinen Überzeugungen ein Recht über mich gebe, wenn ich mich nicht von meinen eigenen Gefühlen – mögen sie heißen wie sie wollen – überwältigen lasse, so kann ich erst recht nicht den blinden Gefühlen der Masse Gewalt über mich geben.

Damit aber – nun werden Sie wieder die Köpfe schütteln – vereinigt etwas Anderes sich gut: mich schiert es wenig, ob dieser Krieg geführt werden mußte oder nicht, mir ist es gleichgültig, ob ihn letzten Grundes Rassenunterschiede oder Banken und internationale Konsortien „gemacht" haben, jedenfalls kämpfen heute drei, vier Staaten um ihre Existenz und ich würde

jeden Staatsbürger füsilieren lassen, der nicht augenblicklich dem Rufe zu seiner Fahne folgte; denn er steht im Staat, er, seine Unzahl, bildet den Staat, er steht nicht neben dem Staat, er steht nicht abseits und einsam wie ich.

Ich bin in einem bestimmten Staate geboren, gewiß; ich habe Steuern bezahlt und habe allerhand sogenannte Segnungen der Zivilisation genossen – aber: aus der geographischen Lage meines Geburtsortes und aus dem – erzwungenen – Genuß der erwähnten und garnicht abzuleugnenden Segnungen kann ich der Vereinigung der umwohnenden Massen der Mittelmäßigkeit nicht das Recht zugestehen, mich für ihr Weiterbestehen auf das Schlachtfeld zu schicken; denn ich bin nicht untergetaucht unter sie, ich folge nicht blind diesen Herden; sie können mich zwingen, sie können mich vor die Mündungen ihrer Gewehre stellen, aber über ihr Recht und über ihre Gewalt geht mein Recht, das ist: mein Wille, Ich zu bleiben.

„Eine famose Sache! eine schmetternde Sache! süperb! Lassen Sie es drucken!"

Ich möchte es keinem raten und zudem wird es in diesen Tagen keiner drucken – dürfen. Denn die Journale dürfen nicht mehr den Mut zu einer überstaatlichen Überzeugung haben, denn die Journale sind Volk und das Volk ringt um sein Bestehen, das Volk, das turmhoch über ihnen steht und Sie deswegen mitreißt willenlos wie die Kiesel der Bach, wie der Schnee der Lawine den Schnee – ich aber, ich stehe über dem Volk!

Tschingta – bumta! Tsching – – – vor den offenen Fenstern marschieren Truppen vorbei, schwitzend, staubig, braungebrannt, das Volk nebenher, jubelnd, lärmend, hingerissen, mitgerissen – –

Und als der Zug vorbei war – nur ein Rest von Zivilisation und meine kühle Beherrschung der exaltierten Eigentöner hinderte sie, mit Hurra! über mich herzufallen; schon in drei Tagen werden sie in feldgrauen Jacken über die Grenze fahren, mitgerissen, willenlos – oder sie werden, es wird die Mehrzahl sein, zu Hause sitzen und Lieder dichten voll Sturm und Freiheitsdrang – bis der Friede wieder durch die Lande geht und sie wieder Persönlichkeiten sein können, Schillerhemden und markante Eigentöner – –"

Ich nehme diese Stelle aus dem Tagebuch nicht eines im Stadium des Größenwahns befindlichen Paralytikers, sondern aus dem eines ausgekniffenen COMMIS VOYAGEUR, der wie es scheint, mit derartigen knabenhaften Sophismen und Radamontagen sein patriotisches Gewissen zu beruhigen suchte; ich teile sie mit als Beitrag zur Lösung des Problems „Kunst", denn der eigenartige Schwung des Ausdrucks, der nicht nur an dieser Stelle des Tagebuches herausklingt, vereinigt mit einer verblüffenden Puerilität des

Gedankenganges, zeigt, daß, wie alle seelischen Nöte, auch die primitive Angst die poetische Ader lösen kann.

Die Person, die sich mittellos im Lande umhertrieb, ist inzwischen verhaftet und den zuständigen Gerichten zugeführt worden und sieht in diesen Tagen ihrer Verurteilung bzw. ihrer Bestrafung entgegen.

2

Im Nebel

Das ist kein rechter Nebel – sondern das Dorf liegt mitten in den Wolken, mitten, tief vergraben in den weißen Wolken – drei Häuser siehst du weit. Aus dem Norden, aus dem Tal der Reuß quollen sie hoch – ein bleigrauer kompakter Knäuel tief im Tal, von dem reißend, pfeilgeschwind weiße Fetzen herüberflogen, den Kirchturm umflatterten, die Häuser umstoben und weiter hasteten, die Reuß hinauf, den Gotthard hinan, bis der Knäuel ihnen selber folgte, schwer, wuchtig, niedrig hängend, über die Zäune schleifend, eine weiße undurchdringliche Wand; nun liegt er über dem Dorf und hat den Turm und die Höhen verdeckt – es ist totenstill und nur der Regen fällt eintönig auf Dach und Baum.

Und da es kalt ist, kalt und trüb wie im Norden der November, und da ich hier festgehalten bin und warten muß, bis du kommst, sitze ich am Klavier und klimpere ein dummes nordisches Lied, immerfort, immer dasselbe dumme arme Lied.

Ich werde nie wieder den Norden sehen, nie wieder das Meer und die Ebenen, durch deren satte Ruhe und Weiten und Herbste meine Sehnsucht fliegt – stelle dich auf den Kopf, meine Seele, denn die Berge fallen auf dich und in den Schluchten und Tälern drückt dich der Nebel tot –

Aber in der bastumwickelten Flasche glüht der Wein – –

„Wir sind reife Menschen, lassen Sie uns offen sein –"

Da wende ich mich ihr zu, die ich vor einigen Tagen oben auf einer törichten Gratkletterei kennen lernte und mit der ich mich nun, hin und her gerissen, durch die Stunden ziehe. Sie ist blond und schlank und ihr Mann führt heute irgendein englisches Schiff – an der schottischen Küste, im Ärmelkanal – wir wissen es nicht.

„Daß unsere Länder den Krieg führen – was kümmert uns der Krieg und unser Land – ich liebe Sie, und Sie lachen mich aus. Vielleicht lachen Sie mich nicht aus, jedenfalls ist Ihnen meine Liebe so gleichgültig wie –

nun, wie irgend was; und wenn sie Ihnen nicht gleichgültig ist – ach! zucken Sie die Achseln und klimpern Sie Ihr Lied. Bitte, winde dich nicht heraus; es ist doch so wahr, es ist doch so gleichgültig, es ist doch alles egal. Ich wollte dir nur sagen – wie soll man es sagen? Sieh dir den Nebel an, den Regen – das ganze Leben Nebel und Regen und müde und totenstill – das drückt uns wieder langsam, unaufhaltsam in die Erde zurück – – Sie warten auf eine andere – gib Acht, in zwei Jahren bist du so weit wie ich – laß es gut sein, betrinke dich – –"

3

Das Gitterwerk

Es ist Nacht und die durchgebrochenen Fensterläden werfen ein bläulich-helles Gitterwerk über die Wände, zwischen denen ich nun fast einen Monat festgehalten bin – bläulich hell, denn die Wände sind weiß und es sind die elektrischen Lichter des Bahnhofes, die ihre Strahlen gegen mein Fenster werfen, und festgehalten bin ich, denn es brandet um dieses Land der Krieg und ich – lasse niemanden Herr über mich sein, ich bleibe zurück, ich stelle mich nicht, ich sehe zu, gelassen, ein Feigling und Refraktär. Doch damit habe ich mich abgefunden, ich stehe über mir und meinem Verhältnis zum Staat – dieser Zusammenrottung der Mittelmäßigkeit, die zum ungeheuren Raubtier ward – ich stehe über ihm und erst recht über euch und über eurer Meinung, über – meine Meinung. Es ist etwas anderes, das mich ruhlos macht und drei wache Nächte ruhlos machte – ich habe mich verloren an dich und traue mich nicht mehr; eine Ecke meiner Seele tat sich auf und ließ mich in einen Abgrund in mir stürzen, in den Abgrund des Gefühls und der weichen Sehnsucht, immer wieder gestreichelt und Stunde um Stunde in Schlaf gelullt zu werden; meiner harten Einsamkeit ward ich müde und meine Reinheit und mein Stolz flatterte über die Berge davon und kopfüber purzele ich in einen Abgrund von Sammet und Blut.

Kennst du diesen Abgrund und purpurnen Strudel? Das ist es ja, daß ihn jeder kennt, daß jeder diesen begierdebrüllenden Schlund der Gattung in sich trägt – verbräme ihn dir nicht mit Seelenfreundschaft und ähnlichem Lügen-tünchefirlefanz – – die Brunst!

Oho! Es ist die Welt, es ist die Masse, der Mensch, der seinen Angelhaken in dich schlägt, in deine Furcht vor der Einsamkeit – denn du k a n n s t sie nicht mehr ertragen – in deine grandiose schneeige Verlassenheit; und

der Angelhaken, den er in deine blutige Angst schlägt und mit dem er dich wieder fangen will wie einen störrischen Stier, ist die viehische Gier, und der Köder ist der Trost und die Zweisamkeit und das innige Verstehen. Und die Angel sitzt und der Widerhaken schmerzt, dein Herz flattert in einem feinen Gitterwerk – du willst dem Kitsch fluchen, der sich Leben heißt? Ach der Desperadofluch! Du willst dich betrinken? Du Narr, betrinke dich, aber es fehlt dir Weib und Wein – –

Vor meinem Fenster stapft eine Schildwache auf und ab, das kurze Bajonett glänzt bläulich und lockend – ich möchte mich aus meinem Fenster geradewegs auf diese blaue Spitze werfen.

4

Der nächste Tag

Meine Seele ist ruhelos wie noch nie und es wird nicht mehr lange dauern, bis sie in völliger Apathie versinkt und verfließt. Ich empfand keine Nötigung in mir, mich einer verfehlten Politik zu opfern – denn dieser Krieg war unnötig, weil er zwecklos ist, der Osten ist der Feind, und zersplittert sich Europa, so gewinnt der Osten, ich aber bin Europäer – – aber meine Sehnsucht flackert nach dir, sie stieg von den Bergen und Firnen herab in die Täler der Wärme und Menschlichkeit – aber mein Leben hängt nur noch am Faden, und deines verstreut sich und verhungert nach mir und mich umlauert Gefängnis und Not und in der Ferne, wer weiß in nicht allzu weiter Ferne, liegt der Abschied aus dieser Welt, die ich noch nicht einmal halb erobert zurücklasse – –

Es ist kalt, von den blaugrünen Höhen stößt ein böiger Wind, von den arktisch öden Kuppeln des Granits fällt er herab und fährt pfeifend über die Dächer und heult klagend in den Kaminen und an den zitternden Drähten, denn – dieser Stern ist toll geworden und vergießt nutzlos sein edelstes Blut, Krämer warden seine Herrn und lassen aus Krämersorge und Krämerneid Blut in Strömen verrinnen und hocken zu Hause, in ihren Höhlen und rechnen und rechnen und – nehmen mir meine Welt und rauben dich mir; aber nicht eher will ich zurück in meine kalte strahlende Einsamkeit, bis ich einen Anker geworfen habe im Tal und ein Lager gebaut habe, zu dem ich niedersteigen und flüchten kann, wenn um mich Stille und Verlassenheit zu grinsenden Fratzen werden, die mich ersticken wollen mit ihren Sphinxtatzen und aufspießen mit ihren verglasten Augen aus Eis und Schnee – –

Aber die Not umbrandet mich, der Krieg schlang heulend seine Arme um dieses Land und ich weiß nicht mehr aus noch ein.

5

Das Ende

Weiße Mauern, ich weiß nicht, wieviel Meter im Geviert, und durch ein schräges vergittertes Fenster fällt das Licht – draußen siegen sie, Sieg auf Sieg, und der Pöbel wird wild, doch du bist tot. Nur wenige Stunden trennten dich von mir – da gab ich dir den Tod durch meine Verhaftung, man hat mich als Deserteur gefaßt. Nun rollte der Anker in eine Tiefe, die keinen Grund hat, durch schäumende Wasser stürzte er mit dir in den Abgrund der Welt, in den Grund des Seins. Die Welt, das Laute, Törichte, das was oben ist, die wahnwitzige Oberfläche brach uns entzwei – aber ich werde dich zu finden wissen, ich jage dir nach durch alle Tiefen und Schluchten des Unwirklichen und im Nicht-mehr-Seienden werde ich dich ergreifen, fangen werde ich dich und dich nicht mehr von mir lassen und lachen werden wir der törichten Welt, dieses Schimmelüberzugs eines toll gewordenen Planeten, der sich das Einzig-Seiende wähnt – – –

Diese Zeilen fand man in seiner Zelle vor, er selbst hatte sich den Kopf an den Gefängnismauern zerschellt; und die er finden wollte – er wird sie nicht wiederfinden – der Narr.

Der Flieger

Nachdem es vierunddreißig Stunden lang ununterbrochen geregnet hatte und es in unserem Graben ein knietiefes Waten war wie in einem dünnen Schokoladenpudding oder in einem noch zu wässerigen, noch nicht ganz backfertigen Kuchenteig, zerriß gegen Abend plötzlich der Wind den träufelnden Wolkenteppich und hastete die blaugrauen Fetzen in ungeheuren klobigen Brocken davon; und die Parke und Dörfer, die auf den Höhenrücken und in den Mulden dieser weichwelligen und verschlafenen Kreidelandschaft kauern, verloren mit einem Male ihr dunstiges Blau und standen nun da, schwarz, zerschossen und kahl. Am nächsten Morgen aber wiegte sich hoch in dem reingefegten Himmel ein feindlicher Flieger, blinkend, surrend, frech und über alle Maße schön in seiner koketten Unbekümmertheit um die rings um ihn in graziösen Wölkchen zerplatzenden Schrapnelle. Jetzt läßt er einen Regen goldener Kreuze niederregnen und verschwindet dann rasch mitten hinein in die Sonne – und nach einer halben Stunde fährt in dem Dorfe rechts hinter uns – Guillemont heißt sich dieses dreckige Dorf – eine Granate in eine zum Appell versammelte Kompagnie und reißt mit ihrer infernalischen Wucht fünfzig Ahnungslose, Unbekümmerte in einen bitteren Tod.

Gibt es etwas Verführerischeres zu denken als den Gedanken an das starre, mathematisch präzisierteste atomistische Geschehen, und den Kranz und Glanz von Farben, Tönen, Sentiments und Gedanken, die dieser atomistischen Taubheit, Blindheit, Gefühllosigkeit und Gedankenleere entgegenstehen? Eine Welt, eine Seite der Welt, der eisigsten Gleichgültigkeit, der „absolutesten" Kausalität, eine Welt, in der das dummste Fatum herrscht, und eine Welt, eine andere Seite der Welt – denn die Welt, der Grund, das Ding an sich und das Furchtbare, hat sieben Seiten und sieben mal sieben Perspektiven –, in der das niemals ganz zu Fassende, das Unbedingte – denn wir glauben letzten Grundes nicht an die Bedingtheit des Denkens –, der freiherrliche Gedanke regiert und mit seinen Flügeln, das sind die Farben und Töne und Sentiments, über der anderen Seite, über der Welt der Atome gaukelt wie ein verliebter Papillon, eine hungrige Fledermaus oder ein Uhu oder melancholischer Abendkauz? Gibt es etwas Verführerischeres, Gefährlicheres als den immerwährenden Gedanken an diese zwei Seiten der Welt und des Furchtbaren, das über uns, hinter uns, unter uns gähnt und lauert? Und kitzelt unseren träumenden Stolz etwas mehr als das Wissen, daß die Welt der Atomistik und Physik auch nur ein Ding des Gedankens ist? Und daß sie als solches Gedankending eigentlich – nicht ist, sondern nur gaukelt, nur – fliegt? Macht uns der Gedanke nicht selig und schwindeln, treibt er

uns nicht reißend hoch und läßt allen Schmutz, allen Ekel, alle Wut der Sehnsucht und alles „Leid" unter uns in Nebel und Nichts verschwinden, der Gedanke, daß wir eines Tages dieses ganze Gedankending, d.i. diese ganze Welt, die wir sehen und fühlen und sind, herrisch zusammenreißen und das so in einen strahlenden Ruf, in eine einziges klingendes Wort Zusammengeraffte ausstoßen können, hinausblasen können in ein endloses ewiges Nichts?

Aber die Farben und Töne und Sentiments und Gedanken gehen parallel, um nicht zu sagen: sie sind die Folgeerscheinungen des Lezithinverbrauchs der Ganglienzellen – aber diese Ganglienzellen, diese dummste, nichtssagendste aller Tatsachen, sind auch nur wieder ein Gedankending, und dieses „Gedankending" ist auch nur wieder eine Folgeerscheinung – – ein anderer Ring der Ringe, die Schlange beißt sich in den Schwanz.

Und nun hinein in den Tod – von dem wir auch nichts anderes wissen, als daß er ein Ring ist in dieser Kette, ein Ringelglied der Schlange, ein Wort –.

Dieser Krieg ist der seltsamste aller Kriege; denn der größte Krieg, der je ausgefochten wurde, ist für uns nichts als nur ein Kampf gegen den Schmutz und den Regen und die sich türmende, von allen Seiten uns anbrüllende Langeweile. Und in diese Langeweile hinein, gegen diese dickblähigen Gespenster schickte ich meinen verführerischsten Gedanken ins Feld – vielleicht ist es aber nur das Bild der Leichen da draußen; in Reihen, in furchtsamen Haufen und in langen Schützenlinien liegen sie vor uns, schon mehr als einen Monat lang, und sacken unter dem Regen immer tiefer hinein in ihre heimatliche Erde: sie haben den Sprung in das Furchtbare, mitten hinein in die Lösung getan; und vielleicht ist nur mein Grauen vor diesem Sprung und vor dieser endgültigen Lösung, die als etwas Endgültiges nur eine ungeheure Dummheit ist, die Ursache, die mich zu dem Gedanken von den sieben Seiten und den sieben mal sieben Perspektiven der Welt hat flüchten lassen.

Ein Wind tut sich auf, ein leichter, nicht unangenehmer Leichengeruch kommt von den schwarzen flachen Haufen da draußen, Wolken kriechen langsam über die Hügel hoch und verkleiden die Parke und Dörfer dunstig und blau – und nun wird es wieder regnen und weiter Schokoladenpudding geben und noch nicht ganz backfertigen Kuchenteig.

Lerchen

Daß vom Sonnenaufgang an bis weit in den schläfrigen Nachmittag hinein fünfzehn, siebzehn singende Lerchen über unserem zweihundert Meter langen Schützengrabenabschnitt hängen und zwar unter einem so tiefen makellosen Blau, wie wir es nur von den Himmeln der Gebirge kennen, das ist uns ebenso etwas Altes wie das dumme Postengeknalle des Nachts oder etwa der kupfergelbe pausbackige Mond, unter dem die surrenden Rollwagen der fünfzehn Zentimeter Granaten hinüberlümmeln – ein kurzes rötliches Aufleuchten hinter uns, auf der Höhe, hinter dem struppigen Wald, ein behagliches tiefes, eiliges, immer eiliger und heller werdendes Surren und nun hasten sie zu vieren in Reih und Glied – nicht ganz in Reihe und Glied, der eine hinkt und hastet und brummt eilends nach – wie in einem Wettrennen über uns fort – jetzt erst, gerade jetzt, wo sie über unseren Häupten hängen, durchbricht der müde, nachhastende Knall ihr immer helleres Heulen, noch eine Sekunde und mit einem infernalischen Krachen haben sie zu Ende gelümmelt; wären sie einen Kilometer weiter, oben hinter der Pappelallee krepiert, so wäre der Vergleich der Paukenschläge angebracht gewesen: die Geschoßbahnen der Schlegelstiel und die detonierenden Granaten der ungeheure Schlegelkopf, der auf die Gräben trommelt, paukt – aber das sind alte Geschichten, so altgewohnte, daß wir später nicht einmal davon träumen mögen und sie vergessen werden ebenso, wie uns schon jetzt die ganze fabelhafte Schönheit dieser Frühlingsschützengrabentage aus den Händen gleitet.

Und auch das, was diese kleine Erzählung veranlaßt hat, ist eine alte Geschichte und es sei dahingestellt, ob es nur der Frühling oder zudem auch der die Nächte hell durchleuchtende Mond gewesen ist, der plötzlich die Lerchen packt und sie mitten aus dem Schlaf singend in die Höhe wirbelt; jedenfalls, als ich gestern Nacht wieder durch den Graben trottete und über die klappenden Holzroste schreitend an den putzigen Schützengraben, diesen Kinderschützengraben, dachte, den wir damals, vor Jahren, auf den Lockstedter Heidehügeln aushoben und es Mai war und ich mich grimmig nach „ihr" sehnte, lärmte urplötzlich dicht neben mir vom Grabenrand, in dessen Nähe unter den Drahtverhauen und zwischen Leichen und Ratten sie ihr Nest haben mochte, eine Lerche wie toll mitten aus dem Traume hoch, sang, schrie, warf sich hoch und höher, riß einen Schwarm von fünf, sechs eifersüchtigen Männchen mit aus dem Schlaf und in die Luft, bis nach einigen Minuten das ganze überraschende, närrische Gesinge wieder so plötzlich aufhörte wie es gekommen war und unter dem pausbackigen kupfergelben

Mond nichts Weiteres zu hören war, als das Räuspern der sich langweilenden Posten und das dumme, ewige Geknalle des etwas nervösen Nachbarregiments.

In der nächsten, durch stärkeres Gewehr- und Artilleriefeuer erregten Nacht aber verwandelte sich diese kleine Begebenheit in folgende seltsame Traumgeschichte. – Es ist eine mitteldeutsche Stadt, Jena, Göttingen, oder eine sächsische, Merseburg – wie du willst; und es ist Nacht, Februar, März, und der Mond, rund und rot wie ein Falstaffkopf, sinkt gerade in die noch kahlen, aber schon knospenschwellenden Wipfel des Stadtwäldchens, in dem zu Pfingsten die Bürger Musik machen und eine Bowle trinken. Die Straßen aber sind eng und winkelig, die hölzernen Giebel hoch und spitz, kein Kater singt auf ihnen und das letzte Mondlicht kriecht dünn und garnicht geisterhaft durch die leeren Gassen. Ich aber liege wach in einem weichen, ach! so weichen, Federbett, ich habe die Knie angezogen und übereinandergelegt und betrachte mit einer unsagbaren Wollust meinen rechten frisch gebadeten Fuß, wie er nackt und weiß wie Kirschenblüte unter der Decke hervorragt und nicht müde wird, seine schnurrigen Spiralen in die Luft zu zeichnen; und meine Taschenuhr auf dem Nachttisch tickt und zerschlägt ängstlich die Zeit, langsam, eins, zwei, eins – jetzt stellt sie das Ticken ein – wozu soll sie auch ticken? – und es ist ganz still und nur mein blütenweißer Fuß wird nicht müde zu zeichnen, zu malen, zu malen –

Ist dir schon, wenn du, mit deiner langen Pfeife zwischen den frischen Kohlbeeten deines Schrebergartens lustwandelnd, dem Gesinge eines Staren zuhörtest und zuschautest, wie er es unter Flügelschlagen eifrig in die Lüfte schickte, ist dir schon unter diesem kauderwelschen Sange und innigem Narrengekrächze ein Ton aufgefallen, der immer wiederkehrt? Ein langer, leise verklingender, süßer jubelnder Ton voller Frieden und gemäßigter Sehnsucht? Er kehrt immer wieder und er ist dir gewiß schon aufgefallen.

Solch einen Ton, aber einen um das Zwanzigfache verstärkten, hallenden, jubelnden Ton voller Frieden und gemäßigter Sehnsucht, hörte ich, nachdem die Uhr stille geworden war und auch mein Fuß anfing des Malens und Zeichnens müde zu werden, mit einem Male von dem Giebeldach drüben in die Nacht sich schwingen, und er umkreiste die Stadt und kehrte zurück, von wo er gekommen und schraubte sich höher, höher, um über mir, zwischen den Sternen des kleinen Bären friedlich zu verklingen. Und wie ich meine Augen, die unwillkürlich den unsichtbaren Schraubenlinien dieses Tones gefolgt waren, wieder senkte, sah ich, daß der Rechnungsrat von nebenan rittlings auf dem Dachfirst vor meinem Fenster saß und sang und sang. Da spitzte ich die Ohren, denn er sang voller Begeisterung, und ich

hörte, wie er das Lob seiner Gattin sang, mit durchdringender, herausfordernder Stimme, wie sie ihm Gefährtin gewesen und ihm Kinder geboren und sie gepflegt und schon wieder ein anderes unter dem Herzen trage u.s.w.

Und jetzt dauerte es nur eine kleine Weile, bis daß die geöffneten Fenster klirrten und die Türen und Tore dröhnten, eine Regenrinne niederpolterte und da und dort ein Ziegel niederklatschte, und ein seltsames Scheuern und Knirschen wurde hörbar und ein hitziges Stöhnen wurde laut, auf das alsobald ein vieldutzendstimmiger eifriger Jubelgesang sich anschloß. Und da der Gesang ringsumher aus der Höhe kam, sah ich, bevor ich wußte, daß ich an mein Fenster geeilt war und mein schneeweißer Fuß in einem noch weißeren Bärenfell versank und bevor ich wußte was ich sah, jedwedes Dach gekrönt von einer schwarzen Reitergestalt, von ekstatischen Männern, die, einer den anderen durch helleren Sang und eifrigeren Sang übertrumpfend, das Lob ihrer Gattin sangen, wie sie ihnen Gefährtin gewesen und ihnen Kinder geboren und sie gepflegt und schon wieder ein anderes unter dem Herzen trage u.s.w.

Und das mochte einige zehn Minuten oder weniger gedauert haben, dann kletterten sie behende, fluchtartig wie die Spinnen wieder von ihren Schornsteinen und Firsten herab und die Türen und Fenster schlossen sich rasch und leise und es war wieder so still wie zuvor.

Dann träumte mir, ich wäre von meinem Fenster wieder zurückgetreten und fiele in einen tiefen Schlaf. Und als mir träumte, wieder aufgewacht zu sein, war ich mir bewußt, daß das Land des Wunders voll war, daß allnächtlich in jener kleinen Stadt es über einen der Ehemänner, deren Frauen guter Hoffnung waren, käme wie der Blitz, urplötzlich mitten aus dem Schlaf und Ehebett auf das Dach ihres Hauses klettern zu müssen, um von dort aus das Loblied ihrer Gattin anzustimmen, auf welchen herausfordernden Sang dann die umwohnenden Ehemänner, deren Gattinnen in den gleichen Umständen waren, nicht verfehlten, eilends ihrem eifersüchtigen Triebe zu folgen, also, daß auch sie mondwandelnd ihre Dachfirste erkletterten, um von dort den Preis ihrer Gesponsin in noch helleren, noch lauteren, noch friedlicheren, noch maßvoll sehnsüchtigeren Tönen in die Nacht zu senden; ihre Gattinnen aber lächelten dazu und streichelten friedlich ihren gesegneten Leib.

Und je länger die Tage wurden, desto mehr wuchs diese Unart, desto mehrere wurden von dem Taumel erfaßt, und je kürzer die Nächte wurden, desto konzentrierter und rekordlüsterner wurden die nächtlichen Gesänge und wenn zuerst nur die Sänger eines Viertels einander zu übersingen strebten, so suchten jetzt diese Viertel vereint einander die Preise abzuringen – kurz gesagt, es kam so weit, daß die ganze Stadt nach Milch roch. –

Es ist still, die Stunde und ihr Zeiger steht und der Strom der Zeit, der brausend aus der Höhe stürzend an unserer Seele Balkenwerk sich bricht und dessen Schaum und Wellengekräusel du bist, ist lau und warm und fällt nicht mehr; nur mein nackter Fuß malt und malt und will nicht müde werden – und ein langgezogener, ein heller Ton voller Frieden und gemäßigter Sehnsucht – und schon kräht von dem Dachfirst gegenüber der Sänger antwortend in die Nacht – als sei ein Berg vom Himmel gestürzt, zerschlägt ein Krach die Welt, und wo die Stadt stand, bäumt sich eine Riesenzypresse himmelan, aus einer wilden Manschette von schwefelgelbem Rauch und roter Glut fährt krachend eine ungeheure Säule in die Nacht; und es ist nichts als diese schwarze Säule, Häuser, Dächer, Sänger und mein schneeweißer Fuß, es ist nichts; und was gewesen war, fährt in dieser Säule und mit dieser Säule in das Nichts. –

Ich erwache; es hat dicht neben mir eingeschlagen und ich höre die arbeitenden Leute über die klappenden Roste in die Stollen flüchten. Als ich aber aus meinem Unterstand hervorgeklettert war – denn wir hausen tief in der Erde –, war schon das Feuer weiter gelaufen und lag rechts von uns auf der Mulde und den Verbindungsgräben, die nach dem zerschossenen Dorfe rückwärts führen. Der Mond aber hing wie ein Kupferkessel über den westlichen Höhen, als warte er darauf, von dem kommenden Morgen zu einem Klumpen zusammengehauen zu werden. Dann wurde es Tag, kein Angriff kam und die Posten rückten ein.

Eva

Trotz dem Zepter der blitzdummsten Kausalität schenkte mir eine gütige Verkettung der Dinge das Erlebnis, das ich hier wiedererzählen will; und daß ich es erlebte und wiedererzählen darf, dafür bin ich dem Leben genau so dankbar, wie ich ihm nach jedem grimmigen Fluch noch für das Erlebnis des Fluchens dankte.

Neun Monate lang hatten wir die möglichen Schattierungen des Schmutzes, der Nässe und Kälte und der grenzenlosen Verlassenheit der Schützengräben in uns gefressen, dann lagen wir für zwölf Tage in der „Kanzelstellung". – Der lange Graben voller Blut, der sich vom Meer bis in die Vogesen zieht, hat eine Lücke an der Somme, so, daß diese Lücke in dem sumpfigen Ufergelände von fünf Feldwachen gehalten werden kann; am anderen Ufer aber, bei der zu malerischen Trümmern zerschossenen Ferme GRENOUILLÈRE, läuft er wieder weiter, endlos, voller Blut; und den äußersten südlichen Flügel nördlich der Somme bildet die „Kanzelstellung", in Kreide gehauen und mit weitem Blick ins Land: in unserem Rücken, tief in einer Mulde schmort in der Sonne das Dorf, eine klobige Kirche, braunrote Dächer, und Linden, überall Linden; an seinem Rande aber, an der Somme mit ihren Krickenten und ungezählten Aalen langweilen sich träge und üppig fettblättrige fettglänzende Pappeln und Erlen; und von den östlichen und nördlichen Höhen neigen sich die Felder zu ihm nieder, in langen breiten Rücken, die tragen hier und dort auf kleinen Satteln Rüstern und Holundergestrüpp, und es muß süß sein, unter ihrem heißen Mittag einer jungen Mäherin das Kleid zu öffnen, daß dir ihre Brüste entgegenquellen, nackt, prall, das köstlichste Ding der Erde. Die Felder selbst liegen brach, aber ihre Unfruchtbarkeit ist schön, denn dort, wo vor dem Kriege das Getreide stand, wuchert jetzt der rote Mohn, lange glummende Rechtecke roten Mohns, die wie Decken und purpurne Läufer über die Hänge gebreitet sind; und neben ihnen und unter sie verstreut prahlen die gleichen Decken und Rechtecke dunkeler blühenden Klees; und trockene Weiden sind dort, wo die Kreideschicht dicht unter dem dünnen Humus liegt; ihr Gras blüht und ein bläulicher Dunst liegt über dem matten, leise hin und wider wogenden Grün. Über Allem aber, dem blendenden Kreidestein, der träge fließenden Somme mit ihrem nächtlichen Batrachiergekrächz und Mückengesumme, dem roten Mohn und blaudunstigen Gras – über dem roten Mohn und der stechend weißen Kreide brennt ein Himmel tiefsten Blaus, hart und blank wie Stahl. – Oh, wenn wir die Ohren spitzen und lauschen auf das, was von Daheim herüberklingt, wenn wir uns scheuen Auges zeigen, was ihr daheim schreibt

und zeichnet und malt, wenn wir gar eure Gefühle hören und eure Gesichter sehen, so möchten wir uns in den Wahnsinn flüchten: laßt uns für immer ferne von euch, gebt uns für ewig den Krieg, laßt uns nie zurückkehren in euren erbärmlichen Kitsch, in eure erbärmliche Begeisterung, in eure Begeisterung für nichts, in eure Lüge für nichts, in eure Lüge vor euch selber für nichts und ewig nichts – denn ihr wißt, daß ihr nur Mittel seid, aber ihr lügt und tut, als wäret ihr der Sinn, das Ziel, und als wolle es so eine ewige Gerechtigkeit.

Aber die Sonne glüht, Tag für Tag, und stechend weiß werfen die zu meterhohen unendlichen Kettenhaufen ausgeworfenen Kreidemassen ihr Licht in die strahlende, drohend dunkle Bläue zurück; hüben und drüben, denn die feindlichen Gräben liegen in der Mulde, unter uns, und weiterhin auf den jenseitigen Höhn; weiße, blendende Linien in einem blühenden und zum Teil schon verbrannten Gras – schießt du hinüber, so steigt unter dem Geschoß der Kreidestaub in einer mannshohen Puderwolke hoch, um sich erst langsam in der zitternden, ständig flimmernden Luft zu verziehen. Des Abends aber, wenn nach dem westlichen Wolkenbrand, der Tag um Tag für uns entbrannte, der Himmel als dunkelveilchenfarbene Glocke über unserer Welt liegt, fangen die Minen an, ihren wie Hummeln summenden, in einem infernalischen Aufkrachen endenden Flug zu vollführen, und schwarzer mißfarbener Rauch wälzt sich schwer und stickend in das Tal.

Und in dem Dorf, das unten in der Sonne schmort, lag ich für einen Tag im Quartier. Dort sah ich sie, schlank, sechzehnjährig, sie benimmt sich wie ein Gassenjunge, mit ihrem kleinen, ständig etwas auf die Seite geneigten Kopf, ihrem ewig zerzausten, nie zu Papilloten zusammengedrehten Haar, ihren grünen Augen und ihrem großen lasziven Mund; ihre Füße sind täppisch und viel zu groß, ihre Brüste klein und spitz, und ihre Hände breit und grob – rauh und grob sind sie wie die eines Schifferknechts. Wir waren am Abend eingerückt und ich hatte sie nur flüchtig angesehen, wie sie mich in mein Zimmer führte und, mir plötzlich ein Gaunergesicht schneidend, mit dem Finger auf die am Fußende meines Bettes aufgestellte Kleiderpuppe wies, deren rohrgeflochtenen Unterleib sie mit einer blutigen Pfingstrose geschmückt hatte. Ich träumte die Nacht wild und zügellos, aber am nächsten Tage, einem schwülen Maientage, mieden wir uns und nur, wenn ihre Mutter oder eine ihrer sechs dreckigen Schwestern zugegen war, sprachen wir miteinander in einem hastigen anzüglichen Kauderwelsch. Aber beim Abschied, der eher kam, als wir vermutet hatten, und wobei sie mit anderen Dorfschönen, mit hochgezogenen Knien und den Kopf in die flachen Hände gestützt, am Straßenrand saß und sich ein Vergnügen daraus machte, die uns

ablösenden Truppen mit Grasbüscheln zu bewerfen, sprang sie hoch, wurde bleich und rot, suchte meine Augen, sah wieder fort und drückte mir dann fast schmerzhaft die Hand. Nach einigen Tagen lagen wir dann in der „Kanzelstellung".

Als am nächsten Mittag von dort mein Bursche in das Dorf hinunterging und ihr in ihrem Garten einen guten Tag zurief, winkte sie ihn heran, fragte ihn mit feuerrotem Kopf nach mir, wo wir lägen, wie es mir ginge, wann wir wiederkämen, und riß dann hastig einen Riesenstrauß Spireen und Nelken und üppigsten Jasmins zusammen, den sie mir mit vielen Grüßen zu bestellen bat. Die Straße aber, an der ihr Garten lag, war von uns aus „eingesehen", d.h. den Abschluß des Straßenbildes machte die Höhe, die „Kanzelstellung", auf deren Kamm sich unser Graben wie eine ferne dünne Krause entlang zog und der ihr so ständig vor Augen war. Und während in der Nacht, die so rein und sternenklar war, daß die Lichtfetzen der Milchstraße wie blaßweiße Wolken am Himmel hingen, durch das ewige Postengeknalle die Minen hummelten und die Batrachier kantierten, schrieb ich ihr, berauscht von dem Hetärengeruch des schneeweißen Jasmins, der schamlos und dick wie Patschuli in meinem Unterstand lag, einen Brief, ich hockte hier oben in meiner Kreidehöhle einsam wie ein brünstiger Uhu – komm zu mir! mache mir einen Besuch, eine Patrouille in meinen Unterstand! – Und sie wollte; sie wollte zu mir kommen, noch in der nächsten Nacht, im Helm und Mantel und schweren Stiefeln; mein Bursche sollte sie holen.

Stahlblau hängt wieder der Himmel über der Kreide und dem roten Mohn und brennt so wütend auf mein unbedecktes Haupt und sticht von dem widerstrahlenden Gestein so beißend in meine geblendeten Augen, daß ich betäubt aus den flimmernden Gräben in meinen Unterstand mich flüchte – und meine Gedanken sehen sie kommen, lachenden grünen Auges in meine kühle Höhle steigen und – werfen Sie den Jasmin heraus, ich werde verrückt!

Aber noch zwei Tage und Nächte ließ sie mich dursten und schickte mir nur ihre Riesensträuße Spireen und Jasmin, und erst am übernächsten Abend kam sie zu mir. Aber ich zürnte ihr wegen der verlorenen Nächte nicht, denn der Himmel war in diesen beiden Nächten von einer noch größeren Reinheit und Sternenfülle, so, daß nun die Milchstraße wie eine geschlossene Kette leuchtend weißer Wolken über mir kreiste; ich mochte nicht schlafen, ich plauderte mit meinen Leuten und nahm selber Pickel und Spaten und ließ sie gegen die harte Kreide klingen, um darnach wieder stundenlang mich gegen die Brustwehr zu lehnen und den Nebelstreifen zu folgen, wie sie langsam über der Somme und in den Mulden krochen. Meine

Kameraden hatten gute Nächte, denn ich übernahm ihre Wachen – aber am Morgen legte ich mich zerschlagen von meinen Wünschen und heißen Bildern – müde und zerschlagen warf ich mich auf meine Pritsche und erwachte schweißgebadet, wenn die Sonne schon wieder hoch aus ihrem stählernen Himmel schien.

Aber an diesem Abend kommt sie zu mir. – Ich habe gebeten, meine Wache in die Morgenstunde zu legen und jetzt zeigt meine langsam die Zeit zerhämmernde Uhr Zehn; Kerzen brennen; acht, zehn Kerzen habe ich aufgestellt und zwischen ihnen liegt der Jasmingeruch greifbar wie die Wollust selbst. Ich warte, alle meine Sinne sind weit ausgestreckt, wie große lauschende Ohren und Augen hängen sie bebend über den Gräben, dem Mohn und dem schlafenden Dorf. Und ich fühle sie kommen und meine Sinne streifen über ihren Leib, der, wie ich weiß, nackt unter dem groben Soldatentuch zu mir kommt. Ich sehe sie, wie sie mit lässigem Gruß die meldenden Posten des Dorfes wiedergrüßt, wie sie unbeholfen in den schweren Stiefeln durch die tiefen Grabengänge zu mir hastet, wie sie erschöpft stehen bleibt und Atem schöpft, wie sie in sich kichert und unter dem rauen Tuch prickelnde Schauer über sie laufen – jetzt ist sie draußen vor meiner Tür und mein Bursche bleibt zurück – sie kommt die Treppe herab, jetzt schiebt sie mit ihrer rauhen Mädchen-Schifferhand das Zelttuch fort und wir sehen uns an. Haben wir gesprochen, haben wir uns angelacht? Ich weiß nur, ich gab ihr mit zitternder Hand ein Glas roten Wein, und dann schälte sie sich aus ihrer grauen Soldatentugend und gab mir ihren frechen Leib. – Als mein Bursche mit diskreter Stimme herunterrief, die Uhr sei drei und mein Dienst beginne, erhoben wir uns von unserer tief und weich mit Holzwolle gepolsterten Pritsche – noch einmal küßte ich ihre kleinen zerbissenen Brüste, noch einmal sank sie lechzend an meinem Leib herab, dann zog sie sich mit wütender Hast an, jagte ohne Abschiedsgruß wie ein Reh die Treppe hinauf, durch den Graben, die Brustwehr hinauf, saust wie ein grauer Spuk auf die Drahtverhaue los, stolpert und reißt sich wieder hoch und fliegt, nur noch wie ein grauer Punkt den feindlichen Gräben zu, Schüsse fallen hinter ihr her, aber aus der tiefen Mulde fliegt nur noch ein heller Jauchzer zu mir hoch: MON LOUP! AU REVOIR, MON PETIT LOUP! APRÈS LA GUERRE – und ich habe nichts mehr von ihr gehört.

Jetzt wird es Herbst und unter grauem Himmel räkelt sich traurig die Welt, die Nächte werden länger und das Wasser steht schon oft wieder kniehoch in den Gräben, unser Geist zerfällt, die Verblödung beginnt und die Erinnerung zerbröckelt in bunten sehnsüchtigen Fetzen – – aber die Wiesen der Somme liegen in einem dicken dunklen Grün, und zwischen dem sich

schon färbenden Grün der Bäume erkenne ich mit dem Glas – denn wir haben seit langem eine weiter nördliche Stellung bezogen – die roten Dachfirste des Dorfes, aus dem sie damals zu mir kam; nur die eine Nacht hatte ich ihren jungen Leib. – Nun werden die Nächte schnell dunkler, so dunkel, daß ich auf meinen nächtlichen Gängen die Posten abtasten muß, und fluchend werde ich in dem klatschenden Regen durch die Gräben torkeln und Schulterwehr für Schulterwehr aufprallend mein Konterfei in die triefenden Wände drücken. Und die Erinnerung an sie – noch einige Tage Herbst, und es ist, als wäre nichts gewesen.

Der Stromer

Gleich im ersten Quartier fiel mir das alte Männchen auf, aus dessen rotbraunem und völlig verrunzeltem Gesicht zwei argwöhnische, ständig triefende Augen herausglummten – das andere war ein lächerlich dünnlippiger zahnloser Mund und ein kümmerlicher, vom ewigen Tabakkauen braun gewordener Ziegenbart. Es war im Westen, er war von Anfang an „dabei" gewesen und hatte noch den Bewegungskrieg mitgemacht, und aus der Zeit stammte der französische Brotbeutel, den er zu seinen zwei übrigen ständig mit sich trug. An diesen drei Brotbeuteln, die wie der Ansatz einer Krinoline um seine Hüften hingen, und an der Gier, mit der er in den französischen, an der linken Seite hängenden eine immense Schnapsflasche nach jedem Schluck wieder vergrub, und an dem unwilligen Knurren, mit dem er meine Bitte abwies, mir gegen Barzahlung von seinem Tropfen etwas abzulassen, war er mir gleich aufgefallen.

Wir lagen an dem Tage in einem Landhaus, das sich inmitten eines kleinen Parkes ein Pariser Rentier für die Sommermonate aufgebaut hatte, in einem mittelgroßen, kahl geplünderten Zimmer, auf dessen strohbedecktem Boden wir zu einigen zwanzig kampierten. Es war Abend und Kerzen waren rar und als der einzige Besitzer einer solchen erwies sich Hetzenecker, der von der Kaminverkleidung ein Stück Holz abschlug, es zu einem flachen Brettchen zurecht schnitzte und mit dem Seitengewehr schräg links von seinem Kopf in die Wand eintrieb; dann zerschnitt er die Kerze in drei Teile, zündete das obere Stück an, tröpfelte behutsam drei Tropfen Stearin auf das Brettchen und befestigte mit vorsichtigen Fingern das Kerzenstück in dem gerade hart werden wollenden Stearin; dann holte er eine Hartwurst hervor, zerteilte sie sorgfältig in gleich große Stücke und speiste gemächlich und laut; nahm noch einen gewaltigen Schluck, korkte die Flasche fest und liebevoll zu, brach die Kerze vorsichtig von dem Brettchen ab, pustete sie aus und ließ sie in seinem Brotbeutel verschwinden; dann streckte er sich lang aus – meine abermalige schüchterne Bitte um den Kerzenstumpf wurde mit dem nämlichen Knurren abgewiesen. Er mochte mich nicht, auch als ich zu seinem Zugführer aufgestiegen war, zeigte er mir ständig das gleiche abweisende Gesicht, denn er war ein Stromer und an meinen Schmissen und meiner hochdeutschen Aussprache erkannte er in mir ein Mitglied der Clique, die ihn während seines Lebens ruhlos verfolgt und gequält hatte, der Clique der geordneten Gesellschaft. Aber auch den anderen gegenüber blieb er wortkarg und abgeschlossen und war wenig beliebt, aber mit der Zeit setzte er sich durch und erzählte dann wohl, halb widerwillig, halb ein wenig re-

nommierend, von seinem seltsamen Leben, mit einer trockenen knarrenden Stimme und einem merkwürdig lautlosen Lachen, bei dem er den Mund von einem Ohr bis zum andern auseinanderzog und dann ruckweise und fast lautlos die Luft ausstieß.

Er war Zimmermann, aber seit seinem zwanzigsten Jahre – und jetzt mochte er vierzig zählen – hatte er sein Leben zumeist auf der Landstraße, in Haftzellen oder in Arbeitshäusern zugebracht. „Eine ganz logische Geschichte, mein Lieber; wir leben im Zeitalter der Arbeit, und wer nicht arbeiten will, wird eingesperrt, und stromern ist keine Arbeit nicht." „Aber ein halbes Dutzend in Bausch und Bogen und nach zwei Minuten Verhandlung auf ein halbes Jahr ins Arbeitshaus stecken, das ist Arbeit!" war seine bissige Antwort. – Auf der Walze zwischen Nürnberg und München hatte er den Mobilmachungsbefehl gelesen; er war längst ausgemustert – was ging ihn die Sache an! Aber während er sich wiegend weiterschob, wurde ihm langsam bewußt, was das eigentlich bedeutete, daß das Krieg bedeutete, und – es mag wohl zuerst nur der Gedanke an die Menage, Löhnung und Liegerstatt gewesen sein – er machte sich auf den Trab und langte nach einem Gewaltmarsch am übernächsten Tage in München an und brachte es hier fertig – wie? haben wir nicht ganz herausbekommen – gleich mit dem ersten Transport ins Feld zu rücken, machte die heftigen Märsche und Rückzugsgefechte bei Saarburg mit, den Marsch durch Belgien, die letzten Bewegungsgefechte an der Somme und – wie ich ihn kennen lernte, begann gerade der Schützengrabenkrieg – nun trottete er vom Quartier zum Schützengraben, vom Schützengraben zum Quartier, ein Zigeunerleben in Dreck und elenden Hütten den langen Herbst und Winter hindurch, und Sommer und wieder Winter – man schlug ihn zur Abkommandierung in ein rückwärts gelegenes Pionierdepot vor, empört knurrend lehnte er es ab und walzte mit uns weiter, wurde niemals krank und war so allmählich einer der wenigen von der alten Garde geworden, die den Neugekommenen gegenüber mit ihren Strapazen aus dem Bewegungskrieg auftrumpfen konnten. Und im Dienst, er war weder besonders eifrig, noch besonders kouragiert, er war Soldat wie die große Mehrzahl, die eben tut, was man ihr befiehlt, – und die dann zu Helden werden, weniger aus persönlichen Vorzügen heraus, sondern aus der Gelegenheit, einer äußerst günstigen oder äußerst verteufelten Situation; aber er murrte, er masselte, wie der Fachausdruck heißt, nie. Denn er fühlte sich wohl, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben restlos und dauernd wohl; er hatte eine Art „zu Hause" gefunden, endlich einen Platz, wo er gleichberechtigt war, wo er die gleichen Rechte und Pflichten hatte wie die, die ihn in seinem

halb freiwilligen, halb unfreiwilligen Landstraßenleben wie ein Freiwild gehetzt hatten, und wo – er bleiben mochte.

Denn dieses Sich zu Hause Fühlen wurde ihm ja nicht schwer gemacht, er brauchte nicht allzu sehr seine Gewohnheiten ändern – der ständige Wechsel, sechs Tage hier, sechs Tage dort, neue Quartiere, andere Stellungen, andere Straßen, dieses anderthalbjährige Koffer- und Brotbeutelleben war nicht so sehr verschieden von seinem alten Stromerdasein, es war nur allgemein geworden, es war sanktioniert. Und – er hatte zu essen und zu trinken. Und dieses Freisein von der materiellen Not bewirkte bei ihm, der immer nur von der Hand in den Mund gelebt hatte, eine komisch ängstliche Besorgnis um seine Habe. Er wird in den letzten zwanzig Jahren wohl nie so viel besessen haben wie jetzt: er verfügte über den mit reichlicher Wäsche, mit Lebensmitteln, aufgeklaubten Raritäten und Erinnerungsstücken schwerbepacktesten Tornister der Kompagnie, verfügte über zwei ständig mit Brot, Wurst, Tabak und Kerzen angefüllte Brotbeutel und hatte dazu noch seinen Extrafranzosenbrotbeutel, den Aufbewahrungsort seiner Kirschwasserbuddel, an einem langen Schulterband an der Seite hängen; und er trennte sich von diesen Sachen nie, er schleppte seine drei Brotbeutel zu jeder Arbeit mit, wurde im Sturmanzug in Stellung gerückt oder sollte der ersoffenen Unterstände wegen der Tornister zurückbleiben, er schleppte ihn trotzdem mit und fand einen trockenen Platz für ihn, hieß es: es wird in Mütze in Stellung gerückt, so ließ er eben seinen Helm am Seitengewehr baumeln; und mit seinem empörtesten Knurren wies er in der Weihnachtszeit die Zumutung zurück, die für ihn reichlich eingetroffenen Liebesgaben in dem eigens für diese Zwecke errichteten Depot zurückzulassen – klein, verhunzelt, mit Kisten und Kasten bepackt wie ein Weihnachtsmann stapfte er los. Und diese Lust am endlichen Besitz erstreckte sich auch auf seine Ausrüstungsstücke: er besaß noch Zeltbeutel und Zeltstöcke, die kein Mensch mehr besaß, wachte eifersüchtig über sein Gewehr, seinen Spaten, und seine gesamten Sachen waren die saubersten der Kompagnie.

Aber es war eben dieses äußerliche Geborgensein nicht allein, was ihn in einem dauernden Wohlbehagen leben ließ, es war insbesondere das Freisein von den seelischen Beklemmungen, unter denen er während seines Strolchendaseins zu leiden hatte; das Außenseiter-, das Pariatum war zu Ende; er war wieder einer wie die anderen. Und dieses seelische Moment mag auch wohl den, ihm nicht bewußten, Grund abgegeben haben, die Abkommandierung in ein Depot oder in das Etappengebiet nicht anzunehmen; denn dort wäre er sich sogleich wieder auf einem kleinen Außenseiter-, einer

Art Drückebergerposten vorgekommen; er wollte eine innere Berechtigung zu seiner materiellen Geborgenheit haben und die fand er in der Gefahr.

Andererseits gab ihm dieses Gefühl, wieder ein vollberechtigtes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, eine merkwürdige Unbekümmertheit: riet ich ihm z.B., die weitleuchtenden Bretter, die zum Verschalen der Schützenauftritte und Unterstände in die Gräben gebracht wurden und oft das feindliche Feuer auf uns gezogen hatten, nicht so hoch und sichtbar zu tragen, so zuckte er verächtlich die Achseln, als wollte er sagen: Laß man, Korl, mir kann nix mehr geschehn.

Es war durchaus kein überströmender Patriotismus in ihm, es war wohl nichts von diesem Gefühl in ihm und er machte oft genug seine bissig knurrenden Bemerkungen über den „ganzen Schwindel", wie er großzügig den ganzen Mechanismus Staat und was mit ihm zusammenhängt, bezeichnete; nur das Außenstehen war er satt, nur seine Nummer wollte er haben. Und es ist witzig genug, daß er, der früher am liebsten auf den Mond gewandert wäre, um dort seine Freiheit vor dieser verhaßten Gesellschaft zu haben, nun gerade in dem sinnfälligsten Ausdruck ihrer unerbittlichen und unbedingt souveränen Gewalt, im Heer, das beglückende Zugehörigkeitsgefühl zu dieser Gesellschaft und auf seine Art den Frieden fand.

Anderthalb Jahre trottete er mit uns durch dick und dünn, schwerbepackt und bei den Märschen ständig als letzter Nachzügler hinter der Kompagnie – mit seinem alten wiegenden Landstreichergang, bis auch ihn das Geschick sich holte: ich war im Sommer zu einem anderen Regiment versetzt worden und als ich nach einigen Monaten durch ein zu einem wüsten Trümmerklumpen zerschossenes Dorf marschierte und mich Leute meiner früheren Kompagnie begrüßten, erzählten sie mir auf meine Fragen als erstes, daß vor einer halben Stunde eine Granate eine halbe Gruppe zerrissen hätte und unter ihnen den alten Hetzenecker.

Hinter der Front

Es ist der erste Januar und die Tage, Wochen, Monate vorher waren nichts als ein Waten in schlammigem Wasser und knietiefem Schlamm; jetzt wird es gleich Morgen sein. Vor einer Stunde verließ ich die Stellung, ging noch einmal die Gräben durch, die Sappen ab und watete, turnte und rutschte dann durch einen zerfetzten Wald in die Mulde hinunter, die der morgendliche, mittagliche und abendliche Sammelplatz der feindlichen Brandgranaten war, die hier in Ermangelung besserer Ziele dreimal täglich unsere Essen und Material tragenden Mannschaften suchten; torkelte ein paarmal in die charakteristischen flachen Löcher, die sie aufzureißen pflegen, werfe mich einige Male platt auf den Bauch vor einem der heransingenden Stänker – denn sie verbreiten bei ihrer Detonation einen widrigen phosphorweißen und phosphorartig riechenden Rauch – wate durch Schlammbäche, zu denen die Wege der auf und nieder steigenden Kolonnen geworden sind, mühsam, mühsam weiter, durchschreite ein in groteske Trümmer zerblasenes Dorf und bin nun außerhalb des gewöhnlichen Feuerbereichs – auf einer breiten, prächtigen, mit hohen Ulmen bestandenen Landstraße gehe ich fürbaß. Aber ich habe noch Zeit, ich setze mich an den Straßengraben, in hohes fauliges Gras, den Rücken müde an einen Ulmenstamm gelehnt. Und die Hände auf den Stock und den Kopf auf die Hände gestützt schaue ich in die Nacht. Dort vor mir der dunkle, sich schwach gegen den mit drei schweren Wolkendraperien verhangenen Himmel abhebende Strich ist die Höhe, in der ich nun gerade ein Vierteljahr meines Lebens verbrachte, und die für wie viele von uns, die wir an einem schwülen Oktobertage unter dem hohlen Paukenkonzert des französischen Durchbruchsfeuers zum ersten Mal hier anrückten, das Grab geworden ist. Leuchtgranaten fauchen unhörbar hoch, in einer wunderbaren, dunkelrot glühenden parabolischen Bahn, platzen in einem kleinen Feuerregen, der langsam in die Nacht vertropft, und lassen nun ihre stechend weiße Kugel in zierlichen Spiralen sich zu Boden schrauben – minutenlang stehen sie oft über dem ruppigen Wald wie ein strahlender Stern. Fernher, weit hinter dem Höhenrand leuchtet feindliches Mündungsfeuer hoch, blitzartig, dunkelrot, ein, zwei, drei, viermal – und weit rechts leuchtet es bald wieder kurz und blutrot auf, ein, zwei, dreimal, der vierte ist ein Versager und bohrte sich patschend in den Grund; und langsam schlafe ich ein. Und sitze in einem Flugzeug, der Propeller wird angeworfen, langsam wippt und – wippt der Apparat, es scheint, er kann nicht hoch – jetzt geht es hoch und langsam, schnell, schneller, rasend schnell fall ich in die Tiefe und bin in einem unterirdischen dunklen Gang, an dessen Wänden

stehen Säcke mit irgendwelchem Metall und von der Decke fallen ab und zu leise Tropfen, die sind seltsam warm und klebrig, wenn sie Hand und Nacken treffen – und von ganz fern her leuchtet ein schwaches gelbes Licht. Und ich gehe weiter, immer geradezu, jetzt muß ich mitten unter den beiden Stellungen sein, mitten unter den Drahtverhauen und Toten; wenn mein Fuß an einen der Säcke stößt, klingt es metallen – wie Gold. Und es tröpfelt weiter, immer weiter, immer stärker, da sehe ich: auf meiner Hand ist Blut! Aber wie ich schaudernd hochblicke, stehe ich plötzlich vor dem gelben Licht und um mich, auf rohgezimmerten Schemeln sitzen vier Gestalten und zählen Geld, aus einer Truhe in die andere zählen sie lautlos goldenes Geld. Lange stehe ich und sehe ihnen zu – sie sehen mich nicht, sie zählen – und in meinen Augen beginnt die Gier zu flackern, da durchstößt mich ein stechender Blick, grün, eisig, kalt wie der einer Schlange, geht an mir herunter, durchbohrend, von Kopf bis zu den Zehn, dann bleibt er lange an meinen Stiefeln haften und seine Brauen verfinstern sich; dann wandert er weiter und bleibt an meinen Hosen, meinem Koppel, an meiner Pistolentasche kleben wie Pech – nun steht er auf und meine Kleidung erstarrt zu Eis; er beugt den Kopf, ein Tropfen Blut patzt von oben auf seine Wange und rinnt langsam in einem langen Streifen herab, er faßt den Zipfel meines Rockes, wendet ihn, reibt prüfend das Futter mit seiner blutbesudelten hageren Hand – und setzt sich wieder hin, streift noch mit seinem Schlangenblick mir flüchtig Mütze und Gesicht und sein Mund verzerrt sich zu einem höhnischen Grinsen. Langsam taut meine Kleidung wieder auf und ich blicke mich um. Es ist, als wäre ich nicht mehr da, ihre Blicke sind starr auf ihre Hand gerichtet und zählen das goldene Geld; bleich sind diese Gesichter, bleich wie Wachs, die haben kein Alter und ihr kurzes Stoppelhaar verrät mir nichts; und nichts verrät mir ihre Stirn, die ist flach wie die eines Frosches, und ihr blutloser, lippenloser Mund, der ist breit wie der einer Kröte; ihre Brust ist hohl, ihre Glieder verdorrt und ohne Kraft, aber in ihren Backenknochen sitzt die Kraft und in ihren Kiefern liegt die leibhaftige Brutalität, und ich glaube für einen Augenblick Gesichter wiederzuerkennen, die ich einmal in Zeitschriften gesehn – aber ich sehe nur das Blut, Stirn, Kopf, Wange, Nase, Mund, Hand und Gewand ist über und über besudelt mit Blut – von der Decke, aus der nackten Erde tropft es nieder, ohne Ende, ohne Ende und zwischen den sickernden Tropfen quetscht sich aus der schwarzen Erde das rote Gold und fällt langsam, klack! klack! klack! in ihre geöffnete Hand, ohne Ende, ohne Ende fällt das Gold und rollt eins unversehens zur Erde, so fahren vier Köpfe wie der Blitz auf die Erde, die hageren Hände rascheln, klappern und fahren wie Krallen und wütende Schlangen durcheinander, mit

giftigem Zischen fauchen ihre Gesichter sich an und weiter klackt das Gold und weiter tropft das Blut. Aber rasselnd wie eine Kette von Donnern reißen nebenan ungeheure Winden Geschütze und riesige Körbe hoch, rauschend stürzen neben ihnen unendliche Ströme gelben Getreides und brüllende schreiende Käfige Viehs in den Grund, während in trägen Pausen eine Liliputwinde magere Säcke hebt und ein Liliputkran ein quäkendes, ängstlich brüllendes Rind in die Höhe zerrt – und reichlicher klackert das Gold und reichlicher sickert das Blut. Und die Gestalten zählen, zählen, unberührt, wachsbleich und blutbefleckt. Und langsam, langsam, mit schielendem Blick nähert sich meine Hand dem lockenden Gelb – da zischt es, als zische die Brut der Hölle mich an, acht Geierkrallen schlagen sich in meine Brust und reißen und zerren in teuflischem Gezänk – jetzt halten sie mein Herz, jetzt pressen, pressen sie es in ihren Krallen bis auf den letzten Tropfen langsam, langsam aus – jetzt werfen sie es wie einen leeren, braunen Beutel fort – ich erwache, ich bin hingesunken und mein Kopf liegt in dem nassen Gras. Müde blicke ich mich um, Gewehrschüsse platzen hie und da, dumpf in das Nichts; fern, ganz fern rumort ein Gefecht – aber es wird hell, eine fahle Helle liegt im Osten, ohne Morgenröte kommt der Tag, und ich gehe meinen Weg.

Der Igelrücken

Ein Franzose erzählte kürzlich einen merkwürdigen Fall von vorübergehender Geistesstörung, die bei einem seiner Landsleute unter dem Eindruck des deutschen Minenfeuers entstanden war. – Es ist eine Leichtigkeit, gegen eine einzelne Mine Deckung zu finden, man kann ihr geradezu fortlaufen; denn einmal ist der Abschuß ganz charakteristisch, die Geschwindigkeit, mit der das Geschoß den Mörser verläßt, eine äußerst geringe und insbesondere ist der Ton, den die aus nicht sehr großer Höhe fast senkrecht niederfallende Mine erzeugt, so eigenartig, daß man ihn nicht verkennen kann; zu allem übrigen ist der fallende Unhold direkt zu sehen – also, jedenfalls weiß man, wo er niederfallen wird und kann sich darnach richten. Nun war an dem fraglichen Tage das deutsche Minenfeuer äußerst stark gewesen und einem armen Teufel, der sich gerade im Graben befand, mußte es passieren, daß er in einen wahren Minenhagel geriet; er hört die charakteristischen Töne, er will irgendwo Deckung suchen, weiß nicht, wohin? sieht hoch – in solchen Momenten arbeitet das Gehirn bekanntlich oft blitzschnell –, zählt und zählt 28 fallende Körper; er schreit die Zahl 28! aber in dem Augenblick wird er schon wie leblos zu Boden geschleudert. – Als er zurückgeführt wurde, murmelte er, blöde vor sich hinstarrend, in einem fort diese Zahl. Fragte man ihn: wieviel Finger habe ich hier? – 28. Wieviel Bäume stehen dort? – 28. Wieviel Kinder hast du? – 28. U.s.f. Sein ganzes Geistesleben war auf die Zahl 28 eingeschrumpft, sein ganzes Bewußtsein von dieser Zahl überwuchert, so sehr hatte das für ihn entsetzliche Bild der 28 fallenden Minen von ihm Besitz genommen. – Einen ähnlichen, noch merkwürdigeren Fall erzählte mir ein befreundeter Arzt.

Der junge Artillerieoffizier, um den es sich hier handelt, hatte den französischen Durchbruchsversuch im Mai vorigen Jahres mitgemacht, seine Batterie – er gehörte zu einer schweren Haubitzenbatterie – war arg ins feindliche Artilleriefeuer geraten und er selbst wurde durch einen Volltreffer in seine Batterie zu Boden geworfen und schwer betäubt. Er war dann in die Heimat zurückgeschickt und tat hier Garnisondienste, bis man ihn wegen seines immer stärker werdenden Nervenleidens in eine Heilanstalt überführen mußte. Er war ein liebenswürdiger, etwas beschränkter Mensch, erzählte gern, und besonders gern von seinen Erlebnissen an der Front. Und der Schluß dieser Erzählungen war dann regelmäßig folgender: „Also, stellen Sie sich vor, meine Herrn. Meine Batterie steht nicht weit hinter GIVENCHY und VIMY, zwei total, aber auch total zerschossenen französischen Nestern, deren Namen die Herren gewiß schon gehört haben; die Franzosen sind

bereits bis zu dem Rand der Höhe, an deren Fuß diese beiden Nester liegen, vorgestoßen; bedenken Sie, bis hart an den Rand der Höhe, die das dahinter liegende tellerflache Gelände kilometerweit beherrscht. Sie dürfen nicht durch, koste es was es wolle, sie dürfen nicht durch, keinen Fußbreit weiter. Und diese Höhe betrommelt nun die feindliche Artillerie – aber was heißt betrommelt? Bepaukt, betrampelt, kehrt sie um und um – es gibt hierfür kein Wort. Wir schicken natürlich auch hinüber, was das Zeug halten kann. Es ist die Hölle. Mein Batteriechef und ich stehen seitwärts und sehen zu, und haben nur den einen Gedanken: die arme Infanterie! Aber nun passen Sie auf: die Höhe, die ziemlich steil aufsteigt, springt gerade uns gegenüber in einem kleinen Winkel vor, und da die beiden Flügel also zurückbiegen, scheint von unserem tieferen Standpunkt aus gesehen, der uns gegenüberliegende, vorspringende, Teil des Höhenrandes höher zu sein als das übrige. Es sieht also aus, als habe die Höhe dort noch einen besonderen Rücken. Und gerade dieser Rücken allein ist bewaldet – bewaldet gewesen, meine Herrn! Denn der ganze Wald ist fort, ist abgemäht, es schaut aus, als hätte einer mit Fleiß jeden einzelnen Baum in zwei, zweieinhalb, drei Meter Höhe geköpft. Die Mannschaften nannten ihn deswegen schon den Zahnstocherwald. Aber das ist nicht die richtige Bezeichnung, ist total verkehrt – passen Sie genau auf, meine Herrn! Ich weiß nicht, ob Sie den Hagenbeckschen Tierpark gesehen haben – nein? Nun gut, der hat da ein paar Urweltstiere aufgestellt, lebensgetreu und in Lebensgröße, aus Ton. Kolossale Viecher! Aber was ist das gegen dies hier, gegen diesen Igel, diesen ungeheuren Igelrücken! Denn, meine Herrn, es ist ein Igelrücken! Das ist das einzig Richtige. Es ist ein ungeheurer Igel, der mit krummem Rücken seine Stacheln sträubt – die Stacheln sind die geköpften Bäume – Sie verstehen mich doch? Und je mehr man ihm einheizt, je mehr man ihn bombardiert, je mehr man ihn betrommelt, je mehr man ihn reizt, desto höher, wütender krümmt er seinen Rücken, desto drohender richtet er seine Stacheln auf; und ich rufe gerade meinem Hauptmann zu: Sehen Herr Hauptmann, ein Igelrücken! ein brennender Igelrücken! da haut's mich hin. Ja, meine Herrn." – Dieses war der regelmäßige Schluß, und schließlich erzählte er nur noch den, wörtlich genau, Tag für Tag, jedesmal rührend bemüht, dieses eine Bild, das ihm vielleicht in seinem ganzen Leben gelungen ist, so plastisch wie möglich seinen Zuhörern vorzustellen.

Die erste Folge war die, daß man ihn den Igelrücken nannte und es beim Mittagessen in seiner Nähe von allerlei mehr oder minder törichten Anspielungen auf Igel, Igelrücken und Igelstacheln summte, daß er ein wenig lächerlich wurde, was ihn übrigens nicht im Geringsten genierte, er

merkte es wohl überhaupt nicht. Aber dabei blieb er nicht; die bloße Erzählung seiner Geschichte genügte ihm nicht mehr. Das packende Bild des im stärksten Granatfeuer liegenden Höhenrückens, das durch den geglückten Vergleich nur ungemein gewann, sozusagen lebendig wurde – denn für ihn war das, was er sah, in dem Augenblick ein lebender ungeheurer, sich in höchster Wut gegen unerhörte Angriffe sträubender Igel – dazu die höchst dramatische Situation der eigenen feuernden Batterie, der nahen Durchbruchsgefahr, dazu die plötzliche Detonation des schweren Geschosses, die ihn mitten aus dem feurigsten Erleben jählings in die Nacht der Bewußtlosigkeit warf, in die er als letztes Bild eben diesen im Granatfeuer rauchenden Igelrücken mitnahm, – das mußte in ihm weiter wühlen, seine Phantasie wurde immer von neuem dadurch aufgepeitscht, sie vergiftete sich selbst; und so kam es, daß auf dem Exerzierplatz sein zweites Richtungskommando lautete: Marschrichtung der Igelrücken geradeaus! daß ihm bei den harmlosesten Vergleichen als einziges Vergleichsobjekt nur das eine zur Verfügung stand, es drängte sich ihm mit geradezu zwingender Gewalt auf: wie ein Igelrücken. Gebirgskämme, Fassaden, Porzellanfiguren, Geschützteile, Geschoßbahnen –: wie ein Igelrücken. Ein weiches Bettkissen –: wie ein Igelrücken; eine Chaiselongue, eine Zigarre, eine Frauenbrust –: wie ein Igelrücken. Aber damit nicht genug – man hatte ihn inzwischen dienstfrei gemacht – er fing nun an, den Igelrücken an sich selbst zu illustrieren; er stand während seiner Erzählung plötzlich vom Tisch auf, ließ sich auf Hände und Füße nieder, wölbte seinen Rücken und fuhr, indem er sich in höchst possierlicher Weise auf die eine Hand stützte, mit der anderen über seinen Rücken. „Meine Herrn, wie ein Igelrücken" und zeigte dann, seine Hand auf den Rücken legend, mit ausgestrecktem Daumen, wie die Stacheln sich sträubten. Aber wohlbemerkt, dieses alles mit dem ernsthaftesten Gesicht, ohne auch nur auf den Gedanken eines Scherzes oder gar seiner eigenen Lächerlichkeit zu kommen. – In dem neuen, nun schnell sich anschließenden, Stadium zeigten sich Angstzustände; er sah sich verfolgt von gesträubten Igelrücken. Zuerst war es harmloserer Art: sah er auf der Straße einen Buckligen, eine Frau mit starker Brust, einen bepackten Wagen – „da! da! ein Igelrücken! Kommen Sie, kommen Sie!" und riß seinen Begleiter schleunigst mit sich fort. Bald aber gingen diese Wahnvorstellungen ins Kolossale: ein Haus, das mit einigen spitzen Türmen verziert war, eine Häuserreihe mit reichlichen und steilen Giebeln, ein Wald, der Anblick des nahen Gebirges – „da! da! Oh fort! fort!" und in panischer Angst rannte er in die Weite. Schließlich brachte man ihn zu Bett und hielt ihn hier fest. Aber in seinen Verfolgungsphantasien ward nun die ganze Stadt zu einem grotesken ungeheuren Igelrücken, der

sich wütend gegen die sie in unerhörter Wucht von irgendwo bombardierenden Geschosse sträubt – „oh! oh! die Erde ist ein großer Igel, rund, rund wie ein Igel und der Herrgott ist's selber, der sie bombardiert! oh! oh! wie sie sich sträubt, die arme, arme Erde!" – Dann brachte man ihn in die Heilanstalt.

Und wie geht's ihm jetzt? fragte ich meinen Freund, seltsam ergriffen von dem merkwürdigen Tiefsinn dieser Wahngebilde. – Man hat ihm in seine Zelle – denn am Anfang litt er an rasenden Wutanfällen – eine lebende Igelfamilie gegeben, und der Anblick der harmlosen, schmatzenden Tiere wird ihm bald die Genesung bringen; wir hoffen schon auf sein erstes Lächeln.

Der stille Gast

„Du liegst in einem unter blühenden Linden und Eiben vergrabenen Schloß, das – wie es in deutschen Feldpostbriefen USUS ist – irgend ein verliebter Marquis für eine, wer weiß, für welche, galante Schöne erbaute und über dem nun die Flagge mit dem blutig roten Kreuze weht; ein gütiges Geschick hat dir die Augen gelassen, aber das Übrige, Mund, Nase, Brust ist greulich zerfetzt; und jetzt fragst du mich, mit einem melancholischen Seitenblick auf deine verloren gegangene Unwiderstehlichkeit, wie es mir in der Heimat und mit der Liebe geht. Mein Lieber, wenn die Sonne scheint und im Englischen Garten die kleinen Mädchen ihre wippenden Brüste spazieren führen, dann treibt mich irgend ein Teufel, ruhlos durch die Straßen zu laufen; über dem heißen Asphalt, zwischen den Steinklötzen, die die Hitze in einer dicken unbeweglichen Flut festhalten, laufe ich stundenlang; setze ich mich in ein Restaurant, in ein Café, so ist es nur, um einen Blick in die Zeitung zu tun, sie mit Ekel fortzuschieben, mein Getränk hinunterzugießen – und schon trotte ich weiter, Straße auf, Straße ab, bis es Abend wird und die Spitztürme der Ludwigskirche als zwei blendend weiße Obeliske gegen den dunklen, schon südlich blauen Himmel stehen. Das ist die Stunde, in der draußen die Nachtposten aufziehen, es wird ruhig in mir, ich wandele wohlgemut, gedankenleer und guter Gedanken voll wie vor dem Krieg in eine verschwiegene Weintaberne und beginne liebevoll mit der Kellnerin mein Abendessen aufzustellen; dann bleibe ich und trinke einen guten herben Wein, bis die Uhr zehn schlägt und mich mit seiner brennenden Hand mein Teufel packt und in die Straßen wirft. Noch liegt die Glut in ihnen, eine schwüle, lüsterne Glut, die den Frauen die Augen schwer und verschleiert macht, als wenn sie getrunken hätten, aber mir macht sie die Augen weit und groß und ich wandele in ihnen, als wären sie ungeheure Schützengräben, klaftertief in die Erde gehauen, ein grandioses Gewirr tiefster Gräben, in denen sich ein Gigantengeschlecht gegen einen unsichtbaren Feind geduckt und mit Pickel und Spaten eingegraben. Und die erhellten Scheiben, die Zimmer und Wohnungen, von denen du in deinem Schlößchen träumst, – nichts als Höhlen und Unterstände, zahllos wie der Sand am Meer, in die sich ein Millionenheer verkrochen hat und Deckung sucht gegen die ungeheuren Geschosse, die aus dem dunklen Himmel auf sie niederfahren – oh! ich höre ihr Pfeifen, ihr Heulen und Singen, ihr weinendes Gurgeln, mit infernalischem Krachen schlägt ein Teufel in die nächste Grabenecke ein – und schweißgebadet lande ich in meinem Zimmer und falle in einen wüsten fiebernden Schlaf.

Aber jetzt habe ich meine stille Stunde wieder und kam guter Gedanken voll hier an. Man liebt mich hier, wenigstens sehe ich an den Blicken der Gäste, des Wirtes und der Kellnerin, daß ich ihnen nicht unangenehm bin, daß dieser stille Gast, dessen einzige Untugend das jähe Auffahren und Fortlaufen ist, mit zu dem Inventar dieser traulichen Weinstube gehört. Und nun werde ich dir von meiner Liebe und Sehnsucht erzählen.

Als ich gestern, es war nicht weit von Mitternacht und ich wußte schon nicht mehr, in welcher Straße, in welchem Graben ich mich befand, wieder mit hohlen Ohren dem Singen und Heulen der Geschosse lauschte, die stündlich Not und Tod und ewigen Jammers beladen auf diese Stadt einbrausen – oh! wir Geschlecht von Zwergen haben uns tief in die Erde vergraben, wir haben Riesengräben ausgeworfen, auf deren Sohle und in deren tiefsten Höhlen und Kellern wir Deckung suchen gegen die heillose Not, die in ungeheuren Garben aus den wilden Himmeln auf uns niederfällt – als ich gestern wieder ihrem Heulen lauschte, sahen meine Augen, daß die Straßen schwarz und schwärzer wurden von Menschen, daß ein Getrippel, ein Laufen und Brausen um mich ward und daß ich eingekeilt wurde in den gegen mich ankommenden Strom. Es mag ein Theater geschlossen haben, es mag ein Brand ausgebrochen sein, irgend etwas geschehen sein, das den Pöbel lockt, – was schiert mich die Welt des Scheins! Ich lebe in einer anderen, in meiner, in der wirklichen Welt, ich laufe auf und ab, ich habe mich verlaufen in einem ungeheuren Schützengrabengewirr, und der Strom der Menschen, der nun kompakt mir entgegenflutet – es ist der Strom der Toten, Tausender, Aber- und Abertausender derer, die in Sumpf und Sand, in Lehm und Kreideschlamm, in Wald und See ihr Grab gefunden – unabsehbar flutet er mir zu. Aber es sind nicht Leiber mehr, es ist ein schauriges Konglomerat von Rümpfen ohne Bein, Armen ohne Rumpf, ohne Kopf, von halben Schultern, verlassenen Beinen, von formlosen Massen in Tüchern und Mantelfetzen, dort wippt in phantastischem Gange ein einsamer Kopf heran – vorbei – , armlos, beinlos, stirnlos, augenlos, mit gähnender Brust und aufgerissenem Leib, mit verspritztem Hirn – endlos fluten sie, ewig gleich und ewig wechselnd wie das Meer. Meine Nüstern blähen sich, ich suche einen süßlichen Geruch, aber nun höre ich ein Flüstern und Raunen, Laute und Stimmen ringen sich los und jetzt – wir stehen an einer ungeheuren Grabenkreuzung – stockt der Zug und hält, lispelt und murmelt und tönt noch einmal brausend auf und steht und schweigt. Und lange stehen wir so und schweigen uns an, schon streckt aus dem Krüppel- und rumpflosen Gliedermeer die Angst ihre Krallen nach mir, da höre ich mich sprechen und laut tönt es über sie:

Oh ihr, die ihr ruht in Sand und Sumpf,
Rumpf ohne Kopf, Kopf ohne Rumpf – –

Aber wie der Mittagswind einen Gebirgssee kräuselt, begann ein Kichern und Lächeln um mich, ein Raunen und leises Lachen –: „Was du nur willst, was du nur willst! Wir sind erlöst. Uns treffen die Geschosse, die diese Stadt umbranden, uns treffen sie nicht mehr, sie sind nicht für uns da, sind überhaupt nicht da und nie gewesen. Du beklagst, oh du bedichtest uns, du wähnst, oh du armer Narr und Lebender, wir wünschten uns zurück in die Sonne und Not. Es ist keiner – Kameraden, ist einer unter uns, der wünschte, er wäre wieder wie der, haha! wie der? der Narr! der Lebende! Husch! wir Seligen!“ Und lautlos, wie ein Fledermausschwarm, flatterten sie hoch und der Markt war leer; und singend und brausend heulte es wieder nieder auf die Stadt, auf die Welt des Scheins, aus allen Winden, aus allen Himmeln in ungeheuren Salven, ein eiserner Hagelschlag die ganze Nacht, den ganzen Tag, das ganze Jahr – – Und diesen Tag lief ich durch die Straßen die ganze Nacht und taumelte unter einem grauen regnichten Himmel heim.

Es geht auf zehn, du Lieber, es geht auf zehn, gleich kommt die Faust; und wenn ich heute wieder dem Strom begegne – er wächst mit jedem Tag – wirst du auch unter den Seligen sein?“

Ein Begräbnis

„Ich ersuche Herrn Leutnant, mich bei dem heute Nachmittag vier Uhr von der städtischen Leichenhalle aus stattfindenden Begräbnis des Kriegsteilnehmers Jägers Soundso zu vertreten. ..... Major und Bataillonskommandeur."

Es ist eine kleine mitteldeutsche Stadt, schmutzig, und winkelig verbaut, ein Konglomerat von muffigen Spitzgiebelhäusern und kahlen Zementsteinhaufen, deren breithüftige, verkniffene Bevölkerung ihre „Gesellschaft" Dienstags und Donnerstags in den Bier-, Mittwochs und Sonntags in den Weinausschank ihrer zwei kouleurfähigen Lokale schickt. Der Friedhof aber liegt mitten in der Stadt und ist noch winkliger und verbauter als diese; denn als mit der Bevölkerung die Zahl der Leichen wuchs, setzte man an das ummauerte vollgesackte Viereck ein neues und durchschlug die trennende Mauer, und an dieses ummauerte nach kurzer Zeit – denn es waren einige Fabriken gebaut und die Bevölkerung wuchs rapid – wahllos wieder ein neues und durchschlug wieder die trennenden Mauern u.s.f.

Es ist ein Sonntag in den ersten Tagen des August und auf die strahlende Sonne der vergangenen Wochen ist ein bedeckter Himmel gefolgt – noch etwas schwül, verschlafen und mürrisch ist die Welt; und wie ich den Friedhof betrete, eilen ein paar alte Weiber an mir vorbei: „Es ist doch noch Zeit? Wann wird er beerdigt? Um vier – ja?" Vor der niedrigen, aus rotem Sandstein gleich einem Ankersteinbaukasten aufgebauten Leichenhalle sammelt sich das Volk und flüstert leise – geputzte Dienst- und Ladenmädchen, Soldaten in feldgrauen, abgetragenen, von der Sonne und dem Regen halb Europas gebleichten Uniformen, Arbeiter- und Kleinbürgerfrauen mit gutmütigen Augen und breitem, behaglich-wehmütigem Mund, ein schwangeres, Pflaumen essendes und die Steine vor sich ausspuckendes Weib an der Seite ihres klapperdürren tabakgelben Gemahls, ein paar Feuerwehrleute in blanken Messinghelmen, ein Vertreter der Stadt, ein paar verehrliche Damen des Roten Kreuzes, ein Kranzträger mit wütendem Gesicht und ich. Einige fünfzig Meter seitwärts sieht man zwischen dem welken Grün der Friedhofbäume einen Haufen ausgeworfener trockener Erde und dem gegenüber, dicht an der Mauer auf einem kleinen freien Platz, ein Jägerkommando von sechzehn Mann, an deren Seite ein junger Vizefeldwebel steht; wie er mich sieht, gibt er sich einen Ruck und kommt auf mich zu, um mir die Meldung zu machen, daß die Trauerparade vollzählig zur Stelle ist; seine Leute machen lustige Gesichter. – Da geht eine kleine Bewegung durch die angesammelte, ganz wenig sich hin- und herschiebende, raunende Menge, ihre Augen wei-

ten sich für einen Augenblick und schauen fremd und unsicher in die Halle hinein – aber von links her kommt über den Weg eine Gruppe Musiker; da werden sie wieder neugierig und fangen wieder an zu raunen, das Weib spuckt wieder die Pflaumensteine aus und der Sarg, der inzwischen in dem Vorraum der Halle niedergestellt ist, ist nichts weiter mehr als eben ein Sarg.

Es schlägt vier, ein schwarzes umflortes Kreuz wird hochgehoben, ein junger Geistlicher spricht mit einer mädchenhaft dünnen Stimme ein Gebet und vier Jäger fassen den grau angestrichenen Tannensarg; die Musiker bauen sich vor ihm auf, der Vertreter der Stadt gibt mir einen Wink und ich trete neben ihn und mit einem Male schlagen die acht Hörner mit einem Trauermarsch knatternd in die fade Stille – – dann setzen wir uns für die fünfzig Meter in Haltung und Marsch, und jetzt sehe ich die Leidtragenden vor mir: er, ein kleiner untersetzter Gefreiter mit feldgrau überzogenem Helm und sorgfältig ausgewaschenem, arg ramponiertem Waffenrock, Brotbeutel und Feldflasche hat er am Koppel hängen; er ist von der Front beurlaubt und führt jetzt seine Mutter; krampfhaft preßt er ihren Arm in seine Seite und führt so und zieht sie hinter dem Sarge her, deren kleine verhutzelte Gestalt leise und stoßweise aufschluchzt und am liebsten stehen bleiben und zusammenbrechen möchte. Und immer fort schlagen die trockenen, harten, gellenden Hörner der faden Stimmung ins Gesicht. Und dann halten wir und gruppieren uns um das Grab, in das der Sarg, ein paarmal leise und dumpf an der trockenen Erde anstoßend, hinabgelassen wird. Und der Prediger beginnt mit seiner mädchenhaften Stimme: „Meine Lieben, ein deutscher Maler hat ein Bild gemalt. Es stellt ein Turmzimmer dar und die Tür ist weit geöffnet. Der heiße Tag ist zur Neige gegangen und golden scheint die hinter ferne Berge versinkende Abendsonne in das Zimmer. Ein Vögelein aber hat sich draußen auf die Galerie gesetzt und singet fromm sein Abendlied. Und der Türmer, der alte Türmer ist eingeschlafen, er sitzt auf seinem Stuhl und schläft. Er hat sein Tagewerk vollbracht, dann hat er sein schlichtes Mahl genommen und in dem Buche Gottes gelesen und nun wollte er noch den Abendsegen läuten. Aber er ist müde geworden und ist eingeschlafen. Da tritt der Tod in das Gemach und berührt ihn leise mit seiner Hand. Und dann geht er an das Läuteseil und läutet für ihn den Abendsegen über die Stadt und die weiten Felder und läutet den müden, toten, den eingeschlafenen Türmer selbst zu Grab. Meine Lieben, der Maler nannte sein Bild: Der Tod als Freund. Aber als ein Würger trat er diesmal unter uns! Der, den wir heute zu Grabe tragen, er wollte noch nicht sterben. Mitten aus dem blühenden Leben heraus – – – – –."

Einige Tropfen fallen, der Vertreter der Stadt neben mir spannt seinen Schirm auf und die Predigt ist plötzlich zu Ende. – Es ist ganz still, die jungferndünne Stimme des Geistlichen hat die Stille vollkommen gemacht. – Die ersten drei Spatenstiche schlagen auf den Sarg, lauter und in kürzeren Stößen schluchzt der Körper der Trauernden auf und man glaubt, die Nerven und Sehnen ihre Sohnes arbeiten zu hören, der immer krampfhafter ihren Arm an sich preßt und, jeden Muskel gespannt, dasteht wie ein grauer Pfahl; auch die Tropfen fallen nicht mehr. – Bei der Trauerparade uns gegenüber aber heben sich gemächlich die Gewehre hoch und die Gesichter ihrer Träger sind noch lustiger; und sechzehn harte, blaffende, unregelmäßige Schüsse knallen gellend der Trauernden ins Ohr, und mit einem lustigen Kirmestusch schmettern die acht Trompeter in das Schweigen hinterher. Sie fährt jäh, ehe ihr die Ursache des Geknalles ins Bewußtsein gekommen sein kann, zusammen wie unter einem Peitschenschlag und ihr Schluchzen wird zu einem leisen, schreienden Weinen. Fester preßt er ihren Arm in seine Seite und blickt empört zu den Musikern, die mit gleichgültig leeren Augen zu ihnen beiden herüberschauen. Und während die zerrissenen Holzgeschosse der Platzpatronen in kleinen Stücken über uns durch die Blätter rascheln, fährt die nächste Salve, schon etwas einheitlicher und geschlossener, in die Luft und trifft sie wieder, daß sie, wie unter einem Schlag auf den Kopf, zusammenduckt; lauter wird ihr schreiendes Weinen und in seinen Augen wächst die Empörung zum Zorn, als wenn er gleich unter sie springen und ihnen ihre gelben Hörner in den Mund stoßen wolle, während bei der dritten Salve und unter dem dritten Tusch sein Zorn in ein maßloses Erstaunen über eine solche Art Totenklage umgeschlagen ist und jetzt, außer dem Klappern der Gewehrschlösser, wieder nichts weiter zu hören ist als die dumme gaffende Neugierde der Masse und das Schreien der Frau, gleichmäßig, langgezogen, wimmernd wie das eines Kindes, das sich blau und müde geschrien hat – bis sich mit einem Male die hagere, verkümmerte und zusammengeduckte Gestalt hochreckt und mit unendlich fremden Augen um sich blickt; sie blickt scharf, als sähe sie es zum ersten Mal und verstände es nicht, zu den Soldaten hin, die ihre Patronenhülsen aufsammeln, gleitet mit einem Blick an dem schwangeren Weib hinunter, das ihr gegenüber in einem abgetragenen Gummimantel ihren gesegneten Leib zur Schau stellt und sich gerade eine Pflaume in den Mund schiebt, und bricht dann neben ihrem Sohn, dessen Arm vor lauter Empörung und Erstaunen locker und schlaff geworden ist, wie ein Haufen Staub zusammen.

Gegen Abend hatte ein Wind den bedeckten Himmel in langsam einander ziehenden und schiebenden Wolkenlappen zerrissen und als ich gegen Mitternacht heimkehrte, hing der Mond blank und voll zwischen ihnen, wellte und versilberte ihre Ränder und warf auf die in weißlichen Dünsten liegende Stadt, ihren Fluß und ihre fernen verschwimmenden Höhn sein träumerisch-unwirkliches Licht; und in dem verwandelte sich der Schmutz und die Verbautheit der Stadt in romantisch heimliche Winkel, in schnarchende Spitzgiebelnasen und seltsam lockende Märchenzickzackgassen, in denen der Spuk und Traum auf langen Spinnenfüßen auf und nieder stelzten. – Aber auf dem Friedhof ist es still, die flachkronigen Akazien bewegen leise ihre Äste hin und her, die Thujabäume beugen und neigen rhythmisch und beinah unmerklich ihre vornehmen Wipfel und lassen ihre schnellen dünnen Schatten zwischen den geruhigen Grabsteinen huschen und greifen – man darf sich nicht umdrehen, Er kommt gewöhnlich von hinter – der knöcherne Harlekin – und steht dann plötzlich neben dir! – Aber nur die Äste und Wipfel beugen und neigen sich und um mich laufen die mageren Schatten über den Weg. Da drehe ich mich um und suche nach Ihm und drehe mich immer um, denn vielleicht steht Er gerade hinter mir – vielleicht steht Er in seiner Hamletpose an irgend einem offenen Grab und leiert seine weisen Sprüchlein ab – vielleicht steht Er gerade, den Kopf unterm Arm, unter der Trauerrose dort – Er riecht schon ein bißchen und möchte wieder leben –, vielleicht auch glitscht Er nebenan über die Mauer, stinkend, halbverwest, aus dem Osten her und die Pest hängt noch an Ihm, oder vielleicht ist Er auf einen Grabstein gesprungen, steht da und tanzt auf einem Bein und schwingt dazu seine Hippe von Annodazumal; es ist auch möglich, daß Er den Mantel der Revolution sich angezogen hat und dort, den Karabiner im Arm, in der Ecke steht und eine Virginia schmaucht – oder sollte Er sich in die leise spukhafte Stille und die kleine Erwartung und Angst, die in mir hochsteigen will, gesteckt haben als in seine neueste Manifestation? Der Hanswurst! Er macht immer ein bißchen Theater und spielt in Humor und Groteske, auf jeden Fall redet und schwätzt Er des Nachts und gibt sich gerne etwas dichterhaft und menschlich, Er ist Kleinbürger, der knöcherne wichtig tuerische Harlekin und kommt sich immer etwas in die Ecke gedrückt und verstoßen vor – Er ist nicht da.

Plötzlich stehen die Schatten um mich still und die Äste und Wipfel über mir sind unbewegt, da blicke ich auf und sehe Ihn über die fernen Höhen schreiten, riesengroß; sein Haupt ragt bis zum Mond und in eine purpurseidene Toga hat er sich gehüllt, Hippe und Geißel in den Kehricht geworfen – – in gemessenem Imperatorenschritt wandelt er über die Welt.

Aus den Kirchhöfen und Krankenstuben ist er entsprungen und sein knöchernes grinsendes Hanswurstengesicht hat sich verwandelt in das eines Herrschers grandiosester Art, seine lustig-traurigen Kleinbürgerspäße hat er abgelegt, dafür liegt in seinen hohlen großen Augen Stolz und Gram, wie er in den Blicken der Imperatoren und Götter liegt – denn er ist der Gott der Erde geworden und ihr Ziel und ihr endgültiger Abschluß. Vom Osten kam er her und verschwindet nun purpurrot und hochragend bis zum Mond hinter den westlichen Höhn.

Nun beginnen wieder die Äste und Wipfel sich zu neigen, zu beugen, die dünnen Schatten huschen wieder um mich hin – und doch ist es nur unsere Narrheit, die ihm die Imperatorenfratze gab.

Essays und Kritiken[1]

(1913 - 14)

[1] Paula Sack über die Anordnung der Texte in den „Gesammelten Werken" 1920: „Die Reihenfolge, nicht ganz chronologisch, habe ich bestimmt. Für den Aufsatz ‚Denkende Tiere' war eine Umarbeitung mit dem Titel ‚Buchstabierende Tiere' beabsichtigt."

Zur Würdigung der Kunst

Hans W. Fischer

„Die glänzenden Blätter der Litteraturgeschichte sind, beinahe durchgängig, zugleich die tragischen. In allen Fächern bringen sie uns vor Augen, wie, in der Regel, das Verdienst hat warten müssen, bis die Narren ausgenarrt hatten, das Gelag zu Ende und Alles zu Bette gegangen war: dann erhob es sich, wie ein Gespenst aus tiefer Nacht, um seinen, ihm vorenthaltenen Ehrenplatz doch endlich noch als Schatten einzunehmen."

Hans W. Fischers Buch des Widerspruchs, Der Dreißigjährige, Die Kette, Flieger (alle bei Georg Müller), zwei Gedichtbände, ein Prosabuch und ein Drama haben noch nicht durchdringen können durch den Wust und das gegenseitig sich in den Himmel hudelnde Geschrei der Herren von der lukrativen Litteratur.

Denn seine Bücher sind eigensinnig und hart und es kostet Mühe, sich in sie hineinzulesen und sich in ihrer eisigen Atmosphäre zurechtzufinden oder gar wohl zu fühlen – aber den Schlüssel zu seinem Schaffen hat er selber im „Dreißigjährigen" gegeben. Mag die Wahrheit, daß der Künstler sich selbst am wenigsten kennt, sich schließlich durch seine vermeintliche Selbstanalyse von sich selber entfernt, schief zu seinem Schaffen steht und dieses am Ende Gefahr läuft, unecht und verlogen zu werden, noch so faustdick durch Richard Wagners philosophische und autobiographische Versuche erwiesen und von da an hausbacken geworden sein, und mag die Werttheorie des schaffenden Mannes im „Dreißigjährigen" noch so schroff einseitig sein, das Genie durchbricht hausbackene Wahrheiten, und Einseitigkeit ist die Bedingung künstlerischer Größe; denn die Vielseitigkeit, ich meine den fast krankhaften Drang, ein Ding von allen Seiten, nach allen seinen Möglichkeiten zu betrachten, muß zur Skepsis führen und zu einer das leidenschaftliche künstlerische Schaffen am Ende untergrabenden Selbstkritik. Je frappanter uns aber hinwiederum die Einseitigkeit und In sich Geschlossenheit eines Phänomens erscheint, desto objektiver wird unser Standpunkt ihm gegenüber und desto unbefangener und dadurch allgemein gültiger unsere Wertung.

Ich werde die Einseitigkeit und prachtvolle Verstiegenheit des „Dreißigjährigen" dartun, und der der sentimentalen und raffinierten Romanciers oder der jonglierenden Litteraturjünglinge müde Leser wird mir schon folgen wollen, denn die Sache ist toll interessant.

„Gleichviel, ob das menschliche Leben einen Zweck hat oder nicht: jedenfalls hat es einen Wert", beginnt das erste grundlegende Kapitel vom „Mann und der Leistung". – Aber das Leben als solches kann nur dann einen Wert haben, wenn es einen Zweck hat, genauer, wenn es brauchbar ist für einen höheren zwecksetzenden Willen. Gibt es diesen Willen? Wissen wir etwas von diesem Willen? Und wenn, kann das Leben sich selber bewerten? Dann müßte es ja seine Bewertung wieder bewerten! Denn die Kantische Formel von dem absoluten Wert der Vernunftwesen, von dem absoluten Wert der als Selbstzweck zu behandelnden Personen ist nichts anderes denn ein hübsches Postulat, ein imperatorischer Nonsens; denn der Begriff Selbstzweck, Zweck seiner selbst, ist genau so unvollziehbar wie der grotesk lustige der CAUSA SUI, der Ursache ihrer selbst (vor einigen Jahrhunderten haben wir uns hierüber den Kopf zerbrochen, jetzt wissen wir, daß die CAUSA SUI wie das Absolute Sein ein grammatikalisches Späßchen ist). „Das Leben hat einen Wert", das setzt wahrhaftig einen lieben Gott voraus, der uns als zweckdienliche Mittel, zu seiner Verherrlichung etwa, gebrauchen wollte. Aber ohne Bedürfnis kein Wert, es gibt keine Werte an sich, alles ist subjektiv und relativ. „Werte an sich" sind nur Wertmöglichkeiten, und das Bedürfnis ist der Maßstab des Wertes, sagt Aristoteles.

Oder will man die Kultur oder den Reichtum und die Wohllebenheit des Staates, die Zivilisation, als Oberbegriff setzen, als einen imaginären lieben Gott, der uns je nach unserer Tauglichkeit für seinen Zweck bewertet, für seinen Zweck, sich selbst zu erreichen, sich zu vervollkommnen? Aber die Kultur, der Staat sind sekundäre Erscheinungen und fließen ungewollt aus den Bedürfnissen der Massen; wollten wir trotzdem an dem Postulat eines absoluten Wertmaßstabes, der an das einzelne Leben zu legen sei, festhalten, so könnten wir es spaßeshalber auf diese Weise tun: der Zweck des Menschen ist die Kultur, der Zweck der Kultur ist der vollkommene Mensch und der Wert des Einzelnen liegt darin, wieweit er beiträgt zu der Entwicklung zum vollkommenen Menschen. Sehr hübsch, und es würde sich decken mit JEAN MARIE GUYAUS Lehre, der in der Kunst das Leben sein Maximum an Intensität und Expansion erreichen läßt und das Ziel der Kunst definiert als „AGRANDIR LA VIE INDIVIDUELLE EN LA FAISANT SE CONFRONDRE AVEC UNE VIE PLUS LARGE ET UNIVERSELLE"; ebenfalls sehr angenehm zu hören, aber wenn wir auch den vollkommenen Menschen und die solidarische Einheit des Universums, auf die nach GUYAU die Entwicklung geht, als absolute Werte setzen, so steckt im Begriffe Wert immer noch der Zweck und wir hören nicht auf zu fragen: CUI BONO?

Einen anderen Weg, nicht den billigen kosmischer und panpsychistischer Phantastereien, aber einen, der schließlich ebenfalls in metaphysische Nebel führt, geht der „Dreißigjährige": Das Leben hat einen Wert, und der Wert eines Lebens ist zu bestimmen aus seinen Äußerungen, d.i. aus der Tätigkeit, und mit einer Rangordnung der Tätigkeiten stellen wir eine Rangordnung der Existenzen fest; da aber die Wertung nach der Nützlichkeit zu dem Satze führt: ein Hufner ist mehr wert als Homer (denn ohne Poesie kann man Leben, ohne Brot nicht), und derart prinzipiell die Menschen gleich macht, und die Wertung nach der Schwierigkeit ein subjektiver Maßstab und dadurch ebenfalls unbrauchbar ist, finden wir das Prinzip, das für alle Tätigkeiten ohne Ausnahme gilt und gleichzeitig ein Prinzip strengster Scheidung ist, in der Theorie vom Ausdruckswert der menschlichen Leistung; und Ausdruckswert ist nur vorhanden, wenn ein Mann das, was in ihm steckt, aus sich heraus gestalten kann. Wer das nicht vermag, gehört – winzige Abstufungen zugegeben – zum Pöbel. Diese Leistung ist der Extrakt des Lebens, sie sammelt in sich alles, was in einem Menschen eigene Kraft war, also alles, was seine Existenz persönlich und einzig gestaltete. Ihr Wert aber wird durch ihren Ausdruck bestimmt so, daß er wächst, je konzentrierter und reicher dieser Ausdruck ist. Auf drei Weisen ist es möglich, den gesamten Inhalt seines Seins aus sich heraus zu stellen: durch die Tat, durch die Kunst und durch die Philosophie. Und derart also kann die Kunst nichts anderes sein, als die Hinausstellung des eigenen Selbst in ein bestimmtes Material; und ihr Zweck besteht darin, die letzte Tiefe und die ganze Fülle des Mannes kondensiert und sinnfällig darzustellen. Einen anderen Zweck hat sie nicht, sie ist nicht um der Kunst, sie ist auch nicht um der anderen willen da: sie ist da, weil hier Kräfte waren, die sich zum Ausdruck drängen mußten und die diese Möglichkeit nur fanden in der Kunst.

Merken wir uns den Satz, daß hier Kräfte waren, die sich zum Ausdruck drängen mußten, denn – „das Gesetz der Kausalität in Ehren: aber es ist so enorm, daß man es im Leben so gut wie nie anwenden kann; das Gesicht des Lebens ist die Willkür, nur der Produktive macht eine Ausnahme; er – muß. Alle Leistungen liegen jenseits der Willkür und tragen die Züge der Notwendigkeit. Überall ist Zufall, hier nicht. Der Schaffende ist der Träger einer höheren, persönlichen Gesetzmäßigkeit, seine Leistung bestimmt nicht nur seinen Wert, sondern sie ist die letzte Instanz über sein Leben und seinen Tod: kein Schaffender starb zu früh. Es kommt nicht vor, daß jemand über einer großen Leistung stirbt, wenn diese möglich und adäquat war. Es gibt keine Krankheit, keine Armut, keine Todesdrohung, die das Leben vernichten könnte, in dem die Leidenschaft (des Schaffenden) ist.

Und wenn das Todesurteil über dem Haupte des Produktiven hängt: er erreicht sein Ziel dennoch."

Und sein Ziel? Sein Werk, d.i. die sinnfällige Ausprägung seiner Persönlichkeit in einem fremden Material; Leben und Tod ist gleichgültig gegenüber dem Werk, das Leben ist vielmehr nur Mittel zum Werk und vergönnt dem Schaffenden zu leben, bis das Werk getan ist. Es ist nur Vergeßlichkeit des Todes, wenn er den, der sein Werk getan hat, weiter leben läßt. Und dann? „Meine Tat ist getan, mein Werk lebt. Mein Dasein fällt von ihm ab wie die Tonform von dem gegossenen Erzbild!"

Wir halten still; einen steilen Berg gingen wir hinan, nun stehen wir auf seinem Gipfel und der Wind der Höhe bläst um uns, kalt, scharf, ein unerbittlicher Heroenwind: das Leben ein Mittel zum Werk, zur Ausprägung seiner selbst in einem fremden, es überdauernden Material und in diesem Schaffen beherrscht von einer höheren Gesetzmäßigkeit. Alles andere ist nur wert, daß es zu Grunde geht. –

Aber das Leben an sich hat keinen Wert, ein Wert eines einzelnen Lebens kann nicht aus seinen Tätigkeiten erschlossen werden; wir können nur die einzelnen Tätigkeiten eines Lebens in sich nach ihren Zwecken bewerten. Mit der Rangordnung der Zwecke kann ich dann eine Rangordnung der Tätigkeiten aufstellen – nicht der Existenzen, nicht des Lebens überhaupt. Das Leben selbst kann sich nicht bewerten, ebensowenig wie ich den Wert eines anderen Lebens bestimmen kann. Ich kann höchstens, von mir ausgehend, durch Analogie, die Tätigkeiten eines anderen Lebens nach ihren Zwecken einschätzen: wie wichtig ist dieser Zweck für das Leben des Anderen und wie weit erreicht die darauf gerichtete Tätigkeit ihr Ziel? Mehr kann ich nicht fragen. Und derart ist für den Dichter die Tätigkeit, die auf Beruhigung seines aufgewühlten Gemütslebens hingeht, – und diese Beruhigung erreicht er durch die Darstellung seines Leidens – wertvoller als eine auf die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse gerichtete. Ist sein Geist vom Übermaß eines Leidens zerstört, so nützt ihm auch die reichste Kornkammer nichts. Die Reimerei

„All euer girrendes Herzeleid
tut lange nicht so weh
wie Winterkälte im dünnen Kleid,
die bloßen Füße im Schnee.

All eure romantische Seelennot
schafft nicht so herbe Pein,
wie ohne Dach und ohne Brot
sich betten auf einen Stein"

ist so in die Augen stechend wie sie oberflächlich, ja geradezu falsch ist – doch darum stammt sie eben von einer Frau. Nein, es ist, zuerst nur für ihn,

nicht nützlicher einen Morgen Land zu bebauen, als eine Ilias zu dichten. Wie er eben nicht für andere, sondern für sich „arbeitete", so ist seine Tätigkeit auch nach ihrem Zweck zu beurteilen: war seine Seelenruhe in Gefahr und beseitigte er diese durch die objektive Beschreibung seines Zustandes, so ist für ihn diese Tätigkeit und dadurch mittelbar auch für andere, die sich in einem ähnlichen Zustand befinden und auf Grund jener Dichtung nun auch ihr Leiden objektiver betrachten und dadurch erleichtern können, wertvoller als wenn er den Pflug führte. Und da nun einmal seelische Leiden vorhanden sind, die zudem in bestimmten Zeiten unbeschreiblich heftiger auftreten als leibliche, und ein gewisser Heilwert für sie in der Poesie liegt, kann man nicht ohne Poesie leben. Goethe wäre zugrunde gegangen, hätte er nicht den Werther schreiben können. Und diese Tätigkeit war nützlich, weil sie ein sehr begründetes Bedürfnis befriedigte.

Diese Nützlichkeitswertung macht aber keineswegs die Menschen prinzipiell gleich. Jedes Leben wirkt für sich, und dort wo die stärksten Reaktionen vor sich gehen zur Wiederherstellung eines gestörten Gleichgewichts, fällt sorglos eine Menge Segen – und Unheil – ab für andere. Diese Wertung schafft keine Demokratie, aber auch keine Aristokratie, sie schafft überhaupt keine Kratie. Denn wenn jedes Leben sich auf seine Weise gegen die Außenwelt durchsetzt und eines so geworden ist, daß seine Abwehrhandlungen auch anderen zugute kommen können, so ist dessen Träger noch kein Aristos, er ist feiner organisiert, er ist empfindlicher und – kranker als das Mittelmaß. Aber er ist dadurch nicht wertvoller – er ist krank, und die anderen sind gesunder. Das ist die letzte Scheidung.

Wenn wir aber wirklich eine Rangordnung der Menschen nach ihren Leistungen aufstellen wollten und von den Beweggründen dieser Leistungen absähen, nach denen wir sie in Kranke und weniger Kranke scheiden müssen, so haben wir keinen anderen Maßstab als den der Nützlichkeit; diese Wertung setzt aber wiederum die Menschen nicht gleich; denn ein seelisches Heilmittel ist, zuerst für den Einzelnen, dann mittelbar für die anderen, höher zu werten als ein leibliches. Und diese Wertung legt auch nicht den Wert der Person aus dem Menschen hinaus; denn sie wertet garnicht die Person, sondern betrachtet nur deren einzelne Leistung und ihren Zweck und bewertet sekundär nur den Teil dieser auf sich selbst gerichteten Tätigkeit, der auch anderen zugute kommt. Und für diesen kleinen überragenden Teil erst ist „der sichtbare Ausdruck dieser Wertungsmethode das Geld". „Je nach der wechselnden Konjunktur schwankt der Wert Goethes und Wagners", gewiß; aber wir müssen bedenken, daß wir von einem Werte Goethes nur in einem sehr beschränkten Sinne reden dürfen. Die endliche Nieder-

schrift der Metamorphose der Pflanzen hatte für Goethe unbeschränkten Wert, er hatte mit dieser Niederschrift ein quälendes Problem abgeworfen, das ihn auf Schritt und Tritt verfolgt hatte – nun hatte er es außer sich dargestellt, nun mochte es seinen Weg gehen, er war von ihm befreit. Und sie hat einen nebensächlichen sekundären oder objektiven Wert dadurch, daß sie auch anderen aus dem beängstigenden Gewirr der Pflanzenformen heraushelfen kann zu der Idee der Pflanze. – Der Wert dieser Möglichkeit, anderen nützlich zu sein, schwankt allerdings; aber der Wert der Tat selbst, betrachtet auf den Zweck hin, weswegen und für wen sie geschah, ihr subjektiver Wert, der bleibt unveränderlich. Der Kurs eines Menschen springt nie, denn der Mensch hat keinen Kurs; nur das Bedürfnis der anderen nach dem über den Zweck hinwegreichenden Teil seiner Tätigkeiten schwankt. – Nur in diesem beschränkten Sinne habe ich also, wenn ich mir einmal anmaßen wollte, den Wert eines anderen Menschen – einer mir im Grunde ewig fremden, in sich gegründeten und in sich unerreichbar einzigen und immer vollkommenen Welt! – objektiv zu beurteilen, das Prinzip der Scheidung: Stirner ist für die Allgemeinheit wertvoller, weil nützlicher, als Zeppelin. Bei beiden war der Zweck ihrer Tätigkeit ein ähnlicher; sie wurden überwältigt von einem ungeheuren Problem; ihre Tätigkeit bezweckte die Wiederbewältigung und Ausscheidung dieses Problems, und sie erreichten es und befreiten sich von ihm, der eine mit Begriffen, der andere mit Aluminiumgerüsten und Propellern. Aber der Nachweiser und Prediger des rigorosen Egoismus hat manchem einsamen Grübler, der auf eigenen Wegen zu der Erkenntnis der in allem waltenden und allein nur geltenden Selbstsucht gelangt war und dort erschrocken Halt machte und zu taumeln begann, die Hand gereicht und ihn hochgehalten, während der andere der Menschheit nur weniger gefahrvolle, an sich sehr unnötige Luftfahrten ermöglichte, die zu genießen sie übrigens noch garnicht reif ist – es ist überhaupt die Frage, ob nicht in dieser plump mechanischen Erfüllung des alten Sehnsuchtswunsches, zu fliegen, ein ästhetischer Verlust liegt? Sicher ist vorläufig das, daß diese Erfüllung eine temporäre Kalamität vergrößert hat: denn unsere Technik und Wissenschaft ist heute größer als wir; wir müssen erst in sie hineinwachsen und sie gefühlsmäßig und philosophisch bewältigen, und jede neue Erfindung und Erfahrung macht den Zwiespalt klaffender und schmerzlicher – die Krankheit unserer Zeit. – Aber ich lasse diese unvollkommene Scheidung fallen zu Gunsten einer Unterscheidung der Menschen in Kranke und Gesunde; denn – das ist der springende Punkt: Stirner war kein schrankenloser Egoist, er hat im „Einzigen und sein Eigentum" eben nicht sein Eigentum gegeben, nicht das Extrakt seiner Persönlichkeit gezogen, er hat nicht sein Innerstes und

Persönlichstes außer sich dargelegt, ausgedrückt, er hat ein ihm wesensfremdes Element, durchtränkt mit der Eigenart die es in ihm annahm, ausgeschieden – und weiter nichts!

Auf den Kasuarinen Madagaskars bäumt sich ein seltsames Wesen vor dir auf: armlang, kakhifarben, mit mattgelben Binden und palmgrünen Pusteln geziert – so sieht es aus, wenn es schläft; gelber die Binden und breiter, die Kakhifarbe vertieft in ein dunkles Olivengrün und durchzogen mit hellen Netzen und gesprenkelt mit schwarzen Punkten – so sieht es aus, wenn es wacht; und das dunkle Olivengrün verstärkt zum Schwarz, die palmgrünen Pusteln umgewandelt in leuchtendes Weiß und die Binden glühend in sattem Dottergelb – so sieht es aus im Zorn. Aber eine ovale phantastische Riesenscheibe mit senkrecht zum Kopf gestellten Hinterhauptslappen – wie die aufgerichteten Ohren eines zornigen Elefanten! – bebend und zitternd am ganzen Leibe, den Rachen weit aufgesperrt und fauchend und zischend – nun hebt sich diese groteske Masse Lebens auf den Hinterbeinen hoch und streckt dir, den Leib wie von Fieber geschüttelt, die Vorderbeine gleich flehenden Händen entgegen – das ist das CHAMELEON MELLERI, wenn die Liebe es toll macht; und es geht zugrunde, wenn es nicht zur Begattung gelangt. Denn das Sperma ist ein dem Organismus fremdes Element, und es stellt doch konzentriert bis ins Feinste die Eigenart seines Wirtes dar. Jede seiner Zellen drückt in die winzigen Chromosomen ihre Einzigartigkeit ab, und doch ist es dem Ganzen fremd und drängt mit heißer Notwendigkeit aus ihm heraus. Und wie die Begattung nicht erfolgt ihrer selbst wegen, nicht um der neuen Generation willen, nicht um die Persönlichkeit des Liebenden im Kinde außer sich darzustellen, sondern nur, um fremde quälende Elemente auszustoßen – so ist es mit dem Kunstwerk. Das ist die Notwendigkeit der Zeugung gereinigt von jeder metaphysischen Verdeckung und das ist die Notwendigkeit auch des künstlerischen Schaffens gereinigt von jeder metaphysischen Sonderstellung. – Als ob das Leben seine Rechtfertigung fände nur in dem – objektiven – Hervorbringen einer Leistung! in dem unvollkommenen Abklatsch von sich selbst! Die Rechtfertigung des Lebens, wenn wir einmal dieses hochmütigste Wort, das je geprägt worden ist, gebrauchen wollen, besteht in seinem harmonischen Verlauf, in weiter nichts. Und der ist vorhanden, wenn jedes Ereignis, jedes Glück und jedes Leid und jedes von außen herantretende Problem, restlos in den Organismus sich einfügt, sich auflöst ohne sich zu schwärenden Herden anzusammeln, wie bei den produktiven Naturen, in denen sich eine Empfindungs- oder Gedankensumme ansammelt, bis sie, zur unerträglichen Qual geworden, als wesensfremde Masse ausgeschieden wird in der „objektiven" Darstellung. Der star-

ke Mensch wird mit allem fertig, er verdaut alles; die schwächere, angekränkelte Natur ist dyspeptisch, sie wird mit nichts fertig und – produziert. Das ist die Leistung. Sie gibt durchaus nicht das Extrakt des Lebens, sie sammelt durchaus nicht alles, was den Mann persönlich und einzig machte – sie scheidet heterogene Elemente aus und scheidet sie um so gründlicher aus, je klarer und eindringlicher sie darstellte, wie der Betreffende ein Leid oder ein Problem aufnahm. Das ist das Eigenartige und Persönliche eines Werkes, daß es völlig und erschöpfend die Durchtränkung, die ein Ereignis gedanklicher oder gemütlicher Art in seinem Schöpfer annahm, behält. Es gibt kein allgemeines Problem, jedes Problem nimmt in verschiedenen Geistern verschiedene Gestalt an, und ich scheide es, wenn es mir wesensfremd ist und in mir nicht aufgehen will, um so restloser aus, je reicher ich alle seine Beziehungen zu den anderen in mir vorhandenen Gedankenkomplexen darstelle, je tiefer ich seinen letzten Wurzeln folge, die es versuchte in mein Seelenleben zu schlagen, je – persönlicher ich es gestalte, je mehr – Ausdruckswert ich ihm gebe. – Und die „Nichtskönner" sind entweder Leute mit gutem Magen, Leute, die mit allem fertig werden, ohne daß es sich zu eiternden Massen anhäuft, oder Dickhäuter, Oberflächliche, denen jedes Leid und Problem nur die Haut der Seele zu ritzen vermag. Würde sich in diesen beiden ein Fremdkörper bilden können, so würde sich das Leben schon gegen diesen wehren und – zum produktiven Künstler oder Philosophen werden. Kunst ist eben nicht um ihrer selbst willen da, ihr Zweck besteht nicht darin, „die letzte Fülle des Mannes kondensiert und sinnfällig" – für wen? – „darzustellen", sondern sie ist ein pathologischer Prozeß, Krankheit und Medizin zugleich. Und wenn wir noch einmal unterscheiden wollen, so könnte ich dich fragen: bist du pachyderm? Das wünsche ich dir von Herzen! Oder zählt man dich zu der Unzahl der Dyspeptiker? Nun, es ist eben eine Unzahl! Oder darf man dich eupeptisch nennen? Man mag es tun, aber weißt du, ich traue dir und deinen Lobrednern in diesem Falle nicht recht – du siehst mich ungläubig an? Nun, bist du denn von gestern oder übermorgen? Lebst du nicht heute?

Akute und chronische – Künstler. Menschen, die ihrer selber satt und müde sind und deswegen Zuflucht nehmen zu einem chronischen Rausch. Denn hier ist der Punkt: jener Heilungs- und Ausscheidungsprozeß ist mit einem ängstlich süßen Rauschzustand verbunden, den alle die, deren seelisches Gleichgewicht durch jenen ersten Krankheitsfall, oder schon von Geburt an zerstört ist, sich immer wieder zu verschaffen suchen. Sie wollen nicht mehr zur Besinnung und zu sich selber kommen, sie sind ihrer Zerrissenheit müde und nehmen nun fortwährend Fremdkörper, eben jene Proble-

me und Gefühle, in sich auf, durchtränken sie schmerzlich-wollüstig mit ihrem Blut und scheiden sie mit dem gleichen ängstlich-süßen Rauschgenuß wieder aus, nur um diesen zu genießen und wieder Raum für neue zu schaffen. Sie sind eben ihrer selber müde, sie wollen nicht zu ihrer zerrissenen Nacktheit zurück, wollen nicht nüchtern sein und betrinken sich. Führt man von diesem Wort aus den Vergleich durch, so hat man zugleich eine Würdigung dieser ganzen Sippschaft, deren Mitglieder sich in ihrem Delirium für Hammernaturen und Schöpfer neuer Werte ausgeben, während sie im Grunde arme Narkotiker sind – und nicht ausgewählte Exemplare, die unter einer eigenen „höheren Gesetzmäßigkeit" stehen.

Einer Gesetzmäßigkeit, die über der des gemeinen physischen Geschehens steht, so daß der unter ihrer Notwendigkeit Stehende nicht sterben k a n n, bis sein Werk vollendet ist! Aber ich will den Grund dieser Notwendigkeit angegeben sehen! Und zwar soll diese Notwendigkeit die gleiche sein, mit der der Stein vom Dache fällt, mit der ich den Arm zur Abwehr eines drohenden Schlages hebe, und mit der ich in der Wut die Zähne fletsche. Ich lasse mich nicht abfinden mit unbekannten Kräften, die aus unbekannten Gründen den Menschen mit einer höheren Notwendigkeit zwingen, sich darzustellen. Darum negiere ich diese Wertung der Ausdrucksleistung, denn sie ist eine metaphysische Wertung! Ebenso wie jene unbekannten Kräfte und Gründe transzendente Gespenster sind! Metaphysische Ausdrucksgesetze! Transzendente Ausdrucksnotwendigkeit! Diese Wertung ist ein Postulat, und in ihr sehe ich den Schatten des toten Gottes, dessen andere Schatten und Verwesungsdünste als Ding an sich, als Substanz und als die definitiven Wahrheiten uns noch immer den Horizont verdüstern. Nun wollen wir uns keinen neuen Gegner schaffen in dem transzendenten Wert der künstlerischen Leistung! Das ist der letzte Grund, weswegen wir diese Deutung, die keine Deutung, sondern eine kategorische Setzung ist, und diese Wertung, die keine Wertung, sondern ein Postulat ist, ablehnen. Ich will es verraten, es wird hier ungewollt in der Notwendigkeit der Leistung – die sich gut naturwissenschaftlich deuten läßt – eine höhere, göttliche Kausalität eingeschmuggelt, und haben wir deren zwei, so haben wir eben keine! Wenn das gelten sollte, daß hier andere – notwendigere, höhere, tiefere, göttlichere – Gesetze walten, so wäre damit eine gottlose Wissenschaft unmöglich. – Die Spatzen pfeifen es zwar von den Dächern, wie kläglich es um diese Wissenschaft, insbesondere um ihr Hauptorgan, das Kausalitätsgesetz, bestellt ist, aber sie hat doch das eine Verdienst, daß sie die Erscheinungen insgesamt ordnet und eindeutig, ohne Zuhilfenahme metaphysischen Spuks, beschreibt. Stellen wir aber die schaffende Persönlichkeit außer dieser Reihe

und geben ihr andere Gesetze und ihrer Leistung einen anderen Wert als den natürlichen, aus dem kausalen Zweck bestimmbaren, so tappen wir wieder im dicksten metaphysischen Nebel. Bleibt mir mit euren Vergöttlichungen vom Leibe! Putzt mir eure Eintagswerke, die ihr schaffen müßt aus der gleichen Notwendigkeit, die die Drüse die Sekretion vollziehen heißt, nicht zu selbstherrlich funkelnden Sternen auf, die hoch und unberührt von Leben und Tod über dem gemeinen Strom des Kausalitätsgesetzes schimmern!

Denn der Pöbel ist der Mensch, der typische, allein berechtigte, fortpflanzungswürdige Mensch; die Produktiven sind kranke Auswüchslinge. Alles was über das Mittelmaß geht, ist krank und entgleist, es gibt keinen Höhentypus, es gibt nur einen Krankheitstypus. Und je reicher ein Volk an künstlerischen Größen, desto kranker ist es, desto mehr reift es seinem Verfall entgegen. –

Zwar ist das alles vielleicht nur eine müßige Flachlandtheorie; und letzten Grundes wird die eine Deutung so unzulänglich sein wie die andere. Aber ich habe nur deshalb versucht, brav und philiströs und auch mit einer kleinen wackeren Philisterempörung, das künstlerische Schaffen in die naturwissenschaftliche Kausalität zu stellen, um von hier aus dem Leser erst den rechten Blick zu geben auf den Mut und die prachtvolle Verstiegenheit des „Dreißigjährigen": „Mann und Leistung sind nichts als verschiedene Ausdrucksformen derselben Energie, hier organisiert zur Person, dort kristallisiert zum Werk: zum Werk, das Zug um Zug die Physiognomie seines Schöpfers trägt."

„Diese Erkenntnis ist eindeutig: Entschuldigungen, Ausflüchte und Schliche vergehen vor ihr wie Rauch. Sie ist erbarmungslos: sie sieht nicht den guten Willen an, nicht Hoffnungen und Entwürfe, nicht Tugenden und Mühsale, nicht Unglück, Schicksalsschläge und frühen Tod, sondern allein den Ertrag. Sie ist souverän – mit einem Strich tilgt sie die Nichtskönner aus dem Buche des Lebens, daß ihre Stätte nicht mehr zu finden ist.

Vor dieser Erkenntnis steht, Auge in Auge, der Dreißigjährige."

Ich stelle dieses Buch, von dem der Verfasser in der Vorrede sagt: „Was ich aus Leben, Büchern und Nachdenken gelernt und gefunden habe, ist aufs Äußerste verdichtet worden, so daß ich das gesamte Buch als ein Produkt persönlicher Erfahrung geben kann", gerne den wie geile Pilze aufschießenden Entwicklungsromanen, dieser modernen Seuche, gegenüber. Ein paar trivialer religiöser Skrupel, ein roter Klecks sexueller Nöte, ein bißchen Bildungshunger verzuckert und verbrämt mit ein klein wenig Gottsuchen, eine Handvoll landläufiger Enttäuschungen, das werden diese Herren im „Jahrhundert des Kindes" und der „allerorten tief und innig auftau-

chenden Sehnsucht nach einem neuen Gott" nicht müde, uns aufzutischen, mit einem etwas pastoralen Ernst, mit einer etwas überreich bemessenen Gedankenleere, mit einer unermessen gewaltigen Hochachtung vor ihrer Nullität und mit einer noch gewaltigeren Langenweile. Aber „Die Rhapsodie vom Tode" und „Das Gespräch zwischen dem Mann und der steinernen Maske" ist von Nietzschescher Sprachgewalt und Gedankenwucht: ich atme Geist in diesem Buch und freue mich, kühl und objektiv und schließlich mit entschlossener Behauptung meiner selbst wie vor einer Statue Buonarottis, dieses von einer heroischen Forderung aus verarbeiteten eigenen Lebens, eines Lebens, das sich selber packt und rücksichtslos nach seinem Willen wertet und modelt und dadurch sofort in einsamer Größe abseits steht. Man nenne mir nach den Nietzscheschen Büchern ein Werk, dem gegenüber eine derartige Selbstbehauptung notwendig ist, ohne daß aber diese Selbstbehauptung die ästhetische Freude an dem heroischen Gedankengang und seiner reinen harten Form stört! Keine verlogene Sentimentalität, kein gemachtes und mit den „Bedürfnissen der Zeit" spekulierendes Gottsuchen und kein affektierter herzverbrennender Hunger nach „Der" Wahrheit und erst recht nicht: ein schielendes und widerwärtig mit Erotik verknüpftes Kokettieren mit der „wieder aufgetauchten" Mystik – eine Wertung, kalt und sachlich, weiter nichts; und dazu der Beweis, schon in diesem Buche selbst, daß der so Wertende Recht hatte, diesen Maßstab an sich selber zu legen. Trüge ein anderer diese Wertung vor, so böte er das zuwidere Bild eines an Größenwahn leidenden Litteraten allerneuester an ihrer Unfähigkeit tollgewordener Richtung, hier aber ist kein Unterschied zwischen der Wertung und ihrem Schöpfer, es ist eine geschlossene Persönlichkeit, die nicht anders schreiben und nicht anders werten kann und als solche überzeugt. –

Über die übrigen Bücher, Das Buch des Widerspruchs, eine krause Gedichtsammlung, gespickt mit seltsamen Weisheiten wie

„Denn alles, was sich ganz begreift,
Ist für den jüngsten Tag gereift,"

Gedanken, die an den Einsiedler von Sils-Maria erinnern: „Ich – kann niemals sterben", „Ich ward selber Schicksal. Ich erlebe nur noch mich", und kecken Wahrheiten, die zwischen den Liedern des Prinzen Vogelfrei stehen könnten, wie

„Denn es hat in dieser Welt
Kompliziertheit nie gegolten:

Siegfried herrscht in ihr, der Held,
Dumm und völlig unbescholten",

rücksichtslosen Abrechnungen mit sich selber und einem oft unheimlich brutalen Humor, und ebenso über die glatte Abfuhr des Hilligenleidichters: „Christus in der LATERNA MAGICA", von der ich nur das Motto hinsetze: „Hütet euch vor den Liberalen, die in Wolfskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reizende Schafe", gehe ich hinweg zu „Kette", dem vierten Band der exklusiven s.Z. von Bierbaum herausgegebenen Sammlung der „Bücher der Abtei Thelem".

„Da liegt und leuchtet sie mit blanken Ringen.
Ein Strahlen, das dem Herzen wehe tut –
Es war wie Scham, Besessenheit und Wut,
Sich selber aus sich selber zu entfernen.
Hier, hier: Die Kette aus gediegnem Blut,
Zur Nacht geschmiedet unter zorn'gen Sternen!"

Aber was hier zur Kette geschmiedet wurde, wird dem Snob wie dem großen Publikum immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben; denn es ist eben nicht gemacht, um eine persönliche Eitelkeit zu kultivieren und nicht geschrieben, um den drei Herdengefühlen Futter zu geben, sondern es ist gehämmert aus gediegenem Blut und unter zornigen Sternen, d.h. ein ganzes Leben, nackt und unverlogen angepackt, ist verarbeitet zum Werk unter der zwingenden und unerbittlichen Erkenntnis, daß nur hierin sein Ziel lag und es nur hierin die Berechtigung hatte, – gewesen zu sein. Zehn Gedichte bilden dieses Buch, in der Form gehämmert klar und mit einem kleinen Hauch von souveränem Stolz über diese kristallene Klarheit, aber an jedem Wort das Narbenzeichen, daß hier eine fessellose Naturkraft in die gebändigten Bewegungen einer modernen Maschine geleitet wurde; aber du wirst einige der zehn Gedichte zehnmal lesen, ehe dir der Gedanke so klar und plastisch wird wie seine Form, und auch dieses nur, wenn dir der Grundgedanke des „Dreißigjährigen" immer hell im Bewußtsein bleibt: denn du hast in diesem stolzen Beichtbuch die konkrete Tatsache gegenüber der Theorie.

Es ist schwer und deswegen verlockend, eine gedankliche Analyse jedes der Gedichte zu geben, und diese Analyse in einen Satz zu pressen, aber ich will diese feine Freude und diese köstliche Nuß nicht dem Leser vorwegnehmen. Beschämend aber ist es, daß dieses Buch mit seiner reichen Möglichkeit ausgewählter ästhetischer und intellektueller Genüsse auch den

zünftigsten Litteraturrichtern fast unbekannt geblieben ist; beschämend, aber zugleich erfreulich, denn es gehört nicht in die moderne Kleinkinderlitteratur mit ihren zugehörigen Kritikern, aus welcher Verbindung man den Schluß ziehen darf auf die Kapazität dieser – Kritiker. Nur eines der zehn Gedichte springt aus dem Rahmen der konzentrierten Beichte heraus und wirkt sogleich beim ersten Lesen mit einer prachtvollen Wucht:

„Der große Mythos
Qualmend von Gift gleich einem Höllenschlauche
Reckt hoch zum dunst'gen Himmel auf ein Schlot
Sein kaltes, gelb kariertes Ziegelrot.
– – – – – – – – – – –
Doch wir sind Elemente, wir Maschinen!
Wir ziehen langsam die gewalt'ge Mauer
Um alles Atmende. Wir kreifen's ein.
– – – – – – – – – – –
Ein kurzes Zittern hebt die schwere Schwelle
– – – – – – – – – – –
Das Leben windet sich am Marterpfahl,
Und Keim auf Keim spritzt in die rote Hölle!
Und klirrend zu des Himmels bleicher Ferne
Steigt – nicht mehr Ächzen, nein: Triumphgesang –
Der tobenden Maschinen wilder Klang:
Ja, funkelt! funkelt! Uns macht ihr nicht bang!
Wir sind von eurer Art, ihr zorn'gen Sterne!

Das ist eine Lyrik, die sich weder in die sentimentale oder naive, auch nicht in die rein, philosophische, Gedankenlyrik oder gar in die zuchtlose und hirnverbrannte „psychoanalytische" der Modernen einreihen läßt; es ist des volltönenden Pathos keine Spur von Stimmung in ihr, ich möchte sie, wenn ich das Wort bilden darf, eine architektonische, eine Willenslyrik nennen; denn das Primäre und Zeugende in ihr ist nicht eine bestimmte Gemütsverfassung, aus der sich ein Gedicht als Abbild und Überwindung eben dieser Gemütsverfassung halb unbewußt und halb bewußt herauskristallisiert, sondern der ganz hell bewußte Wille zur Gestaltung, der souverän ein Erlebnis aufgreift und es mit Geist und unerhörter Kraft zu einer kristallenen Form verarbeitet.

„Genug: ein Ziel wird sein. Ein Werk wird sein.
Ein strenges Werk aus dumpfem Überschwalle.
In Schaum und Strudel greift die Hand hinein
Und zwingt die Flut zu dunkelfarb'gem Balle.
Wie es sich dehnt! Wie es sich hämmern läßt!
Wie es sich formt zu Gliedern, zäh und fest,
Die sich, noch glühend, ineinander schlingen!
Zu Boden stäubt der letzte Schlackenrest:
Da liegt und leuchtet sie mit blanken Ringen."

Ist derart die „Kette" die glänzende subjektive Bestätigung und die konkrete Tatsache gegenüber der Theorie im „Dreißigjährigen", so suchen die „Flieger" die Wertung des schaffenden Mannes objektiv darzustellen in dem zu fünf Bildern energisch zusammengepreßten Schicksal eines Malers, der seine Krankheit niederzwingt und seinen Weg geht rücksichtslos gegen seine Liebe zu Frau und Kind, bis er sein Werk vollendet hat, sein Werk, dessen Letztes und dessen Krönung eine Radierung ist: ein Flugapparat – „aber sieh dir die Maschine an. Lebt sie nicht? Ist sie's nicht, die die Bewegung hat und die Macht? Kannst du Körper und Lenker noch trennen? Nie haben Fleisch und Metall einen so engen, so furchtbaren Bund geschlossen. Das ist ein neues Wesen, ungeheuer und wunderherrlich wie der Vogel Rock, der in die Höhe fegt aus einem uralten, wahnsinnigen Traum. Sieht man dem Vieh nicht an, daß es böse, eigensinnig, heimtückisch ist? Sitzen nicht alle Instinkte, die sonst im Menschen steckten, in diesem Gerippe? Das – Biest, das famose." Aber

„es war wie Scham, Besessenheit und Wut,
sich selber aus sich selber zu entfernen",

nun ist sein Leben sinnlos und leer und voll „wilder Einsamkeit", eine elende Ruine. „Ich wäre jetzt zu allem fähig, wo ich eigentlich zu nichts mehr fähig bin", er ist verbraucht, er – kann nicht mehr und zieht die Konsequenz. „Ich habe den Tod, diesen knöchernen Fatzken, der mich nicht hat hindern können, ich zu werden, stets verachtet und will nicht übergeschluckt werden, wenn es diesem Lehmkloß paßt", und so geht er fort – – „Da hinten – im Laube – liegt einer – – ein feiner Herr – mit einer Pistole – tot –."

Aber – die glänzenden Blätter der Literaturgeschichte sind zugleich die tragischen. Die Narren narren nicht aus und man fragt sich, ob bei ihrer ewi-

gen Narretei das Verdienst seinen ihm gebührenden Ehrenplatz auch nur als Schatten einnehmen wird.

Etwas mehr Philosophie

Wir pflegen eine Oberflächlichkeit, die unser Leben von Tag zu Tag wertloser werden läßt. Nicht weil uns der landläufige Idealismus aus den Händen gefallen ist oder wir in der Zeit der Zeppeline und Kinos leben, das allein kann so gut vertiefen wie verflachen, sondern weil uns das große Sich-Wundern verloren gegangen ist. Vielleicht haben wir es auch nie derart gehabt, wie es heute nötig ist, um eben die Zeppeline und Kinos zu ertragen.

Ich bin ein Todfeind des NIL ADMIRARI; ich sehe hinter ihm, von dem pachydermen Philister abgesehen, den es immer gegeben hat und ewig geben wird, und der ganz notwendig uns nicht fehlen darf – als Grundlage und Hintergrund, den Abgearbeiteten und Leidenden, der sich nicht mehr wundern, d.h. der nicht mehr sehen will; der wissend die Augen zumacht und sich um so wohler fühlt, je mehr er unbewußt arbeitende, essende, schlafende, sich amüsierende Maschine wird. Er mag nicht mehr seinen Trieben in die Augen sehen, geschweige denn auf ihnen reiten. Und reißt ihn doch einmal irgend ein Geschehnis, ein fremdes aus der Schablone geschlagenes Schicksal oder auch nur ein gerötetes ihm vor die Füße rollendes Blatt, aus seiner Lethargie heraus – die aber als solche eine andere ist als die des Philisters, sie ist für ihn Heilmittel, Flucht und Versteck, für jenen Gesundheit und behagliche Wohnung –, und zeigt ihm schnell wie ein Blitz das garnicht zu fassende Rätsel, das er in sich konzentriert hält, die unumstößliche Tatsache und doch unglaubliche Merkwürdigkeit seines Lebens und die nie wiederkehrende souveräne Einzigartigkeit dieses Lebens und läßt dann in ihm das beängstigende Staunen und Sich-Wundern aufsteigen, daß er sich vorkommt wie ein hin und her geworfener Nebeltropfen in einem Himmel von Rätseln, so lächelt er müde und schließt die Augen und kriecht wieder in seiner Triebhaut zurück; und die Maschine geht ihren Gang.

Aber wir sollen trotz allen Leiden und gerade bei allen Leiden die Augen weit offen halten, denn nur so sind sie zu bewältigen; wir sollen immer auf uns selber springen! Wir sollen dieses Uns-Wundern und Uns als Rätsel über dem Bodenlosen Vorkommen mit allen Sinnen und Gedanken festhalten und auf dieser Grundlage, dem stets wachen Bewußtsein unserer nie zu lösenden Fragwürdigkeit über das Leben hingleiten, froh, leicht, tief und rätselvoll, wie über junges elastisches Eis, unter dem das Grauen und der Tod lauern.

Ich meine, wir sollen wieder etwas Sinn für den Zauber philosophischer Begriffe zu bekommen suchen. Deswegen brauchen wir noch nicht in die Büsche zu gehen und über das Ur-Eine zu philosophieren beginnen wie

weiland die Tübinger Stiftsjünglinge; das wäre der andere Fehler, und wir sähen wie die Philosophieprofessoren den Wald vor den Bäumen nicht. Wir sollen uns nur von einigen Hauptbegriffen ganz durchklingen lassen, daß bis ans Ende etwas davon in uns nachklingt.

Wir reden so viel vom Kult der Persönlichkeit; aber wenn wir unsere Einzigartigkeit herausarbeiten wollen – und in dem Herausarbeiten liegt doch nur der Genuß –, ohne das nie müde Bewußtsein unserer lückenlosen Bedingtheit, so folgen wir nur einem anderen Trieb, den wir als solchen, weil wir ihn noch nicht anzweifeln und ihn auf die Wagschale legen und über ihn lächeln können, nicht in unserer Gewalt haben und bewußt ausüben können. Es hilft nun einmal nichts, wir können nicht mehr zu dem Dämmerglück des Tiers zurück, wir stehen auf der Wegscheide und wissen nicht, wohin? Und doch gibt es nur den einen Weg: uns selbst zu genießen, indem wir jede unserer Handlungen in das hellste Bewußtsein ziehen.

Nur was wir bewußt als ewige Fragwürdigkeit erkennen und mit dem wir dann anfangen als mit einem angenehmen Rätsel zu spielen, besitzen wir. Und betrachten wir uns selbst als ein solches Rätsel, das uns täglich mit seinen Arbeiten, seinen Leiden und Entdeckungen immer tiefere, buntere und überraschendere Scheinlösungen bietet, so stehen wir in einer ironischen tiefsinnigen Heiterkeit über uns und empfangen jeden Tag als ein unverdientes unsagbar schönes Geschenk...

Kitsch

In dem Wind, der sich zwischen den Steinblöcken der Stadt hindurchzwängt, liegt etwas Metallenes – das ist aber auch das Einzige. Denn der Schnee und die melancholischen Gaslichter und hellen Fenster, hinter denen irgendwelche Menschen irgendein Fest feiern, ist genau so kitschig wie der Umstand, daß ich ziellos, nur um die entsetzlich leere Zeit totzuschlagen, durch die Straßen stapfe, von welchem Durch die Straßen Stapfen ich nebenbei erwarten darf, daß die aus ihm kommende Müdigkeit mein läppisches Vereinsamungsgefühl in eine stupide Resignation verwandeln wird, in der ich meine Wohnung aufzusuchen pflege. Aber das ist eben Kitsch im Vergleich zu dem Etwas von Metallenem in dem Winde, der unruhig durch die Straßen stößt.

Man hat mir die Worte Schnee und Einsamkeit zu oft in den Mund genommen und in einer verlogenen Gemachtheit die anscheinend unerschöpfliche Fülle von Poesie und Wahrheit, die in ihnen lag, zerstört – und nicht nur diese Worte! Ich kann kein Wort mehr sprechen und keinem Gefühle mehr mich hingeben, das ihr nicht zu einer Lüge verhunzt und zum Kitsch gemacht habt. Ich mag mir auch nicht die Mühe geben, in diese einst so ehrwürdigen Worte so etwas wie einen neuen Inhalt zu gießen, denn die Form und Hülle ist die Essenz der Dinge und mit diesem klingenden Ich weiß nicht was? habt ihr eben Schindluder getrieben.

Vielleicht eine der Wurzeln unseres verfahrenen Suchens nach neuen Ausdrucksmitteln. Die Form ist unrettbar verhunzt: geben wir dem ewig gleichen und unzerstörbaren, weil ewig menschlichen, Inhalt eine neue Form! (Denn was wir durch sie auszudrücken haben, ist eben nichts Neues – : was ist letzten Grundes Neues in der sogenannten naturwissenschaftlichen Erkenntnis und dem Fortschritt der Technik?)

Aber ob wir die neue Form finden werden? Ich fürchte, diese neuen Ausdrucksmittel der niemals alternden Inhalte sind zu gewollt und zu bewußt gemacht, und zwischen dem Ursprünglichen und dem Absichtlichen bleibt eine ewige Disharmonie.

Und wie mit der Kunst, so geht es mit unserem persönlichen Leben: wir mögen unsere Gefühle und Stimmungen, mit denen jeder Skribifax Mondkälber zeugt, nicht mehr und suchen unsere Überempfindlichkeit in eine melancholische Blasiertheit und in eine ironische Kühle zu retten. – Eine traurige Geschichte.

„Vir doctissimus"

Fünftausend „höchst gelehrte" Jünglinge verlassen alljährlich die deutschen Schulen, ein fünftausendarmiger Strom von Weisheit ergießt sich alljährlich über das gesegnete Volk, und die Kellnerinnen fangen an, allerorten Recht zu haben: eine Halbe dunkel, Herr Doktor? Und wenn sie nach sieben Jahren endgültig Recht bekommen haben, dann klassifizieren wir uns in die Herren vom bunten Tuch, die Herren Doktoren, die arbeitende Bourgeoisie und was darunter ist, und die verfluchten Ritter der Industrie; schließlich ist da noch einiges Vagantenvolk, und beginnt der Ruf eines solchen Er gehört eigentlich nirgendwo hin gefährlich unerhört zu werden, so bequemt man sich und hat die Stirn, dem Mann, dessen Genie wieder einmal die Menschheit auf breiten Schultern eine Stufe höher trug, den Grad eines Weisen HONORIS CAUSA zu erteilen und stellt ihn damit neben einen harmlosen Kandidaten, der seine „Fähigkeit zur selbständigen wissenschaftlichen Arbeit" durch einen kleinen Aufsatz nachwies, den er nach den Anweisungen und Korrekturen seiner Herrn Professors aus einem Dutzend wertloser Schmöker zusammenstöberte. Und der große Mann merkt nicht, daß eine Injurie gegen ihn begangen wurde und steckt wahrhaftig schmunzelnd den Dr. h. c. ein – eine traurige Geschichte.

Aber das Wissen von der Wertlosigkeit und jährlich wachsenden Lächerlichkeit dieses Titels liegt so auf den Straßen, daß es sich nicht lohnt, ihm mit grobem statistischen Geschütz oder mit satirischen Geißeln zu Leibe zu gehen; man wehrt sich nicht gegen einen Karnevalsnarren und gibt sich nicht die Mühe, ihn zu demaskieren – es ist eben Karneval, immer Karneval. Auch daß die Jagd nach dem staatlich besiegelten Zeugnis, nun wirklich ein gelehrter Mann zu sein, – ein Zeugnis, das jedem Durchschnittstölpel nach einem halben Jahr bedachtsam geduldiger Arbeit in den Schoß fällt, wenn nur der Papa die Promotionsgebühren bezahlt, einer der zahllosen Auswüchse unserer grotesken Titelwut ist, konstatiert man nur, wie man es mit dem gleichen bedauernden Achselzucken hinnimmt, daß dieser leicht errungene Grad dem wissenschaftlichen Ehrgeiz so schnell ein Ziel setzt und dadurch manche wirklich vorhandene Kraft vorzeitig lahm legt – – aber: nicht die Diskredition der deutschen Wissenschaft vor dem Ausland, von der man besorglich munkelt, – die Wissenschaft, die objektive Forschung als solche hat mit dieser kleinen Geschäftssache der Professoren und der großen Eitelkeit der Doktoranten nichts zu tun – und auch nicht die Degradation eines einstmals ernsten gelehrten Rangtitels zu einer Modesache – wie jeder wahrhafte Gent heute Sport treibt und Globetrotter ist, so hat er auch Doktor zu

sein, er müßte denn sein Akademikertum durch Schmisse dokumentieren, – – sondern es ist die gesunkene Achtung der Doktoren selbst vor ihrer Wissenschaft.

Dieser Titel, der heute so leicht und wohlfeil zu erwerben ist, schafft eine esoterische und sterile Gelehrsamkeit, wie sie sich bewußter nicht absondern und unfruchtbarer nicht bewahren kann. Man mag das in Hinblick auf die kläglichen Versuche, die Ergebnisse der strengen Forschung populär zu machen, – Versuche, die immer wieder fehlschlagen müssen, weil das Volk zwischen abstrakten, letzten Grundes immer hypothetischen „Wahrheiten" und den handgreiflichen Forderungen des praktischen Lebens nicht unterscheiden kann – beglückwünschen, aber irgendwo muß die reine Wissenschaft lebendig und exoterisch werden; und da der Gelehrte um so erfolgreicher ist, je mehr er Handwerker und Registriermaschine und sachlicher Entdecker, mit nur einer „sachlichen Phantasie", bleibt, so kann er nicht die letzten Folgerungen der Ergebnisse seiner Wissenschaft ziehen, sondern diese beginnen erst auf der Grenzlinie lebendig zu werden und sich wirksam in Gefühlswerte umzusetzen, dort wo die recht verstandene und auch in ihrer Bedingtheit ganz erfaßte Wissenschaft in Verbindung tritt mit dem Gefühlsleben des künstlerisch, technisch oder industriell arbeitenden Menschen.

Und nun tun die Menschen, die in sich diese einzig wertvolle Umsetzung der Wissenschaft vollziehen könnten, einen Blick in jene abstrakte Welt, der ist von einer so blendenden Oberflächlichkeit, daß ich zum Beispiel bei neugebackenen Doktoren der Philosophie nicht den Hauch eines Verständnisses für die Qual, den Reiz und die entzückende Gefahr der Grundbegriffe, dafür aber ein geschichtliches Wissen vorfand, das, wenn es SUMMA CUM LAUDE war, dem Inhalt eines Heftchens aus der Göschensammlung entsprach, wie sie sich ja auch in Wirklichkeit mit Vorliebe dieser „Kompendien" bedienen; und wenn sie den ganzen entsetzlichen Heidelberger Kuno Fischer binnen hätten, so ist Wissen noch immer keine Wissenschaft. Dazu drückt die ungeheure Menge der jährlich „gemachten" Dissertationen diese allein durch ihre Anzahl auf ein verdächtig niedriges Niveau: katalogisierende Broschüren und historische Traktätchen über einen absurd belanglosen Spezialistenkrimskrams und geschrieben in einem unerhörten Stil. Hier ist nicht einmal ein Wissen erforderlich, die Jünglinge werden mit zehn alten Büchern in einem entlegenen Winkel eingesperrt und bei der Farce der mündlichen Prüfung genügt ein vager, allervagester Überblick. Trotzdem gibt man ihnen alsobald die Weihe – das Geld klingt auch in Professoren-ohren gut – und versichert ihnen und dem über solche Weisheit baß erstaunten Volke in einem sich in bombastischen Superlativen spreizenden

Diplom, sie hätten die tiefsten Mysterien enthüllt gesehen. Da zieht sich der Hell-äugige, der vor sich selber und vor der abgründigen Fragwürdigkeit der Welt, die er doch a h n t, noch Respekt hat, indigniert zurück und der andere – man nimmt ihm seine Kurzsichtigkeit und seinen daraus resultierenden Dreikäsestolz nicht übel. Aber auf den ersten kommt es an; der Moment, wo eine schöne Befruchtung eines reichen Gefühls und eine Beseelung und wirkliche Verwertung eines abstrakten Wissens erfolgen konnte, ist verpaßt.

Dies ist der Punkt: man verliert den Respekt, weil man noch nichts sah, was man respektieren konnte. –

Aber die Mode will den Titel und hinter der Mode setzt die Frau und lenkt die Welt – und wie kann hier dem Einzelnen geholfen werden? Kein, auch kein indirekter, behördlicher Zwang auf diesen verfluchten Kinkerlitz und keine Erhöhung der Promotionsgebühren, eher ein völliger Erlaß oder Wegfall derselben, aber eine zehnfache Erschwerung der Promotionsbedingungen. Wenn man einmal der Mode und Eitelkeit und grassierenden Titelsucht und ihrer Herrscherin zuliebe dieses Scholastikum konservieren will, so tue man es so, daß es nicht mehr schadet und sich widrig zwischen Wissenschaft und Leben legt, sondern ein fruchtbarer Verbindungsweg beider wird.

Und SUB SPECIE AETERNI: wir dringen immer wieder auf die Ausprägung unserer Persönlichkeit und predigen uns immer wieder, daß es nachgerade fad und abgedroschen klingt: hole rücksichtslos aus dir, was aus dir zu holen ist, und werde, der du bist! Wir sollten endlich jenen drei Teufeln und ihrer schönen Herrin zum Trotz in dieselbe Rumpelkammer, in die wir schon das Hochwohlgeboren geworfen haben, und nächstens das Hochehrwürden werfen werden, auch dieses mittelalterliche uns alle zu einer Doktorherde stempelnde Unikum versenken, diese schallende Ironie für den, dem einmal die Skrupel aus dem gotischen Studierzimmer das Herz verbrannt haben – VIR DOCTISSIMUS! Auf Grund eines nicht einmal selbständigen Aufsätzchens über die Entlehnungen und Beziehungen Basedows zu einem anderen Schulmeisterlein: VIR DOCTISSIMUS!

Der Zynismus unserer Jüngsten

Sie bilden eine ganz eigene Gruppe; aus kleinen, oftmals rührigen Verlagen tauchen sie für einen Monat auf und außer dem Kreis ihrer Kaffeehausfreunde kennt sie niemand; zuweilen schleicht sich ein Gedicht, eine Novelle oder Kritik von ihnen in irgendein mit stürmischem Titel geschmücktes Blatt, aber wer behält die Namen, wer liest diese Blätter und wer vergißt nicht – nein, in ihrer Gesamtheit betrachtet sind diese Produkte lehrreich und interessant.

Es ist der eigenartige Zynismus, der aus ihnen spricht. Und dem begegne ich bei ihnen durchweg, in jedem ihrer Gedicht- oder Novellen- oder Romanbücher – aber sie schreiben gewöhnlich nicht mehr denn zwei – finde ich ihn und er ist überall gleich gefärbt: ein Zynismus, dem man nicht glaubt, der in sich selber unwahr ist; denn er beruht einmal in der schamlosen, durch nichts motivierten Darstellung geschlechtlicher Vorgänge und zum andern in dem Bevorzugen kotiger Worte, Worte, nicht Gedanken; dieses Wort, an dessen Stelle man, wenn es sich durchaus nicht umgehen ließ, in den bescheidenen Zeiten unserer Väter den Anfangsbuchstaben und schamhafte Punkte setzte, ist der Trumpf geworden und das Ziel. Um dieses knalligroten Wortes allein wird irgendein Alltagsgedanke in eine laue melancholische Stimmung und absonderliche Reime gebracht. So ist die Gesäßschwiele des Pavians ihre begeisternde Muse worden.

Und sehe ich mir die Verfasser dieser gemeiniglich gut aufgeputzten Büchlein und künstlerischer und kritischer Beiträge an, so begegne ich mit gelindem Staunen zwanzig- bis fünfundzwanzigjährigen Jünglingen, kindlich harmlosen unausgearbeiteten, zuweilen ein klein wenig verlebten Gesichtern; sie sind zumeist erträglich gekleidet und in den Taschen tragen sie Photographien galanter Dämchen, die ihnen einmal ihre wohlfeile Gunst geschenkt haben; sie zeigen diese Bildchen gerne. Ihr Wissen ist das eines leidlichen Gymnasial- oder Realabiturienten, zu dem nun die Kenntnis der Schlagwörter allerneuester Kunstrichtungen und der Namen ihrer in der gleichen Branche machenden Kollegen hinzugetreten ist. In diesen Wochen arbeiten sie allesamt mit – „das ist eben Psychoanalyse". Sie haben keinen Blick in ein psychologisches Lehrbuch getan, aber sie analysieren uns die Psyche, indem sie mit entzückend harmloser Unbekümmertheit Interjektionen und wilde dunkle Worte hintereinanderreimen. Nietzsche haben sie zumeist gelesen; er gibt ihnen aber wenig Positives, und sie sind über ihn hinaus und Logik und Erkenntnistheorie kennen sie, wenigstens die erstere, dem Namen nach. Gemeiniglich sind sie noch immatrikuliert und mieten

sich ihr Atelier unter dem Pseudonym eines studierenden STUD. PHIL. oder STUD. GERM.

Woher in aller Welt ihr Zynismus? Ein Zynismus bei jungen Leuten, deren Erlebnisse in einigen Pfändungsandrohungen und Liebeshändeln bestehen, die anders verliefen als sie sich gewünscht hatten. Denn es ist kein Zynismus geboren aus der jähen Erkenntnis der unbedingten Unerklärbarkeit unserer Welt und der grotesken Nichtigkeit und grandiosen Wurstigkeit unserer Erklärungsversuche; es ist nicht der Zynismus eines – vornehmen Geistes, der sich trotz seiner unbeschränkten, immer wieder betonten Freiheit seiner Gebundenheit und Unzulänglichkeit bewußt bleibt, der trotz seines schmerzlichen Hohns das Rätsel respektiert und der so leicht, fast folgerichtig in einem neuen Optimismus Ruhe findet, in einer ironischen Heiterkeit und in einem feinen Selbstgenuß, unter zahllosen Deutungsmöglichkeiten wählen und zu ihnen neue hinzufügen zu können.

Man kann Zyniker werden auf zweierlei Art; eben wie man dem Leben auf zweierlei Art gegenüberstehen kann; entweder will ich mein Dasein breit und tönend machen und alle seine Genußmöglichkeiten restlos in mich ziehen und immer neue und neue erobern, oder ich suche brennenden Herzens seinen Sinn und Grund.

Wir wissen, wie der erste zum Zyniker wird; sein einer Typus reicht von dem „alles ist eitel" eines übersättigten und genußunfähigen Greises bis zu dem bitteren Wort, das der arabische Märchenerzähler den Engeln zu den ersten Menschen sprechen heißt, als sie sich feste Nahrung gewünscht hatten und darauf nach einem gewissen Orte fragten: Geht hin auf die Erde, da ist der Abort der Welt. Sein zweiter beginnt bei dem Griechen, der aus Armut, aus Wut und aus Rache an den ihm unerreichbaren Genüssen zum viehischen Spötter wird, und verfeinert sich im Christen, der ebenfalls aus heimtückischem Raffinement die Welt zum Teufelssud macht, deren Reichtümer ihm versagt sind. Nun zählen unsere Jünglinge weder zu den Zynikern aus Übersättigung oder aus Rache, noch zu jenem, der aus schmerzlicher Erkenntnis seiner und der Welt ewigen Fragwürdigkeit zum Spötter wird.

Oder machte sie die landläufige Ernüchterung in Punkto Liebe und Litteratur zu dem, was sie uns glauben machen möchten? –

Ich finde in nichts Anderem den Grund ihres Pseudozynismus als in ihrer Trägheit, ihrem Mangel an künstlerischem und sittlichem Ernst und ihrem krankhaften Streben nach Bluff und Originalität.

Man mag das künstlerische Schaffen definieren wie man will, es laufen am Ende alle seine Definitionen in die zwei hinaus: das künstlerische Schaffen ist ein außer sich, in einem fremden Material, Darstellen des Innersten

und Eigensten, der fest umschlossenen Einzigartigkeit und Eigenart des Künstlers, und das künstlerische Schaffen ist ein Sekretionsprozeß des seelischen Organismus von fremdartigen, ihm nicht assimilierbaren Eindringlingen. Und dieses sich außer sich Darstellen und sich Befreien geschieht mit Naturnotwendigkeit.

Die kürzlich im Erich Reiß Verlag unter dem Titel: „Morgenrot Klabund, die Tage dämmern!" erschienenen Gedichte des sich unter dem Pseudonym Klabund verbergenden Verfassers sind, um nur bei diesem als dem ausgeprägtesten Typus zu bleiben, unausgearbeitet; es wird eine Stimmung, ein Gedanke hingeworfen, die Bilder überstürzen und widersprechen sich, der Dichter ist sich des Wirrwarrs selbst bewußt; er hat, man sieht es beim ersten Blättern in seinem Buch, die Kraft, Ordnung in sie zu bringen, aber er hat sich in seine Vergleiche verliebt, er entzieht sich der kleinen Mühseligkeit, er unterstreicht seinen Wirrwarr und stempelt ihn und macht ihn vollkommen durch ein dick hineingepflanztes „ich bin Dung".

Aber mit dem echten, d. i. dem naturnotwendigen Schaffen ist verbunden ein angestrengter Fleiß: je treuer die Einzigartigkeit dargestellt, je sorgsamer die Eindringlinge entfernt werden, um so mehr ist der Organismus befreit und um so mehr ist der darstellende Trieb befriedigt. Es fehlt beinahe nirgends bei Klabund, den ich für den begabtesten und versprechendsten dieser Pseudozyniker halte, die innere Nötigung. Der Trieb ist da, aber es fehlt ihm durchweg der künstlerische Ernst, ihn in den eng gemessenen Bahnen zu halten, und der sittliche Ernst, diese Selbstreinigung und diese notwendige Darstellung vollkommen zu machen. Bricht der Impuls hervor, sind die ersten Worte ungewollt hervorgestammelt, so verliert er sich von selbst und folgt einem Antrieb, der mit seinem Schaffen an sich nichts zu tun hat. Ihm ist es jetzt nur um das litterarische Produkt zu tun, um das Gedicht, das gelesen werden, das verblüffen soll. Die Bilder, die Worte fließen ihm zu, sie werden wahllos absonderlich und abrupt nebeneinander gestellt, ein Kraftwort hält sie zusammen und unterstreicht sie dick und rot – und was macht einen Gedanken tiefsinniger erscheinen, aparter und freiherrlicher, als wenn man ihm eine grinsende Note gibt! In keinem seiner Gedichte ist die Konzeption ein zynisches Bild, ein schmerzlich hohnvoller Zug, er ist keine zynische Natur, es fehlt ihm durchaus die Nötigung, sein Leid in schmerzlichem Hohn zu verbergen. Und hierin liegt die Unwahrheit seines Zynismus. Sein und der anderen „Schaffen" ist teilweise echt und ungewollt, aber sie haben nicht Geduld und Ernst und sie wollen sich größer machen als sie sind und verzerren sich dadurch zu einer grotesken Grimasse.

Moderne Mystik

Das hat nichts zu tun mit Telepathie und Materialisationsphänomenen und anderen Schnurrpfeifereien, auch wenn sie sich wissenschaftlich geben, aber „Moderne Mystik" ist vorerst falsch und müßte, ein braver Aufsatztitel, eigentlich heißen: Über das Auftauchen der Mystik bei den Modernen.

Denn die Mystik als die vermeintliche Erfassung des Hinterweltlichen durch eigenartige innere Erfahrung (Intuition) und durch gefühlsmäßiges Erleben im Gegensatz zur formell wissenschaftlichen Erkenntnis ist eine Gefühlssache; vielleicht nicht ganz unähnlich dem körperlichen Allgemeingefühl, unverfrorener: die UNIO MYSTICA, die Verschluckung der Seele in Gott, ist das Allgemeingefühl in unendlicher Potenz und als solches durch alle Zeiten und bei allen Völkern gleich. Darum ist kein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem kontemplativen Buddhisten, der in weltentrückter Ekstase (Verrückung nennt es Meister Eckehard) seine Individualität im Brahman aufgehen fühlt, und dem Perser Algazel, der die Vorahnung der Vereinigung mit Gott in der irdischen Liebe genießt, zwischen des Angelus Silesius

> „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben:
> werd ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben"

und G. Landauers „Einfühlung des Ichs in das seelische All", zwischen dem Neuplatoniker Plotin (er suchte Gallienus zur Gründung einer Philosophenstadt „Platonopolis" zu bestimmen), der viermal den Zustand mystischer Ekstase erlebte und das „Göttliche Eine erschaute", und dem analphabeten Hirten, der widerstandslos das Schweigen und braune Glühen der Heide in sich aufnimmt; widerstandslos, d.i. ohne sich durch Begriffe, durch Bejahung und lautliche anthropomorphisierende Nachbildungen seiner Empfindungen gegen die auf ihn einstürmende und seine Individualität ins Wanken bringende Übermacht eben dieser Empfindungen zu wehren. Also es ist kein Unterschied – –

Und es ist doch ein Unterschied: in seinem tapferen sprachkritischen „Wörterbuch der Philosophie" bekennt Fritz Mauthner[2], daß er mit seiner fast widerwilligen Liebe zu den deutschen Mystikern unter dem Einfluß des verzweifelten Zeitgeistes stehe, daß auf jede Periode gesteigerten Wissens-

[2] Fritz Mauthner Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache, München, bei Georg Müller.

hochmuts (wie damals der Scholastik – und heute? wir können getrost wieder von einer Scholastik reden) eine Periode des Wissenschaftbankerotts folge und eine Flucht der optimistischen Naturen zur Mystik, eine Flucht von den sublimsten Ergetzungen des Intellekts zu den hart an der Grenze des Pathologischen stehenden des Gefühls, und in der Mitte zwischen den Zweien geht langsam und wuchtig der tumbe Bauer, der in seiner derben Genußfreudigkeit nicht weit entfernt ist vom Tier, und der Produzent, der schon fast eins geworden ist mit seiner dukatenspuckenden Maschine, und strömt träge die ganze taube blinde Masse Mensch. – Das ist's, es ist eine Flucht, die Flucht des modernen Menschen, der seine tiefsinnigsten Auseinandersetzungen mit der Welt als plumpe Tautologien und grammatikalisch-mythologische Späßchen erkennen mußte und einfach, daß wir aus unserer anthropomorphischen, metaphorischen und ewig doppelt und dreifach setzenden Sprache niemals wieder herauskönnen, seine Flucht zu einem sprach-, wort- und begrifflosen erhabenen Dösen. Eine Flucht, eine Resignation und nicht die natürlichen poesiedurchtränkten Kolossalblüten einer gotttrunkenen und ihrer Gotttrunkenheit kindlich frohen Zeit. Also doch eine „Modernde Mystik".

Es ist nun aber eine wenig unterhaltsame Geschichte, dieses gottselig duselnde Augen-Zumachen vor der DOCTISSIMA IGNORATIA in der Litteratur, die immer noch die schöne heißt, Buch für Buch, Neuerscheinung für Neuerscheinung zu verfolgen. Diese Mystik Bruno Willescher oder gar Bölschescher Färbung ist uns zu verlogen, zu faustdick und zu dumm gemacht, eine Spekulation, die wohl weiß, was sie will, und ein lang empfundenes Bedürfnis befriedigt; oft nur eine ärmlich mit pantheistischen und monistischen Mätzchen verbrämte Orthodoxie. Nicht viel anders ist es um das Auftauchen der Mystik in der neueren philosophischen Litteratur bestellt, die, soweit sie sich idealistisch, pantheistisch oder panpsychistisch gibt, nur zu leicht den alten Schopenhauerischen Verdacht erregt, als gehörten ihre Verfertiger zu den rücksichtsvollen Herren von der lukrativen Philosophie; und diese geistige Prostitution, dieses geheuchelte mystische Liebesgestammel, deucht uns ekelhafter als die armselige körperliche.

Aber wie, wenn ein gegen sich selber wahrhafter rücksichtsloser Skeptiker anfängt, seine Ruhestündchen und seinen notwendigen Gegenpol in der Mystik zu finden? Wenn einer, der erkannt hat und lehrt: Die Wirklichkeitswelt ist nicht zweimal da, sie hat nicht noch eine Existenz außer der, die in unserer Wahrnehmung besteht; es gibt nichts als dieses unser psychisches Erleben, das sich aus Sinneseindrücken, d.i. aus Eigenschaften (hart, rot, kalt), d.i. aus Adjektiven zusammensetzt. Die Sprache, die „Sieh! es don-

nert! wahrlich, es donnert!" sagt und derart die Empfindung beniest und in Worten noch einmal setzt, während sich das Tier mit der bloßen Wahrnehmung, ohne sie wieder zu denken, d.i. ohne sie wieder zu sprechen, begnügt, ist unsere Welt; und in dieser Welt haben wir die einzige psychologische Wirklichkeit, das einzig Positive unserer Erkenntnis, die Eigenschaften, zu Adjektiven gemacht, zu Nebensachen; dagegen das Hypothetische, die angenommene Ursache und den geglaubten Träger aller Eigenschaften, zur einzigen Wirklichkeit, zum Ding, zum Stoff, zu Substanzen, von denen wir doch nichts anderes wissen, als daß sie substantivisch, in unserer Sprache also Substantiva, Dingwörter sind. Es gibt nur Adjektiva, aber diese letzte Erklärungsform und letzter Orientierungsversuch geht nur auf die Sprache und geht die N a t u r nichts an; es ist so toll gleichgültig, ob wir sie mit materialistischen oder idealistischen Worten beschreiben (früher erklärten wir sie, heute begnügen wir uns damit, sie zu beschreiben), es ist so wurscht, ob wir ihr unser Muskelgefühl als „Kräfte" und unser fragwürdiges Ichgefühl als „Dinge" unterschieben, oder uns unserer metaphorischen und anthropomorphischen Sprache bewußt bleiben und sie als das ein für allemal Unerklärbare, aber auch als das einer Erklärung garnicht Bedürftige, respektieren – die Sprache ist unsere Welt und was dahinter steckt, w e n n es dahinter steckt – was schiert's den Mond, wenn ihn der Mops anbellt! Wenn einer, der so unbekümmert die Verlogenheit und Unzulänglichkeit unserer Sprache dargetan hat, am Ende sich anschickt, ein Sophist zu werden: „Das Ichgefühl ist eine Täuschung, die Einheit des Individuums ist eine Täuschung. Wenn ich nicht Ich bin, trotzdem aber bin, dann darf ich wohl auch von allen anderen Wesen glauben: sie sind nur scheinbare Individuen, sie unterscheiden sich nicht von mir, ich bin Eins mit ihnen, sie und ich b i n n e n Eins. Und ich kann es erleben, daß der Unterschied aufhört zwischen der Welt und mir, daß ich Gott geworden bin – –"

Wenn der, sage ich – aber ich fange an zu predigen, und das wollte ich nicht, es lag nur an der langen ungeschickten Periode. Ich wollte nur sagen, daß dies alles eine recht traurige Geschichte ist. Unsere besten kritischen Geister resignieren noch; der alte tote Gott und sein Schatten, das Ureine und die gefühlsselige Vereinigung mit diesem Ureinen, will noch nicht tot in ihnen sein; sie haben noch nicht die Kraft der restlosen Konsequenz und noch nicht den Mut, dem blanken Rätseltier gegenüber Tag und Nacht die Augen weit offen zu halten, sie sind noch optimistische Naturen und sehen fort und dösen zuweilen in wortloser Erhabenheit umhüllt von jenem Schatten, vor dem einst Nietzsche warnte, bis er seinen kabbalistischen Fängen in der Lehre der Ewigen Wiederkehr erlag.

Aber wir sollen immer auf uns springen und lachenden Mutes unsere weißen Segel auf das Meer schäumender Unergründlichkeit hissen, wo denn auch kein Platz mehr für – die Mystik bleibt.

Aus Schwabing

Die Dekadenz, vielmehr die Unfähigkeit in der wohlfeilen Maske der Dekadenz wird aktiv und gibt sich die Geste des blutigen Revolutionärs, sie läuft Sturm „gegen Kunstportiere, Kulturportiere, Avenariusse, Scharrelmänner, Obskuranten, Schwärzlinge, Hertlinge, Hohlwege, Panteutschisten, Stagnaten, Kastraten" – ein Zusender findet sie „nicht revolutionär genug. Zu viel Lyreskes; zu wenig Dolche, Schwerter, Fahnen. Wo bleibt der Impetus gegen das Seiende? – Leben! Radau! Klamauk!!!" So schreiben sie ein zweiwöchentlich erscheinendes Schriftchen, Auflage 3000, heißen es mit blutroten Lettern Revolution und fordern zehn Pfennige dafür; herausgegeben wird es, wo sonst als in München? bei Heinrich F. S. Bachmair, der nebenbei ein „mimosenzarter" Dichter ist, „ein fast Unverführbarer".

Revolution! Politische künstlerische ethische Revolution! Aber der feurigste Jünger Lasalles und der moralinfreieste Schüler der „Fröhlichen Wissenschaft" wird gegenüber diesem Lärm um Nichts die friedliche Bourgeoispfeife rauchen müssen, und wird er sie aus den Lippen nehmen, so tut er es nur, um über die unfreiwillige Komik unserer Don Quixotisten bequemer lächeln zu können.

Denn im Begriff Revolution steckt das qualvoll wilde Aufbegehren gegen eine unerträglich gewordene Last, ein heimlich ängstliches unterirdisches Glummen und Rumoren und dann ein jäh flammendes Aufbrechen wie ein über Nacht endlich aufberstendes durch und durch unterminiertes Feld – eine REACTIO und nicht eine bloße schreiend pöbelnde ACTIO um des reinen lärmenden Agierens willen. Aber – „Das, das ist es, sagte Don Quixote, aus Gründen unsinnig werden, zeigt weder Talent noch Kunst, aber ohne Gründe unsinnig werden, das ist es."

Mit dröhnendem Pathos, mit der Miene „Tafel zerbrechender" Menschheitsbeglücker und Märtyrer treten sie auf und zerhauen mit ungefügen Schwerthieben die Luft wie der scharfsinnige Edle von la Mancha, und nennen es Revolution! „Kampf gegen Seiendes, für Keimendes", Revolution!

Es ist aber eine harmlose Geschichte und Liebhabern unfreiwilligen Humors angelegentlich zu empfehlen. Das Blättchen, billiges Zeitungspapier, bleibt übrigens schon auf den Kreis, aus welchem es geboren wurde, beschränkt, und der Satz des Einsenders: „bravo, bravo! das ganze Café des Westens ist mit mir dieser Meinung" sagt deutlich, wohin es gehört.

Und greife ich noch aus dem Mitarbeiterverzeichnis die Namen auf: Erich Mühsam, Klabund, emmy hennings, Else Lasker-Schüler und das Pseudonym „hihi", so weiß man genug.

Auch die sehnlichst erwartete und am 28. Oktober endlich eingetretene Konfiskation der ersten Nummer (auf Grund §184 I St.-G.-B.) wird kaum den Ruf dieser Revolutionäre weiter tragen.

Aber diese Schwabinger „Kulturtat" ist als ein verblüffend plastisches Dokument zu betrachten, sie wirft ein peinlich grelles Licht auf die intellektuelle Zucht- und Gewissenlosigkeit, den völligen Mangel künstlerischer Fähigkeit und die ergötzlich harmlose Beschränktheit dieser Jünglinge, einer Bohèmeschriftstellerei, deren Zusammenhang mit der Litteratur endlich gestrichen werden sollte.

Ich greife aus den beiden vorliegenden Heften einige Proben heraus. Erich Mühsam, der harmlose Kaffeehausanarchist, schreibt: „Revolution ist die Bewegung zwischen zwei Zuständlichkeiten. Hierbei stelle man sich das Bild – – – einer sich entkleidenden Nonne vor – – – Einige Formen der Revolution: – – der Geschlechtsakt." Wenn das geschmacklose Bild gelten soll, so beruht der Vergleich doch auf dem Kampf des natürlichen Prinzips, des Geschlechtstriebs, gegen das konventionelle der gottgeweihten Keuschheit. Wäre das natürliche Prinzip, in diesem Falle der Geschlechtsakt, an sich schon revolutionär, so müßte man jedes natürliche Geschehen so bezeichnen; vielmehr das Sich-Empören des Natürlichen gegen den Zwang – –. Das erste Bild ist richtig, das zweite hebt es wieder auf.

Johannes R. Becher, Verfasser eines im geschlechtlichen Schmutz und in Perversitäten wühlenden Romans „Die Erde" und „Psychoanalytiker", singt in seinem Freiheitlied: „Ihr Lumpenhunde, Saufkumpane! Gaukler! Gecken! Onanisten! Päderasten! Fetischisten! Kaufleute, Bürger, Aviatiker, Soldaten! Louis, Dirnen! Ihr großen Metzen! Syphilitiker! Brüder, Menschenkinder alle! Erwacht! erwacht!" und fühlt in seinem Blut „die violette Farbe ungleichmäßiger gefährlicher, schwärmender oder konzentrierter, tödlicher Bewegungen". Hugo Ball läßt den „Syphiliszwerg stochern in Töpfen voll Gallert und Kleister" und sich „geilen Brand an den Beinen herunterrinnen". Klabund, dessen Lippen „noch dunkel bluten von des Weibes ungehemmten Gluten", sagt von Else Lasker-Schülers Gedanken, sie seien wie zarte rote Rehe, die aus dem Wald in die Lichtung treten und sich ganz preis in ihrer Körperlichkeit geben; ein Anderer schildert einen Erotomanen und sagt von ihm: „Seine sinnliche Fähigkeit, durch sensibles Sicheinfühlen in eine Frau erotisch besondere Eigenheiten von ihr zu erraten, war unbegreiflich vollendet"; ein Anderer wieder zitiert Nietzsche und man fragt sich wirklich, wie man Nietzsche gegen derartige Blasphemien schützen kann: „In München wohnen meine Antipoden, hat Nietzsche einmal gesagt. Recht hat er gehabt: sie wohnen heute noch dort, schwarze Tausendfüßler" – unse-

re Antipoden, nicht wahr, Vetter Nietzsche? Dann empört er sich über eine hiesige Protestversammlung gegen den freireligiösen Moralunterricht, während er im nächsten Aufsatz gegen Roda Roda unnötig genug „polemisiert"; ein Anderer stellt Alfred Kerr neben – Nietzsche und meint, es würde „der Entkafferung Deutschlands unausrechenbar schaden, wenn die Neidhämmel es verabsäumten, dem einzigen, dessen Wunsch und Kraft dazu taugt, dieses Werk lachender Erlösung zu vollführen, begeistert nachzugehen" und schließt: „was ahnt ihr von der Qual, dem Kampf, der Nervenanspannung, was von der rasend harten Arbeit, die jeder Zeile Kerrs voraufging, ehe sie schwebte?" Fritz Lenz hängt zur Abwechslung einen Ingenieur an eine Wolke, läßt ihn darauf einen Kopfsprung ins Unendliche machen, seine Sorgen, seine Welt und seinen Pinscher verschlucken und ihn dann eine neue Methode träumen, Kinder zu zeugen und, wenn er hierfür den Nobelpreis bekommen hat, sich ein neues Taschenfeuerzeug kaufen. Aber dieses ist alles, wie es in dem eingesandten Brief heißt, zu limonadlich und im zweiten Heft entschuldigt nun der Herausgeber diese Limonadlichkeit des ersten Heftes und gibt dafür sein dröhnendes Programm gegen Kunstportiere, Kulturportiere – – und schließt mit der Drohung: „Und ihr, Trottel: der blaffende Köter bekommt (bestenfalls) einen Tritt. Daß er wehig quiekt." Dann werden die Verse Klabunds (sie loben sich rechtschaffen gegenseitig) „rezensiert": „Die Verse Klabunds, dessen abenteuerliche Gestalt in den Kreisen vom Reichsboten über den Kunstwart zur Aktion Erregungen hervorrief, stehen jetzt in einem schönen Bande zu lesen" und der originelle Kritiker „wünscht diese Gedichte eines jungen Menschen in viele junge Hände, weil die Welt hier so hell geschaut wird und so souverän". Ein Vorletzter bringt Binsenweisheiten über das alte Thema: ein vortrefflicher Gelehrter und oberflächlicher „Kulturphilosoph". Aber den Vogel schießt Fr. M. Huebner ab, der unter dem Titel: „Die Braut ihrer selbst" „zwei Worte" über Katherina Godwin schreibt und folgendermaßen beginnt: „Das Bedürfnis nach Erlösung ist nicht vom Christentum erst erzeugt worden. Der Trieb ist ein anthropologischer; das Christentum tat nur so viel, ihn aus dem Physiologischen zu lösen und überzupflanzen in das Reich geistiger Affekte. Dadurch, daß es dem Menschen die widersächliche Empfindung des sittlichen Sündigseins einflüsterte." Das ist die Philosophie, oder so – wie sie gern schreiben, diese Herren, die an Mystik und Tiefe nichts zu wünschen übrig läßt.

Und wo bleibt die Revolution? Das Revolutionäre, Aufreizende, Aufstachelnde, Exzitative? Das liegt in der blutroten Aufschrift, dem Titelblatt des ersten Blattes, einem Holzschnitt, auf dem zwischen wackelnden Mietskasernen eine Pöbelherde gegen eine Reihe feuernder Flintenläufe stürmt,

und in dem blutrünstigen Programm – in der ganzen Don Quixoterie. Sonst schreiben sie ihre violetten oder leichengrünen Schwabinger Unsinnigkeiten und Litteraturzänkchen, wie sie sie sonst schreiben würden, nur etwas jungenhafter und frecher und, dem Namen ihres Blättchens zuliebe, mit etwas dröhnenderer Stimme. Sonst wissen sie eben nichts – –

Aber die Tatsache besteht, sie haben einen die Kaffeehauswände erschütternden Klatsch mehr und sind – Mitarbeiter und Redakteure einer revolutionär-anarchistischen Zeitschrift im Verlage Heinrich F. S. Bachmair, des Herausgebers des großen R. Becher und der goldenen Lasker.

Denkende Tiere

Das „tanzende Pferd", das 1589 den Londoner Pöbel begeisterte, wurde einige Jahre später in Rom zusammen mit seinen „Lehrer" Banks der Besessenheit und Zauberei geziehen und beide wurden öffentlich verbrannt. Ich weiß nicht, wie die Anklageschrift gegen dieses tragikomische Paar gelautet hat, auch nicht, was eigentlich die Künste des abgerichteten Gaules waren, die zweifelsohne sich etwas verblüffender dargestellt haben als die gewohnten Zirkusnummern, jedenfalls zeigt die Tatsache der Anklage und Verbrennung das Grauen, das auch uns noch leise ergreifen will bei der Vorstellung, aus einem Tier, das wir täglich, und zumeist als niedrigsten Sklaven, um uns haben, spräche etwas anderes als seine uns gewohnten Reflex- und Instinkterscheinungen, in ihnen läge etwas Tieferes, Höheres, Menschlicheres, Seelenwanderisches – und jedenfalls begnügte sich Shakespeare (Verlorene Liebesmüh I, 2, 57) und seine Zeitgenossen mit dem tanzenden Gaul und hätte nie gewagt, ihm das fragliche Epitheton eines denkenden, eines buchstabierenden zu geben.

Es ist, trotz den Klagen der Tierschutzvereine und philosophischen Kompendienschreiber des Descartes nicht geringstes Verdienst, die Tiere zu Maschinen gestempelt zu haben; seitdem hat die Physiologie die „Lebenskraft" eskamotiert und die Psychologie machte es mit der sterblichen bzw. unsterblichen Seele ebenso und ward so zur „Psychologie ohne Seele", wie denn überhaupt unsere heutige Wissenschaft vom Menschen darauf hinstrebt, den Menschen restlos zu einem chemischen Laboratorium zu machen, und wie sie erst dann ihr Ziel erreicht hat, wenn sie die unendlich verhedderten und sich bedingenden Vorgänge in diesem Laboratorium mechanisch gedeutet und mathematisch festgelegt, wenn sie den Traum Du Bois Reymonds vom „astronomischen Geiste" verwirklicht hat. Und ihr Haupthandwerkzeug ist die strikte Anwendung des Kausalitätsgesetzes, d.i. die möglichst vollkommene und umfassende Zusammenstellung der Bedingungen, bei deren Zusammentreten eine eindeutig umschriebene Erscheinung mit mathematischer Sicherheit eintritt. Es ist schon eine Vor- und Hilfsfrage, eine anthropomorphische Naivität, die uns ein böses Gewissen macht, wenn wir nach dem „Zweck" einer bestimmten Handlung fragen. Denn gerade diese Naivität und dieser Notbehelf, immer zuerst nach dem Zweck zu fragen, hat die tollen Märchen und Deutungen eines Plinius und die zwar liebenswürdigen, aber kraß anthropomorphischen, sogar mit moralischen Gefühlen radamontierenden, Schilderungen eines Brehm gezeugt, während die konsequente Verfolgung einiger weniger aber sicherer Grundprinzipien, der

Vererbung, des hauptsächlichen Sinnes – Theodor Zells Nasen- und Augentiere –, der typischen und ursprünglichen Lebensgewohnheiten, in viele vorher ganz rätselhaft und unzweckmäßig erscheinende oder von uns in kindlicher Harmlosigkeit menschlich gedeutete Handlungen Licht gebracht und sie gerade als einstmals äußerst zweckmäßige, aber heute unzweckmäßige erkannt hat: die langsam und gegen tausend Hemmungen arbeitende Anpassung, richtiger Umformung – denn das Tier, wie der Mensch, wird gemodelt, durch den Hunger, die Not, und modelt sich nicht selbst – blieb hinter der eilenden Zeit und ihren mannigfach veränderten und oft konträr gewordenen Lebensbedingungen zurück. Die Hunde leben nicht mehr in Steppen und das hohe Gras zwingt sie nicht mehr, sich vor dem Hinlegen im Kreise zu drehen und das Gras niederzudrücken, aber die Gewohnheit ist geblieben; trotzdem das Bedürfnis dazu fehlt. Wenn wir mit dem „Bedürfnis" die Notwendigkeit, aus der etwas geschehen muß, schlecht genug umschreiben wollen. Schlecht genug, denn wir können nicht so kurzer Hand das Bedürfnis als den zureichenden Grund hinstellen, durch den der betreffende Notstand beseitigt wird; es müßte dann ja, um einen krassen Fall zu nehmen, der Sauerklee das geeignetste Mittel, seine nächtliche Wärmeausstrahlung zu verringern, nämlich das Zusammenklappen der Blätter, erkannt haben und diese Erkenntnis müßte dann als Grund des Zusammenklappens wirken! Aber das Wort mag hier und für diesen Zweck genügen. Und jetzt rückwärts betrachtet und knapp formuliert: es gibt im Leben nur Handlungen, Organe, Sinne, Instinkte, „seelische Kräfte", für die ein ausgesprochenes Bedürfnis vorliegt; es sei denn, daß die in Frage stehende Handlung oder Eigenschaft als die rudimentäre bzw. atavistische Folge früherer Notwendigkeiten zu deuten ist.

Und nun, um auf den vorliegenden, den „aktuellen" Fall der buchstabierenden Tiere zu kommen: die gegenseitige Verständigung, doch eine äußerst zweckmäßige Einrichtung, wird bei den höher stehenden Tieren teils durch Laute, teils durch Bewegungen bestimmter Körperteile – siehe insbesondere die Tasterbewegungen der Insekten – durch Ausscheidung ätherischer Öle und durch Ausstreuen von Exkrementen bewerkstelligt. Das Bedürfnis liegt auf der Hand: Warnung vor dem Feind, Erleichterung des gemeinsamen Jagens und Aufsuchens von Futterstellen und besonders das schnellere Auffinden des anderen Geschlechts. Und der Erfolg ist ebenso evident.

Aus dem lautlichen Verständigungsmittel nun, das also zuerst nichts weiteres war als eine zufällig erworbene, zweckmäßige und deswegen sich durchsetzende Waffe gegen den Hunger und die leibliche und geschlechtliche Not, hat sich die menschliche Sprache entwickelt und mit ihr, aus ihr

das Denken, als welches letzten Grundes nichts ist als ein inneres Sprechen. Der Mensch ist das absonderlichste, komplizierteste, notgepeitschteste Tier: während sich die Ameise, der Elefant, die Kuh mit der bloßen Wahrnehmung begnügt, fühlt sich der Mensch bemüßigt, eine Empfindung in der Sprache[3] noch einmal zu setzen, „sie zu beniesen", in der Sprache, die da sagt: „Sieh! es donnert! wahrlich, es donnert!" Es wird seinen Grund schon haben, daß der Mensch, Nietzsches krankes Tier PAR EXCELLENCE, sich derartig gegen eine Empfindung zur Wehr setzen muß, und es kümmert uns hier wenig, daß der Mensch seine Welt dreimal setzt; einmal, indem er sie empfindet, sie mit seinen Sinnen „schafft", dann Ha! Wahrlich es ist so! zu sich selber sagt und seine Empfindung mit – gesprochenen oder unausgesprochenen – Worten nachzubilden sucht und schließlich in seine Nachbildung sich selber hineinprojiziert, mit seinem Ichgefühl, dem Subjekt, und seinem Muskelgefühl, dem Prädikat. Und „ich denke", d.h. ich spreche innerlich, heißt nun nichts, als ich habe in dem Teil der Hirnrinde, der die Sprachwerkzeuge innerviert, eine Erinnerung an die Bewegungen dieser Sprachwerkzeuge, oder weiter gefaßt, an die Laute, mit denen ich unwillkürlich eine Empfindung begleitete und sie als inneres oder äußeres Klangbild zum zweiten Mal in mir schuf.

Will man also konsequent sein, und man muß hier konsequent sein, ohne befürchten zu brauchen, sich den Vorwurf des Anthropomorphismus zuzuziehen, denn ich gehe nun für einen Augenblick in das andere Lager und suche den Gegner mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, will man also konsequent sein, so muß man das Denken z.B. der Giraffen, deren Verständigungsmittel nach Schillings in Schwanzbewegungen besteht, definieren als: eine Erinnerung in dem Teil ihrer Hirnrinde, der ihre Sprachwerkzeuge, d.i. ihren Schwanz, innerviert, an die Bewegungen dieses Sprachwerkzeuges, oder weiter gefaßt: ihr Denken besteht in der Erinnerung an die Schwanzbewegungen, mit denen sie unwillkürlich eine Empfindung begleiteten und sie als inneres oder äußeres Bewegungsbild zum zweiten Mal in sich schufen; zweifelsohne introjizieren sie dann auch sich selbst in diese Nachbildung ihrer Empfindung und vergiraffen derart die Welt.

Den „Fall" des klugen Hundes Don, eines Hundes also, dessen emsige Verständigungsbestrebungen und Mitteilungen an die Hundewelt schon mancher höheren Tochter peinlich genug geworden sind, bitte ich aus begreiflichen Anstandsrücksichten übergeben zu dürfen.

---

[3] Siehe Fritz Mauthners Philosophisches Wörterbuch.

Ich nehme aber, um mit dieser anscheinenden Bierzeitungssophistik abzubrechen, an, daß den Tieren überhaupt die Nötigung, ihre Empfindungen, die übrigens an Zahl und Inhalt unendlich geringer als die unsrigen sind, mit ihren Verständigungsmitteln nachzubilden und noch einmal zu schaffen, d.i. zu denken, fehlt, da ich weiß, daß ihre Daseinsbedingungen unaussprechlich einfacher sind als die unserer ungeheuerlich überfüllten und komplizierten Welt; es liegt schlechterdings kein Bedürfnis zu denken für sie vor und damit ist die Unmöglichkeit denkender Tiere ausgesprochen. Und sollten sie trotz alledem über eine eigene Grammatik und Sprache, also über ein eigenes Denken verfügen, so sehe ich nicht ab, wie jemals ihre Sprachwelt mit der unsrigen in Verbindung treten, oder gar wie sie bereits die unsrige in die ihrige übersetzt haben könnten und – wunderbar genug! – mit welcher Leichtigkeit sie unser dekadisches Zahlensystem in ihr Einer-, denn so müßte es bei den Pferden und allen Einhufern wohl sein – oder Vierersystem umzurechnen vermögen! Aber es ist schon viel, wenn sie den allereinfachsten allergröbsten Kausalzusammenhang zwischen zwei Erscheinungen, und zwar nur solchen, von denen die eine sie unmittelbar interessiert, lernen, und das hat mit dem Denken und gar noch mit dem abstraktesten, dem mathematischen, nicht das geringste gemein.

Doch es wird wenig helfen; die Professoren der Pferde- und Hundedenkerei stehen in einer Reihe mit denen der Spiritiste-Okkuliste-Obskuristerei und auf sie scheint Grabbe vorahnend hingezielt zu haben, als er seinen Schulmeister und Schmied den Teufel mit Casanovas Memoiren einfangen lassen und sie dann auf die gläubige Welt loslassen wollte mit den Worten: „Was meint ihr, wenn wir den Herrn Urian einfingen, ihn in einen Käfig sperrten, mit ihm auf Messen und Jahrmärkten herumzögen, ihn für eine Seejungfer, oder um den Anschlagzettel noch auffallender zu machen, für eine Seewitwe ausgäben und uns den Titel zweier Professoren der Seejungferei beilegten."

„Das goldene Münchener Herz"

So liest man es so gut auf den Ansichtskarten und Erinnerungskrügen als in den Leitartikeln der Offiziösen und Nichtoffiziösen, wenn sie einen auswärtigen hier zu Besuch weilenden Fürsten – dessen Besuch natürlich von „weittragenderer" politischer Bedeutung ist – begrüßen, so hört man es so gut in jeder akademischen Kneiprede, als in den Begrüßungsansprachen auswärtiger – „ausländischer" heißt es hier bezeichnender Weise – Gesangvereine und Arbeiterabordnungen und so schreien es insbesondere die rührigen Verkehrsvereine in alle Welt.

Es hat für den Neuangekommenen gewiß etwas überraschend Anheimelndes, wenn er sich mit „Grüß Gott" und „Hab die Ehre" begrüßt sieht und das vertraulich duzende „Gelt?" oder „Gell?" oder noch zärtlicher „Gelle?" will ziemlich lange seine Wirkung ausüben, aber das ist alles Tünche, und die zerbröckelt sogleich und zeigt den krassesten Egoismus und härtesten Eigensinn, wenn es heißt, nachzugeben und sich in andere Eigenart einzufühlen. Nirgendwo blüht die Fremdenindustrie so wie hier, aber auch nirgendwo zeigt sie so ihre unangenehmen Seiten und gibt sich so unverhüllt als „Industrie".

Man könnte einwenden, daß München seinen Fremdenverkehr weniger sich selbst – abgesehen natürlich von den Sammlungen und dem – Hofbräuhaus, denn das ist eminent typisch und eine Fundgrube für einen Folkloristen – als vielmehr seiner Lage als Durchgangspunkt für die weiter südlich reisenden Touristen zu danken hat, und daß deswegen Wirt und Kaufmann und Vermieter, wenn sie einmal Fremdenindustrie – übrigens ein ganz abscheuliches Wort – treiben wollen, darauf angewiesen sind, aus ihren Opfern in möglichst kurzer Zeit möglichst viel herauszuschlagen; das hat aber seinen Haken, wenn es sich um ein längeres Zuammenleben von Geldgeber und Geldnehmer handelt; denn es bleibt immer nur das krasse Verhältnis eben von Geldgeber und Geldnehmer, ohne daß auch bei dem längsten Aufenthalt ein menschliches sich Nähertreten zu bemerken ist.

Man redet, um einen besonders scharfen Punkt herauszunehmen, gern von dem traulichen Verhältnis der Münchener Mietwirte zu ihren studentischen Mietern und weist dann insbesondere auf die Einrichtung der „FILIA HOSPITALIS" hin, die, mit allen Konsequenzen, nirgendwo so blühe wie gerade hier, aber in keiner Universitätsstadt werden unverschämtere Preise verlangt, in keiner ist das Meublement dieser Studentenbuden trödliger und zusammengestoppelter als hier – „der Herr Doktor geht ja doch aus", ja, er geht oft nur aus, weil es eine Unmöglichkeit ist, in solchen Höhlen zu arbei-

ten – und in keiner wird gegen einen armen Teufel und säumigen Zahler so rigoros vorgegangen wie hier, und das „Recht der außerordentlichen Kündigung", das einem norddeutschen Studenten etwas praktisch ganz Unbekanntes ist, ist hier sehr bald bei der Hand – der Herr Doktor ist eben ein Herr Doktor, ein Fremder, eine zu melkende Kuh. Ich will gewiß nicht einer übertriebenen Familiensimpelei zwischen Mieter und Vermietendem, wie sie zweifelsohne in einigen norddeutschen Universitätsstädten besteht, das Wort reden; aber wenn ein junger Mensch drei, vier Monate bei einer Familie wohnt, so kann er eine Art Heim verlangen, und nicht nur ein muffiges Absteigequartier, dem er dann begreiflicher Weise den Bräukeller und die „Vergnügungsetablissements", deren sich, nebenbei gesagt, jede pommersche Kleinstadt schämen würde, vorzieht. Weiter besteht in anderen Universitätsstädten, ich kenne das z.B. von Greifswald, Rostock, den beiden Thüringer und der Hessischen Universität, ein äußerst angenehmer und wertvoller Verkehr zwischen den Studierenden und den sogenannten Honoratioren; das ist hier einfach unmöglich, höchstens mit Hilfe feudaler Verbindungen gelangt einmal ein „Studiker" in diese Kreise; München ist in gesellschaftlicher Beziehung unglaublich exklusiv. Und während man in den obengenannten Universitäten dutzendweise Heiraten zwischen ehemaligen dortigen Studierenden und „Honoratiorentöchtern" findet, ist es hier eine Alltäglichkeit, daß ein armer Schlucker, der ein Semesterlang einmal seine Miete nicht gezahlt hat und auch sonst aus pekuniären Gründen mit seinem Studium nicht weiter kam, die Tochter seines Hauswirtes heimführt, heimführen muß, wie er auch die Zahlkellnerin heiratet, mit der er zuerst ein Verhältnis anbandelte und die ihm dann Frühschoppen, Mittagessen, schließlich Miete und Kolleggelder pumpte; Annoncen „Student sucht Bekanntschaft mit Dame, die ihm die Beendigung seines Studiums gegen spätere Heirat ermöglicht", liest man täglich – das ist doch alles Geschäft und zwar mehr von seiten der Bürgerschaft mit dem gerühmten „goldenen Herzen", als von der eines Leichtsinns, der diesen letzten Rettungsweg einschlug.

Es mag gewisse Ausnahmen geben, aber es liegt schon in der nüchternen und hartköpfigen Denkungsart des Bayern, dessen hohe Momente nicht viel mehr als Duliöhstimmungen sind, daß ihm ein nachgebenes, insbesondere verstehendes und mitlebendes Wesen gegenüber einem Fremden zur Unmöglichkeit wird; er ist sicher ein wertvoller Bestandteil unseres Volkes, aber er hat auch sicher, und insbesondere der Münchener, kein „goldenes Herz".

Man weise hier nicht vergleichend auf die Verhältnisse von Berlin; denn einmal wird es keinem Menschen einfallen, von einem goldenen Berli-

ner Herzen zu reden, und zum anderen sind die Verhältnisse einer Großstadt anders zu beurteilen als die einer Provinz- und Kleinstadt; und das ist München, wie mir jeder, der nur einen Monat hier zugebracht hat, zugeben wird, trotzdem es mit seiner Einwohnerzahl an dritter Stelle steht, unbedingt; die Art nur, wie der Münchener sich in Lokalen benimmt, wie er ißt, trinkt, wie er geht – es mußten vor einiger Zeit „zwecks Erziehung des Münchener zum Großstädter" Anweisungen über das Rechtsausweichen auf der Straße gegeben werden – ist die eines typischen Kleinstädters; von den Einrichtungen der Polizei, des Bahnhofbetriebs, der Elektrischen Straßenbahn (der „Tram") und den erwähnten Vergnügungsetablissements ganz zu schweigen. –

Und die gerühmte Münchener Gemütlichkeit? Die erschöpft sich darin, daß dir dein Nachbar seinen Schnupftabak anbietet, dir peinlich dicht unter deiner Nase die Güte seines „Radi" preist, mit dir über das „saukalte" Wetter und die „Kunscht" redet und dich vertraulich in die Seite stößt, um dich auf ein paar exakt gekleidete „Ausländer" aufmerksam zu machen, und dich äußerst „fad" und „grantig" findet, wenn du keine Lust bezeigst, mit in den allgemeinen Ring dich einzuhaken und mit ihm und dem gesamten, Salvator oder Triumphator oder St. Benno trinkenden, Bräukeller einzustimmen in das Münchener Leib- und Magenlied „So lang der alte Peter, der Petersturm noch steht – –"

Ein Traum nach Mauthner und Karl Ernst von Baer

In einem verschneiten Gebirgsdorfe legte ich mich, des ganzen Sportgetues müde – ich finde kein Vergessen in ihm, die Öde des Schnees peitscht nur immer rasender die Erinnerungen – um neun Uhr abends zu Bett, um alles zu verschlafen. Aber in dem niedrigen, bläulich dunklen Zimmer wollte der Schlaf nicht zu mir kommen; statt dessen setzte sich, endlos, auf meinen Bettrand die Zeit und strickte und sang. Und wenn sie eine Weile gesungen hatte, ließ sie ihr Strickzeug fallen und blickte hoch und schlug mit ihren ungeheuren Flügeln – – bis sie, endlich, zu einem grauen Knäuel zusammenschrumpfte und, über den Boden rollend, plötzlich in die Tiefe fiel. In demselben Augenblick trug mich die Welle mitten hinein in den Schlaf, den man, in einem veralteten Sprachgebrauch, einen Ozean nennen könnte für die Klippen und Inseln und palmenreichen Atolle und Korallenriffe des Traums.

An einer Schlamminsel der Niggerküste strandete ich zum ersten Mal: in der zwielichtigen Einsamkeit eines modernden Urwaldes sah ich auf einem umgestürzten Baumstamm ein Wesen sitzen, das als Gewand ein Netz verfilzter Pilzfäden trug und in den pilzig weißen Boden mit einem eisernen Griffel rastlos und monoton seltsame Zeichen eingrub, vermengt mit mystischen Symbolen aller Zeichen, mit welchen die Menschheit ihre ephemeren Empfindungen festzuhalten und zu vereinfachen gesucht hat; ringsum aber sackten die Schwämme mit einem unheimlich feuchten und weichen Ton zu Boden, und der gleiche feuchte Ton kam zu mir, wenn langsam eine Träne, nachdem sie durch seinen Bart gesickert war, zu Boden tropfte. Nach einer Weile aber sank sein Haupt auf die Brust und der Griffel stand still –

> Was störst du mich! ich bin die Zeit
> und sehe meine Rechnung durch.

In diesem Augenblick wandte er sich nach mir um und ich erkannte mich, wie man in einem Spiegelbild sich wieder erkennt, und stand hilflos zwischen weißlichen Bäumen, unter denen es nach Feuchtigkeit und Moder roch. – Hoch über mir aber stürzte aus der blendenden Zukunft ein silberner Strom auf mich, der brach sich durch mich schäumend Bahn und verschwand unter mir in allen Regenbogenfarben der Vergangenheit schimmernd, und ich und was um mich war, – – –

An einer Bernsteinküste strandete ich zum anderen Mal und sah mich sogleich umwirbelt von heftig gestikulierenden Menschen, von einer Schar

wahnsinnig Gewordener – wie es mir auf einen Augenblick scheinen wollte –, deren Gliedmaßen in unaufhörlichen und heftigsten Zuckungen durch-einanderflogen; ihre Augen und Mienen zitterten, ihr Puls raste und ihr Leben schien auf Tage zusammengepreßt zu sein; denn ich sah, wie sie wuchsen und ihre Kleider änderten und wie ihre Züge erlebnisreicher und bedeutender wurden – soeben noch ein Kind, nach einigen Stunden ein begehrendes Weib und wieder nach einigen Stunden eine Mutter, die ihren Säugling trug. Nun flogen sie um mich wie ein Mückenschwarm, befühlten, betasteten mich mit blitzartigen Geberden höchsten Erstaunens, dann steckten sie ihre wirbelnden Köpfe zusammen, dann stoben sie auseinander, dann kehrten sie wieder, und mit einem Male fühlte ich, wie auch in mir mein Pulsschlag zu rasen begann und ich war wie sie. Aber nachdem ich mich an das tausendfach beschleunigte Tempo meines Blutlaufes gewöhnt hatte, erkannte ich bald, daß zwischen meinem jetzigen Zustand und meinem vorherigen des unendlich träge rollenden Blutes kein Unterscheid war, nur die Welt stellte sich mir durchaus anders dar. Ich war derselbe geblieben, nur mein Lebensprozeß knäuelte sich schneller, statt in einer Spanne von achtzig Erdumläufen in einer Spanne von dreißig Tagen ab und – –: das Meer war nicht mehr das Meer und das Wasser hatte seine gischtende Lebhaftigkeit verloren und blieb fast unbeweglich gleich in der Formation seiner Wellenberge und –täler: blaue weichgewölbte und mit hellen Schaumkronen überhängende Klippen, die erst in langen Zeitläuften und fast unmerklich ihre Größe und Stellung zu einander veränderten, und deren träge träge hochsteigende Schaumspritzer „stundenlang" in der Luft schweben blieben. Denn zum Verständnis muß ich daran erinnern, daß wie alle meine Fähigkeiten, so auch die, in dem Zeitraum eines Pulsschlages eine gewisse Anzahl, es sind je nach der Lebhaftigkeit der Eindrücke sechs bis zehn, Wahrnehmungen aufzu-fassen, dieselbe geblieben war, nur, daß diese Pulsschläge jetzt rasend auf-einander sich folgten und derart jede Erscheinung meiner früheren Welt ins Tausendfache zerteilt und dadurch um das Tausendfache in die Länge gezogen wurde. Ein Gewitter stand am Himmel, unendlich wie ein ganzes Jahr, aber einen Donner hörte ich nicht, denn wenn die vom zerteilenden Blitzschlag erregten Schwingungen der Luft in meinem vorigen Weltbild zwischen zwei Pulsschlägen tausendmal mein Ohr getroffen hatten, so gelangte jetzt in derselben Zeitspanne nur eine Schwingung zu mir und gab keinen Ton; so hörte ich keinen Donner und kein Rauschen des Regens, wie ich vorher das Meer nicht brausen gehört hatte; und unsere Stimmen waren arm geworden und klangen hohl und tief und den Blitz sah ich, als ob sich langsam von der ewig nicht weichen wollenden Wolke ein Bündel Licht

niedersenkte und ihm von der Erde gemächlich ein gleiches entgegenstieg und sich mit ihm vereinigte: die ganze Welt war dauerhafter geworden und stabil und ihre Bewegungen waren auf ein Minimum beschränkt, ein fast schweigendes, ein fast unveränderliches, ein fast unbewegtes Bild, und ich verstehe jetzt das Staunen der ersten Menschen, die mir auf dieser Insel entgegengetreten waren, da ich noch unbewegter als die sie umgebende Welt wie ein Toter zwischen ihnen gestanden war. Und während meines ganzen Lebens hing der Sommer über der Erde und nur erzählen hörte ich und aus selt-samen Büchern las ich, daß es einstmals eine Zeit gegeben, in der die Erde viele Menschenalter lang weiß von Schnee gewesen und in der Blöcke Eises unbeweglich auf den faulen Wogen des Meeres gelagert hätten; während meines halben Lebens standen die Blumen unveränderlich in ihrer Frische und gegen das Ende meiner Tage wurden zu unserer endlichen Freude die Äpfel, die in unserer Jugend noch grün und klein gewesen, voll und rotbackig und schwellend von Saft und für die nächste Generation werden sie reif von den Zweigen fallen, die aussehen wie aus Bronze gehämmert, und werden ihnen eine Speise geben, von der wir nur aus Büchern wissen. Das Gestirn aber, das am Anfang meines Lebens als eine schmale Lichtsichel in den Nächten am Himmel gestanden und mit meinen Jahren gewachsen und in den Tagen meiner höchsten Kraft rund und voll wie die Sonne gewesen war, begann kleiner und kleiner zu werden und nun ist es ganz verschwunden; mit dem ist es also vorbei und die Nächte werden nun immer dunkel bleiben.

– – immer dunkel bleiben; denn mein Pulsschlag rollt wiederum um das Tausendfache schneller und mein Leben spinnt sich in noch nicht einer Stunde ab, und die Welt mit ihren sich ernährenden, und ihren Ort und ihre Größe und ihr Aussehen wechselnden Organismen ist beinahe erfroren und zu Stein geworden; die Bewegungen der Tiere dünken mir so und kommen mir derart zum Bewußtsein, wie damals die der Gestirne; aber ich kenne keine Gestirne mehr, ich lebe in einem Weltalter des Tages und in einem unendlich, sagenhaft hypothetisch größeren des Sommers. Nun regt sich kein Blatt im Wind, keine Mücke fliegt, keine Blume welkt oder entfaltet sich – sie sind unveränderlich wie ein buntes Gestein, ein köstlicher Achat auf einem stahlharten Chrysolith – und keine Frucht reift: leblos ist die ganze Natur. Alle die Töne, die ich einstmals hörte, sind unhörbar geworden, dafür aber höre ich das Licht singen und die Wärme ist ein Klingen geworden und der rasende Lauf der Planeten ward zum Ton und der Sang der Sphären ist keine Fabel mehr. Um sechs Uhr abends, wie ich damals gerechnet hätte, kam ich zur Welt und spreche am Ende meines Lebens, eine Stunde später,

zu meinen Enkeln: „Als ich geboren wurde, stand das glänzende Gestirn, von dem alle Wärme zu kommen scheint, höher am Himmel als jetzt. Seitdem ist es viel weiter nach Westen gerückt, aber auch immerfort tiefer gesunken. Zugleich ist die Luft kälter geworden. Es läßt sich voraussehen, daß es bald, nach einer oder zwei Generationen, ganz verschwunden sein wird, und daß dann erstarrende Kälte sich verbreiten wird. Das wird wohl das Ende der Welt sein, oder wenigstens des Menschengeschlechts." –

Auf einem Südsseeinselriff strandete ich zum dritten Mal:

„Hold klingt im Lenz der Sang auf Tubonai,
sinkt sanft die Sonne zur Korallenbai" –

Aber mein Puls ist gedehnt und schlägt unendlich träge, so, daß ich zu einer sinnlichen Wahrnehmung die tausendfache Zeit gebrauche, wie ich sie vormals gebrauchte, und mein Leben zählt achtzigtausend Jahre und ein Jahr ist mir so kurz und so lang wie noch nicht neun Stunden und ich weiß nichts mehr vom Lenz und dem sanften Sinken der Sonne. Denn meine Fähigkeit, in dem Zeitraum eines Pulsschlages sechs bis zehn Wahrnehmungen aufzufassen, ist wiederum die gleiche geblieben, nur, daß mein Pulsschlag – der betrug früher ungefähr die Spanne einer Sekunde – jetzt eine Länge von zehn Minuten beansprucht und ich in dieser Zeit nur jene sechs bis zehn Wahrnehmungen aufzunehmen imstande bin, und dadurch bleibt in der Welt der Organismen für mich kaum ein Beharrendes mehr und alle Bewegungserscheinungen sind um das Tausendfache beschleunigt und die Welt des Organischen ist mit einem Male unruhig bewegt und lebendig geworden, so, daß die Sande und Dünen an dem ewig hin und herspringenden Ufer des Meeres, das sich in eine stehende weiße Schaummasse verwandelt hat, rastlos in gelben Wellen auf und niederwogen und ein steinbedecktes Feld sich darstellt wie eine graue quirlende Masse mit blitzschnell auftauchenden und wieder verschwindenden weißen Steinblasen. Die Welt der Pflanzen aber hastet und tastet und greift und kreist und schlägt hungrig wütend mit ihren Blättern und Blüten und Ranken und Zweigen um mich wie ein rasender Spuk; wie Springbrunnen schießen die Gräser und Pilze hoch und wie Springbrunnen fallen sie wieder in die brodelnde Erde zurück und nur die dicksten Stämme der zählebigsten Bäume zeigen eine kurze Beharrlichkeit. Die Tiere aber sind unkennbar geworden und huschen über ihnen und zwischen ihnen und unter ihnen her wie flüchtige, blitzartig kommende, blitzartig verfliegende Schatten. Und Tag und Nacht wechseln miteinander, wie eine helle Minute einer dunklen folgt, die Sonne fliegt über den Himmel

und hinterläßt einen feuriggelben Schweif, wie ihn damals die Meteore in unser Auge zeichneten, in der dunklen Minute Nacht aber fliegen die Sterne wie eine Handvoll Glühwürmer, toll wie ein sprühender Funkenregen durcheinander. Wild und dämonisch bewegt ist die Welt, eine kochende Masse von Unruhe und Hast und Wechsel und Veränderung. –

Aber wiederum stockt mein Puls und verlangsamt sich wiederum um das Tausendfache und für jede Empfindung verfliegt für mich eine Zeit von zweimal vierundzwanzig Stunden. Nun ist kein Wechsel mehr von Tag und Nacht und ich sehe die Sonne nicht mehr, sondern – wie eine glühende Kugel im Kreise geschwungen – liegt sie als leuchtender Bogen am Himmel, der sich mit den Jahreszeiten hebt und langsam senkt und den rastlos brodelnden Kessel, zu dem die Erde geworden ist – die Tiere sind längst schon nur Schatten und Schemen und unwirklicher Spuk –, erhellt. Und da der Eindruck eines hellen Lichtes länger im Auge verbleibt als der der Dunkelheit, so nehme ich statt eines Schwindens des Lichtes in die Nacht nur noch eine momentane Abschwächung wahr und es liegt über der Welt ein ewiges Wetterleuchten mit zuckendem Lichte: in der jagenden Flucht von dreißig Pulsschlägen ist der Jahreslauf vollbracht.

In dreißig Pulsschlägen? Mein Puls schlägt gleich mit dem Jahr und mit jedem Schlage löst sich die Kruste der Erde auf, um in die Unendlichkeit der Lebensformen aufgenommen zu werden, um ihr kurzes Lebenslied zu singen – immerfort; ihr kurzes Lied, eine zuckende grüne Flamme. –

Denn der Mensch mißt mit sich selbst die Natur und je enger wir dieses eingeborene Zeitmaß nehmen, um so starrer und lebloser erscheint die Welt, je langsamer aber unser eigenes Leben verläuft und je größer die Maßeinheit ist, die wir mitbringen, um so mehr erkennen wir ihr ewiges Werden mit steter Umänderung. Und welche Ansicht der Wahrheit – ach! was für eine Wahrheit! – am nächsten kommt? Die, welche mit dem größten Maßstabe mißt, denn die Natur arbeitet mit unbegrenzter Zeit und unser Maßstab kann nie zu groß sein, sondern ist immer noch zu klein – die Natur, dieses „Ungeheuer von Kraft, diese feste, eherne Größe von Kraft, vom „Nichts" umschlossen als von seiner Grenze, ein Meer in sich selber stürmender und flutender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, mit ungeheuren Jahren der Wiederkehr und sich selber segnend als das, was ewig wiederkommen muß und keine Müdigkeit kennt –"

In demselben Augenblick trug mich die Welle mitten hinaus aus dem Schlaf, den man, in einem veralteten Sprachgebrauch, einen Ozean nennen könnte für die Klippen und Inseln und palmenreichen Atolle und Korallen-

riffe des Traums, mitten hinein in das graublaue Licht, das sich von den verschneiten Bergen zu mir durch die niedrigen Fenster stahl.

In Ketten durch Rumänien

Andeutungen

(November 1916)

Abfahrt (aus der Garnison – auf der Straße das plötzliche Gefühl des Losgelöst- und Nummer Seins)

Der Rote Turmpaß (die Rückzugstraße der Rumänen – ein toter Rumäne auf einer Sandbank im Alt)

Ein Gefecht (grasiger Berggipfel in einem stark welligen Plateau, im Hintergrunde der düstere Surul, die ersten Verwundeten und Toten)

Tote Rumänen (zwei tote Rumänen in sternklarer kalter Nacht)

Angst (das kindliche Angst- und Schreckgefühl bei einer nächtlichen Patrouille)

Ein Angriff (– an meinem Geburtstag! – als zweite Linie im Infanteriefeuer, das verteufelt schwere Niederkämpfen der platten Angst – Tote und Verwundete – die Rumänen im weißen Schafsfell und schwarzer Lammmütze – zerrissene Beine, daß man die Knochen sieht – die zugleich wahnsinnig ängstlichen und flehenden Augen dieser Verwundeten – darauf Vormarsch im Gebirge und Nebelregen)

Nebel (Marsch, Biwak, Gefecht, der Nebel verdichtet sich an den Buchenzweigen zu fallenden Tropfen – Flechten – Kolchisartiges Land – Grillparzers Medea vorher lesen! – Gräber hier)

Hinter der rumänischen Front (als Offizierspatrouille, später allein hinter der feindlichen Front. Angeschossen – Gedanke, hier verwundet und einsam verkommen – „und zitternd tastet mein Gedanke zu dir" – Steilster Hang hinauf – das Grab hier – Nachts im Biwak, Nebel und Feuerrauch, die ganze Nacht das Schreien eines Verwundeten – „und plötzlich heulte ein Hund klagend auf – nein, ein Mensch –" Nächsten Morgen klarer Tag – wir auf einem hohen schmalen Grat, rings im Kreis die Schneeberge der transsilvanischen Alpen) – – „nun liegen die Wolken in einem Nebelmeer flach und weiß über der Ebene zwischen den Bergen, die sich in spitzen Kegeln und grotesken Nasen scharf wie mit einer Riesensilhouettenschere geschnitten gegen den grünlich-blauen Morgenhimmel abheben, wie die hoch und glänzend zugeschneite Decke eines zugefrorenen Sees – – – aber ein Mittags-Frühlingswind kommt und taut ihn auf und geißelt ihn in gischtenden und schäumenden Fetzen an den Bergwänden hoch."

Im Zelt. Das typisch Männliche des Krieges kommt mir zum Bewußtsein – Biwakgesänge – ein paar Granaten und Schrapnelle fahren unter uns, die Pferde werden unruhig – sie singen

Sie hat ein Höschen an –
ist das nicht fein?
Oh der Branntewein! Oh der Branntewein! –

(2 Fortsetzungen gingen verloren auf dem Postweg)

Am Abend weiter, die Füße wie schwere Eisklumpen in dem tiefen mit Schneewasser gemischten Straßenschlamm, aber der Schnee hat das schwache Geäst der Pflaumen- und Weidenbäume am Weg mit dem Gewicht seiner drei Finger dicken Kruste niedergebeugt, so, daß wir in unserer schwarzen Reihe hinmarschieren wie in einem Park riesiger weißer Palmen und Farne – Kolonnen, lange Trupps Gefangener, Autos, vormarschierende Truppen, Meldereiter – Lagerfeuer allerorts – fröhliche (nach dem Erfolg) Stimmung überall –, sie werfen auf die weißen Palm- und Farnwedel über ihnen und auf die bewaldeten Höhn rosige Lichter und seltsam märchenartige Reflexe. Das Artilleriegedröhn und Maschinengewehrgeknatter, das uns die schwarzen Reihen der Gefangenen gebracht hat, hat aufgehört und durch die Nebeldecke, die den Tag über den Schnee auf uns geworfen hat, bricht ein einzelner Stern, klar und scharf – nun wird es frieren die Nacht, Schnee hart – Knirschen. Bei einer Sägemühle, im Süden zwischen den Berghängen ein drohend roter zuckender Schein („wie eine Blutwelle schlägt rhythmisch der Glutschein durch den tödlichen Dunst"), der sich, heller und rosig werdend über den ganzen Süden verbreitet – brennendes Dorf. Als ich in der Nacht durch einen Traum (Verwundung), verursacht durch Abschuß der nahen Haubitzen, aufwachte, – hart und kalt die Sterne. Am nächsten Tag der Schnee gefroren, Marsch durch die Kälte, in Stellung, Angriff über weites verschneites Gelände – Flankenfeuer – im Maschinengewehrfeuer – Aufschläge rings um mich – seltsames Wehen der Maschinengewehr-Garben über mir – das feindliche Sperrfeuer mitten in die Schützenlinie – drei, vier bleiben nach einer Granate liegen – Abends auf einem von Pflaumenbäumen bestandenen Höhenrücken – schneit wieder. Dreckige Hütten – Hunde, Katzen, ein paar übrig gebliebene Hühner und Schweine – Schieße selber mit. Teuflisches Vergnügen, wie die Rumänen im flankierenden Maschinengewehrfeuer in den Schnee purzeln – mehr! mehr! Ich reiße wieder den Karabiner an die Backe und schieße wie im Fieber. Am nächsten Tag Ritt an Artilleriestellung vorbei im feindlichen Artilleriefeuer – Abends in einem Dorf, das sich halbkreisförmig an einem Hang hinzieht – der alte hungernde eremitenhafte Mann nebenan – nehme ihm die Lampe fort. Am westlichen Himmel bäumt sich in dem fahlgelben Abendlicht über den im Tauwetter

liegenden Schneehöhn eine grünlich graue Wolke hoch, unerhört grotesk und fratzenhaft, als sei sie das Symbolum dieses Kriegs – Abendessen beim Regimentsstab, der troddelige Major und Regimentskommandeur, der mich als Spion betrachtet, energische Befehle in das Telephon schreit und dann still, bedrückt und argwöhnisch ist. – Am Morgen auf der „Veranda" dieser Hütte, ich habe mich gewaschen, einen Schnaps zum Frühstück getrunken und lasse mich jetzt an der Wintersonne zwischen Kürbissen und Maiskolben braten. Der alte Mann steht in der Tür, er muß in der Nacht in der Asche gesessen haben und stößt jetzt Töne aus wie ein jammernder junger Hund, er irritiert mich, ich sehe ihn fixierend an, er verschwindet, stärker jaulend –

———

Sechs Uhr Abends Abmarsch, über einen schauderösen Weg eine Höhe hinan, das ganze Bataillon in Reihe, Leute und Gäule bleiben stecken – ich zum „Sammeloffizier" bestimmt – gegen zwei Uhr nachts von der Höhe herunter – im Süden brennt ein großes Gehöft und schwenkt seine ungeheure Rauchfahne wie ein riesiges weißes Band durch die Luft – wie zu lustigem Hohn, denn jetzt ging es mehrere Stunden Schlammserpentinen herab – fast weißer Schlamm, stellenweise bis zum Knie, rutsche auf dem Hintern herunter – mit der Nase hinein – ich sammle und schlage die Liegengebliebenen zusammen und treibe sie weiter – einer hat sich an Zwetschenschnaps unterwegs betrunken – den stoße ich hoch und schleppe ihn weiter und gehe in einer Art Verzweiflungssturm auf seine Betrunkenheit ein – brennende Dörfer. – Quartier.

———

Als ich heute Morgen aufwachte, lag der Novembernebel dick vor meinem Fenster und verdeckte den Schmutz und Kot des verlassenen verwüsteten Dorfes und die ganze entsetzliche Trostlosigkeit dieses Kriegs. Jetzt geht es gegen Mittag, da hob er sich und liegt nur noch müde und verdrossen auf den Höhn und ich bin allein, meine „Kameraden" sind fort, meine Kameraden, ach meine Kameraden! – ich laufe so mit ihnen mit, ich esse mit ihnen zusammen und spreche am Tage drei Worte mit ihnen – ich nehme an, sie wissen nicht, was sie von mir halten sollen, ich bin so zwischen sie hineingeschneit. Aber eine kleine knabenhafte Wut will zuweilen über mich kommen, wenn ihnen einmal ein Dämmern ob meiner fraglichen bürgerlichen Existenz zu kommen scheint und sie darob ernsthaft ehrenwerte Gesichter

machen. Dann denke ich an meinen Kamerad, den ich vor nun beinahe zwei Jahren im BOIS DE FAVRIÈRE begrub. Nun wird sein hoher Eichenhain und sein hübsches Birkenkreuz von dem französischen Durchbruchsfeuer im Juli zerfetzt und zerstampft sein, vielleicht liegt er wieder ausgeworfen auf bloßer Erde und schneidet dabei sein altes traurigkluges Gesicht – er war [?] in Mystik und Blasiertheit und schwärmte für Stefan George; in der Sylvesternacht 1914 auf 15 aber waren wir beide flaschenbeschwert in den Telephon[unterstand] gegangen, wo sie auf zwei Guitarren Operettenlieder spielten – – – feindliche Minierarbeiten – – es wurde Tag als wir durch die Gräben in unseren Unterstand torkelten – nebelig kam das neue Jahr herauf, von dem er nur noch einen halben Monat sehen sollte. Denn wir glaubten damals, wir könnten diesen Krieg nur im Trinken ertragen – aber nun trinke ich schon lange nicht mehr, ich schüttele nicht mehr den Kopf über den Wahnsinn der Welt, ich döse in den Nebel und den Schmutz und lasse beide meine Heimat sein. – Über meinem Maisstrohlager hängt mit verdrecktem Glasrahmen ein kitschiges Christusbild, typisch byzantinisch gemalt; ein hagerer grünlichgelber Christus, den der heilige Johannes tauft, Engel stehen im Wasser um ihn und schauen behaglich zu, Gottvater breitet oben im meerblauen Himmel die Hände segnend über ihn und eine weiße Taube schießt, stößt begierig wie ein Falke auf ihn herab – „BOTEZUL DOMNULI NOSTRU ISUS HRISTOS". Westlich der Alt dringen sie unaufhaltsam vor und schwenken nun langsam um nach Ost, anscheinend rollt man die feindliche Front nach Osten auf. Und ich? Was geht mich das an? Was geht, ging dich das, der dieses liest, was ging dich das an, der du selber dabei kämpftest oder fielst – aber wir wissen das ja alle längst, schon längst, aber wir sind krank und schwach, ach! wie schwach – ein Wunder, daß wir noch essen und trinken mögen.

Während des Marsches von VALEA GABULUI nach BUISENESTÜ saß ich für einen Augenblick in einer Scheune – triefend, stinkend von Schmutz, in der Scheune sitzen rumänische Gefangene und rösten sich mächtige Maiskolben – über dem Feuer ein feuchter Pfosten, der aus dem Gartenzaun herausgezogen ist – aus dem Holz treibt die Hitze einen Regenwurm heraus – krümmt sich toll in der Hitze, will fort, vertrocknet langsam unter wilden Krümmungen – (irgendwie als Vergleich) –

An einem gleichen Nebelmorgen Abmarsch – immer das gleiche: verwüstete verlassene, aber schon kultiviertere Dörfer. (etwas weiter dieses ausführen!) Der erste rumänische Zivilfriedhof – ohne Hecke oder Zaun, an der Landstraße, die Erhöhung der Gräber kaum zu erkennen – wie ein Brachacker, fünf bis sechs Kreuze, sehr niedrig – Biwak, weil Regimentskommandeur in seinem Dorf durch Einquartierung feindliches Artilleriefeuer fürchtet – steht auf seinem Dach und beobachtet durch Scherenfernrohr. Im Biwak riesige Maiskolben, lasse mir einige rösten – nächsten Tag weiter – dicke Siegesnachrichten – SLATINA, Donauübergang ALEXANDRIU etc. – schöner Wald – stellenweise nur Eichen – mäßige Steigung – in den Ebenen und Tälern überall weißschimmernde Häuser – frühlingswarm – Wetter zum Friedenschließen – einige Weidenbäume noch grün und eine häufige haarige Ginsterart. – Liege in Bereitschaft. – Nach dem Gefecht auf dem MORMONTA liegen wir Nachts an einem dem Feind zugekehrten steilen Hang in der Mitte – werden wach durch feindliche Infanterieschüsse, die zwischen uns patschen – der Hauptmann befiehlt, ruhig liegen bleiben, ich aber noch halb im Schlaf, fahre, da dicht neben mir ein Geschoß einschlägt hoch und rutsche pfeilschnell den Hang hinab – durch Kot – die ganze Kompagnie hinterher –

——— Für vorher:

Es muß kalt des Nachts in diesem schönen Eichenwald sein, denn die Bäume sind knorrig und kurz und mit dicken Polstern im weichsten Dunkelgrün schimmernden Mooses bedeckt und das niedere Gesträuch zwischen ihnen hat einen so dicken weißen Haarbelag angelegt, daß es aussieht, als wäre es bereift. Der Himmel wurde hoch und abendbunt über uns, als wir den Wald verließen und talwärts stiegen – talwärts hinab über einen wunderbar frühlingsgrünen sanft abfallenden Hang, auf dem schneeweiße, gelbbelaubte Birken in dichten zärtlichen Gruppen standen – aus dem Norden aber, aus den nördlichen Talnebeln hob sich leuchtend und drohend die breite Pyramide eines verschneiten Berges der transsylvanischen Alpen – wir sind über dich hinüber, du schreckst uns nicht mehr, du frißt nicht mehr unsere Patrouillen auf oder krallst unsere Posten tückisch in den weißen ewigen Schlaf – wir sind über dich hinüber, du weißer Popanz und wundervoller Abschluß dieses zärtlichen Frühlingstals! Die Häuser blinzeln hinüber, weiß und adrett, einige Feuer glummen schon und wir haben wieder für heute ein Dach über dem Kopf –

Am nächsten Tage Marsch über grasige Höhn, in der Tiefe ein kleines Städtchen – sehr freundlich, weiß, zwei Kiefern – die ersten Zivilbewohner! Sie haben weiße Tücher vor ihre Häuser gehängt. Die ersten Frauen! Harte, aber regelmäßige und nicht unschöne Gesichter. Machen große freundliche Augen und neigen wie auf Kommando den Kopf – eine Frau säugt ihr Kind mit weit offener (häßlicher!) Brust. Geknalle in dem Dorf: Schweine-, Hühner- und Entenschießen – Angriff in leichtem feindlichen Sperrfeuer – ein großer Bussard hält sich immer über uns – die feindliche Artillerie schießt bis zuletzt – wird genommen – Klettern durch steilste Lehm- und Mergelschluchten – schönes klares Wasser in den Schluchten – Abends im Dorf – großes Hühner-, Enten- und Schweinemorden – Fressen – Saufen (Schnaps) – viehisch – gehe Nachts, da ich in den letzten Nächten nicht schlafen kann, heraus und höre die Betrunkenen – Heulen, Weinen, Singen, Jaulen, Brüllen – „viehisch" – Weitermarsch. Vorher in einer rumänischen Kirche – schön gemalt in Blau und alles Gold – – unten aus den Dörfern flüchten in Scharen die Einwohner. –

Durch dicken triefenden Nebel ging heute der Marsch den ganzen Tag; auf schmalen mannsbreiten Graten zwischen lotrecht steilen Lehm- und Mergelschluchten, in denen der Nebel dick wie Milch lag und leise überkochte, durch den Dreck trostlos öder Landstraßen, durch das schon gewohnte Bild bewohnter Orte mit Greisen und Frauen – dann schlängelte sich die Kompagnie allein und Mann hinter Mann keuchend einen Berg hinan, mühsam, mühsam – (ausführen!) ein paar Sattel hatte der Berg, auf denen wir unter Zwetschenbäumen rasteten – und kurzes Maschinengewehrfeuer ganz fern irgendwo – dann keuchen wir gebückt weiter unter dem triefenden Eichen- und Buchengezweig und sind mit einem Male auf der Höhe und sehen in der Runde zehn Schritte weit – einsam, totmüde, hoch und im dicksten Nebel – kein Laut – wir werfen uns hin und lassen uns naß regnen – bald, in einer Stunde wird es Abend sein – eine zurückkehrende Patrouille meldet, sie hätte irgendwo Hundegebell gehört (wir haben ja keine Karten mehr) – wir spitzen die Ohren – aber alles still – da gehe ich mit den beiden anderen Offizieren und zwei Mann den Berg aufs Geratewohl hinab – Wiesen, Zwetschen, Heuschober, ein rumänisches Steinkreuz – da hören wir eine Kuhglocke – gehen darauf zu – ein paar Lachen täuschen uns die weißgestrichenen

Häuser vor – lautes fremdartiges Rufen in der Nähe – finden zwei alte, seltsame Klagelieder ausstoßende Männer – einer flieht, der andere kommt angstvoll-ehrerbietig auf uns zu, gibt uns die Hand etc. – führt uns in sein Haus – größerer Hof – zwei Zimmer, das eine voll von Frauen und Kindern – schöne Augen – Angst – aber in dem einen Zimmer kein Ofen, nichts für uns also – ich fordere Milch – eine Frau zeigt eine Kinderflasche mit Milch, danke lachend, da bietet mir eine andere junge, auch ihr Kind tränkende, mit lustigen Augen ihre schöne entblößte Brust – der Alte schlägt mich lachend auf die Schulter, ich gehe, Hand an der Mütze, fort, und wir lassen uns zum Popen (Pfarrer) führen. Ich steige inzwischen wieder zur Kompagnie zurück, stelle Sicherungen – hohe bei dem Nebel! – aus und lasse die Kompagnie in das Dorf führen. Wie ich zurückkehre, knattert gerade unendlich fern ein Maschinengewehr und der Nebel liegt fest auf der Erde – zwei Schritt weit – suche und taste mich durch tiefsten Schmutz zum Popen. – Er allein – meine „Kameraden" machen Zoten mit ihm, fragen, wo „Weiber" – (Gesten), setzen seine Popenmütze sich auf – er Philosoph, hat für alles eine Handbewegung – durchschlägt mit der flachen Hand die Luft von oben nach unten und führt sie dann, immer noch senkrecht in Höhe des Nabels, energisch nach rechts und bekreuzigt sich dabei. – Brauen uns einen Grog aus Pflaumenschnaps – Patrouillen und Meldejäger verlaufen sich und kommen nicht zurück in dem Nebel – oder sind sie abgefangen? – Am nächsten Morgen noch immer der gleiche Nebel. –

Anhang

Zur vorliegenden Edition und zur Textgestalt

I

Die vorliegende Edition bietet nach Jahrzehnten erstmals wieder eine vollständige Ausgabe der Werke Gustav Sacks. Die editorische Situation ist im Falle dieses Autors ein einziges Dilemma. Die letzte umfangreiche Ausgabe „Gustav Sack. Prosa – Briefe – Verse" – die überhaupt erst zweite im Falle Gustav Sacks –, ist fast fünfzig Jahre alt und weist gravierende Mängel auf.[1] Es fehlen so wichtige Texte wie das Romanfragment „Paralyse", das Sack als eines seiner Hauptwerke ansah, es fehlen sieben Erzählungen, der Prosa-Werkkomplex „In Ketten durch Rumänien" sowie nicht weniger als 49 Gedichte. Die gleichwohl für die Sack-Rezeption seit den 1960er Jahren wichtige Ausgabe kann also keineswegs den Charakter einer Werkausgabe beanspruchen.
Hinzu kommt ein weiteres, vielleicht noch gravierenderes Manko. Die abgedruckten Texte widersprechen in ihrer Textgestalt eklatant dem Autorwillen und ignorieren Eigenarten des Autors Gustav Sack. Niemand konnte das besser beurteilen als Paula Sack, die sich als Herausgeberin und Bearbeiterin des Sack-Nachlasses größte Verdienste erworben hat. Sie schreibt 1966 in einem Zeitungsbeitrag:

> So grenzenlos begrüßenswert es ist, daß hiernach Sacks Werk zur ungefähren Hälfte seines Umfangs wieder vor uns liegt [...] der Preis, den ich dafür zu zahlen hatte, war so, daß ich bis heute zweifeln muß, ob er nicht zu hoch war. Es mußte nämlich – und auf dieser Bedingung bestand man – das Ganze ohne Ausnahme, die Briefe inbegriffen, durch den Dudenwolf gedreht werden, wobei nicht allein die Orthographie auf den jüngsten Stand gebracht, sondern allem voran Sacks von ihm sakrosant erachtete Interpunktion vergewaltigt wird – kein anderes Wort kann das bedauerliche Geschehen kennzeichnen. Eine wahre Wanzenjagd setzte ein auf die von Sack besonders in seinem Jugendwerk überschwänglich ausgesäten Gedankenstriche. Hier behutsam zu roden, war erlaubt, war geboten. Was aber geschah, war die bedenkenlose Ausrottung dieses durchaus legitimen Satzzeichens, wobei es unvermeidlicherweise zu grotesken Sinnentstellungen und insgesamt

[1] Gustav Sack: Prosa – Briefe – Verse. Albert Langen, Georg Müller: München/Wien, 1962.

> zur Erschwerung der Erfassung des ohnehin nicht einfachen Textes kam. Und gar das Komma, dessen sich Sack, aus Gründen, die wir zu respektieren haben, allgemein eher spärlich bedient – die Kommata wurden, samt obligaten Gänsefüßchen der direkten Rede verschwenderisch über die Seiten gestreut. Sooft ich, zum Beispiel in Sacks Briefen, auf seine eindringliche Mahnung stoße, doch beim Abtippen, um Himmelswillen genauestens auf die Interpunktion zu achten – keine Angst, ich tat es! – ebensooft läuft es mir schuldbewußt übers Herz, wenn ich an das oben geschilderte Sakrileg denke.[2]

Im gleichen Kontext hatte Paula Sack bereits im Vorwort der Gesammelten Werke 1920 geschrieben:

> Daß ich Sacks konservativer Orthographie und mehr noch seiner selbstherrlichen Handhabung der Interpunktion mit verschwindenden Ausnahmen blind gefolgt bin, darf nicht als Äußerung übertriebener Pietät gedeutet werden; ich war dazu umso mehr verpflichtet, als er selbst auf beides, besonders auf Innehaltung der Interpunktion bei Vervielfältigung der Manuskripte stets den größten Nachdruck legte. —

Für heutige Herausgeber konnte das nur bedeuten, auf die von Paula Sack herausgegebene Werkausgabe von 1920 zurückzugehen und deren Eigenheiten in Orthographie und Interpunktion zu respektieren und zu reproduzieren.[3] Paula Sack hat den Textkorpus dieser Ausgabe mit Gustav Sack zusammen, größtenteils während dessen Lazarettaufenthalt in Deutschland 1916, ediert. Einen Glücksfall für das vorliegende Editionsprojekt stellt der Umstand dar, dass Paula Sack – die sich durch eine jahrzehntelange textkritische Aufarbeitung des Nachlasskorpus in editorischer Hinsicht unumschränkte Autorität erwarb[4] – die 1920er Werkausgabe einer kritischen Revision unterzog. Ihr Ziel war:

---

[2] Paula Sack: Nach fünfzig Jahren. Zum Todestag von Gustav Sack. In: Süddeutsche Zeitung, München, 3./4.12.1966.

[3] Ausgenommen sind offensichtliche Druckfehler, die korrigiert wurden.

[4] Paula Sack machte sich die Wirkungsgeschichte der Werke ihres Mannes zu ihrer Lebensaufgabe. Der sich heute im Deutschen Literarturarchiv Marbach (DLA) befindliche Nachlass des Dichters wurde von ihr geordnet und akribisch aufgearbeitet. Ihre Arbeitsergebnisse sind dokumentiert in: Paula Sack: Der verbummelte Student. Gustav Sack – Archivbericht und Werkbiographie. Wilhelm Fink: München, 1971. Seitens der Literaturwissenschaft wurde ihr höchste Wertschätzung zuteil, beispielsweise seitens des Gustav-Sack-Forschers Karl Eibl. Vgl. hierzu: Karl Eibl: Anhang. In: Gustav Sack: Paraly-

> eine vollständige Neuausgabe der von mir inzwischen textkritisch überarbeiteten Fischer-Ausgabe von 1920. Es ist mir klar, daß ich sie nicht mehr erleben werde. Das Langen-Buch wird selbstverständlich kaum gekauft; nur Eingeweihte wissen von seiner Existenz.[5]

Im Falle des Romanfragments „Paralyse" und des Dramas „Der Refraktär" legte Paula Sack 1971 zusammen mit Karl Eibl eine textkritisch modifizierte Neuedition vor.[6] Sie begründete diese damit, dass eminent wichtige Werke Sacks nicht nur in der Langen-Müller Ausgabe fehlten, sondern auch in der 1920er Ausgabe unbefriedigend ediert worden seien. Die Druckfassung jener Werke sei „im Juli 1916 im Eiltempo" nach einem Manuskript hergestellt worden, dass für Sack nur eine editorische Vorstufe dargestellt habe:

> Das derart unter Zeitdruck entstandene Typoskript würde den Ansprüchen eines Autors kaum genügt haben, der *eine* gründliche Überarbeitung und Niederschrift seines Schauspiels geplant hatte [...]. In Kenntnis dieser Sachlage nahm ich die Gelegenheit der zweiten [vorliegenden] Drucklegung wahr, um eine letzte gründliche Durchforschung sowohl der Handschriften der *Handschrift* als der auf etlichen beigefügten notierten (nur von mir entzifferbaren) Änderungen vorzunehmen. Das Ergebnis dieser peinlichen Untersuchungen des dürftigen Materials sind ein paar, letzten Endes geringfügige, Veränderungen [...].[7]

II

Unberücksichtigt blieben bei der vorliegenden Ausgabe die zwischen 1901 und 1920 entstandenen Jugendwerke Sacks (insbesondere Sacks Dramen „Olof", „Erwins Tod", „Marga" und „Loge"). Diese sind noch ganz den klassischen Vorbildern Byron und Shelley verpflichtet und tragen stark epigonale Züge. Dem Autorwillen folgend, fehlten sie auch in der 1920er Ausgabe. Eine Edition der Frühschriften wäre erst im Zusammenhang mit einer Historisch-kritischen Gustav-Sack-Ausgabe zu legitimieren, wie sie der Lite-

---

se/Der Refraktär. Neuausgabe des Romanfragments und Schauspiels mit einem Anhang von Karl Eibl. Wilhelm Fink: München, S. 163.

[5] Paula Sack: Nach fünfzig Jahren (Anm. 2).

[6] Gustav Sack: Paralyse/Der Refraktär, S.4 (Anm. 4).

[7] Ebd., S. 5.

raturwissenschaftler Dieter Sudhoff 2002 vehement forderte.[8] Für eine solche Ausgabe fehlen jedoch momentan die finanziellen und personellen Rahmenbedingungen.

III

Die vorliegende Edition steht im Zusammenhang mit einer Neubelichtung des so spannenden Autors Gustav Sack im Rahmen der Arbeit der LWL-Literaturkommission für Westfalen. Im Sack-Gedenkjahr 2010 (125. Geburtstag) fanden Ausstellungen in Sacks Geburtsort Schermbeck und im Museum für Westfälische Literatur Haus Nottbeck (Oelde-Stromberg) und abschließend im Frühjahr 2011 im Düsseldorfer Heinrich-Heine-Museum statt.[9] Parallel erschien ein umfangreicher Katalog mit Forschungsbeiträgen über Gustav Sack.[10]
Mit diesen umfangreichen Bemühungen – weiterhin ist ein Hörbuch zu nennen[11] – sollten Werk und Leben Gustav Sacks wieder an die Forschung herangeführt werden. Der Autor ist seit langem aus dem Blickfeld der Literaturwelt und Forschung verschwunden. Schenkt man dem Eintrag im „Westfälischen Autorenlexikon" Glauben, ist in den letzten Jahren nur noch vereinzelt über ihn gearbeitet worden.[12]
Sack hat, scheint's, keine Lobby. Den einen ist er zu modern, den anderen zu konservativ. Er war ein Autor, der alle Merkmale auf sich vereinigt, *kein* Massenautor früherer oder heutiger Tage zu sein oder zu werden. Karl Eibl äußerte 1971:

> Sack macht es dem, der ihn klassifizieren will, schwer, zu schwer. Die Klischees passen nicht, und da Literaturgeschichten bei der Einordnung

[8] Dieter Sudhoff: Die literarische Moderne und Westfalen. Besichtigung einer vernachlässigten Kulturlandschaft. Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen, Band 3. Aisthesis: Bielefeld, 2002, S. 97f.
[9] Die Schermbecker und Düsseldorfer Ausstellung wurde von Steffen Stadthaus kuratiert; die Ausstellung im Museum für Westfälische Literatur in Oelde-Stromberg von Steffen Stadthaus und Walter Gödden.
[10] Walter Gödden, Steffen Stadthaus: Gustav Sack – ein verbummelter Student. Enfant terrible und Mythos der Moderne. Aisthesis: Bielefeld, 2010.
[11] Gemeint ist die CD: Claude Oliver Rudolph liest Gustav Sack. Aisthesis: Bielefeld, 2011 (= Reihe „Live! auf dem Kulturgut", 11).
[12] Zur Wirkungsgeschichte Sacks vgl. Walter Gödden: Den einen zu konservativ, den anderen zu modern – Arbeit am Mythos Gustav Sack. In: Gödden, Stadthaus: Gustav Sack – ein verbummelter Student, S. 58-94 (Anm. 10).

> der poetae minores auf Klischees angewiesen sind, ist der ‚packende Torso' Sack dort oft kaum wiederzuerkennen.[13]

Dem chronischen Misserfolg zu Lebzeiten folgte bald nach Gustav Sacks Tod (1916) eine erste Erfolgswelle. Sein „Verbummelter Student" (1917) wurde ein Erfolgsbuch mit einer Auflage von 20.000 Exemplaren in nur zwei Jahren.[14] Ähnlich große Resonanz hatte zwei Jahre später sein zweiter Roman „Der Namenlose" (1919) und die erste Gesamtausgabe im Jahr darauf.[15] Auch diese löste eine Flut positiver Rezensionen aus.[16] Doch schon wenige Jahre später war Gustav Sack vergessen. Albert Soergel wurde 1925 bescheinigt, er habe Sack für die Literaturgeschichte wiederentdeckt und rehabilitiert. In seinem Standardwerk „Dichtung und Dichter der Zeit. Im Banne des Expressionismus" hatte er Sack ein ganzes Kapitel eingeräumt.[17] 1926 erschienen zum zehnten Todestag des Dichters immerhin 38 Gedenkaufsätze an exponierter Stelle in den deutschsprachigen Feuilletons.[18]
Der Nationalsozialismus bereitete der beginnenden literaturgeschichtlichen Etablierung des Autors ein Ende. Sacks literarischer Avantgardismus, sein frühexpressionistischer Sound und sein radikal anarchistischer Nonkonformismus bewahrten sein Werk vor einer Eingemeindung in den nationalsozialistischen Literaturkanon.
Nach 1945 kam eine Wiederentdeckung Sacks erst zögerlich in Gang. Paula Sack setzte sich unermüdlich für das literarische Erbe ihres Mannes ein. In Briefen an Thomas Mann, Hermann Hesse und Erich Maria Remarque warb sie zwischen 1945 und 1951 um Unterstützung für eine Neuauflage der

---

[13] Karl Eibl: Anhang. S. 145 (Anm. 4).
[14] Vgl. Gustav Sack: Ein verbummelter Student. S. Fischer: Berlin, 1917. Zahlreiche euphorische Rezensionen erschienen in bedeutenden deutschsprachigen Feuilletons und Literaturzeitschriften. Vgl. zum Beispiel Franz Theodor Csokor: „Ein Verbummelter Student". Roman von Gustav Sack. In: Donauland, Illustrierte Monatsschrift, Jg. 1917/18, S. 761. Hans Harbeck: Gustav Sack. In: März, Nr. 4, 1917, S. 78-80. Hans Johst: Gustav Sack. Ein neuer Romantiker. In: Das literarische Echo, Nr. 19, 1917/18, S. 1368-1370.
[15] Vgl. Gustav Sack: Ein Namenloser. S. Fischer: Berlin, 1919; Gustav Sack: Gesammelte Werke. Bd.2. S. Fischer: Berlin, 1920.
[16] Vgl. Heinz Stolz: Ein namenloser Roman. In: Der Einzelne, Heft 1, 1919, S. 187; Hans Johst: Die Resultanten. In: Die neue Rundschau, Nr. 2, 1919, S. 1144; Wolfram von Hanstein: Gustav Sack, ein Namenloser. In: Blätter für Kunst, 1919, S. 9; Sebastian Scharnagl: „Ein Namenloser". Roman von Gustav Sack. In: Die Bücherkiste. Monatsschrift für Literatur, Graphik u. Buchbesprechung, Nr. 1,1919,S. 54.
[17] Albert Soergel: Im Banne des Expressionismus. Voigtländer: Leipzig, 1925, S. 814.
[18] Vgl. Paula Sack: Archivbericht, S. 371 (Anm.4).

Werke.[19] Sie wandte sie sich vor allem an Exil-Autoren, die Sacks Werk hochschätzten. Deren verlegerische Situation war jedoch – von Mann und Hesse einmal abgesehen – selbst sehr unbefriedigend. Hesse, Mann und Remarque konnten nicht helfen, sparten aber in ihren Antwortschreiben nicht mit hochschätzenden Äußerungen über das Sack'sche Oeuvre. Am 6. Januar 1949 schrieb Thomas Mann über das Fragment „Paralyse":

> Es trägt den Stempel des damaligen expressionistischen Kunstgeschmacks, ist aber von größter persönlicher Unabhängigkeit und Eigenwilligkeit doch auch wieder, voll geistiger und sprachlicher Energie, echte Dichtung, wenn auch nicht ausgegoren, sondern Sturm und Drang, aber höchst begabter, und immer wird zu beklagen sein, daß das kühn konzipierte Werk Torso geblieben ist – ein Torso freilich, packender, als so manches Vollendete.[20]

Es sollten weitere Jahre vergehen, bis Paula Sacks Mission Erfolg hatte. Mitte der fünfziger Jahre berücksichtigte das erwachende Interesse an der vom NS-Staat als „verfemt" diffamierten Literatur auch Sacks Werk. Ein erster Schritt und großer Erfolg war die Aufnahme Sacks in die von der Akademie der Künste initiierte Reihe „Verschollene und Vergessene".[21] Hier wird er neben Autoren gewürdigt, die heute als Klassiker der Moderne gelten, beispielsweise Else Lasker-Schüler oder Karl Kraus. Im selben Jahr erschien im Heinrich-Ellermann Verlag der Gedichte-Zyklus „Die Drei Reiter".[22] Das Nachwort steuerte der bekannte Feuilletonist Paul Hühnerfeld bei. Ende der fünfziger Jahre war Sack zumindest eine Zeitlang im Bewusstsein der literarischen Öffentlichkeit präsent.
1962 folgte dann die von Paula Sack lang erhoffte neue Gesamtausgabe im Albert Langen Verlag.[23] Die unvollständige Werkausgabe wurde in den Feuilletons als literarisches Ereignis gefeiert. Über 55 Rezensionen in deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften sind überliefert.[24] In Buchform greifbar rückte Sack noch stärker in den Fokus des literarischen Dis-

---

[19] Vgl. ebd, S. 242.
[20] Thomas Mann: Brief vom 6. Jan. 1949. DLA: A: P. Sack.
[21] Gustav Sack: Eine Einführung in sein Werk und eine Auswahl. Schriftenreihe: Verschollene und Vergessene. Hans Harbeck (Hg.), Franz Steiner: Wiesbaden, 1958 (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur).
[22] Gustav Sack: Die drei Reiter. Gedichte 1913-1914. Ellermann: Hamburg, 1958.
[23] Gustav Sack: Prosa – Briefe – Verse (Anm. 1).
[24] Die Rezensionen wurden von Paula Sack gesammelt; sie befinden sich im Marbacher Nachlass des Dichters (DLA, A:Sack).

kurses, wie auch zahlreiche Würdigungen in Rundfunk und Feuilleton zum 50. Todestag Sacks belegten.[25]

Auch bei der jungen Germanisten-Generation erwachte ein Interesse an dem Autor. Es hing zusammen mit der erwähnten Wiederentdeckung des Expressionismus und neuen Fragestellungen, die Eingang fanden in literaturwissenschaftliche Diskussion.[26] Sehr zum Vorteil Sacks, denn erst jetzt wurde die Singularität, Modernität und das Avantgardistische dieses Autors erkannt, dessen Sprachskepsis in vielem schon das Werk Musils, Döblins, Jahnns, Brochs und anderer „Neutöner" vorwegnahm. Einen Durchbruch in der Sack-Rezeption brachten die neuen Erkenntnisse jedoch nur sehr bedingt. Sofern Sack überhaupt intensiver diskutiert wurde, war dies nie von langer Dauer.

Insgesamt ist zu konstatieren, dass sich das Interesse vorrangig an der Person Sacks entzündete, die in Beziehung zum Werk gesehen wurde. Diese Gleichsetzung von Leben und Werk verstellte jedoch die Sicht auf den Autor. Er wurde trivialisiert, sein Innovationspotential verkannt. So ist die Rezeptionsgeschichte Sacks überschattet vom Trugbild eines Biographismus, der Sacks Bild verklärte und den Autor in ein falsches Licht rückte. Es finden sich Stilisierungen und Heroisierungen in Serie. Literaturgeschichtlich dasselbe nebulöse Bild. Einer schrieb vom andern ab und reduzierte das Gesamtbild auf einige wenige stereotype Schablonen, die nicht dazu angetan waren, neues Interesse am Sackschen Oeuvre wachzurufen. Das alles hat mit dazu beigetragen, dass Sack in den Diskussionen über den literarischen Expressionismus wie ein Mitläufer behandelt wurde, nicht jedoch als Pionier, der in vielem seiner Zeit voraus war. Er erlangte eher den Status eines „Geheimtipps".

Die Zahl der Fürsprecher Gustav Sacks ist klein, aber sie ist prominent. Einige Stichpunkte aus den Plädoyers für den Autor: Seine Werke zählten zu den „wichtigsten und bedeutendsten Dokumenten" seiner Zeit, er selbst eine der „eigenständigsten Begabungen" des Expressionismus. Seine Prosa sei „seit Jean Paul und Nietzsche die denkbar beste" und „seit Georg Büchner [sei] nichts an innerer Sprengkraft Vergleichbares in der deutschen Literatur

---

[25] Neben der großen Anzahl an Rezensionen in den großen deutschen Zeitungen und Zeitschriften wurden insgesamt auch 25 längere Radiofeatures zwischen 1958 und 1966 in allen deutschen Rundfunkanstalten über Gustav Sack gesendet. Eine genaue bibliografische Auflistung befindet sich im Gustav Sack Nachlass (DLA, A:Sack).

[26] Karl Eibl: Die Sprachskepsis im Werk Gustav Sacks. Wilhelm Fink: München, 1970. Franz Georg Wansch: Gustav Sack. Persönlichkeit und Werk. [Diss], Wien, 1967. Wolfgang Rothe: Der Expressionismus. Theologische, soziologische und anthropologische Aspekte einer Literatur. Frankfurt/M., 1977, S. 426.

auf[ge]flog[en]"; es sei legitim, ihn in die Ahnenfolge der „mächtigen Skurrilen von Raabe zu Kafka und Robert Walser" einzureihen; als Pionier des „modernen Erzählens" sei er in die Nähe von Robert Musil, Franz Kafka und Hermann Broch zu rücken; es sei ihm vergönnt, in einem Atemzug mit Georg Heym, Georg Trakl, Theodor Däubler, Arno Holz, Else Lasker-Schüler und Karl Kraus genannt zu werden; als „glaubenslosen Metaphysiker" wurde er mit Gottfried Benn, Dostojewski und Nietzsche verglichen; Adorno stellte ihn wegen seines Erzählstandpunktes an die Seite von Proust; Thomas Mann bezeichnete sein Romanfragment „Paralyse" als „packender, als so manches Vollendete".[27] Analogien wurden bis in die unmittelbare Gegenwart gezogen. Sein Lebensgefühl, sein zynischer Umgang mit dem Wort und seine antibürgerliche Haltung ließen eine Verwandtschaft mit Poeten der amerikanischen Beat Generation wie Allen Ginsberg oder mit Rolf Dieter Brinkmann erkennen. Im regionalen Kontext schließlich wurde sein Roman Ein verbummelter Student neben Adolf von Hatzfelds „Franziskus" als *der* westfälische Roman des 20. Jahrhunderts bezeichnet.[28]

Gustav Sacks Texte sind bis heute lesbar geblieben. Sie sind nicht verstaubt und bieten vielfältige Ansatzpunkte für eine produktive Neurezeption – literatur- und kulturgeschichtlich, historisch, aber auch literarisch, künstlerisch und filmisch. Gustav Sack ist ein Phänomen, das geradezu herausfordert, innovativ analysiert zu werden. Es erscheint geradezu ein Muss, sich seiner wieder zu erinnern – in regionalen wie überregionalen Kontexten.

[27] Vgl. u.a. Curt Hohoff: Gustav Sack und die expressionistische Renaissance. In: Merkur. Zeitschrift für europäisches Denken, 14. Jg. 1960, S. 492; Dieter Hoffmann: Vorwort,.In: Prosa – Briefe – Verse, S. 14 (Anm. 1); Theodor W. Adorno: Noten zur Literatur. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1958, S.67.

[28] Vgl. Hoffmann: Vorwort, S. 10 (Anm. 27).

Gustav Sack – enfant terrible und Mythos der Moderne. Eine biographische Skizze

Poetische Träumereien in der Provinz. Gustav Sacks Kindheit und Jugend in Schermbeck

Am 28.10.1885 wird Gustav Sack als Sohn von Ernst Sack und dessen Frau Johanna in Schermbeck geboren. Beide stammten aus Ostpreußen und arbeiteten als Lehrer an der hiesigen evangelischen Volksschule. Er wächst zusammen mit seinem jüngeren Bruder Ernst und einer Schwester, die früh verstarb, in der Mittelstraße auf. Seine Kindheit in Schermbeck rekapituliert Gustav Sack in seinem ersten Roman „Ein verbummelter Student".[1] Eine Rückblende, die biografisch inspiriert ist. Das Bild eines „schwachen morbiden Kindes", eines kränkelnden Genius wird aufgerufen, der „am Wege liege[nd]" seine Kindheit verträumte (S. 17). Schon früh habe er seinen Gottesglauben verloren, weil seine innigen Gebete für ein krankes Kaninchen, für einen absterbenden Baum unerfüllt, geblieben seien. Als seine kleine Schwester erkrankte, hätten die Gebete, „so dringlich und unzählig herausgeschrien, bis der mitleidige Schlaf ihn in die Arme nahm", wiederum nichts bewirkt. Die kleine Schwester starb „so still und schön wie ihr kurzes Leben" und dem „kleinen umherstapfenden Jungen erschien [von da an] die ganze Welt schwarz" und gottlos (S. 19f). Gegen die spirituelle Leere, die Gottlosigkeit, habe er sich in der Jugendzeit durch die Flucht in die Literatur, zu Byron, Shelley und Schopenhauer gewappnet.

Dass Sack in seinem Roman andere, dem Selbstbild möglicherweise widerstreitende Charakterzüge ausklammert, belegen Reminiszenzen eines Schermbecker Kindheitsfreundes, Wilhelm Cappell, der das zügellose Temperament Sacks herausstreicht und sich gewagter Mutproben, einer ausufernden Fantasie und einer schon ausgeprägten virtuosen Fabulierkunst erinnert.[2] Sein Vater weckte bei Gustav schon sehr früh eine andere Leidenschaft. Auf langen gemeinsamen Wanderungen durch niederrheinische Heide- und Moorlandschaften vermittelte ihm der naturkundlich interessierte

---

[1] Alle im Fließtext eingefügten Seitenangaben beziehen sich auf die vorliegende Ausgabe. Tagebucheinträge und Briefe von Gustav Sack sind den bei Langen/Müller 1962 herausgegebenen Gesammelten Werken „Prosa – Briefe – Verse" entnommen und werden im Fließtext als (GW, 1962) gekennzeichnet.

[2] Vgl. die von Paula Sack dokumentierten Erinnerungen des Schulfreundes: DLA, A: Sack.

Lehrer ein inniges Naturgefühl und botanisches, zoologisches Wissen. Vogel- und Tierarten, Fauna und Flora zu bestimmen, brachte er ihm bei, überließ es dem schwärmerischen Kind aber auch, im animalischen Wohlgefühl der Versunkenheit in Wasser, Pflanzen und Sonne zu schwelgen. Der nüchtern-sachliche Blick des Naturkundlers und die schwelgerisch-esoterische Ader des Mystikers, die in Sacks späteren literarischen Werken miteinander rangen, haben hier ihren Ursprung.

Betrachtet man die Rezeptionsgeschichte von Gustav Sack, fällt die Verklärung der rheinisch-westfälischen Landschaft um Schermbeck auf.[3] Gestützt auf die spätere naturromantische Beschreibungsprosa des Dichters, wurde Schermbeck als ein vormodernes Idyll stilisiert, in dem Sack fernab von den Einflüssen der industriellen Revolution aufwuchs. Diese Perspektive ist korrekturbedürftig, denn die Entwicklung im nahen Ruhrgebiet ging an Schermbeck nicht spurlos vorbei. Dem Jugendlichen Gustav Sack konnten die sozialstrukturellen Veränderungen und die Bedrohung der noch unberührten Natur nicht entgangen sein.[4] Bauernknechte entflohen den traditionellen und bedrückenden Abhängigkeitsverhältnissen in der Landwirtschaft und fanden Arbeit in den nahe gelegenen Bergwerken in Oberhausen. Die Dorfkultur kam dadurch in Berührung mit der städtischen Industriekultur. Ferner war um die Jahrhundertwende nicht abzusehen, ob die Montanindustrialisierung nicht auch Schermbeck erfassen würde. In der Nachbarstadt Dorsten wurden 1906 die ersten Kohlebohrungen erfolgreich unternommen und mit dem Bau der Zeche Fürst Leopold begonnen. Die Erfahrung dieser geografischen und sozialstrukturellen Schwellensituation prägte Sacks spätere, spezifische Perspektive auf die Moderne. Auf der einen Seite setzte er sich schon 1910 kritisch mit der Umweltzerstörung durch die Industrialisierung auseinander, auf der anderen Seite verabscheute er jede Form von Neoromantik, die ihr Heil in überkommenen Traditionen suchte.

Die Poesie entdeckte Sack im Gymnasiastenalter. Schon die ersten erhaltenen Notizbücher von 1901/2 verraten ehrgeizige dichterische Ambitionen. Mit der Losung „Salve sis Phantasia" beschriftete er seine Heftdeckel, ergänzte aber – ein bisschen bescheidener – „Versuche eines Minderjähri-

[3] Vgl. Walter Gödden: Den einen zu konservativ, den anderen zu modern – Arbeit am Mythos Gustav Sack. In: Walter Gödden, Steffen Stadthaus: Gustav Sack. Ein verbummelter Student. Enfant terrible und Mythos der Moderne. Aisthesis: Bielefeld, 2010, S. 74-77.

[4] Vgl. Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866–1918. Arbeitswelt und Bürgergeist. Bd.1. C.H. Beck: München, 1990, S. 36 ff.

gen".[5] Seiner Lobpreisung des Fantastischen wurde Sack in seinem ersten Trauerspiel „Temer" aber durchaus gerecht, indem er einen imposanten Figurenreigen erschuf. Zwei Könige, deren Söhne und Töchter, ein Geist und verfeindete Kampftruppen treten in Erscheinung und verstricken sich in einen Kampf um Leben und Tod. Dem niederträchtigen menschlichen Spektakel bereitet der Beelzebub – „Menschen, ihr seid alle Stümper" – ein blutig-grausames Ende. Im „Meisterschuß", dem zweiten Jugenddrama, in welches er Schermbecker Schützenfest-Traditionen einflocht, geht es ähnlich mörderisch zu.[6] In schaurigen Gewitternächten mit „furchtbarem Donnerschlag und langanhaltenden Blitzen" durchleben Helden und Heldinnen das Auf und Ab der menschlichen Leidenschaften.
Allem pubertär-romantischen Kitsch zum Trotz demonstrieren die Dramenversuche, die Shakespeare, Schiller und Byron zum Vorbild haben, Sacks enorme Einbildungskraft, seinen Einfallsreichtum und literarischen Eifer. Diese Begabungen verraten auch seine Jugend-Gedichte, die er 1902 in Schönschrift in einem ersten Zyklus zusammenfasste. Neben mythisch inspirierten Poemen wie „Elfenreigen", „Harald" und „Weltuntergang" gibt es auch Gedichte, in denen Sacks erste amouröse Abenteuer ihren poetischen Niederschlag fanden:

> Mir träumte, ich schwebte in weiter Welt,
> und um mich kreisten die Sterne,
> ich sah die Sonne, die Erde, den Mond.
> Da träumte mir, leise ich spräch:
> Dort glühet die Sonne, feurig und wild.
> Da sah ich mein Liebchen zur Sonne schweben
> und sehnend nach ihr die Hände strecken.
> Da sprach ich, laut und eindringlich fest:
> Mein Liebchen, flieg nicht zur Sonne.[7]

Die kreativen Talente des jungen Dichters wurden bald durch intellektuelle Neigungen ergänzt. In einer Leseliste findet man Heinrich Heines „Florentinische Nächte", Kants „Kritik der reinen Vernunft", Büchners „Dantons Tod", Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit" und Nietzsche, Zeugnisse einer anspruchsvollen Lektüre, die über den gymnasialen Unter-

[5] Gustav Sack: Temer. In: DLA, A: Sack.
[6] Gustav Sack: Der Meisterschuß. In: Ebd.
[7] Zit. nach Paula Sack. Der verbummelte Student. Gustav Sack – Archivbericht und Werkbiographie. Wilhelm Fink: München, S. 11.

richtsstoff hinausging.[8] Auf dem Städtischen Weseler Gymnasium machte man Sack mit der griechischen Mythologie, deutschen Sagen und den literarischen Klassikern vertraut.

Aber Sack war kein reiner Geistesmensch. Bereits zu Jugendzeiten besaß er ein wildes und exzessives Naturell. Unter ein Liebesgedicht, vermutlich bei oberen Promillegraden in krakliger Schrift hingeworfen, notierte Sack – vom Rausch wieder erholt: „wie ich glaube, auf einem Bauernball bei Damm gezeichnet". Einen Eindruck von seinen Feierlaunen vermittelt auch eine Fotografie von 1904. In Tweed-Anzug und Dichterpose, dem Fotografen zuprostend, zelebrierte Sack Pennälerträume vom künstlerischen Lebensstil. Vor allem in seiner Arbeitsweise manifestierte sich sein leidenschaftlicher, manchmal ungestümer Charakter. Gedankenwütig häufte er philosophische Ideen, Gedichtentwürfe und Stoffsammlungen in seinen Notizbüchern an. Wie ein Getriebener begann er von vorne, ein andermal von hinten in sie hineinzuschreiben, auf den Mittelseiten kollidierte oftmals der kreative Output. Die Ränder und Zwischenräume bebilderte Sack mit kleinen Zeichnungen und Karikaturen. Auch Sacks Schulhefte hätten so ausgesehen, erinnert sich Cappell. Die entfesselten Zeugnisse – von den Gymnasialpädagogen wegen ihrer mangelnden Sorgfalt getadelt – liefern einen plastischen Ausdruck seiner schöpferischen Energien.

1906 stellte Sack sein bis dahin anspruchsvollstes Projekt, das Drama „Olof" fertig. Obwohl Sack noch immer keine eigene dichterische Handschrift entwickelt hatte und „Olof" thematisch und formal an seine früheren Heldenepen anknüpfte, imponiert die ausufernde Handlungsführung des Mammutreimwerks. Sie verrät seine Begabungen in der Stofforganisation und Dramaturgie und zeugt von einem enormen dichterischen Fleiß. Die Mutter, beeindruckt vom Dichtwerk ihres Sohnes, schrieb das Manuskript heimlich ins Reine und sandte es an den Berliner Schuhr-Verlag, der „Olof" – gegen ein Entgelt – in geringer Auflage druckte.[9] Mit 21 Jahren hielt Sack sein erstes, unter dem Pseudonym Ernst Schahr veröffentlichtes, Buch in der Hand, ein Privatdruck, dem keinerlei öffentliche Resonanz zuteil wurde, und dem er, später zurückblickend, auch selbst keinen besonderen Stellenwert zuerkannte. Bittere Ironie ist, dass es das einzige Druckwerk zu Sacks Lebzeiten blieb.

---

[8] Vgl. ebd. S. 12.

[9] Die beiden einzigen erhaltenen Exemplare befinden sich im Marbacher Nachlass des Dichters.

Mit „Erwins Tod" und „Loge" folgten weitere, literarisch zweitrangige Dramen.[10] Die Entwurfsskizzen des Letztgenannten deuten aber einen Wandel in Sacks Schaffensprozess an. Er löste sich zaghaft von seinen klassischen Vorbildern dadurch, dass er nun auch seine naturkundlichen Interessen in seine Dichtungen integrierte. Im Stile eines poetisch berauschten Naturforschers fertigte er Beschreibungen von Seetieren an, die Eingang in den Text finden sollten:

> Etwas komische Schilderung! Allgegenwärtiges Wassergeschöpf, das alle Plätze und Plätzchen ausfüllt, aus allen Verhältnissen Nutzen zieht, der große Magen der Natur, immer ruhige, nie schlummernde Polizei, die alles entfernt, was dem Verderben anheim gegeben ist; raubt, mordet, untergräbt, frißt, benagt und zerstört in Millionen Heerscharen [...]. Oder: jener, der sein weiches schalenloses Hinterteil in einer gestohlenen Schneckenschale verbirgt, wie ein krüppelhafter Bettler hiermit im Meer herumhumpelt und allerlei Missetaten und Schabernack an seinesgleichen, an harmlosen nackten Schnecken, Würmern und anderem Gesindel verübt. [...] Wie ein gewaltiges Stück Baumrinde, getrocknete Zwetschge, ein abgefallenes Blatt, stachlige Kastanienfrucht; tragen mit ihren hakenförmigen Beinen ein Steinchen oder eine Muschelschale über sich, um ihre Körper zu decken; tragen einen Wald von Wasserpflanzen auf dem Rücken: kecke Zudringlichkeit, Geschäftigkeit, Ruhelosigkeit, Unverschämtheit, kriechend schmeichelnd, schmarotzend bei Mächtigeren, brutal roh gegen Schwächere [...]. Aber immer einzeln, ein Strauchdieb, der auf eigene Rechnung raubt, stiehlt, mordet, jedermanns Feind, nur nicht sein eigener.[11]

Vermutlich entdeckte Sack beim Verfassen dieser Dutzende von Seiten starken Naturkundepoesie sein Talent für eine Beschreibungsprosa, die er später in seinen großen Naturschilderungen zur Virtuosität entwickeln sollte. Exemplarisch für diese deskriptiv-poetischen Studien ist auch ein früher landeskundlicher Aufsatz über „Das Werden unseres Heimatlandes", in dem Sack auf wenigen Seiten einen Abriss der geologischen Entwicklung der niederrheinischen Landschaft um Schermbeck vom „Tertiär, der Zeit der Bildung unserer heutigen Kontinente" an bot, der mit profunden geologi-

[10] Gustav Sack: Erwins Tod. In: DLA, A: Sack.
[11] Gustav Sack: Loge. In: DLA, A: Sack.

schen Fachkenntnissen gespickt war.[12] Neben seinem Talent, den komplexen Sachverhalten seiner Ausführungen durch poetische Sprache Anschaulichkeit zu verleihen, verraten die Aufsätze eine sich herausbildende Neigung zur disziplinären Grenzüberschreitung. Als Sack 1906 seine Gymnasiallaufbahn mit dem Abitur abschloss, hatte er seinen kreativen Horizont erweitert. Im Vergleich zu seinen epigonalen Frühwerken fing er an, die Fülle seiner eigenen Leidenschaften, naturkundlicher und erkenntniskritischer Art, zu berücksichtigen und in interdisziplinären Prosastücken zu verarbeiten.
Theoretisch befriedigt wurden seine mannigfachen Interessen im Studium. Von 1906 bis 1909 studierte er an drei verschiedenen Universitäten – Greifswald, Münster und Halle. Seine Studienbücher spiegeln eine intellektuelle Sturm- und Drang-Phase in Sacks Leben wider, in der er sich um disziplinäre Grenzen nicht scherte.[13] Vom Fach Germanistik wechselte er zur Biologie hinüber, befasste sich zwischendurch mit philosophischen Fragestellungen und hörte Vorlesungen in so unterschiedlichen Sachgebieten wie Psychologie, Geologie, Zoologie, Physik und Botanik. Sack eiferte eher dem universalen Bildungstraum alter Enzyklopädisten als einem fachwissenschaftlichen Brotberuf nach. Daneben wurde ein wüster Lebensstil zu seinem Markenzeichen. Befreit von den Fesseln eines strengen Elternhauses stürzte er sich in das Studentenleben, welches sich in Provinzstädten wie Halle und Münster auf das Verbindungswesen beschränkte. Mit den feudalen Riten und militärischen Ordnungsvorstellungen des Verbindungswesens geriet der freigeistige Student immer wieder in Konflikt. Burschenschaftler erinnern sich später, dass Sack zu orgiastischen Besäufnissen neigte und im Rausch hin und wieder Raufereien anzettelte. Ein Nachtwächter habe den Betrunkenen allwöchentlich im Morgengrauen vor seiner Wohnungstür in Münster aufgelesen. Elf Duelle verdankte Sack seinen berüchtigten Pöbeleien in einem einzigen Semester – die vielen Schmisse auf seinen Wangen und ein fehlendes Ohrläppchen zeugten lebenslang von seinen studentischen Exzessen. Poetische Arbeiten sind aus den ersten Studentenjahren wenige überliefert.
Erst im Jahr 1908, das Sack partiell in Münster und Schermbeck verlebte, fing er wieder an, sich ernsthaft der Literatur zu widmen.[14] Im Frühjahr entstand ein Gedichtzyklus mit stimmungsbetonten Landschaftsgedichten, in

[12] Ebd.
[13] Vgl. zur Studienzeit und den philosophisch-naturwissenschaftlichen Einflüssen Sacks die in dieser Hinsicht sehr ausführliche Darstellung bei: Georg Wansch: Gustav Sack. Persönlichkeit und Werk. [Diss], Wien, 1967, S. 130-162.
[14] Vgl. ebd., S. 224-226.

dem Titel wie „Am Bach" und „Heidebild" der Schermbecker Umgebung Referenz erweisen. Einige Gedichte, wie das „Heidebild", wurden später von Sack für seine Gedichtsammlung „Drei Reiter" überarbeitet und ausgewählt:

> Heidebild
>
> Aus einer gramversunkenen Heiden –
> des roten Waldbrands zischende Schneiden
> flogen wie heulende Flammen über sie –
> ganz glutverkohlt und astberaubt
> sich eine Kiefer in den Himmel schraubt.
> Weitsichtbar droht sie mit schwarzem Finger,
> aus grauer ungeheurer Öde
> droht sie mit ihrem schwarzen Finger
> zum bleiern grauen Himmel hoch.[15]

Mit „Beschäftigung! Oder Marga und ihre zwölf Freunde"[16] kreierte Sack darüber hinaus ein satirisches, überdrehtes Märchen mit Jules Verne-haften Zügen. In einem Briefentwurf, in dem er sein Stück entweder aus Schelmerei oder Naivität dem preußischen Kulturminister Ludwig Holle zum Druck anbot,[17] führte Sack aus, dass „Marga" eine

> scherzhafte allegorische, etwas ironisch angehauchte Geschichte vom Genius, vom Talent [sei], das sich mit Hilfe eines seltsamen Schiffes, das nur durch die Töne einer Riesengeige gelenkt wird und sich zum Luftschiff verwandelt durch den Auftrieb der Ballen an ihm befestigter moderner Literatur und Kunst, aus der Misere des Alltags zu retten versucht.[18]

Eine Stellungnahme von Holle zu diesem aberwitzigen Märchen ist nicht überliefert. Alle Arbeiten, die um 1909 entstanden sind, können im Rückblick als Fingerübungen für ein größeres Werk eingestuft werden, welches Sack unter dem Arbeitstitel „Dunkelblauer Enzian" begann und Ende 1910

---

[15] Gustav Sack: Heidebild. In: DLA, A: Sack.
[16] Gustav Sack: Beschäftigung! Oder Marga und ihre zwölf Freunde. DLA, A: Sack.
[17] Vgl. ein durch Paula Sack angefertigtes Typoskript: DLA, A: Sack.
[18] Ebd.

als „Ein verbummelter Student" weiterführte und welches bis heute als Klassiker der modernen deutschen Literatur gilt.

Die literarische Selbstfindung. Entstehung der Romane „Ein verbummelter Student" und „Ein Namenloser" (1909-1913)

Unabhängig von kulturellen Pionieren in den Metropolen erfand Gustav Sack in seiner Schermbecker Dachkammer eine eigene literarische Form. Während seiner mikroskopischen Plasmastudien überfielen den Autor Zweifel am Sinn seiner naturwissenschaftlichen Studien. Er war hin- und hergerissen zwischen dem Glauben an den Erkenntnisgewinn einer Forschung, die die Welt in Atome, Aminosäuren und Reiz-Reaktionsschemata zerlegte und einer tiefen Skepsis gegenüber einem solch positivistischen Natur- und Weltverständnis, in dem Rätsel, Wunder und Sinnfragen keinen Platz mehr hatten. Sack arbeitete sich an der Frage ab, ob Schnitte durch das „Blattpolster" und deren „Betrachtung unter dem Mikroskop" dem „ganzen Rätsel des Lebens!" gerecht würden. Die Lektüre des erkenntniskritischen Relativismus von Kant, Nietzsche, Mach und Einstein steigerte sein Unbehagen. Der Autor verstand seine Situation als exemplarisch; er begriff sich als Modellfall des Sinnsuchers im Zeitalter einer entzauberten Moderne. Weil er zutiefst von der Relativität menschlicher Welterkenntnis überzeugt war, blieb für den literarischen Analytiker als einziger Stoff die Subjektivität übrig. So legte er sich – im übertragenen Sinne – selbst unter sein Mikroskop.[19] Ziel dieser experimentellen Selbstanalyse sollte keine heroische Biografie, kein selbstgefälliger Bildungsroman sein, sondern eine schonungslose Innensicht. Sack wollte sich „als ein Beobachtender und Schreibender nichts anderes sein, als was mir eine Blume oder ein Stein ist". Der Literaturwissenschaftler Karl Eibl hat die These aufgestellt, dass Sack die methodologischen Termini der zeitgenössischen Naturwissenschaft auf die Dichtung übertrug und eine wissenschaftliche Beschreibung des *Ich* zum Programm erhob. So ist Gustav Sack als „Wissenschaftler-Dichter" zu bezeichnen, der in poetisch-psychologischen Studien die Totalität seiner Seele ausschreitet.[20]
Mit dem Roman „Ein Verbummelter Student" hatte Sack ein aus dem zeitgenössischen literarischen Rahmen fallendes Kunstwerk erschaffen, monst-

[19] Vgl. Karl Eibls Interpretation des Romans in: Karl Eibl: Die Sprachskepsis im Werk Gustav Sacks. Wilhelm Fink: München, 1970, S. 112/3.
[20] Ebd., S. 113.

rös, voller Widersprüche, genial und dilettantisch zugleich. Sein oberflächlicher Inhalt ist simpel und schnell erzählt, verhält sich aber zum Roman wie ein Lebenslauf zum Leben. Erich, ein sinnsuchender Skeptiker wie Sack selbst, brütet im Schermbecker Elternhaus über den letzten Rätseln der Welt. Er ist aus dem Fleische des Autors geschnitten. Erich besitzt naturwissenschaftliche Neigungen und wird von einer unstillbaren Sehnsucht nach ganzheitlicher Erkenntnis gepackt. Wie Sack selbst dringt er auf ein wahres Verständnis seiner geliebten Natur und sucht sein Heil in der Liebe. Ein ruhelos anarchischer Freigeist. Trotz aller lebensgeschichtlichen Übereinstimmungen ist der „Verbummelte Student" keine Biografie. Erich ist ein in die Zeit Geworfener, der stellvertretend für die Mitläufer und Herdenmenschen heldisch mit den Problemen der Epoche ringt. Ein Doktor Faustus in der Zeit der Industrialisierung, der in seitenfüllenden Monologen und phantastisch anmutenden Zwiegesprächen mit der titelgebenden Pflanze „blauer Enzian" die Paradoxien menschlicher Erfahrung verhandelt. Daneben birgt der Roman visionäre Einsichten in die Folgen instrumenteller, allein dem Zweck der Naturbeherrschung dienender Vernunft, in der sich die schon erwähnten konkreten Erfahrungen der Schermbecker Sozialisation niedergeschlagen haben. Die verheerenden Folgen der Technik für Mensch und Natur beschwört der Autor sechzig Jahre vor dem Aufkommen einer Umweltbewegung:

> Aber dort über dem Heidesattel lagert grauer, schwerer Dunst; da schickt der Industriebezirk seinen Kohlenrauch ins Land und hängen schwarze Punkte in der Luft: die Fördertürme der Zechen, wo das gewaltige Rad die schwarzen Gestalten wieder ans Licht trägt! (S. 29)

Die Schwellenlage Schermbecks ermöglichte Sack, ein Bewusstsein für die rasante Landnahme und Vernichtungskraft der industriellen Revolution zu entwickeln, die die westfälische Naturlandschaft zu vernichten drohte:

> Wie lange wird's dauern, daß das Dröhnen und donnernde Hasten von da unten auch hier die Ruhe und den Traum verscheucht, auch hierhin seine tobende, dampfende und rasselnde Zeit trägt? [...] Den Lichtenhagen roden sie aus, s' ist just das rechte Wetter. Da wird die Jägereiche gewesen sein und der Enzian ausgeläutet haben am Niederrhein. Rauchende Schlote und dröhnende Hämmer und zwischen ihnen das stinkende Gewürm – mich soll's wundern, ob Das nicht noch die

> Abendwolken und den Himmel beschmutzt; dann gehört ihnen dieser Stern, dann sind sie seine Herren – o was für Herren! (S. 29;115)

Sack entwickelte ein einzigartiges Gespür für die Schattenseiten der Industrialisierung. Exemplarisch kommt dies auch in der Darstellung des Ruhrgebiets zum Ausdruck. In bedrohlicher, expressionistischer Metaphorik werden die Eindrücke Erichs geschildert. „Erzhalden" wälzen sich „wie ungeheure gläserne Walfische heran", Hochöfen drohen und lecken mit ihren feurigen Zungen und tanzen wilde, groteske Tänze und die Nächte hängen schwarz und drohend „wie erbost und zuckend über diesem dröhnenden und gellenden Hexenkessel" (S. 100). Virtuos bebildert Sack das menschliche „Narrenspiel" der Industrialisierung und lässt seinen Helden prophetisch künden:

> Das ist Geld, das ist Wille und Macht, das ist der werdende Krieg; hier wird er geboren, der sich selber noch nicht kennt, bis er eines Tages Mann geworden und ausbricht, tobend, brüllend, ein höllischer Taifun! (S. 100)

Die emphatischen und eindringlichen Naturschilderungen gewinnen im Kontext der Naturzerstörung den Charakter eines Requiems. Die literarische Beschreibung dokumentiert die Schönheit der noch unberührten Landschaft. Durchbrochen wird dieser ganze expressionistisch-avantgardistische Reflexionsirrsinn durch Märchen und romantische Liebesgeschichten. Die Verleger schlugen wegen der Heterogenität des Manuskripts zuerst einmal die Hände über dem Kopf zusammen.[21] Sack überarbeitete das Werk zwischen 1910 und 1916 wiederholte Male.

Die erste große Enttäuschung über die Ablehnung des „Dunkelblauen Enzian" durch den Münchener Albert Langen-Verlag erlebte Sack 1910.[22] Ein in Schermbeck geführtes Tagebuch dokumentiert sowohl Sacks Erwartungen, die er an eine positive Antwort aus München knüpfte, als auch die Befürchtungen und Ängste, die er für den Fall einer Ablehnung hegte.

Finanziell von den Eltern abhängig, im Dorf als verbummelter Student dem Spott ausgesetzt und keine akademische Zukunft vor Augen, blieb der schriftstellerische Erfolg als Ausweg übrig. Mantra-artig machte sich Sack Mut: „Mein Roman ist gut! Und soll er hochkommen, soll er mir das liebste

---

[21] Vgl. die Tagebucheinträge von November 1910 und die Briefkorrespondenz zwischen Gustav Sack und Paula Harbeck, seiner späteren Ehefrau, aus den Jahren 1912-1914 in (GW, 1962, S. 411-438).

[22] Vgl. Paula Sack: Archivbericht, S. 74; 79 (Anm.7).

von meinen Kindern sein", schrieb er und träumte für den Fall eines positiven Bescheides davon, „einen Tag lang wirklich amens zu sein, toll, verrückt vor Freude, werde lachen, flöten, singen, essen, Klavier spielen, rauchen, werde beichten und frei sein [...] wie ein Junge, ein kleines Kind" (GW, 1962, Tagebuch vom November 1910, S. 414/5). Überdies beabsichtigte er eine Reise: „Eine Tour durch die Lüneburger Heide bis Bremen – im März, April, wenn die Weiden und Haseln und Erlen blühen, die Birken knospen" (GW, 1962, Tagebuch vom November 1910, S. 411). Die Wirklichkeit im Schermbecker November schilderte Sack hingegen in düsteren Farben: „Die Sonne geht ehrbar um fünf ins Bett", notierte er. Weil er weder Geld noch Freunde hatte, beklagte er nicht einmal „ein Bier trinken" gehen zu können. Der empfundenen Isolation entkam er in den Wochen des Wartens auch nicht durch die „Unterhaltung mit diesem toten Wisch Papier und der knirschenden Feder". Seine Stimmung schwankte zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Einmal charakterisierte er sich als einen „Virtuosen des Hoffnungsbrauens", ein andermal wollte er sich „wegwerfen wie ein abgebranntes Streichholz" (GW, 1962, Tagebuch vom November 1910, S. 412). Aller Desillusionierung zum Trotz blieb er in solchen Stunden tiefster Depression der Kunst verbunden und ersann „einen wirren, konfusen" Abschiedsbrief – „in seiner Art ein Meisterstück" – der „als Zeichen meiner Verrücktheit dem Pfaffen und Bürgermeister" vorgelegt werden sollte (GW, 1962, Tagebuch vom November 1910, S. 414). Von Glück erfüllt war Sack in diesen Novembertagen nur, wenn er allein durch den Dämmerwald streifte und sich wie ein Eremit an seiner Einsamkeit und der Schönheit der Natur berauschte:

> Dann trat ich in einen Kiefernbestand, ein Wind tat sich auf, und ab und zu, anschwellend und fallend wogten die Wellen des wehmütigen Rauschelieds über mich dahin. Und wie ich da hineintrat, schwand der gräßliche Zustand von vorhinnen, die herbe Verlassenheit und das schreckende Staunen. Ich verlor mich, zeitlos, raumlos wogte das Gefühl des Nichts durch mich. (GW, 1962, Tagebuch vom November 1910, S. 413)

Die mystischen Glücksempfindungen währten aber nur kurz. Zurück in Schermbeck nahm ihn die Ungeduld über das Schicksal seines Romans wieder gefangen. „Teufel, es möchte kein Hund so länger leben!", stöhnte Sack (GW, 1962, Tagebuch vom November 1910, S. 419). Als endlich ein Bescheid aus München eintraf, der das Manuskript zwar ablehnte, aber den

Autor zu einer Überarbeitung ermunterte, hatte Sack die Hoffnung auf einen schnellen schriftstellerischen Erfolg längst aufgegeben.
Im folgenden Jahr änderte sich Sacks Leben grundlegend. Seine literarischen Hoffnungen waren enttäuscht worden und seine Eltern kamen seiner Verzögerungstaktik hinsichtlich des Studiums auf die Schliche. Sie zwangen ihren Sohn daraufhin, eine militärische Laufbahn einzuschlagen und das Einjährige abzuleisten – eine verkürzte Form der militärischen Ausbildung, die Gymnasiasten offenstand und die eine Offizierskarriere ermöglichte. Dort, so hoffte Hauptlehrer Sack, würden seinem Traumtänzer-Sohn die künstlerischen Narrheiten ausgetrieben. Es kam aber anders: Vom preußischen Militär, Inbegriff von Zucht und Ordnung, ließ sich Sack bemerkenswert wenig beeindrucken. Nach den Monaten der Vereinsamung und Eigenbrötelei fand er auf der einen Seite sogar Gefallen am Soldatenleben und seinen tagelangen Manövern und sportlichem Drill. Auf der anderen Seite verstieß er, wann immer er konnte, gegen die soldatische Ordnung und häufte Disziplinarstrafen an wie andere ihre Orden. Ein Grund für die fortgesetzten Regelverstöße war eine leidenschaftliche Affäre mit Claire Oberländer, einer jungen Frau aus einfachem Hause, in die sich Sack unsterblich verliebte.[23] Das tragisch endende Liebesdrama nahm Sack so in Anspruch, dass er Tage und Nächte unerlaubt außerhalb der Kasernenmauern verbrachte. In seinem zweiten Roman „Der Namenlose" verarbeitete er später die traumatisch empfundenen Liebeserlebnisse und seine Rostocker Militärzeit.
Als Schicksalsfügung stellt sich im Rückblick die Begegnung und Freundschaft mit Hans Harbeck heraus, den er in der Garnison kennenlernte. Harbeck, der Sacks literarische Leidenschaft teilte und als junger Autor bereits über gute Beziehungen zu einflussreichen Autoren verfügte, war von Sacks Manuskript, das – überarbeitet – nun den an Eichendorffs „Taugenichts" angelehnten Titel „Ein verbummelter Student" trug, schier begeistert. Als Harbeck, von der Sprachgewalt und dem Talent des Verfassers überzeugt, den „Studenten" seiner jüngeren Schwester Paula zur Lektüre übergab, bahnte sich eine neue Phase im Leben von Gustav Sack an. Paula, eine Lehramtsstudentin, war von der Lektüre der Sinnsuche des verbummelten Studenten so tief berührt, dass sie Sack sofort anschrieb:

[23] Vgl. die Korrespondenz zwischen Gustav Sack und Claire Oberländer, die sich im Nachlass befindet: DLA, A: Sack.

> Lieber Herr Sack,
> eben habe ich die letzte Seite Ihres Romans gelesen – es ist halb zwölf Uhr. Nur noch schnell will ich Ihnen sagen, daß ich wahrhaft ergriffen worden bin. So bald wie möglich, morgen, werde ich das Manuskript den Händen eines mir bekannten Redakteurs und Dichters anvertrauen. Der soll dann das Seinige sagen und raten. Hans grüßt Sie; und sobald wir einen Schritt weiter sind, sollen Sie es wissen. –
> Für heute grüßt Sie Paula Harbeck[24]

Der zu Rate gezogene Dichter Hans W. Fischer betrachtete Sack als einen schriftstellerischen Rohdiamanten. Ohne Kontakt zu literarischen Zirkeln und Moden, in tiefster Provinz, hatte er mit dem „Studenten" ein großes Kunstwerk geschaffen. Fischer riet dennoch zu Korrekturen. Er plädierte, dem Roman ein neues Kapitel hinzuzufügen, in dem es den Helden in die Steinkohleindustrie des Ruhrgebiets verschlägt.[25]
Zurück in Schermbeck setzte Sack mit neuem schriftstellerischen Elan die Vorschläge gleich in die Tat um und berichtete Paula von nun an ständig und in allen Einzelheiten über die Fortschritte seiner Arbeit:

> Ich habe mich sogleich an eine bergbauliche Bibliothek in Bochum gewandt und mir Literatur über das Grubenwesen im allgemeinen und im speziellen [...] ausgebeten. [Und] eine sehr interessante, aber mühselige Kraxelei unten in einer Zeche [unternommen]. (GW, 1962, Brief vom 23.12. 1913, S. 423).

Zwischen Sack und Paula Harbeck entwickelte sich zügig eine tiefe Freundschaft, obwohl sich die beiden persönlich noch nicht begegnet waren. Paula besaß eine energische, lebenspraktische, realistische Persönlichkeit, die den mitunter blauäugigen und verträumten Gustav Sack, wenn nötig, in die Wirklichkeit zurückbeförderte: Einmal klärte sie ihn über die Gepflogenheiten des Verlagsgeschäfts auf; ein anderes Mal trieb sie ihm seine romantischen Dichter-Flausen aus:

---

[24] Die Briefe von Paula Sack/Harbeck sind bisher nur teilveröffentlicht in dem Ausstellungskatalog „Gustav Sack – ein verbummelter Student. Enfant terrible und Mythos der Moderne." Paula Sack: Brief vom 10.11.1912. In: Gödden/Stadthaus: Gustav Sack, S.39/40 (Anm.3).
[25] Vgl. zur (durch Hans W. Fischer) angeregten Überarbeitung des „Studenten" und zum weiteren Prozess der Textgestaltung ausführlich: Paula Sack: Archivbericht, S. 86-97 (Anm.7).

> Wie stehen Sie denn zum Journalismus? Können Sie sich gar nicht damit befreunden? Fischer hat auch in jungen Jahren geschworen, er könne sowas nicht. Aber nachher, als es sein mußte, ging es doch.[26]

Als er ihr einmal zu zögerlich seine Wanderpläne eröffnete, antwortete sie:

> Und dann noch eins: wenn Sie zu Fuß durch Deutschland streifen wollen als freier Mann, so kann Sie gewiß kein Gendarm daran hindern, sofern nur Ihre Papiere in Ordnung sind. Sie wären durchaus nicht der Erste, der dergleichen unternimmt. Haben Sie nicht Wandergelüste angesichts des prächtigen Wetters?[27]

Dem beherzten, zupackenden Temperament Paulas konnte sich Sack nicht entziehen und in ihr hatte er eine Gleichgesinnte gefunden. Seine künstlerische Isolation war endgültig überwunden.
Nachdem er durch die neuen Kontakte und Ermunterungen literarisches Selbstvertrauen getankt hatte, schrieb Sack schon in den Herbstmonaten des Jahres 1912 innerhalb weniger Wochen seinen zweiten Roman, den er „Ein Namenloser" taufte. Schon der unpersönliche Titel deutet auf eine Verwandtschaft zum „Studenten" hin. Sack selbst hatte eine Fortsetzung im Sinn.[28] Im Unterschied zum „Studenten", diesem nach letzten Erkenntnissen Ringenden, sollte der „Namenlose" als Positivist von der „Relativität menschlicher Erkenntnis" und der „Unmöglichkeit einer adäquaten Wahrheit" durchdrungen sein (Vgl. GW, 1962, Brief vom 2.3.1913, S. 429). Auch er ist ein Kind seiner Zeit und ihr Zwiespalt hat „aus einer verrückten Laune gerade in mir sein Hauptquartier aufgeschlagen" (S. 160f). Wieder ist die Handlungsgrundlage nachrangig. Biografisches Material, wie das traumatisch erlebte Scheitern der Liebesbeziehung zu Claire in Rostock, wird dem Autor zum Spielball seines zweiten literarischen Experiments, das die Frage nach dem Sinn des Lebens in der Moderne weiterspinnt. Der „Namenlose" – ein Typ aus der Zeit – erprobt im nietzscheanischen Sinne die Liebe und den Rausch als erfüllende Wege menschlicher Existenz. Ähnlich wie der „Student" scheitert der Protagonist, obwohl er auf wissenschaftlichem Gebiet eine große Entdeckung vollbringt. Sack experimentiert mit literarischen

[26] Paula Sack: Brief vom 22.4.1913. In: DLA, A: Sack.
[27] Ebd.
[28] Vgl. Eibls Untersuchung: Karl Eibl: Sprachskepsis, S. 154-155 (Anm.19).

Stilmitteln, wie der indirekten Rede und dem Stream of Consciousness: Die Innenwelt des Helden wird in atemlos verschachtelten, seitenlangen Sätzen geschildert. Der Autor vollbringt damit wiederum ein Meisterstück, nämlich dem thematischen Kern des Romans eine adäquate, hypermodern-formale Rahmung zu verleihen.
Zwei Romane hatte Sack nun abgeschlossen. Durch Paulas leidenschaftliche Unterstützung und verliebte Verehrung, durch Fischer und Harbeck hatte er auch stärkeres Selbstvertrauen in seine literarischen Fähigkeiten gewonnen. Dies manifestieren die routiniert-professionelle Arbeit am „Namenlosen", die nur einige Wochen in Anspruch nahm, sowie einige zur selben Zeit entstandene Essays, in denen er sich souverän mit komplizierten erkenntnistheoretischen und poetologischen Fragestellungen auseinandersetzte.[29] Doch die Zukunftsfragen blieben ungelöst. Kein Verleger hatte angebissen und seine studentischen Ambitionen waren endgültig erlahmt. Finanziell war er noch immer von seinen Eltern abhängig. Sie drängten ihn, auf eigenen Beinen zu stehen. In einem Klage-Brief an Paula jammerte er:

> Jeden Freitag erwache ich mit Grausen, da dann die Pädagogische Vakanzenzeitung ins Haus gesegelt kommt. Ich stehe dann ‚kochender Seele' dabei, wenn mir all die schönen Hauslehrerstellen angeboten werden, um die ich mich ‚unbedingt' bewerben muß. Ich kann dann nicht anders, ich muß wirklich einige Bewerbungsschreiben loslassen, fasse die aber in einem solchen Stil und solcher Aufmachung ab, daß schon niemand darauf reagiert. Es ist gerade kein schönes Rettungsmittel, aber hier heiligt der Zweck wahrhaftig die Mittel.[30]

Die einzige Rettung verhieß eine Flucht nach vorne. Sack verstaute die Manuskripte in einem braunen Holzkoffer und kehrte Schermbeck den Rücken.

---

[29] Vgl. zum essayistischen Werk: Paula Sack: Archivbericht, S. 237-253 (Anm.7). Im Kontext der Ausführungen sind vor allem die in der vorliegenden Ausgabe abgedruckten Essays „Zur Würdigung der Kunst" (S.540), „Kitsch" (S.557), „Moderne Mystik" (S.564), „Vir Docitissimo" (S.558).
[30] Gustav Sack: Brief ohne Datum (um 1912). In: DLA, A: Sack.

Ankunft in „Schwabylon". Sacks Schriftstellerwerdung in München (1913-1914)

Sack übersiedelte nach München. Die bajuwarische Metropole war neben Berlin das kulturelle Zentrum Deutschlands. Ihr berühmter Stadtteil Schwabing, im Volksmund nur „Schwabylon" gerufen, das unangefochtene Mekka der deutschen Bohème. „Maler, Bildhauer, Dichter, Nichtstuer, Philosophen, Religionsstifter, Umstürzler, Erneuerer, Psychoanalytiker, Musiker und entlaufene höhere Töchter" lebten hier und versuchten die herrschenden Vorstellungen von Moral und Sittlichkeit zum Einsturz zu bringen.[31] Es gab Theater, Kabaretts und Künstler-Cafés, in denen die neuesten ästhetischen Trends diskutiert wurden. Sack, der Provinzler, der bisher nur in kleinen Universitäts- und Garnisonsstädten gelebt hatte, war in einer pulsierenden modernen Großstadt angekommen. Unsicher fragte sich der Neuankömmling in einem Brief an Paula „ob auch ich Talent zum Bohemien habe?" Sack wollte aber nicht nur Bohemien sein, er hatte größere Ambitionen. Sein Ziel, welches er mit dem Umzug in die Großstadt verband, war die Schriftstellerwerdung. Obwohl er auf ein umfangreiches Jugendwerk zurückblicken konnte und zwei fertige Manuskripte in seinem Koffer nach München mitgebracht hatte, fühlte er sich – dem eigenen Selbstverständnis nach – noch nicht als ein richtiger Schriftsteller. Denn der benötigte ein Umfeld, eine kulturelle Öffentlichkeit, ein richtiges Druckwerk, Anerkennung und einen Ritterschlag aus berufenem Munde. All das war ihm bis jetzt versagt geblieben. In München sollte deshalb die Verwandlung vom schreibenden Schermbecker Studenten zum Schriftsteller vollzogen werden. Eine Beendigung seines Studiums in München, wie er seinen Eltern versprochen hatte, war nicht geplant. Das Versprechen war eine Notlüge, in die Welt gesetzt, um die Eltern zu besänftigen und von ihnen weiter eine kleine finanzielle Unterstützung zu beziehen. Er berichtete Paula, die noch in Hamburg lebte und als Lehrerin arbeitete, sich aber auf dem Sprung nach München befand, über seine ereignisreiche erste Münchener Woche:

> Sehr geehrtes Fräulein Harbeck, ich glaube, Sie beneiden mich mit Unrecht um meinen Aufenthalt in München. Ich habe vorläufig noch so viel Häßliches und Ruheloses auf mir liegen, das muß erst alles herun-

[31] Erich Mühsam: Schwabing. Ausgewählte Werke, Bd. 2: Publizistik. Unpolitische Erinnerungen, Berlin 1978, S. 561-569, hier S. 563.

> ter oder in ruhige Bahnen gelenkt werden, wenn ich mich hier in München einmal genießen will. Auch meine pekuniäre Lage ist noch überfaul, denn mit meinem Zuschuß von Hause kann ich gerade meine Pension [...] bezahlen! (GW, 1962, Brief vom 14.5.1913, S. 433)

Nach einem halben Münchener Sommer hatte es Sack zwar noch nicht zum gefeierten Autor gebracht, aber er hatte sich in der Metropole eingelebt und huldigte einem künstlerischen Lebensstil. Die psychischen Belastungen fielen von ihm ab; zu Paula schwärmte er von zurückgewonnener Gelassenheit und Sorglosigkeit, welche er mit der Schwabinger Lebensart in Verbindung brachte:

> Schön ist es, daß die Menschen hier so gar nichts von unserer norddeutschen Gefühlsduselei kennen; das ist alles so ein breites, derbes, sinnenfrohes und biertrinkendes Behagen; ich gehe ernstlich mit dem Gedanken um, mich in eines der vielen, vielen braunäugigen Mädchen [...] der ‚alpinen Hauptrasse' zu verlieben. (GW, 1962, Brief vom 3.6.1913, S. 435)

Abends verkehrte er oftmals mit Paulas Bruder Hans, der ebenfalls in der Stadt lebte, in den angesagten Schwabinger Künstler-Cafés und Biergärten. Sie erfüllten die Funktion einer literarischen Öffentlichkeit und waren oft Sprungbrett für literarische Karrieren: Verlagskontakte wurden hergestellt, Pläne für literarische Zeitschriften ersonnen und literarische Geheimbünde aus der Taufe gehoben. Sack zog es vor allem ins „Café Stefanie", der Münchener Entsprechung zum „Café des Westens" in Berlin. Auf arrivierte Autoren wie Oskar Maria Graf und Heinrich Mann traf man im Stefanie genauso wie auf die junge Generation der Expressionisten um Johannes R. Becher, Klabund und Hugo Ball und auf all die ewigen Talente, Hochstapler und Lebenskünstler. Seiner Stimmung in solch einer Münchener Sommernacht verlieh Sack im Gedicht „Englischer Garten" Ausdruck:

> Im Englischen Garten
>
> Als ich aus meiner Stammtaberne
> mich gestern fortgemacht,
> hing in die spöttisch stille Gartennacht
> der Mond herab gleich einer leuchtenden Papierlaterne.

Mit einem Sichelschwert, krumm wie die Hülse der Luzerne,
hat ungehört die Nacht
unter dem Rasen einen Schnitt gemacht
und läßt die Erde stürzen in die sammetschwarze Ferne;

und singend hält sie in den weichen Händen
dies Rund von wulstigen Schattenwänden,
in dem ich wie von einer tönereichen Schale

getragen viele tausend tausend Male
an Leonor gedacht,
in dieser braunen spöttisch stillen Gartennacht.

Doch Sack erfuhr in diesen Sommermonaten auch, dass die Konkurrenz unter den Kulturschaffenden in Schwabing sehr groß war und die literarischen Moden und Theorien sehr schnelllebig. Konfrontiert mit dieser für ihn neuen Situation und den vergeblichen Bemühungen, sein „Studenten"-Manuskript an den Mann zu bringen, verdüsterte sich seine Gemütslage wieder und die Unbekümmertheit entschwand. Bei Paula beklagte er sich über die üblichen Vertröstungen der Verleger:

> Und dann kam die alte Litanei, die ich noch so oft hören werde: „das ist zu philosophisch, philosophische Gedanken müssen indirekt ausgedrückt werden; und es muß noch mehr konzentriert werden, jeder einzelne Satz muß noch einmal umgearbeitet werden. (GW, 1962, Brief vom 10.6.1913, S. 436)

Seine Erwartungen wurden wieder einmal enttäuscht. Aus heutiger Sicht betrachtet hatten die Ablehnungen ihren Grund in der Tatsache, dass beide Manuskripte in keine der gängigen Schubladen einzuordnen waren. In ihnen war nicht nur die Grenze zwischen Philosophie und Belletristik aufgehoben, sondern sie stellten auch eine eigenartige Komposition aus avantgardistischen Eingebungen und traditionellen, ja manchmal altbacken wirkenden Stilelementen dar. Geradezu poetische Monstren, vor denen selbst die trendigsten avantgardistischen Lektoren erschreckten. Das Eigenwillige der Sackschen Prosa hatte seine Ursache in der spezifisch provinziellen Sozialisation des Dichters. Ein Zeitgeistempfinden und Gespür für die feinen Unterschiede hatte er auf seinen bisherigen Lebensstationen gar nicht entwickeln können. Auch aus Unwissenheit um die neuesten kurzlebigen Trends

und Stile hatte er für unvereinbar gehaltene Elemente, Traditionen und Motive in der Schermbecker Abgeschiedenheit miteinander verwoben.
Das Unverständnis, welches er im Münchener Sommer 1913 erntete, erregte bei Sack Zorngefühle auf den „literarischen Betrieb". Sollte ihm nach den Demütigungen in der Provinz auch die Anerkennung in der Metropole versagt bleiben? Sack wandelte den aufflammenden Zorn in produktive Energien um. Polemiken entstanden, Gedichte und Essays. Obwohl Sacks Verbitterung manchmal sein Urteilsvermögen vernebelte und ihn zu ungerechten Urteilen über Autoren verleitete, die ihm in ihrer Haltung eigentlich sehr nahe standen, sind seine ätzenden Verrisse der Münchener Kulturschickeria noch heute lesenswert. In seiner Kritik „Aus Schwabing" feuerte er polemische Salven gegen die Zeitschrift „Revolution" ab (vgl. S. 568-571).[32] Sack attackierte den kalkulierten Tabubruch, den Autoren wie Erich Mühsam, Klabund und Hugo Ball seiner Meinung nach in der „Revolution" praktizierten. Er nannte die zumeist bürgerlich sozialisierten Dichter „harmlose Kaffeehausanarchisten" und spottete, dass die „ergötzlich harmlose Beschränktheit" dieser „Bohèmeschriftstellerei" nur „Kaffeehauswände erschüttern" würde (S. 569; 571). Die Enttäuschung über den eigenen ausbleibenden Erfolg führte zu einer Einigelung in die Haltung des Einzelkämpfers, der ein Gemisch aus Selbstüberschätzung auf der einen und extremen Zweifeln an seinem literarischen Genie auf der anderen Seite zugrunde lag. Seine kompromisslose Einstellung hinderte ihn daran, Networking zu betreiben und literarische Freundschaften zu schließen; oftmals notwendige Praktiken, die, wie die Literaturgeschichte zeigt, über Erfolge von Autoren entscheiden können. Harbeck, sein Freund, beherrschte die Gepflogenheiten des kulturellen Betriebs spielend und stieg zu einem gefragten Feuilletonisten auf. Für Sack verkörperte Harbeck, den er spöttisch in „Vogel" umtaufte, von da an den Prototyp des literarischen Schaumschlägers und dichtete:

> Litteraten
>
> Wie sich das spreizt und plusternd bläht,
> wie sich das auf den Hacken dreht,
> wie sich das neigt und artig schwänzelt
> und zierlich umeinander tänzelt,

[32] Vgl. dazu Eckhard Fauls Aufsatz über die Zeitschrift „Revolution", in dem er auch Sacks Polemik gegen diese behandelt: Eckhard Faul: „In irgendeiner Art Revolutionär". Hugo Balls „Henker" in der frühexpressionistischen Zeitschrift „Revolution". In: Hugo Ball Almanach, Bd. 11, S. 1-87, S. 13-17.

> wie sich das streichelt und hofiert,
> und seine Stümpersätzchen schmiert,
> als seien sie das Salz der Erden,
> kann nicht genug verspottet werden;
> und wenn sich das dann noch verbündet
> und Dichterschutzverbände gründet –
> das kann man nicht genug verachten!

Die zunehmende Isolierung trübte auch seinen Blick auf München. Als er im Herbst 1913 den Aufsatz „Das goldene Münchener Herz" verfasste, war er die bierselig-unbekümmerte Lebensart längst leid und entlarvte die Stadt als Hort der Kleingeistigkeit und des Spießertums und spottete über die Art, „wie der Münchener sich in Lokalen benimmt, wie er ißt, trinkt, wie er geht" (S. 576-578).

Als schließlich Paula nach München zog, wendete sich die Gemütsverfassung des Dichters wieder zum Besseren. Hatten die beiden bis dahin eine innige Brieffreundschaft gepflegt, entwickelte sich in München rasch eine unzertrennliche Liebesbeziehung. Er war nun kein Einzelkämpfer mehr. Im Team mit Paula kämpfte er um literarische Anerkennung. Sie verfügte über die kommunikativen Talente und kannte sich mit den Bräuchen der Kulturszene aus. Sie knüpfte in kürzester Zeit Kontakte mit Schriftstellerkollegen und Verlagslektoren und sprang ihm auch dann und wann in größter finanzieller Not zur Seite. Wenn sie im Auftrag von Schriftstellern wie Becher und Mühsam auf geliehenen Schreibmaschinen Manuskripte abtippte, nutzte sie die Gelegenheit dazu, auch Sacks Texte zu vervielfältigen.[33] Das wenige Geld, das die Auftragsarbeiten einbrachten, reichte aber kaum zum Leben. Das frischverliebte Paar verbrachte sein Münchener Jahr in größter Armut. Gustav und Paula speisten in vegetarischen Armenküchen. Verzweifelt schrieb Paula im Spätsommer 1913:

> Sieh mal, die Gefahr des Verhungerns – das gewiß echte Mitgefühl meiner Zeitgenossen in Ehren! – aber diese Gefahr bedroht doch schließlich mich selbst am nächsten. Der Hungertod ist ein ziemlich qualvoller Tod, wie ich mir habe sagen lassen, u. glaubst Du nicht, daß

[33] Vgl. zum Beispiel die Briefe Paula Harbecks vom 23. August 1913 und 24.08.13, in denen sie über ihre Stellung und ihre Lektorentätigkeit für Sack berichtet. (DLA, A:Sack).

> ich mir daraufhin alle erdenkliche Mühe gebe, diesem Schicksal aus dem Wege zu gehen? [34]

Sack, der auf einer soldatischen Reservistenübung in Augsburg weilte, antwortete: „Denk Dir, heute esse ich nach fünf Schauerwochen zum ersten Male wieder menschenwürdig und rauche Virginia" (GW 1962, Brief vom 18.9.1914, S. 445). Er fügte resigniert hinzu, „allerdings alles auf gewohntem Borg". Die Praxis des „gewohnten Borg" hatte Sack zu einer Überlebenskunst verfeinert, die – obwohl es sich nur um Pfennigbeträge handelte – ein wenig dem Schneeballsystem heutiger Börsenspekulanten ähnelte: Sack bediente seine zahllosen säumigen Kredite bei Vermietern, Gaststuben und Freunden, indem er immer wieder neue Geldquellen anzapfte. Dabei blieb er aber anständig. Gewissenhaft notierte er die Schuldenstände und zahlte sie irgendwann zurück. Die klamme Finanzlage führte dazu, dass er innerhalb weniger Monate sein Zimmer aufgrund von Mietschulden sechsmal wechseln musste. „Mein Brüderlein besucht mich im September oder Anfang Oktober, der muß etwas Geld hierlassen", frohlockte er Ende August 1913 und setzte seine ganzen Hoffnungen auf eine Finanzspritze aus Schermbeck (GW 1962, Brief vom 31.8.1914, S. 442). Wie so oft in Sacks Leben ging sein Plan nach hinten los. Sein Schwindel mit dem Universitätsexamen flog auf, und Ernst – entsetzt über den unkonventionellen Lebensstil seines Bruders – reiste überstürzt nach Schermbeck zurück. Dort schilderte er Sacks Leben wohl in so düsteren Farben, dass die Eltern den Geldhahn ganz abdrehten.

Aller Katastrophen und Enttäuschungen zum Trotz entwickelte Sack in den Herbstmonaten des Jahres 1913 seine Identität als Schriftsteller. Er verfasste verschiedene Essays zu Philosophie und Sprachkritik, übte sich in kleinen Feuilletons, stritt mit seinen literarischen Zeitgenossen und begann die Arbeit an seinem Meisterstück, dem Romanmanuskript „Paralyse", einer Geschichte über den Wahnsinn.[35] Im Unterschied zu seinen bisherigen literarischen Unternehmungen begann Sack dafür mit umfangreichen Vorarbeiten. Tagsüber büffelte er in der Bayerischen Staatsbibliothek intensiv die Entwicklungen in der zeitgenössischen Psychologie. In seinen Notizbüchern exzerpierte er die Traumtheorie von Sigmund Freud, mit der sich um 1913 noch sehr wenige Schriftsteller auseinandergesetzt hatten, und bewies damit

---

[34] Vgl. Ebd, Brief vom 23.8.1914.

[35] Sack verfasste u.a. „Denkende Tiere", „Das goldene Münchener Herz", „Ein Traum nach Mauthner und Karl Ernst Baer", „Der erste Futurist", „Aus dem Englischen Garten".

erneut ein visionäres Gespür für die großen Themen der Zeit.[36] Paula ist über diesen Münchener Herbst vor allem in Erinnerung geblieben,

> wie Gustav Sack, die lange Pfeife zur Seite, in seiner blauen Pekesche, die sein Haar fast schwarz scheinen ließ – wie er schrieb und schrieb; am meisten, am liebsten früh abends [...]. Wenn wir dann essen gingen – falls wir essen gingen – dann sprach er gern die gefundenen Sätze vor sich hin: „das Farbengewusel aus braunen und purpurnen Tuben".[37]

In den Wintermonaten des Jahres 1913 berichtete Sack in seinen Briefen an Fischer mehrfach über die Entwicklungen seiner Arbeit „über einen Dichter-Philosophen, der mitten auf seiner Höhe an dementia paralytica" erkrankt. Er sprach gegenüber seinem Freund von der „apodiktischen Gewißheit, daß keiner unserer Verlegernarren es druckt".[38] Im Unterschied zu früher hatte er sich endlich nicht nur frei von Zweifeln über die Qualität seines Werkes gemacht, sondern brüstete sich nun mit der Gewagtheit von Stoff und Form, die sich keiner eruptiven Urgewalt wie seine Frühwerke bedienten, sondern Teil eines poetologischen Plans waren. Das Hauptkapitel des Romans stellte die größte Herausforderung an ihn und „mußte im Hochgebirge spielen", wie Sack immer wieder gegenüber Freunden hervorhob. Dort wollte der Autor seinem wahnsinnigen Helden dessen „Wahrheiten" entlocken. Seit Sommer 1913 plante er deshalb eine Reise ins Schweizer Hochgebirge. Als er die Reise Ende Juli 1914 antrat, erinnerte sie an seine Flucht aus Schermbeck. Der literarische Erfolg war ausgeblieben, die finanzielle Situation hatte sich nicht verbessert und ein harter Schicksalsschlag hatte Paula und ihn getroffen. Paula brachte Anfang Juli eine Totgeburt zur Welt, die das Paar in tiefe Trauer stürzte, welche beide nie verwinden konnten:

> Jetzt will mich das tote Kind nicht in Frieden lassen – zwei Nächte träumte ich schon von ihm, und wenn ich mich unterwegs einen Augenblick loslasse, seh' ich es gleich wieder liegen, aufgebahrt. (GW 1962, Brief vom 10.8.1914, S. 476)

Nachdem sie das Baby auf dem Münchener Nordfriedhof beerdigt hatten, heirateten Paula Harbeck und Gustav Sack am 14. Juli, am Tag der Jährung

---

[36] Paula Sack: Archivbericht, S.238-239 (Anm.7).
[37] Ebd., S. 152.
[38] Gustav Sack: Brief an Hans W. Fischer, 22.10.1913. In: DLA, A:Sack.

ihrer ersten Begegnung in München. Neben den persönlichen Schicksalsschlägen, die Sack in München erlebte, mag auch die sich zuspitzende politische Eskalation einen Ausschlag für seine überstürzte Abreise in die Schweiz gegeben haben. Einem wachsamen Zeitgenossen wie ihm war es nicht entgangen, dass der große Krieg bevorstand.

Die große Flucht. Sacks dramatische Wochen als Fahnenflüchtling im Schweizer Hochgebirge (1914)

Sack war arm, als er in die Schweiz aufbrach. Seine ersten Honorare hatte er für seine Heirat mit Paula ausgegeben. Seine finanziellen Hoffnungen hingen an einem seidenen Faden. Er spekulierte auf die Mitgift von Paulas Eltern. Doch ähnlich wie beim Besuch seines Bruders wurden seine Erwartungen enttäuscht. Bei einer Begegnung in Zürich verweigerte Paulas Vater, der Hamburger Schulrektor Harbeck, seinem Schwiegersohn eine Finanzspritze und legte Sack unmissverständlich dar, dass er die schriftstellerischen Ambitionen und den mit ihnen verbundenen, unsteten künstlerischen Lebensstil nicht unterstützen wolle. Desillusioniert meldete Sack an Paula, die sich im Hamburger Elternhaus aufhielt:

> Wir unterhielten uns so la-la, und das einzige, was ich herauskriegen konnte ist, daß er Dich, wenn auch schweren Herzens, nach Hamburg loslassen will. Und die Geldgeschichten? Eh ich noch ein Wort davon gesagt hatte, klagte er los, er könnte nicht mehr, er dürfte nicht mehr, er hätte Verpflichtungen. Dann mäkelte er an allem herum, Möbelverkauf, Schriftstellerberuf, Deine „Flucht" aus Hamburg [...]. Ich war mordsherunter, muffte etc., glaube aber, doch einen leidlichen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. (GW 1962, Brief vom 27.7.1914, S. 446)

Sein mickriges Reise-Budget verjubelte er gleich am ersten Abend für eine Übernachtung in einem Grandhotel. Eine Investition, die, wie er Paula glauben machte, der Erprobung seiner neuen Rolle als literarischem „Weltenbummler" diente. Für weitere Übungen fehlten aber die Mittel. Als er am nächsten Tag zur geplanten Wanderung ins Hochgebirge aufbrach, waren nur noch ein paar Notgroschen verblieben:

> Todmüde, mein Kind, und ich friere und habe Schnupfen, wärst Du hier, damit ich mich an Dir wärmte – devot –. Und ob ich meine Rech-

> nung morgen früh bezahlen kann, weiß ich nicht: Zimmer 2,50 Franken (es ist ein Kurhaus), Abendessen und zwei Tiroler und eine Zigarre zu 10 ct., und mein Barvermögen 6,05 Franken. Das ist aber egal; ich bin tot und möchte Dich haben, damit Du mich wärmst! (GW, 1962, Brief vom 31.7.1914, S. 447/8)

Sack musste mit der Rolle des mittelosen Vagabunden vorlieb nehmen. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges am 1. August 1914 verschlimmerte seine Lage erheblich und stellte die Reisepläne ganz in Frage. Laut Mobilmachungsverordnung war Sack als Reservist verpflichtet, sich sofort beim Bayerischen Infanterieregiment einzufinden.
Schon am Tag der deutschen Kriegserklärung stand aber für ihn fest, dass er den Krieg „nicht mitmache, da mögen andere sagen, was sie wollen" (GW, 1962, Brief vom 2.7.1914, S. 449). Seine ursprünglichen Werkpläne – die Fertigstellung des Paralyse-Manuskriptes – stellte Sack erst einmal hintenan und konzentrierte seine Energien auf die Auseinandersetzung mit der Kriegs-Katastrophe, auf die sich Europa zubewegte, und seine eigene mögliche Rolle darin. Für die patriotisch-betrunkenen Zeitgenossen, die nun in Gedichten, Reden und Pamphleten die historische Stunde des Krieges besangen – das sogenannte Augusterlebnis – empfand Sack nichts als Verachtung und Spott (Vgl. GW, 1962, Brief vom 7.8.1914, S. 452). Er erkannte in dem Zufall, zu Kriegsbeginn im menschenfernen Hochgebirge zu sein, eine schicksalhafte Chance, ein für allemal mit dem verhassten deutschen Bürgertum brechen zu können. Fahnenflucht wurde für Sack zum Inbegriff einer radikalindividualistischen Lebensform. Sack hatte damit die vorherrschende Glorifizierung der Entscheidung zum Krieg, die viele Expressionisten als Erlösung aus der banalen bürgerlichen Wirklichkeit bedichteten, einfach auf den Kopf gestellt. Für einen kurzen Moment waren die Ängste vor einer unsicheren und ungewissen Zukunft wie weggeblasen:

> Ich bin nun, wo mir soeben unsere Zukunft noch gefährlich dunkel schien, ganz beruhigt. [...] Jetzt bekommt überhaupt meine Reise einen Sinn, da das Ziel da ist: Flucht, Vaterlandslosigkeit – sehr gut! (GW, 1962, Brief. vom 2.8.1914, S. 450)

Seine eigene Flucht wurde Sack zum Stoff für sein erstes richtiges Theaterstück „Der Refraktär". Er begann sofort mit dessen Ausarbeitung, die alle dramaturgische Fantasie überstieg. Abgebrannt saß er in einem Hochgebirgsdorf fest. Von dort verfolgte er das unwürdige Spektakel der Massen,

die jenseits der Grenzen im Hurra-Patriotismus schwelgten. „Dein vaterlandsloser Geselle und Anarchist und Deserteur" unterzeichnete er einen Brief an Paula (GW, 1962, Tagebuch-Brief ohne Datum, S. 467). Wenn er „manchmal in den Ecken seines Leibes patriotische und mordslustige Gefühlchen" entdeckte oder ihn beim Zeitunglesen „ein Kriegsfuror" packte, wehrte er sich gegen diese „schlimmen Gefühle und elendste Massensuggestionen" mit aller Kraft (GW, 1962, Brief vom 12.8.1914, S. 458).
Aber ohne Paula wollte er seinen Traum von der großen Flucht, seine Utopie eines romantischen Ausbruchs aus der deutschen Bürgerlichkeit nicht verwirklichen. Sie war sein Halt; vor allem geliebte Partnerin, aber auch intellektuelle Freundin, Lektorin und weltliche Erdung! Auf sie konnte Sack zählen, wenn es darauf ankam. „Du weißt, daß ich nicht allein durchkomme", schrieb er und beschwor sie, in die Schweiz nachzukommen: „Kneif bei Nacht aus! Hauptsache Paß! Die Fahrt wird zwar toll lange dauern, aber da hilft nichts" (GW, Brief vom 12.8.1914, S. 453). Paula selbst war nicht unbeeindruckt von der patriotischen Kriegsbegeisterung. In den ersten Augusttagen setzte sie zwar alle Hebel in Bewegung, um finanzielle Unterstützung für sich und den Fahnenflüchtigen aufzutreiben, versuchte aber gleichzeitig ihn zur Rückkehr zu bewegen.

> Lieber, ich bin kopflos, sofort tobte ich mit Deinem Telegramm zum Alten und hab ihn mit Tränen um Geld für Dich angefleht. Er behauptet, nicht zu können und auch nicht zu wollen. Du kannst Dir denken, warum, vor allem aus patriotischen Gründen. Du sollst zum nächsten Konsul gehen, sagt er. Wäre der Krieg nicht gekommen, so hätte ich, wie verabredet, Dir das Geld schicken können – aber so! Niemand von meinen Bekannten hat soviel Geld bar liegen, geschweige denn gibt er es her für diesen Fall. Fischer selbst sagt, Dein Entschluß sei Wahnsinn, Blödsinn!!! Noch ist es nicht zu spät. Der nächste Konsul befördert Dich nach Deutschland. Sonst – wie soll es denn später werden? Meine Verwandten lassen mich dann völlig im Stich (ich hab sowieso nur noch 400 M. zu fordern). Und Du? Wie soll es werden? Hast Du meine Briefe in Altdorf und Göschenen gekriegt? Hier herrscht ungeheure Begeisterung. Glaubst Du nicht, es ist besser, Du kommst???[39]

Sack dachte nicht daran, sich zu stellen, er legte Paula seine Entscheidung dar und teilte gegen seine kriegstrunkenen Philister-Freunde aus:

---

[39] Paula Sack: Postkarte vom 11.8.1914. In DLA, A: Sack.

> Mein liebes Kind – erstmal das: Fischers „Nichtstellen Wahnsinn" hat mich nicht überrascht [...]. Ich möchte Dir meine Gründe sagen: ich will über mein Leben selbst bestimmen und gebe einem imaginären Ding „Staat" nicht das Recht dazu, dem Staat, von dem ich bisher nichts kenne als Polizeistrafen, Gerichtsvollzieherkosten und – Ablehnung von Novellen, weil sie das bourgeois-Volk [...] in seinem Schamgefühl verletzen könnten; weiter habe ich keine Lust, mich von übelriechenden Massensuggestionen unterkriegen zu lassen, ich habe kein Verlangen, mich dem beliebigsten Idioten gleichgestellt zu sehen als Vaterlandsverteidiger, von dessen Verteidigung Geschützfabriken und Spekulanten letzten Grundes den Vorteil haben. [...] Ich weiß, was ich tue und gebe keinem, auch nicht dem toll gewordenen Massengefühl, ein Recht über mich. (GW, 1962, Brief vom 12.8.1914, S. 455)

So hellsichtig seine Kritik ist, so bezwingend und mutig sein Entwurf einer Haltung der Fahnenflucht im Kontext des zeitgenössischen Irrsinns anmutet, Antworten auf die Ausweglosigkeit der Situation entwickelte Sack nicht. Während er brillant theoretisierte, summierten sich in seinen Notizbüchern die Schuldeneinträge, außerdem verschärften neue Visa-Bestimmungen die Situation für mittellose Kriegsflüchtlinge erheblich. Ein Hoffnungsschimmer war, dass Paula ihm trotz ihrer anfänglichen Bedenken beistand. Weil sie die „Spießerluft" im Elternhaus „nicht mehr atmen" konnte und Sack unendlich vermisste, türmte die Zweiundzwanzigjährige gegen den Willen der Eltern aus Hamburg und folgte dem Geliebten in die Schweiz. Die Reise wurde zur mehrwöchigen Odyssee. Verzehrt von Sehnsucht begann auch sie, den Krieg aufrichtig zu hassen:

> Liebling, süßer, einziger, Du glaubst nicht, was ich leide. Was ich gelitten habe, seit wir auseinander sind. Wie tausendmal habe ich es verflucht, Dich ja „aus den Fingern" gelassen zu haben. Wir Zwei, die wir ungefähr die ganze Welt gegen uns haben, wir hätten uns doch nicht trennen dürfen. Aber wer konnte das wissen? Schuld ist einzig und allein der Krieg, der ganz und gar blöde! – Der Alte hat mich an die Luft gesetzt, er flucht Dir: „Was hat der Mensch aus meiner Tochter gemacht?" Haha![40]

[40] Paula Sack, Brief vom 24.8.1914. In: DLA, A: Sack.

Im Gebirgsdorf Göschenen erfasste Sack derweil ein „Unmut des Wartens und eine entsetzliche Langeweile". Die alpine Landschaft erschien ihm plötzlich „viel zu eng". Kopenhagen lautete sein neues Fluchtziel. Es sei „sonnenklar, daß wir nur in Kopenhagen wohnen dürfen", schrieb er an Paula (GW, 1962, Brief v. 2.8.1914, S. 450). Da einem Deserteur ein Landweg nach Kopenhagen verwehrt war, blieb fürs Erste nichts anderes übrig, als sich zusammen mit Paula in Zürich oder Bern niederzulassen, eine „Stellung zu finden" und den literarischen Durchbruch zu realisieren. „Es heißt jetzt zuerst, sich durchsetzen, rein materiell, trotz Vaterland pp. Sachen können wir [...] immer noch fabrizieren und effektuieren (GW, 1962, Brief v. 12.8.1914, S. 453)." Die Hoffnung auf seinen Durchbruch knüpfte er ausgerechnet an sein „Refraktär"-Drama, welches „blendend vorwärtsgehe": „Ich weiß bestimmt, daß der uns für immer herausreißt" (GW, 1962, Brief v. 31.8.1914, S. 459), schrieb er. Dass im Herbst 1914, in dem Schriftsteller mit blutrünstigen Kriegsgedichten und Professoren mit chauvinistischen Reden Ruhm ernteten und Pfarrer Kanonen segneten, ein Deserteurs-Drama höchstens Aufmerksamkeit bei den Zensurbehörden erregen würde, darüber klärte ihn wiederum die realistischere Paula auf. Aus heutiger Perspektive betrachtet, hatte Sack mit seinem Glauben an den Stellenwert des „Refraktärs" hingegen recht. Neben Karl Kraus' weltbekanntem Drama „Die letzten Tage der Menschheit" zählt es zu den frühesten Antikriegsstücken in der modernen deutschen Literatur und hat daher schon als historisches Zeitdokument unschätzbaren Wert.[41] Unbeeindruckt vom Kriegsfuror in Deutschland investierte Sack all seine Energie in ein Theaterstück, in welchem er die Problematik von Sinn und Würde menschlicher Existenz in der Moderne, die er schon so erbittert in seinen Romanen nachgezeichnet hatte, im Kontext der heraufziehenden Menschheitskatastrophe Krieg aktualisierte. Mit Egon, dem fahnenflüchtigen Helden des Dramas, erschuf Sack wiederum einen Modellfall. Einen Individualisten, der für seinen Kampf um Integrität und eine der eigenen Wahrheit verpflichtete Entscheidung bitter bezahlt. Ins Hochgebirge, an die Peripherie der Zivilisation vertrieben, bleibt dem Refraktär am Ende nur die Entscheidung zum Selbstmord. Ein Akt der Freiheit in einer widersinnigen Welt. Wie intensiv Sack seine eigene Situation zur Grundlage des Dramas machte und somit seinem biografistischen Konzept treu blieb, spiegeln die Notizbücher wieder. Er wurde zum Chronisten seiner

[41] Vgl. Steffen Stadthaus: „Ich [...] halte euch, dem alten Europa ein so brennendes Bild seiner Schande vor ...". Gustav Sacks Drama der Refraktär. In: Gödden, Stadthaus: Gustav Sack, S. 206-214 (Anm.3).

eigenen Erlebnisse. Er dokumentierte die kriegslüstern-staatstragenden Argumente von Freunden und Familie, die ihn zur Rückkehr bewegen wollten, und seine eigenen Zweifel und irrwitzigen Fluchtutopien. Auch der folgende Brief an Rektor Harbeck – nach der frustrierenden Begegnung in Zürich verfasst – wurde als Teil der Stoffsammlung deklariert.

> Lieber Herr Harbeck,
> ich habe immer mit der Möglichkeit dieses Konflikts gerechnet und war von vorneherein unbedingt der Ansicht, mich gegen alles, auch gegen die Schmach, als vaterlandsloser Geselle zu gelten, durchzusetzen; und Sie mögen es als Banalität oder dumme Redensart auffassen oder nicht, aber dieser rücksichtslose Weg kostet mehr Mut und Leiden, als sich willenlos von einem hochgehenden Strom des Patriotismus mitreißen zu lassen.[42]

Die prototypischen deutschen Ja-Sager, der Pfarrer, der kriegslüsterne und käufliche Literat, die rückgratlose Geliebte, die den Refraktär vor dem Hintergrund der Gebirgskulisse belagern, sind aus dem Holz seiner Freunde und Verwandten geschnitzt. Anhand ihrer wortgewaltigen Versuche, den fahnenflüchtigen Helden zum kriegerischen Konsens zu bekehren, gelingt es Sack, die Ideologie des deutschen Spießertums zu demaskieren. Obwohl es dem Stück an dramaturgischen Kniffen mangelt, ist Sacks Dekonstruktion des deutschen Chauvinismus ein einzigartiges zeitdiagnostisches Meisterstück. Diese Leistung anzuerkennen bedeutet auch, einer Reduktion auf das Autobiografische vorzubeugen. Das Stück ist ein Experiment über die Möglichkeit einer richtigen Haltung in bedrohlichen Zeiten und seine Versuchsanordnung – die er der eigenen Situation nachempfand – führte im Fall des Refraktärs zum Selbstmord. Im wahren Leben rettete ihn vorerst die Liebe. Im Unterschied zur Geliebten des Refraktärs ließ Paula ihn nicht im Stich. Sie wäre lieber gestorben als ihn zu verlassen. Am 31.8.1914 schrieb sie: „Wir haben ungefähr die ganze Welt gegen uns. Ich möchte in Deine Arme stürzen u. zusammen würden wir uns irgendwo --- totschießen. Ganz tot für immer. Willst Du?“
Sack wollte nicht. Er ergab sich der Macht der Staatsgewalt und ergriff die Möglichkeit einer Generalamnestie. Nicht freiwillig und wider die eigene Vernunft:

---

[42] Gustav Sack: Typoskript des Briefes an den Schwiegervater Harbeck. In: DLA, A: Sack.

> Mein Lieb,
> ich bin also bereit, falls ich sofort ins Feld ziehen kann; nur unter der Bedingung. Es ist zwar ein Jammer, daß ich das Stück nicht ganz fertigschreiben kann [...], und ein noch größerer, daß man so elendig vor der Borniertheit – die Leute müssen ja alle wild geworden sein – kapitulieren muß, aber es bleibt kaum etwas anderes übrig, und in der Schweiz hielten wir es auf Dauer nicht aus. (GW, 1962, Brief vom 31.8.1914)

Ein Chronist aus den Todeszonen des Krieges. Gustav Sack als Soldat im Ersten Weltkrieg (1914-1916)

Schon im Oktober, knapp einen Monat nach seiner gescheiterten Flucht ins Schweizer Gebirge, entsandte man Sack als Unteroffizier an die Westfront. Eineinhalb Jahre überstand er den Stellungskrieg in den Todeszonen, in denen Millionen einfache Soldaten ihr Leben ließen, bevor er wegen psychischer Leiden Mitte 1916 vorübergehend in ein deutsches Militärlazarett nach Lippstadt überstellt wurde.
Keine Lebensphase des Dichters ist so gut dokumentiert wie die Monate im Menschenschlachthaus am Flusslauf der französischen Somme. Täglich schrieb Gustav Sack an Paula. Der Briefwechsel bot Halt, war eine Rückversicherung an das Leben aus dem Schattenreich des Todes.
Es ist verblüffend, wie der Antimilitarist und Deserteur seine Rekrutierung an die Front plötzlich kaum erwarten konnte und schließlich freudig begrüßte. Mit geborgten Wanderstiefeln und einem Messer ausgerüstet, betrachtete Sack die Reise an die Front wohl wie eine Fortsetzung seiner ruhelosen Schweizer Abenteuer; als Teil zwei der Flucht vor dem spießigen Hurra-Patriotismus an der Heimatfront. „Ich habe nach Ausschaltung von fast allem anderen Lust an der Sache gewonnen und bin neugierig auf den ersten Toten, die erste Granate", verriet er Paula während der achttägigen Zugfahrt, und als sei er an einem Urlaubsort eingetroffen, meldete er: „So, mein lieber Karl[43], der erste Brief aus dem Schützengraben". Anschaulich gab er seine ersten Eindrücke wieder:

[43] So nannte Gustav Sack seine Frau manchmal.

> Eigentlich kein Graben, es ist ein dichter Mischwald mit viel Unterholz, an dessen Rand alle 3-5 Meter jeder seine Höhle oder sein Schützenloch hat; mit Brustwehr gegen die nur 200-300 Meter entfernte, feindliche Schützenlinie; [...] auf dem Boden Stroh, ein alter Sack, in den man gerne hineinkriecht, und ein kleiner Haufen Lumpen, der als Kopfkissen dient. Ganz wohnlich, nur verteufelt kalt. (GW, 1962, Brief vom 20.10.1914, S. 488)

Die Wandervogelstimmung schlug aber schnell um, genauer gesagt, noch bevor Sack den Brief zu Ende geschrieben hatte. Post Scriptum heißt es: „Jetzt schlagen gerade ‚unheimlich' nahe Schrapnells ein. Karl, halt den Daumen!" Nur ein paar Tage später waren sein Kriegsfuror und die damit einhergehenden romantischen Zerrbilder über die Front endgültig verflogen. Sack hatte seine unbestechlich-kritische Urteilsfähigkeit zurückgewonnen und attackierte die wirklichkeitsfernen Vorstellungen vom Krieg, die von den Medien in der Heimat verbreitet würden:

> Und was den Krieg betrifft – das ist alles ganz, ganz anders und wahnsinniger als ihr nur ahnt! Wenn es in den ekelhaften Zeitungen heißt: langsam Boden gewinnen, so will das sagen, daß wir uns in zwei Nächten um 50-60 Meter näher an den Feind herangraben! (GW, 1962, Briefe vom 26.10. und 5.11.1914, S. 490)

Mit Sarkasmus entlarvt er schon hier den Irrsinn des Weltkrieges. Verschanzt in Grabensystemen, die „wie kleine Städte in die Erde hineingebuddelt seien", war Sack ein Teil des Millionenheers geworden, welches sich, oft nur 100 Meter voneinander entfernt, über Jahre belagerte. Abgesehen von der Anstrengung zu überleben bedeutete die Zeit an der Westfront für Sack „nichts als nur ein Kampf gegen den Schmutz und den Regen und die sich türmende, von allen Seiten anbrüllende Langeweile". Der Langeweile versuchte Sack zu entgehen, indem er den Krieg schon in den Wintermonaten 1914/15 in all seiner apokalyptischen Qualität zu dokumentieren begann. Er wurde zum Chronisten eines Alltags aus „Regen, Kälte, Dreck, Hunger und Schlaflosigkeit" und beschrieb eine Todeszone, deren Schrecken die Phantasien Dantes und Goyas überstiegen:

> Vor unseren Stellungen [liegen] schon vierzehn Tage lang ganze Reihen toter Franzosen. Eben eingezogene, ganz junge frische Bengels, vierzehn Tage in dem Dreck und Regen, kein Mensch begräbt sie, diese

> faulenden schwarzen Klumpen. Heute Nacht bringt uns eine Patrouille Sardinen- und Konservenbüchsen mit, die man in den französischen Brotbeuteln reichlich findet. Die öffnet man dann, halb seelenruhig, halb von Ekel geschüttelt, und futtert sie auf. Aber – dulce et decorum est, pro patria mori [Süß und ehrenvoll ist es, für die Heimat zu sterben]. Schauderhaft, höchst schauderhaft. Wenn man sich doch betrinken, sinnlos betrinken könnte! (GW, 1962, Brief vom 31.12.1914, S. 513)

Dass Sack in diesen ersten Monaten des Krieges nicht vor die Hunde ging, daran hatte seine Bekanntschaft mit Dr. Cyrill Davidsohn einen großen Anteil. In Davidsohn, einem jüdischen Intellektuellen aus München, der Kontakte zu Dichtern wie Karl Wolfskehl unterhielt, fand er einen „wirklichen menschlichen Kameraden", und beide verband schon bald eine tiefe Freundschaft. Die „öden Stunden" der Nachtwachen und Kampfpausen verbrachten sie zusammen und diskutierten über erkenntnistheoretische Fragen und auch über Sacks Dichtungen. In seinen Briefen an Paula schwärmte er, „wie klug der Doktor ist" und wie stolz er sei, dass Davidsohn seine Gedichte „Die Zeit", „Der Stein" und „Die Sterne" als „prachtvoll" empfunden habe. Seine neue Freundschaft veränderte ihn: Der große Ich-Sager und Einzelkämpfer entdeckte die Wir-Wörter: „Da es uns – immer mich und den Doktor Cyril D.", begann er nun seine Berichte an Paula (GW, 1962, Brief vom 3.1.1915, S. 515).
Doch der Freundschaft zwischen Sack und Davidsohn, die sich inmitten dieses „seltsamsten aller Kriege" entwickelt hatte, war nur eine kurze Dauer beschieden. Am achten Februar schrieb Sack erschüttert:

> Mein Lieb,
> der Doktor Davidsohn ist tot! Heute Nachmittag [...] traf ihn eine Granate [...] – er war wohl sofort tot. Der halbe Kopf fortgerissen. Am Abend habe ich ihn mit meiner Gruppe begraben; in das blutige Zelttuch gehüllt und über ihm der Mantel – seine blutigen Briefsachen, Uhr etc. nahm ich ihm aus den Taschen, und dann packten wir ihn sang- und klanglos zu. Die Artillerie bullerte dazu, und es war ein kitschig blau-grüner Abendhimmel. Ein halbes Jahr war ich fast stündlich mit ihm zusammen. [...] Du hattest beinahe etwas Grund, auf ihn eifersüchtig zu sein. (GW, 1962, Brief vom 8.2.1915, S. 525)

Er sandte eine Fotografie des geschmückten Grabes und ein Laubblatt an Paula als Andenken zur Aufbewahrung. „Das ist in meinem Leben das dritte Grab, vor dem mir die Tränen in die Augen treten wollten", vertraute er ihr an (GW, 1962, Brief v. 9.2.1915, S. 526). Ohne Davidsohn an seiner Seite empfand er den Krieg noch entsetzlicher. Überleben wurde zu einer reinen Glücksfrage. Von seiner Soldatengruppe hatten wenige den Winter überstanden. Wie knapp Sack dem Tod selbst täglich von der Schippe sprang, schilderte er Paula:

> Liebster Karl,
> Du kannst Dir aber gratulieren! Ich schrieb Dir heute Vormittag, ich säße draußen vor meinem Unterstand unter einem Zeltdach und schriebe dort meinen Brief – an genau diese Stelle schlug nachmittags eine Mine ein, zerfetzte mir die vordere Wand vom Unterstand, wo meine Veranda – so nannte ich es – war, ist ein wüstes Loch, Fetzen vom Zeltdach baumeln oben an den Baumspitzen. Also, gratuliere Dir von Herzen, mein Karl, insbesondere, weil ich eine Viertelstunde noch vorher auf dem Platz saß und mich rasieren ließ, ich wäre in tausend Fetzen zerissen. (GW, 1962, Brief vom 25.6.1915, S. 559)

Um der Hoffnungslosigkeit nicht zu erliegen, träumte Sack vom Wiedersehen in Friedenszeiten: „Herrgott, wenn ich mit Dir durch einen im Herbst in der Sonne liegenden Wald gehen könnte" (ebd.). Und kurz nachdem „vier Minen in den Unterstand herübergelümmelt" waren – die eine krepierte in meinem Lokus" – stellte er sich einen Strandurlaub vor, „allwo wir uns entkleiden und baden und, wenn ich dann zurückgeschwommen bin, liegst du unzüchtig in der Sonne. [...] Wir fangen an zu dösen oder eine Novelle zu korrigieren" (GW, 1962, Brief vom 27.6.1915, S. 561). Einmal zerbrach er sich den Kopf über „300-400 Mark, damit ich [...] mich ausstaffieren kann, und so endlich mal als anständiger Mensch zu Dir kommen kann", schob aber ernüchterter, auf den Boden der Tatsachen zurückkehrend, ein: „aber, das sind vorläufig unnötige Sorgen" (GW, 1962, Brief vom 13/14.4.1915, S. 541).

Da an einen Fronturlaub nicht zu denken war und ihn die fortdauernden Granateneinschläge aus den Träumen rissen, galt es, sich in der Landschaft des Krieges einzurichten: Gewohnheiten zu entwickeln, die „anbrüllende Langeweile" zu besiegen und auch manchmal die geschundene Seele baumeln zu lassen: „Im Übrigen habe ich ‚bon' zu Abend gegessen, sitze an einem Tisch, auf dem eine bunte Wachstuchdecke liegt, und warte auf den

Frieden", berichtete er einmal. Ein anderes Mal: „Ich habe meinen guten Abend heute: Pfeife, die dritte Flasche Bier und ein sehr gutes Buch" (GW, 1962, Brief vom 22.6.1915, S. 543). Er las Nietzsche, Jean Paul, Büchner, aber auch französische Zeitschriften und sozialistische Antikriegsbücher, die einen neuen Kampfgeist in ihm entfachten. Er zürnte den „Großkopferten, die großköpfig und größenwahnsinnig die geduldigen, schafköpfigen Feldgrauen" auf den Schlachtfeldern opferten. Zum ersten Mal in seinem Leben verfasste er ein politisches Gedicht:

> Karl, es ‚summt' mir ein neues Gedicht im Kopf, ein Kriegsgedicht!!! Und zwar – staune! – ein liedmäßiges, ganz naives mit dem Refrain: „Damit die Reichen immer reicher werden". Kitschig, nicht wahr? Aber was soll nur die Satire – Satire ist viel zu schwach – gegen diesen unerhörten Geldschacher mit seiner widerlichen Verbrämung von Patriotismus, Heldentum sein (GW, 1962, Brief vom 28.8.1915, S. 579).

Im Laufe der Frontmonate entwickelte Gustav Sack Anteilnahme am Schicksal der in die große Tragödie verstrickten Massen und übte sich in praktischer Solidarität. Als Gruppenführer eines kleines Trupps setzte er sich, wo immer er konnte, für seine Untergebenen ein. Seine bevorstehende Beförderung zum Offizier opferte er im Winter 1915, als er sich einem Militärpolizisten lautstark und beleidigend widersetzte, als dieser von ihm eine kompromisslosere, härtere Haltung gegenüber seinen Untergebenen einforderte (vgl. GW, 1962, Briefe vom 12./13.9, 14.11, 21.11, 26.12.1915, S. 590, 603, 604, 617). Über die Strafe – Arrest und ein Militärgerichtsverfahren – konnte er nur lachen: „Ist es nicht toll, Karl, daß ich auch im Kriege – im Weltkriege – es nicht anders tue als mit Arrest?" (ebd. S. 604)
Der Anblick „besäter Leichenfelder", die Kenntnisnahme unvorstellbarer Verlustzahlen – „360 Mann an einem Tag" (GW, 1962, Brief vom 5.10.1915, S. 596) in den „Wurschtkesseln" – so wurden die verlustreichsten Schlachtgebiete bezeichnet – hatten bei Sack zu einer neuen Grundhaltung geführt. Während die Erfahrung der Beliebigkeit des Massentodes bei den Kriegsherren und ihren literarischen Steigbügelhaltern eine bisher ungekannte gleichgültig-zynische Verachtung gegenüber dem Wert menschlichen Lebens bewirkte, vollzog sich bei Sack – sich dabei selbst treu bleibend – eine entgegengesetzte innere Wandlung. Er wurde zu einem Menschenfreund. In seinen Erzählungen, die ab Frühjahr 1915 auf den Schlachtfeldern und später im Sommer 1916, zurück in der Heimat, in Lippstadt und München entstanden, erklingt ein neuer Tonfall. Seine moralische Anteilnahme

an den menschlichen Schicksalen wird in den Texten nun spürbar. Die nietzscheanisch-elitäre Einstellung des Einzelkämpfers weicht einer zarten, einfühlenden Empathie mit dem Leben einfacher Menschen, für die er bis dahin wenig übrig hatte. Beispielhaft ist die an der Westfront entstandene Meistererzählung „Im Heu" (S.495-499). Geschildert wird eine Inzestbeziehung von einem Bauern zu seiner Tochter. In schwermütig-melancholischen Farben umreißt Sack die Glücksmomente einer nonkonformen Liebe, die Ächtung und Ausgrenzung nach sich zieht. In der Novelle „Der Stromer" (S. 520-523) schildert er einen alten Vagabunden, „der sein Leben zumeist auf der Landstraße, in Haftzellen oder in Arbeitshäusern verbracht hat [und] wie ein Freiwild gehetzt worden war" und erst an der Front eine Heimat, Geborgenheit und Anerkennung findet:

> Aber es war eben dieses äußerliche Geborgensein nicht allein, was ihn in einem dauernden Wohlbehagen leben ließ, es war insbesondere das Freisein von den seelischen Beklemmungen, unter denen er während des Strolcherdaseins zu leiden hatte; das Außenseiter- und Pariatum war zu Ende. (S. 522)

Die Eindringlichkeit der Darstellung des Verstoßenen, der später zerfetzt in einem Graben endet, deutet darauf hin, dass sich Sack in seinem Schicksal graduell wiedererkannte. Aber er beschränkte sich nicht auf eine magisch-realistische Wirklichkeitserkundung, sondern stieß in neuartige Bereiche der Literatur vor, indem er begann, die Folgen des Weltkrieges für die Überlebenden zu thematisieren. Psychologisch fundiert näherte er sich ihren Erfahrungen. In der Novelle „Der Igelrücken" (S. 527-530) behandelt er ein Phänomen, welches er in den Lazaretten in Frankreich und Lippstadt beobachtete, und das heute als post-traumatisches Stress-Syndrom bezeichnet wird.[44] Die Geschichte erzählt von einem Soldaten, der, im Kampf verwundet, die achtundzwanzig auf ihn niederregnenden Granaten gezählt hatte und dessen „ganzes Geistesleben" von diesem Augenblick an wie schockgefroren ist, und „von dieser Zahl [und diesem für ihn entsetzlichen Bild] überwuchert" wird (S. 527). Ein anderer Protagonist der Erzählung fühlt sich von monströsen Igeln verfolgt – sein letztes Bild vor dem Einschlag der Granate war der

[44] Vgl. dazu auch eine eingehendere Darstellung der Kriegserzählungen Sacks, die sich mit den kollektiven und individuellen Traumata der Kriegserfahrung auseinandersetzen: Steffen Stadthaus: „Oh! oh! [...] du arme, arme Erde." Der Krieg als mentalitätsgeschichtliche Zäsur in den Novellen Gustav Sacks. In: Gödden, Stadthaus: Gustav Sack, 214-224 (Anm.3).

Anblick eines zerstörten Bergrückens. Es sind nüchterne Beschreibungen einer verrückten Wirklichkeit, die er in den Lazaretten studiert hatte.
Im Dezember 1915, nach seiner Beleidigung des Vorgesetzten, hatte sich Sack „auf den Rat des Kriegsrats nervenkrank gemeldet" und verbrachte das Frühjahr in einem Lazarett in Lippstadt. Lange Tage des Wartens verstrichen, bis er die Möglichkeit hatte, Paula in Hamburg zu besuchen und sie nach eineinhalb Jahren wiederzusehen. Grund waren die bekannten finanziellen Probleme. Am 23. Januar schrieb er: „Karl, wenn wir über mehr Geld verfügten, [würde ich] so schnell wie möglich zu Dir kommen" (GW, 1962, Brief vom 23.1.1916, S. 621).
Die Begegnung war kurz, denn Sack musste schon nach zwei Tagen zurück ins Lazarett. Hier begann er neben dem Schreiben der schon thematisierten Novellen das nicht fertiggestellte „Refraktär"-Drama zu überarbeiten. Kurz vor seiner Entlassung musste er sich in Dortmund vor dem Militärgericht für seine Pöbeleien gegen den Militärpolizisten verantworten. Die Sache ging glimpflich aus. „Acht Tage Stubenarrest, die ich auf diesbezügliche Anfrage zu Recht anerkannte", meldete er Paula noch aus Dortmund. Ein Besuch bei seinen Eltern in Schermbeck schloss sich an: „Aber es ist hier alles fremd, und ich bin schon zu großstädtisch geworden" (GW, 1962, Postkarte vom 29.3.1916, S. 630). Dann ging es nach München zur Garnison, um auf einen neuen Kriegseinsatz zu warten und seine Arreststrafe abzuleisten.
München bekam ihm gut. Er wirkte aufgekratzt und positiv wie selten zuvor. Erstaunlich schnell gewöhnte er sich wieder an das zivile Leben der Stadt. In den Sommermonaten knüpfte er ganz selbstverständlich an seinen alten Lebensstil an und mischte sich in seiner Freizeit unter die Schriftsteller im Café Stefanie. Wie ein routinierter Literat suchte er nun nach neuen Stoffen: „Ich will ein büschen die Zeitung lesen und über einen ‚Kriegsnovellenstoff' nachgrübeln", beschrieb er Paula seine Abendgestaltung (GW, 1962, Brief vom 21.6.1916, S. 637). Zur Höchstform lief er typischerweise in Ausnahmesituationen auf. Während seiner achttägigen Arresthaft verfasste er einige seiner besten Kriegsnovellen. Beschwingt schrieb er an Paula:

> Ich habe die Freude, Dir wieder eine kleine, sehr gute Geschichte: „Der Igelrücken" –, wieder in ein paar Stunden hingeschrieben – zu überreichen. Die Bilanz dieser ersten sechs Arresttage: „Refraktär" fertig (sechs Szenen neu), zwei Novellen und ein Gedicht. (GW, 1962, Brief vom 24.6.1916, S. 637)

Paula war ganz selbstverständlich zu seiner Agentin aufgestiegen, sie verschickte die fertiggestellten Novellen an literarische Zeitschriften und betrieb ein engagiertes Netzwerk in Sachen Gustav Sack. Er machte Vorschläge, gab Tipps:

> Muß unbedingt an den Simplicissimus! Es ist gerade, als wäre er dafür geschrieben. Schreib einen recht auffallenden Brief an die Blase, so daß sie es wenigstens lesen. (GW, 1962, Brief vom 25.6.1916, S. 638)

Auch die Publikation der Romane war in Arbeit. Paula hatte den berühmten Dichter Richard Dehmel als Förderer von Sack gewonnen, der ihn in einem Empfehlungsschreiben als einen Dichter „aus dem Geschlechte Jean Pauls" anpries. Sack strotzte in diesen Sommermonaten in München vor Selbstbewusstsein, empfand sich „als ein büschen selbstvergnügt" und sein Glück wäre perfekt gewesen, wenn er Paula in seiner Nähe gehabt hätte. Doch dem Glück kam eine Rekrutierung nach Rumänien zuvor.
Sack erlebte seinen dritten Kriegsgeburtstag schon in Rumänien und wurde mit einer völlig neuen Kriegsführung, einem beschwerlichen Bewegungskrieg mit tagelangen Fußmärschen konfrontiert. In diesem abenteuerlichen Feldzug, der Sack durch das bergige rumänische Hinterland führte, erkannte der Autor sofort einen „effektuierbaren" literarischen Stoff. Seine Briefe, die er aus Rumänien an Paula versandte, verstand er als ein Tagebuch und eine Materialsammlung für einen großen Kriegsroman. „In Ketten durch Rumänien" lautete der Arbeitstitel. Sack perfektionierte in diesen Briefen seine realistische Beschreibungskunst.
Am 25.11.1916 schlug Sack, in einem ärmlichen rumänischen Bergdorf rastend, einen Bogen zurück zum Beginn des Krieges. Ein ahnungsvolles und todtrauriges *Document Humain*:

> Als ich heute Morgen aufwachte, lag der Novembernebel dick vor meinem Fenster und verdeckte den Schmutz und Kot des verlassenen, verwüsteten Dorfes und die ganze entsetzliche Trostlosigkeit dieses Krieges. [...] Dann denke ich an meinen Kamerad, den ich vor nun beinahe zwei Jahren im Bois de Favrière begrub. Nun werden sein hoher Eichenhain und sein hübsches Birkenkreuz von dem französischen Durchbruchsfeuer im Juli zerfetzt und zerstampft sein, vielleicht liegt er wieder ausgeworfen auf bloßer Erde und schneidet dabei sein altes, traurig-kluges Gesicht – er machte in Mystik und Blasiertheit und schwärmte für Stefan George; in der Silvesternacht 1914 auf 15 aber

> waren wir beide flaschenbeschwert in den Telephonunterstand gegangen, wo sie auf zwei Gitarren Operettenlieder spielten – feindliche Minierarbeiten. Es wurde Tag, als wir durch die Gräben in unseren Unterstand torkelten, neblig kam das neue Jahr herauf, von dem er nur noch einen halben Monat sehen sollte. Denn wir glaubten damals, wir könnten diesen Krieg nur im Trinken ertragen, aber nun trinke ich schon lange nicht mehr, ich schüttele nicht mehr den Kopf über den Wahnsinn der Welt, ich döse in den Nebel und den Schmutz und lasse beides meine Heimat sein. (GW, 1962, Brief vom 25.11.1916, S. 668/9)

Gustav Sack starb wenige Tage später, am 5. Dezember 1916, im Verlauf eines Gefechts in Finta de Mare, wo er auch begraben ist.

Dokumente

1. Vorwort Paula Sacks zu den Gesammelten Werken 1920

Hiermit lege ich das reiche Erbe, das mir vor mehr als drei Jahren zufiel, aus der Hand und in die Hände aller, die der deutschen Sprache mächtig sind, und hiermit löse ich das Versprechen, das ich dem Scheidenden gab: nicht zu ruhen, bis auch der letzte Buchstabe gedruckt sei. –

Meine Aufgabe war nicht schwer; wieder und wieder gemeinsam bedacht und erwogen lag alles, das Meiste schon seit Jahren, fertig da. Zustimmung zu letzten Entscheidungen kam noch schriftlich. Wo ich dennoch genötigt war, eigenmächtig, doch wie ich meine: in seinem Sinne, einzugreifen, habe ich es eigens angemerkt.

Die vorliegende Ausgabe umfaßt Sacks Gesamtwerk. Eine Novelle „Der Paralytiker", 1919 vom „Wieland" gebracht, wurde nicht aufgenommen, da sie, bis auf Einleitung und Schluß, wörtlich aus der „Paralyse" genommen ist. Ferner wurden ein kleines Stimmungsbild „Aus dem Englischen Garten" und die winzige Glosse „Der erste Futurist" als bedeutungslos ausgeschlossen. Die Jugendwerke, obschon interessant als Entwicklungsdokumente, sind gleichfalls nicht enthalten, da sie literarische Beachtung an sich nicht beanspruchen können.

Daß ich Sacks konservativer Orthographie und mehr noch seiner selbstherrlichen Handhabung der Interpunktion mit verschwindenden Ausnahmen blind gefolgt bin, darf nicht als Äußerung übertriebener Pietät gedeutet werden; ich war dazu umso mehr verpflichtet, als er selbst auf beides, besonders auf Innehaltung der Interpunktion bei Vervielfältigung der Manuskripte stets den größten Nachdruck legte. –

Ich bin stolz und glücklich, daß meine Hand, von ihm beseelt, sammeln und hier niederlegen durfte, was sein Geist schuf, was Sinn und Ziel, Hoffnung und Verzweiflung, Leid und – Glück unseres Lebens war.

München, Mai 1920.
Paula Sack

2. Vorwort Paula Sacks zu „Ein Namenloser"

Der Namenlose

Tote sind es, deren Gestalten diese Blätter heraufbeschwören, denn auch die blonde Claire ist seit mehreren Jahren tot ...

Dem „verbummelten Studenten", der den Namen meines Mannes bekannt gemacht hat, folgt heute der „Namenlose". Es ist der zweite und letzte abgeschlossene Roman, den er uns hinterlassen hat, denn der dritte, „Paralyse", ist Bruchstück geblieben.

Der „Namenlose" steht erkenntnistheoretisch zwischen dem in der Philosophie scheiternden „Studenten" und dem „freien Menschen" der „Paralyse". Von ihm sagt Sack selbst, als er gelegentlich die Entwicklungslinie seiner großen Arbeiten skizziert:

Der Namenlose. – Der Götterglaube ist völlig überwunden; um aber im Relativismus und Positivismus bestehen zu können, Stütze und Verbindung mit dem Innersten der Natur durch geschlechtliche Liebe.

Dieser schonungslos ehrliche Bericht einer sinnlichen Leidenschaft wäre, viel eher noch als Loos und Erichs Verbindung im „Studenten", eine „dumme Liebesgeschichte", die allenfalls durch einen krankhaften Paroxismus der erotischen Gefühle sich auszeichnete, wenn nicht das Denken die an sich kleinen Begebenheiten mit unerbittlicher Schärfe durchsetzte und zersetzte. Es sind, wie immer bei Sack, die Ereignisse im Gehirn, die den eigentlichen Gang der Handlung bilden, aus dem an sich leicht trivialen Stoff tragische Kraftvergeudung und Untergang gestaltend.

Sack schrieb den „Namenlosen" in Schermbeck, seinem Heimatort. Unmittelbar nach Beendigung des Dienstjahrs in Rostock, dessen photographisch getreue Wiedergabe der Roman ist, wurde mit den Vorarbeiten begonnen. Von diesen abgesehen, erfolgte die erste gültige Kladdeniederschrift in dem erstaunlich kurzen Zeitraum vom 5. Dezember 1912 bis zum 17. Januar 1913. Sacks damalige ungeheure innere und äußere Verlassenheit zeigt die Bemerkung, mit der er mir dann das Manuskript, das zunächst den Titel „Mein Sommer 1912" getragen hatte, übersandte: daß er auf der Welt niemanden wisse, dem er es lieber schicke als mir. Wir hatten zu jener Zeit erst wenige Briefe gewechselt und uns noch nicht gesehen.

Nach der Rücksendung erfolgte sofort die letzte Überarbeitung und Reinschrift, die durchwegs formale Änderungen brachte. Bedeutungsvoll

war die Einschaltung der umfangreichen Diskussion der Kameraden auf dem Schießplatz. Sie ist eine temperamentvolle Auseinandersetzung mit den in Hans W. Fischers „Dreißigjährigem“ aufgestellten Theorien. Das Buch war ihm inzwischen durch mich geschickt worden.

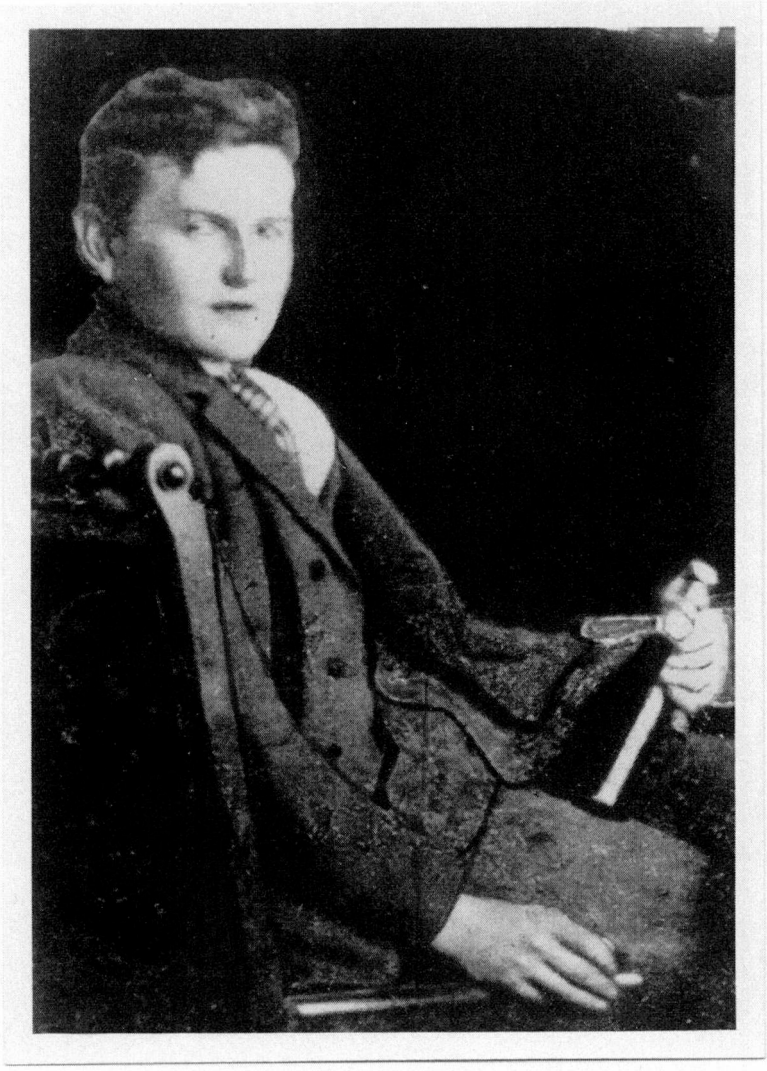
Im Frühjahr 1913 war der „Namenlose“ druckfertig, in der heute vorliegenden Fassung. Niemand wollte ihn drucken. Es mußte 1919 werden, ohne Sack, bis er den Weg in die Öffentlichkeit fand. Nun stellt er sich neben seinen älteren Bruder, den vielgenannten verbummelten Studenten, um mit ihm für den großen Toten zu zeugen, bis auch die übrigen Werke erscheinen und das ernste Bild vollenden werden.

München, 8. Februar 1919.
Paula Sack

3. Dorfansicht Schermbeck, um 1900



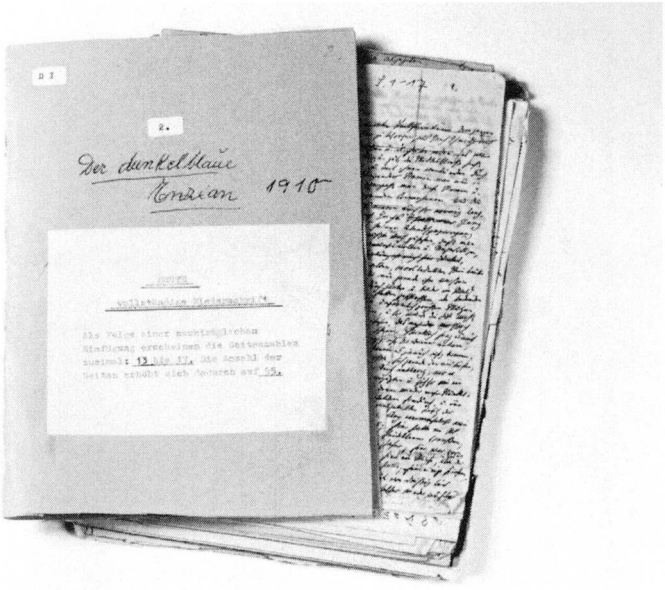
4. Als dichtender Primaner, Wesel, um 1904



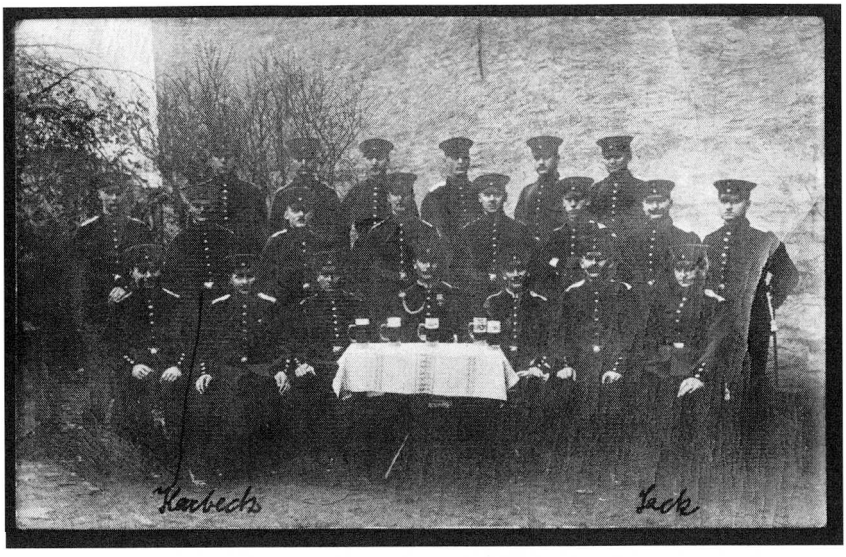
5. Manuskriptentwurf des Romans „Ein verbummelter Student“ auf Todesanzeige, Schermbeck, 1910



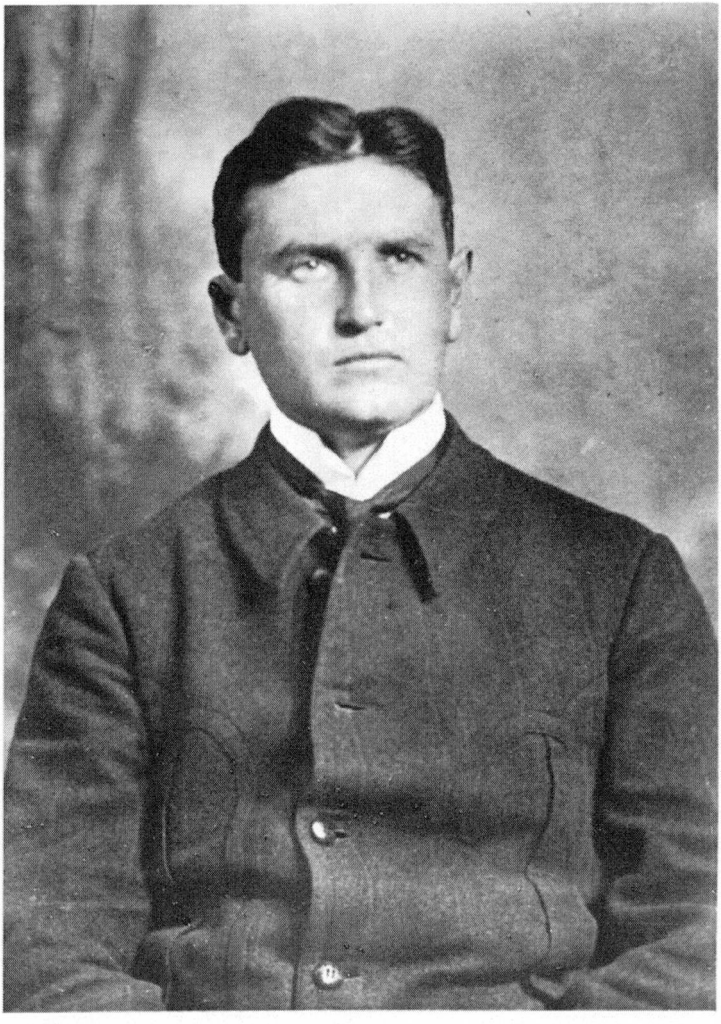
6. Vollständige erste Niederschrift von „Ein verbummelter Student“ unter dem Titel „Ein dunkelblauer Enzian“, Schermbeck 1910



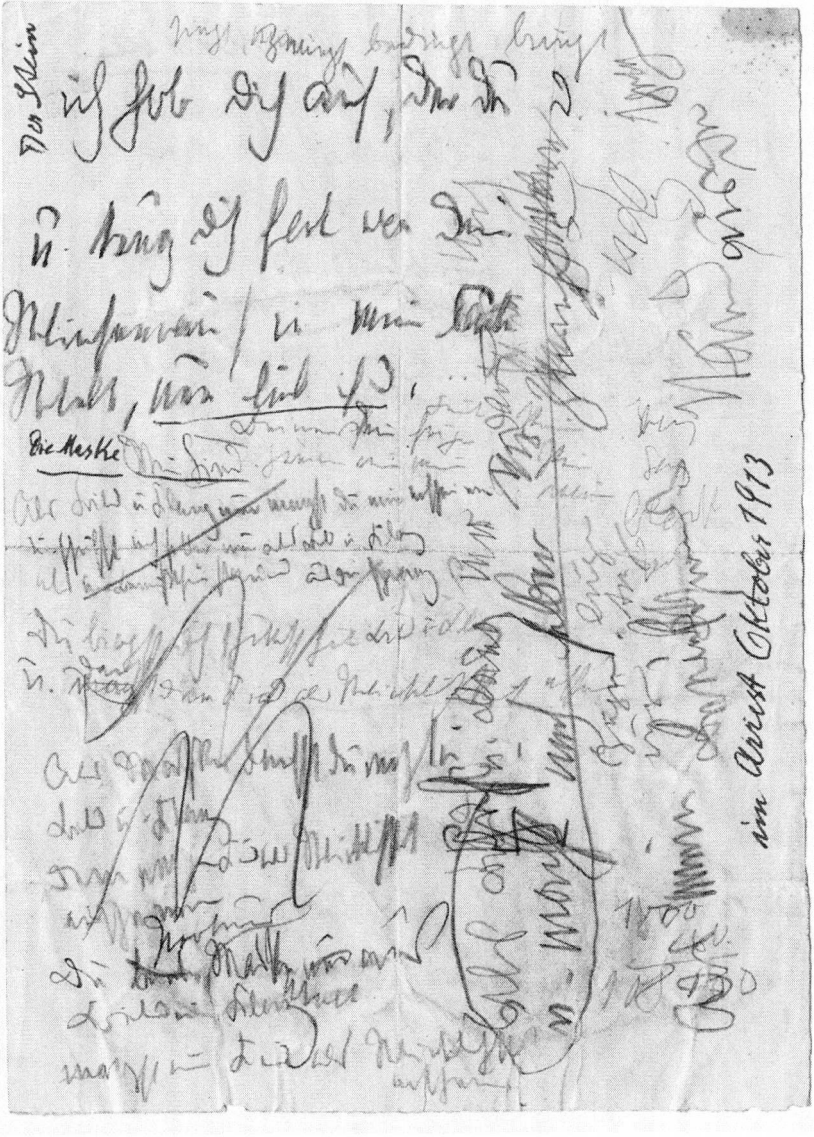
7. Fotografie aus Sacks „Einjährigenjahr“, Rostock, um 1911



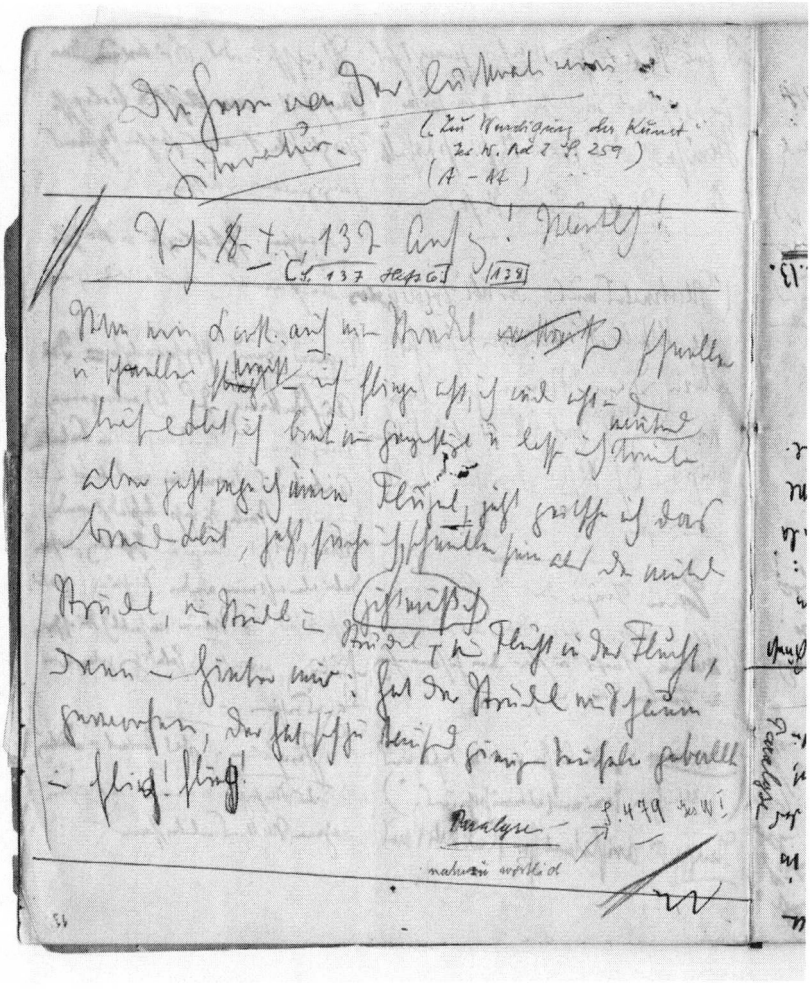
8. Porträtfoto, München, 1914



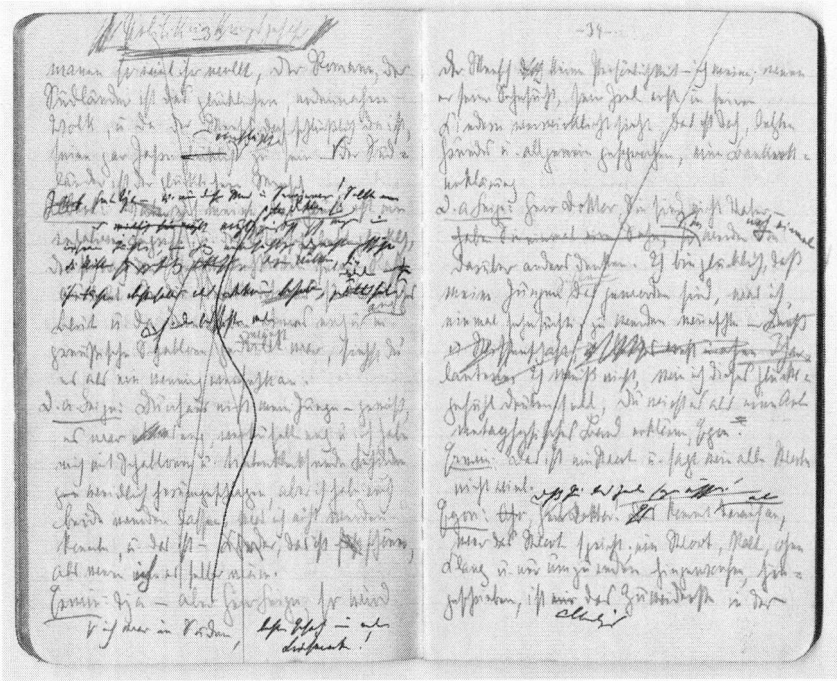
9. Gedichtmanuskript „Der Stein“, München, Arrestzelle 1913



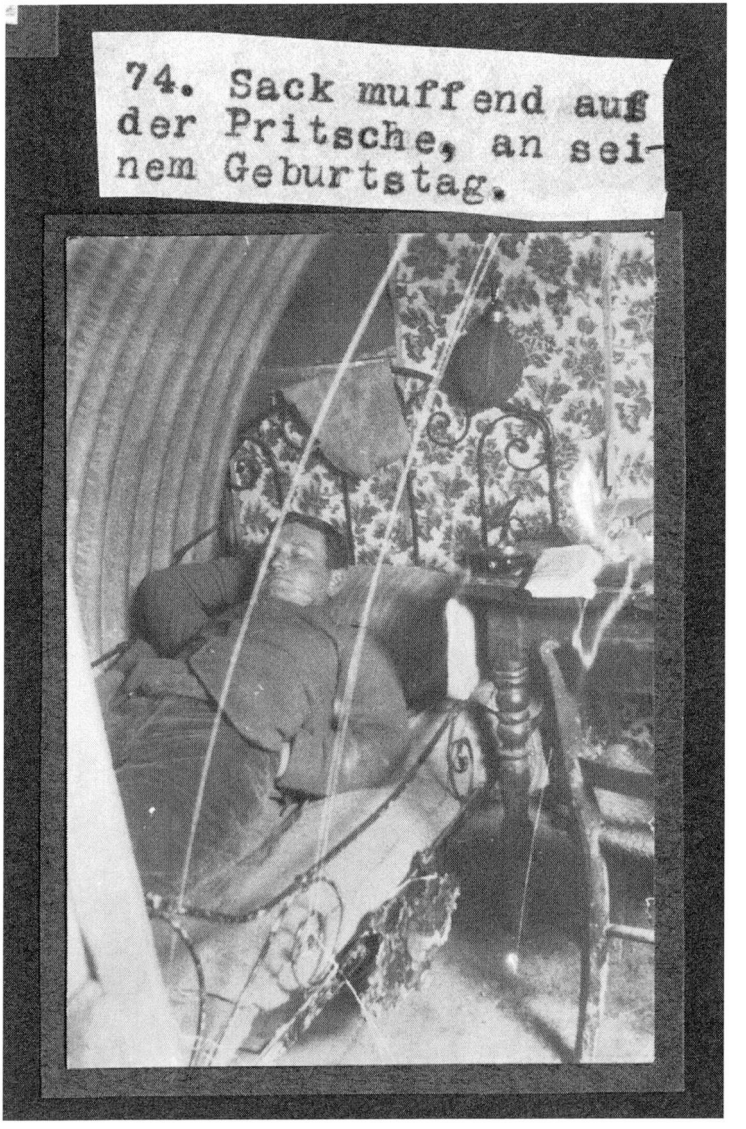
10. Manuskript „Paralyse“, München-Schwabing, 1914



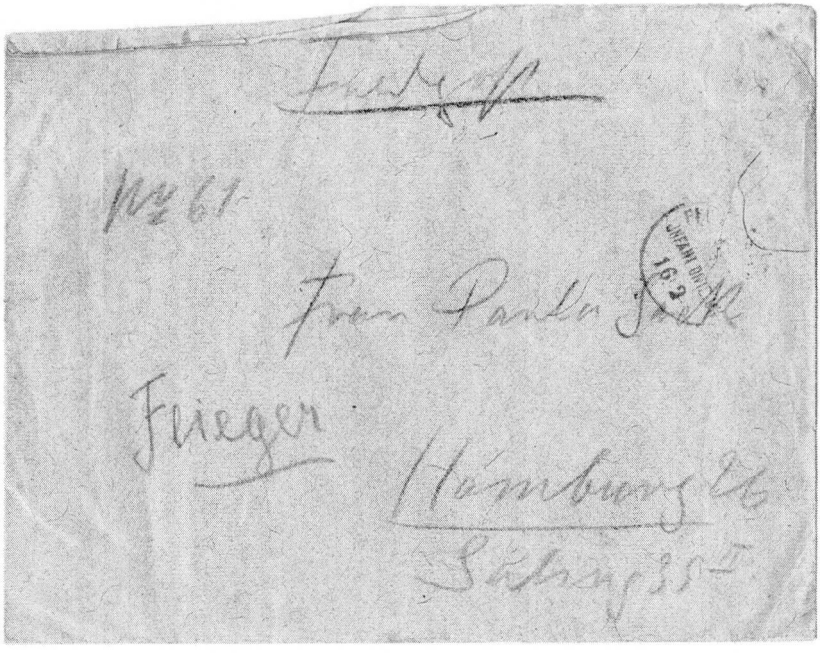
11. Skizze zum Theaterstück „Der Refraktär“, Schweiz, August 1914



12. Fotografie, aufgenommen an Sacks 30. Geburtstag, Westfront, 1915



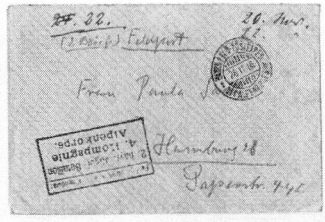
13. Feldpostbrief mit Erzählung „Der Flieger“, Westfront, 1915

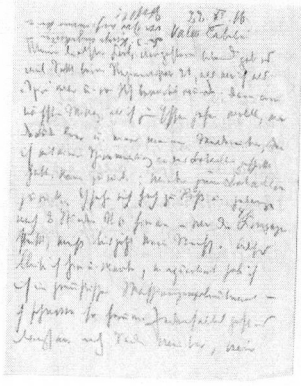


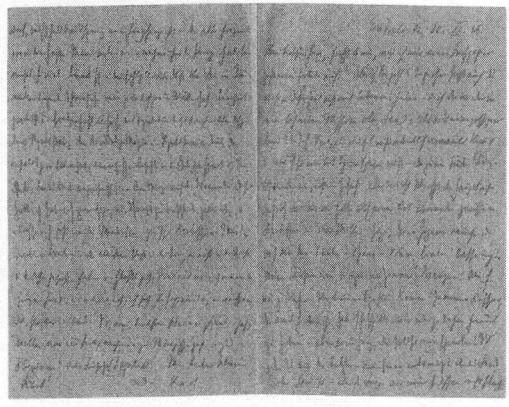
14. Gustav und Paula Sack, Lazarett, Lippstadt, 1916



15. Feldpostbrief „In Ketten durch Rumänien“, November 1916





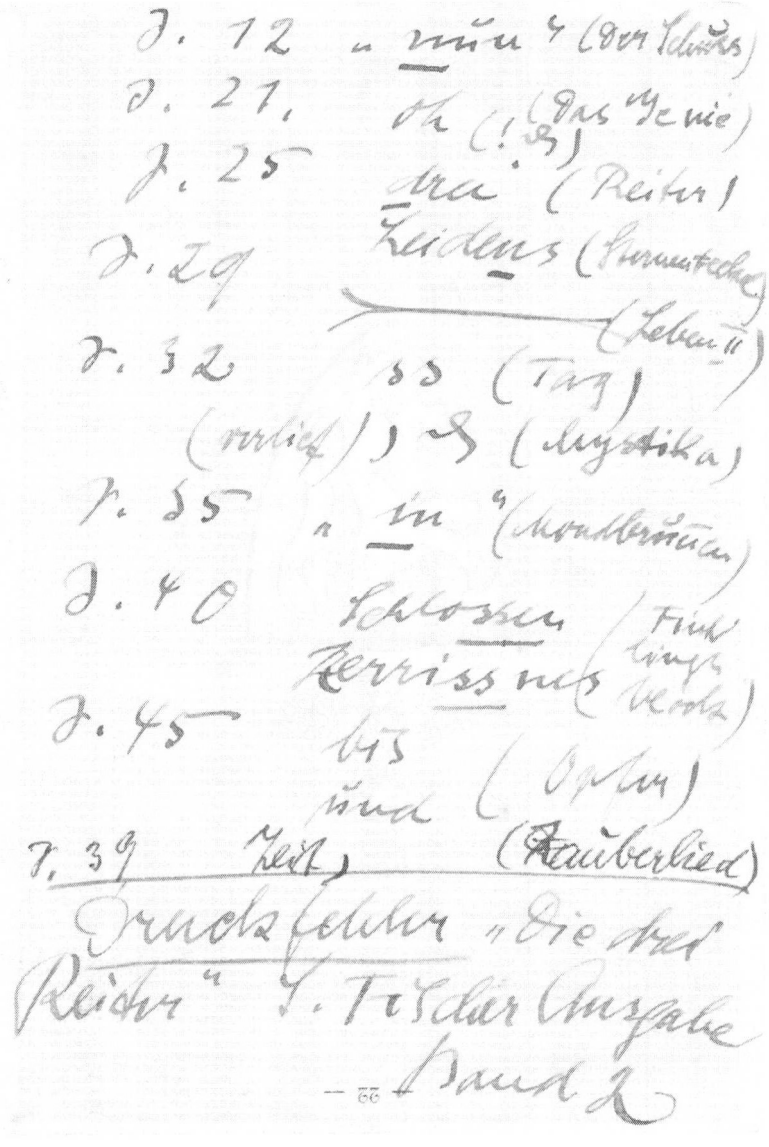


16. Todesanzeige, Dezember 1916



Guſtav Sack, einer unſerer hoffnungsvollen jungen Dichter, fiel, 31 Jahre alt, am 5. Dezember 1916 nördlich von Bukareſt

17. Korrekturen Paula Sacks zu den „Gesammelten Werken“
1920



Bildnachweis

S. 645: Friedel Stricker, Heimatmuseum Schermbeck
S. 646 – 659 und Porträtbild auf dem Titelblatt: Gustav Sack Nachlass, DLA Marbach

---

Danksagung

Die Herausgeber sind zahlreichen Personen und Institutionen zu Dank verpflichtet:

Dem Deutschen Literaturarchiv Marbach als Besitzerin des Gustav-Sack-Nachlasses. Besonderer Dank gilt Thomas Kemme, Hildegard Dieke, Dr. Helmut Mojem, Dr. Nicolai Riedel.

Ferner danken wir für ihre Mitarbeit:
Renate Stadthaus
dem Arbeitsteam der LWL-Literaturkommission für mannigfache weitere Unterstützung

Der Nyland-Stiftung, Köln danken wir für finanzielle Förderung des Gustav-Sack-Projekts

Ferner danken wir für die Unterstützung der Gustav-Sack-Ausstellung:

der Kultur-Stiftung Schermbeck
dem Landschaftsverband Rheinland
Helmut Scheffler

Die vorliegende Edition bietet nach Jahrzehnten die erste vollständige und textkritisch überarbeitete Werkausgabe des frühexpressionistischen Autors Gustav Sack (1885-1916). Die Zahl der Fürsprecher Sacks ist klein, aber prominent. Adorno stellte ihn wegen seiner Modernität an die Seite von Proust; Thomas Mann bezeichnete sein Romanfragment „Paralyse" als „packender, als so manches Vollendete". Gustav Sacks Texte sind bis heute lesbar geblieben. Sie sind nicht verstaubt und bieten vielfältige Ansatzpunkte für eine produktive Neurezeption – literatur- und kulturgeschichtlich, historisch, aber auch literarisch, künstlerisch und filmisch.

ISBN 978-3-89528-856-2

